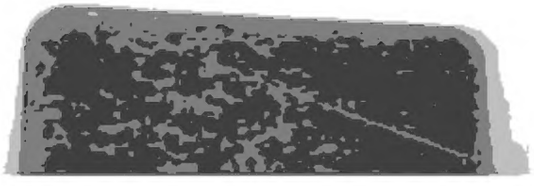
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1845

Zweiter Band.

Digitized by Google

Hiſtoriſch-politiſche

Blätter

für das

katholiſche Deutſchland,

herausgegeben

von

G. Phillips und **G. Görres.**

BIBLIOTHEK
des
F. E. CLERICAL-SEMINARS
in
WIEN.

Sechszehnter Band.

München, 1845.

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
DEC 17 1985

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Zeitläufte . . . . . Urtheile frommer Proteſtanten über Ronge und Czersky. Karl Witte. Adolph Wuttke. Die Hegeliſche linke Seite und die Freikirche.	1
II.	Die Heilwirkungen bei der Ausſtellung in Trier .	50
III.	Czarotheokratie	66
IV.	Literatur: . . . . . G. Phillips Kirchenrecht. Erſten Bandes zweite Abtheilung.	80
V.	Landgraf Philipp von Heſſen. (Ein Beitrag zur Schilderung der politiſchen Seite der Glaubensſpaltung des ſechszehnten Jahrhunderts.) V. Philipp und der ſchmalkaldiſche Bund. (Schluß.)	81
VI.	Heilwirkungen bei der Ausſtellung in Trier. (Schluß.)	121
VII.	Rheinländiſches	150
VIII.	Ein Beitrag zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges	165
IX.	Ecce Homo!	169
X.	Literatur: . . . . . Commentar zum Briefe an die Römer. Von Dr. Fr. X. Reithmayr, ordentlichen Profeſſor der Theologie an der Univerſität München. Regensburg 1845. S. XII, 787.	174
XI.	Der Helenismus	185
XII.	Erwiderung	197
XIII.	Die Jeſuitenfrage . . . . . I. Der heilige Ignatius von Loyola und ſein Orden.	205
XIV.	Rheinländiſches	229
XV.	Zeitläufte. Die Lichtfreunde	233
XVI.	Zeitbetrachtungen	258

Digitized by Google

Seite

XVII. Die Rede vor den Lichtfreunden in Naumburg . . 286

XVIII. Ueber katholische und protestantische Geschichtschreibung 297

XIX. Die Jesuitenfrage 321

II. Das erste Noviciat des Ordens in der Geschichte.

XX. Rheinländisches 355

Das deutsche Janusgesicht: Feste und Volksunruhen. — Das Obercensurgericht und die Leipziger Ereignisse. — Die rheinischen Zustände und die Symptome im Norden. — Anwesenheit des Königs am Rhein. — Die Jesuitenkirche in Trier. — Das Ministerium Eichhorn. — Duisberg. — Eilers. — Die Beschwerden der Katholiken gegen das Ministerium Eichhorn. — Die Besetzung der Lehrstühle in Bonn, Zustand der Universität Breslau, das Patronatsrecht des Staates, Ungleichheit des Gehaltes der Pfarrer, Dotirung der Bisthümer, die katholischen Decane und die protestantischen Superintendenten, die Demeritenhäuser, die Schulschwestern und das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern. — Verhalten des Ministeriums gegen die Dissidenten und den Borromäusverein. — Verbot der histor.-polit. Blätter und Gründung des Rheinischen Beobachters. — Fürst Metternich über die Ereignisse in Leipzig und das Frankfurter Attentat. — Der Buchhändler Dümont und der sogenannte „cölnische Klingel". — Der katholische Herr Dümont beruft einen Redacteur aus der Versammlung der Berliner Lichtfreunde zur Redaction der Cölnischen Zeitung. — Aufruf an Cöln, diese Schmach nicht zu dulden.

XXI. II. Die kirchlichen Streitfragen der Gegenwart in Frankreich 377

XXII. Johann Michael Denis. Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts 394

XXIII. Das Christenthum der Germanen 412

XXIV. Der Leipziger Handel 420

XXV. Kabinetsstücke 442

XXVI. Literatur: 453

I. Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta 1845.

II. Patrum Apostolicorum S. Clementis Rom. S. Barnabae, S. Ignatii et S. Polycarpi epistolae. Accedunt S. Ignatii et S. Polycarpi martyria. Textum ad optimarum editionum fidem recensuit Fr. X. Reithmayr. SS. Theologiae Doctor et Professor P. O. in universitate Monacensi. Monachii (Libr. Lentneriana) 1844. 8. XXXII. 368.

III. Christlich-metaphysische Betrachtungen von Nikolaus Malebranche. Aus dem Französischen. Münster bei Theising.

Digitized by Google

Seite

XXVII. Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder. I. Die Physiognomie des Landes Paderborn, die Grafschaft Mark und das Herzogthum Westphalen 463

XXVIII. Andeutungen über den Einfluß des Protestantismus und Freimaurerthums auf den Gang des siebenjährigen Krieges 473

XXIX. Rheinländisches 484

Victorias rheinische Lustfahrt. — Die Musiker und die englischen Regenwolken. — Die Hirschjagd in Gotha, sentimentales Lamento in London. — Frankfurter Miserabilien. — Der Schweizer Vulkan. — Die Diplomatie. — Oesterreich und Sardinien. — Die schweizerische Atheistenverbindung.

XXX. Der ewige Jude in Sachsen und das Concil in Schwaben 503

XXXI. Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder 505

II. Handelsgeist im Sauerland. — Wilde Poesie in Paderborn. — Die Barackenbewohner. — Ihre Ehen. — Die Branntweinpest. — Sittenverderbniß. — Alte Gebräuche. — Aberglauben. — Besprechungen. — Raufluft. — Eine Gerichtsscene.

XXXII. Johann Michael Denis. (Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts.) (Fortsetzung.) . . 521

XXXIII. Literatur: 543

Die Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heil. römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolf und seine Zeit. Erste Abtheilung. Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs. Von J. E. Kopp.

Oder:

Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp, König Rudolf und seine Zeit. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung 1845.

XXXIV. Die Sectenfreiheit und das Preußische Landrecht . 546

XXXV. Die kirchenrechtlichen Streitfragen der Gegenwart in Frankreich. (Schluß.) 549

XXXVI. Rheinländisches. Die Cölner Zeitung und der Vorsänger der Berliner Lichtfreunde 566

XXXVII. Die Generalversammlung des Gustav-Adolfvereins in Stuttgart und ihre Resultate. Zugleich ein Wort über die protestantische Kirchenverfassungsfrage . . 569

XXXVIII. Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder 587

III. Die Gränze. — Münsterländisches Stillleben. — Patriarchalisches Wesen. — Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche. — Frömmigkeit und harmloser Aberglaube. — Die Vorgeschichte. — Duldender Muth und Herzensgüte.

Digitized by Google

		Seite
XXXIX.	Zeitläufte. Die Vertreibung des Caplan Roos aus Frankfurt	601
XL.	Wiesbadner Miserabilien	629
XLI.	Correspondenz aus dem Norden	631
XLII.	Literatur:	633
	Adolph von Knigge. Von Karl Gödecke, Hannover 1844.	
XLIII.	Napoleon in Breda 1810	646
XLIV.	Johann von Nepomuck. Eine historische Skizze, auf Veranlassung des Werkes: „Geschichte von Böhmen, von Karl Wilmarshof. Leipzig 1844." . . .	650
XLV.	Die Generalversammlung des Gustav-Adolfvereins in Stuttgart und ihre Resultate. Zugleich ein Wort über die protestantische Kirchenverfassungsfrage. (Schluß.)	656
XLVI.	Rom und seine Stellung in der Weltgeschichte .	669
XLVII.	Literatur:	680
	Die Cäsaren. Geschichte der Cäsaren bis auf Nero. Aus dem Französischen des Grafen Franz v. Champagny. Von Albin Bischoff. Erster Band. Wien 1845. Druck und Verlag der Mechitaristen Congregations-Buchhandlung.	
XLVIII.	Nachruf an Clemens August. Zur Gedächtnißfeier des zwanzigsten Novembers	682
XLIL.	Das Concil der Deutsch-Katholiken. Eine Komödie in drei Aufzügen, gespielt zu Stuttgart vom 15. bis 17. September 1845. (Kritische Noten eines Zuschauers.)	697
L.	Briefliche Mittheilungen aus Schlesien . . .	717
LI.	Johann Michael Denis. (Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts.) (Fortsetzung.) . .	725
LII.	Literatur:	
	I. Was ist die Bibel? Symbolische Briefe für die Gläubigen aller christlichen Confessionen, von Anton Oberhard, vormals Prediger in München. München, 1845. In Commission der literarisch-artistischen Anstalt. 198 S.	743
	II. Historica Russiae Monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. J. Turgenevio. 2 Bände. Petropoli	747
LIII.	Professor Gehringer und die Exegese . . .	755
LIV.	Betrachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Civilrechtspflege	761
LV.	Johann Michael Denis. (Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts.) (Schluß.) . . .	777
LVI.	Würtembergische und Badische Zustände . . .	798
LVII.	Das Pönitentiärsystem und die christliche Mission .	804
LVIII.	Actenstücke, die westphälische Schulfrage betreffend .	808

I.

Zeitläufte.

Urtheile frommer Protestanten über Ronge und Czersky. Karl Witte. Adolph Wuttke. Die Hegelische linke Seite und die Freikirche.

Was der durch Gustav-Adolphsvereine und Freimaurerlogen vertretene preußisch-sächsische Rationalismus über die vielbesprochene Rongesche Freikirche zu sagen weiß, ist allbekannt und in seiner abgedroschenen Langweiligkeit kaum noch der Erwähnung werth. Interessant ist es nur noch, die Stimmen solcher Protestanten zu vernehmen, die über der gewöhnlichen Geistlosigkeit und Plattheit der rationalistischen Philisterwelt stehend, jener flüchtigen Erscheinung des Tages eine neue Seite abzugewinnen suchen. Wir sind es unsern Lesern, wie unsern außerkirchlichen Gegnern schuldig, dergleichen Ansichten nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Wollten wir, was sich zuweilen an Geist und redlicher Gesinnung in den Reihen der Gegner zeigt, unterschlagen, so würden wir uns des unrühmlichen Verfahrens auf der antikatholischen Seite schuldig machen, wo, weil man sich zu schwach zur Discussion fühlt, man auf's ängstlichste jedwede redliche und freimüthige Erörterung zu verhindern strebt, und deßhalb das Heil in schimpflich feiger Flucht, und in den bekannten Maßregeln obscurantistischer Unterdrückung der katholischen Presse zu suchen genöthigt ist.

Wir haben in einem unserer jüngsten Artikel den Standpunkt beleuchtet, welchen Wolfgang Menzel's Literaturblatt dem Ronge'schen Scandal gegenüber auf der Basis einer ausschließlich nationalen und deutsch-patriotischen Anschauungsweise genommen hat. — Betrachten wir heute, was ein anderer, nicht minder geistvoller und ehrenwerther Schriftsteller, wie der eben genannte, aus dem mehr theologischen Gesichtspunkte einer gewissen protestantischen Orthodoxie und Frömmigkeit gegen und über die exkatholischen Lichtfreunde zu sagen hat. — Dieß ist Karl Witte, Professor der Rechte in Halle. Seine Schrift („der heilige Rock, Ronge und Czersky") trägt in Form und Inhalt ein anständiges Gepräge, und gehört zu jenen Erscheinungen in der Controversliteratur, mit denen ein Austausch der Ansichten, eine Erörterung, ja bis auf einen gewissen Grad eine Verständigung möglich ist. — Wir wünschen, daß dieses Büchlein im katholischen Publikum nicht unbeachtet bleiben möge, und wollen unsere Leser darauf als auf ein, in mancher Beziehung erfreuliches Zeichen der Zeit nach bestem Vermögen aufmerksam gemacht haben. Der Sturmfluth der gewöhnlichen Streitschriften gegenüber, wie die jüngsten Monate sie brachten, ist jeder aus den Reihen der Gegner der Kirche auftauchende Versuch, in die Stelle der Lüge, des Schimpfens, der Verläumdung vieler der ihrigen einen ruhigen, menschlichen Ton vernünftigere Besprechung treten zu lassen, — bereits als ein nicht geringes, wenigstens von hohem Muthe zeugendes Verdienst anzuerkennen und hoch zu rühmen.

Die Schrift des Professor Witte (eine Sammlung von Aufsätzen, die bereits vom 8. bis 22. Februar in dem Hallischen Volksblatt für Stadt und Land gedruckt wurden), zerfällt der Sache nach in zwei Theile. — Der eine beleuchtet das Treiben und Wesen der Apostaten, der andere polemisirt, wenn gleich in möglichst milden und anständigen Worten, gegen die Kirche.

Heute können die berüchtigten Stifter des Aergernisses bereits der Sache nach als abgethan betrachtet werden, und in

wenigen Monaten werden sie an ihrer lächerlichen Unbedeutendheit zu Grunde gegangen, und hoffentlich vergessen, vielleicht auch durch die Kunde von neuem Frevel in den Hintergrund gedrängt seyn. Allein zur Zeit, als Herr Witte seine unumwundene Meinung über die Afterreformatoren aussprach, war der Enthusiasmus für Ronge und Czerski noch auf seinem Gipfel, und es muß als ein Zeichen ehrenwerther Selbstständigkeit der Gesinnung angesehen werden, wenn ein protestantischer Gelehrter zu Halle, in Mitten des lichtfreundlichen Tobens der unermeßlichen Mehrheit seiner Confessionsgenossen, ohne Scheu vor den hochgestellten öffentlichen und heimlichen Gönnern des Skandals rund und deutsch heraus seine Ueberzeugung von der Erbärmlichkeit und Hohlheit jenes ganzen Treibens auszusprechen wagte. — Er gesteht offen, daß ihm die Gabe der Begeisterung „für diesen muthigen Streiter um Licht und Wahrheit" bis auf das kleinste Fünkchen versagt sei. Das vielbelobte Schreiben Ronge's verdanke seinen außerordentlichen Erfolg allein dem schlechten Kunstgriffe, daß der Verfasser sich einen Katholiken, einen katholischen Priester nennt. Wer es aber als seinen schönsten Ruhm bezeichnet, dasselbe zu wollen, wie Huß und Luther, wer in den Bekenntnißschriften der katholischen Kirche festgestellte Glaubenssätze als verderbenbringend verwirft, wer nur aus dem sogenannten gesunden Menschenverstande als oberster Quelle der Entscheidung religiöser Zweifel zu schöpfen weiß, der habe, sagt Witte, längst aufgehört, „Katholik" zu seyn.

Auch das Verdienst eines einigermaßen erheblichen Muthes gesteht der Verfasser Herrn Ronge nicht zu. Mit Recht hebt er hervor: daß ein wegen Ungehorsams gegen seine geistlichen Behörden suspendirter Capellan, der sich genöthigt sieht, den Kindern protestantischer Beamten auf einem kleinen Hüttenwerke in Oberschlesien Unterricht zu ertheilen, wenig oder nichts auf's Spiel setzt, wenn er es wagt, den Zorn seiner vorgesetzten Behörden noch zu steigern, wohl aber konnte er mit Zuversicht auf den Beifall, auf die Unterstützung, auf die Ehrenkränze von

Tausenden zählen, denen jeder Angriff auf eine Kirche, „welche es auch sei", als ruhmeswerthes Werk erscheint. Deßhalb sandte er sein Schreiben auch keineswegs an den Bischof Arnoldi, an den es gerichtet war, sondern an die sächsischen Vaterlandsblätter „damit in dem sehr protestantischen Sachsen alsbald viel Lärmen und viel Freude seyn möchte, über die Schmähungen eines „„katholischen Geistlichen"" gegen seine Kirche."

Der Verfasser prüft dann den Standpunkt, von welchem aus der Exprieſter seine Polemik gegen die Wallfahrt nach Trier erhebt, und die Einwendungen, die er gegen diese Seite des Cultus macht. Ronge stellt bekanntlich den Geldpunkt voran. Hierauf sagt Professor Witte: „Wahrlich, wer diesen Grund an die Spitze stellen konnte, ist ein rechtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Nützlichkeit, des Geldes, der Sparkassen und Lebens-Versicherungs-Anstalten. Wären die Wallfahrten wirklich, was die katholische Kirche ihnen nachrühmt, Quellen geistlicher Erquickung, Brunnen frischen Glaubensmuthes, wie klein, wie nichtig wäre alsdann nicht jener Krämereinwurf. Als Jesus zu Bethanien im Hause Simon's war, trat ein Weib (Maria) zu ihm, da er zu Tische saß, und goß ein Glas mit ungefälschtem und köstlichem Narden-Wasser auf sein Haupt. Da das seine Jünger sahen, wurden sie unwillig, und Einer sprach: Wozu dient der Unrath? Dieses Wasser hätte um mehr denn um dreihundert Groschen verkauft und das Geld den Armen gegeben werden können. Jesus aber sagte: „„Lasset sie mit Frieden, was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk gethan."" — Der nun so eifrig für die Armen gesorgt wissen wollte, das war Judas Ischariothes."

Auch das sonstige schaale, von roher Unwissenheit strotzende Geschwätz des abtrünnigen Priesters findet überall in dieser Schrift seine verdiente Abfertigung. Meint Ronge, daß die Christen der ersten drei Jahrhunderte keine Reliquien in ihren Kirchen duldeten, so begegnet ihm unser protestantischer Autor mit verdienter Geringschätzung. „Wir hatten allerdings bisher

in der Meinung gestanden, daß Orte, wo die Christen während der ersten Jahrhunderte besonders häufig zu gemeinsamer Andacht sich versammelt, die unterirdischen Gräber (Katakomben) gewesen seien, wo die Gebeine der Märtyrer sie rings umgaben. Unbekannt war uns ferner, daß der kräftige Geist der deutschen Völker erst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sich durch die Kreuzzüge zur Reliquienverehrung habe erniedrigen lassen, nach dem allerlei aus dem Morgenlande gebrachte Fabeln und Wundergeschichten „„die hohe Idee, welche die christliche Religion von Gott gibt"", verdunkelt hatten. Unbekannt waren uns namentlich sämmtliche Kreuzzüge des vierzehnten Jahrhunderts mit all den Heldenthaten geblieben, die auf ihnen vermuthlich verrichtet sind; doch kommt darauf nicht allzuviel an: eben Herr Ronge und diejenigen, die ihm Kränze flechten, dürfen am wenigsten geneigt seyn, Alles, was im Verlauf der Zeit erst geworden ist, lediglich um deßwillen zu verwerfen, weil es nicht von jeher bestanden; wo blieben sonst die Constitutionen, die Tagespresse, die Kammerdebatten u. s. w."

„Endlich", sagt Witte, „spielt Ronge seinen letzten Trumpf aus: noch einmal, zum dritten Male, kommt der Geldpunkt zur Sprache, und dann heißt es: wenn Bischof Arnoldi wirklich die drei Fragen (Wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie es wissen) mit gutem Gewissen verneinen könne, wenn er wirklich glaube, daß dem „„bewußten Kleidungsstücke"" eine Heilkraft beiwohne, warum er dann dieselbe der leidenden Menschheit bis zum Jahre 1844 vorenthalten habe? Es wäre in der That eine schwer zu lösende Aufgabe, in der gleichen Zahl von Worten mehr Albernheiten auszusprechen. Zunächst hat unsers Wissens Bischof Arnoldi nie und nirgends behauptet, daß dem „„bewußten Kleidungsstücke eine Heilkraft beiwohne""; sodann konnte er die Ausstellung des heiligen Rockes nicht füglich eher verfügen, als bis er Bischof von Trier geworden, was bekanntlich weniger als zwei Jahre vorher geschehen; ferner hatten seine Vorgänger seit dem sechszehnten Jahrhundert solcher Ausstellungen nicht weniger als neun veranstaltet; endlich setzt die

Einleitung. — Am Nord-Ost-Ufer. 15. 16 sehr ein schöner Bau, wenig. Ich sah die schönsten Pferden in Holz gearbeitet, Kameele, Affen, Löwen, Tiger, Elephanten, Hirsche, Rehe, Hasen, Füchse, Wölfe, Bären, Schweine, Hunde, Katzen, Mäuse, Ratten, Vögel, Fische, Schlangen, Raupen, Würmer, Spinnen, Fliegen, Bienen, Ameisen, Flöhe, Läuse, Wanzen, Mücken, Schnaken, Krebse, Muscheln, Schnecken, Austern, Perlen, Corallen, Corallenbäume, Corallenstöcke, Corallenblumen, Corallenstauden, Corallenbüsche, Corallenwälder, Corallenfelsen, Corallenberge, Corallenthäler, Corallenwiesen, Corallenfelder, Corallenwüsten, Corallenwasser, Corallenluft, Corallenwolken, Corallenregen, Corallenschnee, Corallenhagel, Corallenreif, Corallenthau, Corallenquellen, Corallenbäche, Corallenflüsse, Corallenseen, Corallenmeere, Corallenbusen, Corallenbuchten, Corallenhäfen, Corallenküsten, Corallenufer, Corallenschiffe, Corallenmatrosen, Corallenkapitäne, Corallenpassagiere, Corallenkajüten, Corallenbetten, Corallenmatratzen, Corallenkissen, Corallendecken, Corallenschlafröcke, Corallenhemden, Corallenstrümpfe, Corallenschuhe, Corallenpantoffeln, Corallenhosen, Corallenwesten, Corallenröcke, Corallenmäntel, Corallenhüte, Corallenhandschuhe, Corallenstöcke, Corallenuhren, Corallenuhrketten, Corallenuhrschlüssel, Corallenuhrgehäuse, Corallenuhrfedern, Corallenuhrräder, Corallenuhrwerke, Corallenuhrzeiger, Corallenuhrglocken, Corallenuhrgewichte, Corallenuhrpendel, Corallenuhrkasten, Corallenuhrschlösser

chenversammlung, zusammengesetzt aus frei gewählten Männern der Gemeinden und wahren Priestern, welche die Religion läutern und die Kirche zu ihrem wahren Berufe führen solle, zu dem Berufe, den die Bedürfnisse unserer Völker, der Geist der neuen Zeit ihr auflegt, nämlich auszusöhnen den hohen und niederen, den gebildeten und unwissenden, den armen und reichen Theil der Menschheit, auszusöhnen die Nationen und die Völker der Erde durch Vervollkommnung, Veredlung, durch Liebe und Freiheit Aller.""

Zur praktischen Veranschaulichung dieser „Aussöhnung" kann folgendes Exempel dienen, welches Ronge in einem seiner Aufsätze anführt: „Sehen Sie hier einen Bischof mit 40000 Thaler jährlich, geistliche Stiftungen mit unermeßlichem Vermögen, und nicht weit davon einen Weber, der wöchentlich nur fünf Silbergroschen für sich und seine Familie verdienen kann."

Auch über die Ausgleichung des Zwiespalts unter den Confessionen, welche Herr Ronge beabsichtigt, täuscht sich der Verfasser nicht. Redlicher und weiser als jene Staatsmänner, welche vielbesprochenermaßen dem neuen Hutten von der Laurahütte Lob und Ermunterung spendeten, und sich mit Versprechungen gegen ihn nicht sparsam erwiesen, sagt Prof. Witte: „Daß aber einer solchen Einigung Anderes entgegenstehen könne, als Pfaffentrug und Hab- und Herrschsucht, daß die Bekenner des einen Glaubens bei dem sehnlichsten Verlangen, sich mit ihren Brüdern von einer andern Confession in demselben Tempel zusammenzufinden, doch ein noch heiligeres Besitzthum haben, das sie nicht aufzugeben vermögen, ihre Glaubensüberzeugung, davon ahnt Herr Ronge in seiner Aufklärung nichts, welcher das Christenthum nur die Religion der allgemeinen Menschenliebe und Duldung ist. Der von Christo seiner Kirche verheißene Geist offenbart sich nach ihm ""wie ehedem und immer in der Menschheit und durch die Menschheit. Die Kirche ist die Menschheit."" ""Streben Sie"", sagt er zu den Priestern, ""mit Ernst und Eifer nach Erhebung und sittlicher Freiheit mit Ihren Mitmenschen, leihen

Sie den Klagen der Noth Ihr Ohr, nehmen Sie die Wünsche Ihrer Mitbürger in Ihr Herz auf, und Sie werden den Geist finden, er wird sich Ihnen offenbaren, Sie werden ihn hören in der Stimme, im Rufe Ihres Volkes, Ihrer Nation."" „„Christus und die Apostel"", heißt es an einer andern Stelle, „„verabscheuten jeden Gewissens- und Glaubenszwang."" Forderten sie aber etwa nicht, daß die Gemeinden unverbrüchlich an der wahren Lehre festhalten sollten?" (Galat. 1, 8 ff.)

Ueber das sogenannte Schneidemühler Glaubensbekenntniß (welches seitdem freilich auf dem Leipziger Concilium in dem Rauch und Nebel des Indifferentismus der allgemeinen Freikirche spurlos verschwommen ist) urtheilt Prof. Witte günstiger. Seltsam, höchst seltsam! daß gerade das (auf die geistloseste Weise verstümmelte) Tridentinische Glaubensbekenntniß Gnade gefunden hat vor den Augen so vieler frommen Protestanten, — und zwar nicht wegen jener Punkte, die es verworfen, sondern gerade wegen jener Bruchstücke, die es beibehalten hat. Sollte hierin nicht ein bedeutender Fingerzeig liegen, daß in einer hoffentlich nicht allzufernen Zeit, wenn eben jene Protestanten sich [illegible] und ihres Herzens Bedürfnisse erst recht verstehen gelernt [illegible]. — das vollständige Bekenntniß des jüngsten ökume[illegible] Kirchenrathes ihnen noch besser zusagen würde? Einst[illegible] aber urtheilt unser Autor, ohne Zweifel mit großem [illegible] von jenem Schneidemühler After-Bekenntnisse: „daß [illegible] Urheber auf Grund desselben sich noch Katholiken [illegible] nur ein leerer Name sei"*). — Von dem Bres-

e[illegible]

un[illegible]

jagen [illegible] (in der deutschen Monatsschrift Januar 1845, dem [illegible] sich, obwohl auf einem ganz andern Standpunkte Ronge's [illegible] Rationalismus) stehend, in ähnlicher Weise aus: „Ueber- so höherem [illegible] ein Irrthum, wenn man meint, es ließen sich Menschenbeg[illegible] der katholischen Kirchenlehre hinwegnehmen, ohne In der Rechtfe[illegible] Gebäude umzureißen. Dieses Gebäude ist so [illegible]gt, jeder Stein darin ist so nothwendig an [illegible] verkittet mit allen andern, daß man nur die

lauer Symbol meint er bloß, und wir sind nicht im mindesten geneigt, ihm zu widersprechen! — daß wenn man vorkommenden Falls für den annoch stehend gebliebenen Namen „Jesus Christus" etwa nach Bedürfniß: „Mohamed", „Zoroaster", „Buddha", oder „Confucius" einschiebe, dasselbe füglich zur Grundlage einer allgemeinen Weltunion dienen könnte.

Wir sehen, der ehrenwerthe Verfasser gehört zu jenen Protestanten, mit welchen jeder Katholik wünschen muß, von Her-

---

Wahl hat, entweder das Ganze in seiner unversehrten Totalität bestehen zu lassen, oder es von Grund aus umzustürzen." „Eine andere Frage, welche hier entsteht, ist nun aber die: in wie weit eine auf angegebene Weise, d. h. mit berechtigter Theilnahme der Laien an der Anordnung ihres Kirchenwesens constituirte Kirche noch eine katholische heißen könne, ob das Wesen des Katholicismus eine solche Berechtigung der Laien vertrage? — Eine Frage, die wir allerdings, nach unserer Einsicht in die Principien der katholischen Kirche, durchaus verneinen zu müssen glauben..... Wenn die Gemeinde zu Schneidemühl in ihrem „Glaubensbekenntniß" sagt: „Wir nehmen die heilige Schrift als die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens an, und zwar in dem Sinne, wie er einem jeden erleuchteten, frommen Christen zugänglich ist", so stellt sie sich durch diese Erklärung nothwendig außerhalb des Katholicismus, und es ist nicht recht einzusehen, wie sie sich dennoch eine „christ-katholische" Gemeinde nennen, und unter ihren Glaubenssätzen auch den Glauben „an eine heilige, allgemeine (katholische) christliche Kirche" aufführen konnte. Eben so ist es aber eine Selbsttäuschung, oder ein bloßes Spiel mit Namen, wenn Ronge und die ihm Gleichgesinnten vorgeben, eine „deutsch-katholische" Kirche durch das Zusammenwirken der niedern katholischen Geistlichkeit, mit den Laien, oder gar durch diese letzten allein begründen zu wollen; denn eine Zuziehung der Laien zur Feststellung kirchlicher Dogmen oder Gebräuche ist mit dem Wesen des Katholicismus durchaus unverträglich.... Eine katholische Gemeinde, welche sich herausnimmt, sich ihren Geistlichen selbst, ohne Mitwirkung des kirchlichen Oberhauptes, des Papstes, zu geben, oder gewisse Dogmen und gewisse kirchliche Gebräuche durch die freie Einstimmung ihrer Mitglieder abzuändern, tritt hiermit von selbst aus dem katholischen Kirchenverbande heraus; sie kann eine christliche seyn, und ist es auch ganz gewiß (!), aber eine katholische ist sie sicherlich nicht."

zen ganz und völlig einig zu seyn, und für welche die Kirche alle Katholiken, von dem Werthe der Herren Ronge und Czerski, auf das bereitwilligste auszuwechseln sich erbieten könnte. Allein der achtbare Verfasser trägt auf der andern Seite sichtliche Scheu in den Verdacht einer Hinneigung zur Kirche zu fallen, welcher bekanntlich in dem Lande, dem er durch seine amtliche Stellung angehört, eben so leicht haftet, als er nicht ohne Gefahr und Ungemach ist. Er verwahrt sich geflissentlich gegen den Vorwurf: als wolle er die katholische Reliquienverehrung in Schutz nehmen. Er erklärt „den Standpunkt Dessen, der einer Reliquie bedarf, um durch sie zu lebendigerem Glaubensbewußtseyn geweckt zu werden, für einen untergeordneten", will ihm aber auf dem Boden des Christenthums seine Stellung nicht absprechen. — Daneben hat er den ehrenwerthen Freimuth, zu erklären: daß wenn ihm nur die Wahl bliebe, „zwischen dem Aberglauben der Wallfahrer und der Weisheit Derer, die über sie spotten", er vorziehen würde, „an jener Andacht, statt an dieser Weisheit Theil zu nehmen." Ja, er würdigt mit großer Unbefangenheit die in der Natur des menschlichen Gemüths und Herzens liegende Gründe, die für die Reliquienverehrung sprechen, und wir könnten ihm auf dem Gebiete dieser Argumente schwerlich etwas Neues sagen. Noch mehr: er fertigt den spezifisch-protestantischen Vorwurf des Götzendienstes, den man mit einem Kleide treibt, so entschieden ab, daß dem Katholiken kaum etwas hinzuzufügen übrig bleibt, indem er mit Recht bemerkt: „daß selbst unter den Katholiken, deren religiöse Einsicht am meisten verwahrlost ist, nicht viele zu finden seyn dürften, die sich nicht in Uebereinstimmung mit den Bekenntnißschriften ihrer Kirche bewußt wären, daß die Reliquie nur das äußerliche Zeichen sei, welches ihre Anbetung Christi, dem sie allein gilt, zuführen soll." Es ist klar, wir stehen hier nicht den gewöhnlichen, mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Vorurtheilen gegenüber. Allein dessenungeachtet sucht der Verfasser fast ängstlich nach Gründen, sich eben von dieser Anerkennung der Reliquienverehrung, die ihm so nahe gekommen,

wieder loszumachen. Jedes Andenken an einen Verstorbenen sei Staub und Asche, „bestimmt, eben so zu verfallen, wie die irdische Hülle derer zerfallen ist", deren Bild es uns vergegenwärtigen sollte. — In Beziehung auf Christus treten noch andere und gewichtigere Gründe hinzu, „um gerade das Verlangen nach Reliquien von dem Herrn als einen Abweg erkennen zu lassen." Eine äußere Erinnerung bedürfen wir nur an Diejenigen, welche wir nicht besitzen. „Christus ist uns aber nicht der Verstorbene, sondern der ewig Lebendige, der in den Seinen lebt; er hat verheißen, bei ihnen zu seyn, bis an das Ende der Tage." — Ein Gewand, ein Bruchstück des Kreuzes könne demjenigen, in dessen Herzen Christus wahrhaft lebt, den Herrn nicht mehr vergegenwärtigen, als er ihm schon gegenwärtig ist. „Kann er wähnen, daß er Christus, welcher der Geist ist (2 Cor. 3. V. 17.), im Anschauen eines Kreuznagels, oder der Lanze des Longinus in vollerem Maaße verstehen werde, als in dem Evangelium, in der Predigt, und den unausgesprochenen Worten, mit denen der Herr sich den Seinen in ihren Herzen offenbart." — Diese Argumentation reißt den Verfasser bis auf einen Punkt fort, wo er sogar vergißt, daß er Protestant ist. „Ist nicht", fragt er, „Christus in seiner Gemeinde im Sacramente des Altars auch leiblich gegenwärtig, und theilt er sich nicht den nach ihm Verlangenden auch leiblich mit?" — Der Standpunkt derer, die ein Bedürfniß tragen, ihre Andacht an den Anblick eines äußern Zeichens von Christi irdischem Wandel anzuknüpfen, „sei also ein untergeordneter", „denn es spricht sich in diesem Bedürfniß stillschweigend das Bewußtseyn aus, daß der Christus in ihnen für sie nicht vernehmlich genug redet, so daß sie erst eines äußern Anstoßes bedürfen, gewissermaßen, um ihn in sich zu erwecken."

Es ist beinahe unmöglich, daß ein so einsichtsvoller, von lebhaftem Interesse für die Sache Christi erfüllter Mann, wie der Verfasser jener Schrift, nicht selbst bei fortgesetztem Nachdenken darauf kommen sollte, wie unglaublich schwach, aller tieferen Begründung und Haltung entbehrend, ja gefährlich für die

Intereſſen, die er vertheidigt, dieſe Argumente ſind. — Wir wollen ihn hier nur gleichſam im Vorbeigehen darauf aufmerkſam machen, daß wenn „Chriſtus in uns" wirklich ſo vernehmlich in jedem Einzelnen redet, daß wir eines äußern Anſtoßes nicht bedürfen, um erweckt zu werden, ſo iſt wenigſtens dem „Erweckten" das Evangelium und die Predigt nicht minder überflüſſig, wie das Sacrament des Altars, oder die Taufe, und jedes andere Mittel des Heils. Die Gründe gegen die Verehrung der Reliquien, welche Prof. Witte anführt, beweiſen unbedenklich auch gegen alle und jede Mittel zur Erweckung und Belebung des Glaubens. Dieſe ſind ſammt und ſonders nur für den „untergeordneten Standpunkt" derer, in denen Chriſtus „nicht vernehmlich genug redet." — Ja, wem Chriſtus bloß Geiſt iſt, wer ſich ihm nur von der geiſtigen Seite nahen will, wer jedes andere Mittel in eine Beziehung zum Sohne Gottes zu treten, als einen tief unter ſeinem „geiſtigen" Standpunkte liegenden, nur für untergeordnete Naturen paſſenden Nothbehelf verſchmäht und verachtet, der ſehe wohl zu, wie es um ſeinen Glauben an das Fleiſch gewordene Wort ſteht! Denn das eben iſt der katholiſche Glaube, von welchem das athanaſianiſche Symbolum ſpricht, daß ſich in Chriſto Gott und Menſch vereinigen. Wie dem Rationaliſten der Glaube an die Gottheit abhanden gekommen iſt, ſo läuft, wer ſich einem einſeitigen Spiritualismus hingibt, Gefahr: die Menſchheit Chriſti zu verlieren, und in der einſamen Wüſte eines hoffärtigen Pſeudomyſticismus, der nur auf die Anſprache des „Chriſtus in uns" hören will, Weg und Steg zu verlieren. — Beide, Rationalismus und Pſeudomyſticismus, führen gleichmäßig von dem wahren Chriſtus ab, und zur Vergötterung unſers eignen Ichs, welches dort als Vernunft, hier als innere myſtiſche Offenbarung angebetet wird.

Wenn die Kirche den Dienſt der Reliquien vorſchreibt, und die Predigt, das Evangelium, die Sacramente das innere Gebet verböte oder gering achtete, — ſo wäre dieß allerdings ein verderblicher und gefährlicher Abweg, und die vom Prof. Witte

angeführten Gründe gegen die Reliquienverehrung würden auf dieſe Anordnung die allervollkommenſte Anwendung leiden. — Bekanntlich iſt es aber gerade umgekehrt. Daß Reliquien der Heiligen, deren Leiber nicht bloß in Staub und Aſche zerfallen, ſondern glorreich auferſtehen werden, geſchweige denn ſolche Gegenſtände, die zur allerheiligſten Menſchheit unſers Erlöſers in irgend einer Beziehung ſtanden, mit Ehrfurcht und Liebe von uns aufbewahrt werden müſſen, verſteht ſich freilich von ſelbſt, und Prof. Witte wird dieß gewiß nicht läugnen wollen. Dafür bürgen Ton und Haltung ſeiner Schrift. Was würde er von dem Sohne halten, der eine Locke ſeiner Mutter in den Kehricht würfe, weil ſie beſtimmt iſt, eben ſo in „Staub und Aſche zu verfallen", wie die Hülle derer zerfiel, von der ſie ein Andenken iſt, und weil er ſich der geiſtigen Gegenwart der theuern Verſtorbenen recht lebendig bewußt ſei? — Die ehrfurchtsvolle *Aufbewahrung* der Reliquien iſt alſo freilich Vorſchrift. — Die *Verehrung* aber, welche der Einzelne einer beſondern Reliquie weiht, iſt *nicht* vorgeſchrieben, ſondern lediglich Sache der freiwilligen Andacht des Einzelnen. — Mag Jeder, der ſich dazu gezogen fühlt, dem irdiſchen Andenken an einen Heiligen, oder an die Perſon des Erlöſers ſeine Liebe widmen; mag er auch, wenn der Geiſt ihn treibt, ſich dem Cultus des allerheiligſten Sacramentes, der innern Betrachtung, dem ſtillen Gebete *vorzugsweiſe* widmen. Die Kirche erweist ſich auch darin als die katholiſche, daß ſie alle dieſe Wege als ſolche anerkennt, die den, der ſie im rechten Glauben und Gehorſam der Kirche wandelt, zu Gott führen, und daß ſie dem Gläubigen ſeine volle Freiheit läßt, nach ſeinem beſondern Berufe zu thun und zu laſſen, was und wozu ſein Herz ihn treibt. — Nur das verbietet ſie denen, die ſie die Ihrigen nennt, daß ſich der Eine über den Andern hochmüthig erhebe und zu ſeinem Nächſten hoffärtig ſpreche: Ich ſtehe auf einem *höhern*, rein geiſtigen Standpunkte; du klebſt mit deinem Gebete an einem niedrigen, untergeordnetern, denn du bedarfſt noch eines irdiſchen, ſinnlichen Mittels, deine Andacht

zu erwecken, während Christus in mir und zu mir ohne Mittel spricht. Wahrlich, wenn Prof. Witte lieber die Andacht der Wallfahrer nach Trier mitmachen, als sich mit der rationalistischen Weisheit Jener befreunden möchte, die über sie spotten, so möchten wir unsererseits lieber noch einmal mit dem „Pöbel" zum heil. Rocke pilgern, als uns denen beigesellen, die es in pietistischer Selbstgenügsamkeit verschmähen, der Reliquie ihre Ehrfurcht zu bezeigen, weil „Christus in ihnen" so laut und vernehmlich spreche, daß sie eines äußern Mittels, ihre Andacht zu erwecken, gar nicht mehr bedürfen. — Abgesehen von dem höchst gefährlichen, jede Liebe, jede Innigkeit und Andacht von vornherein ausschließenden Hochmuthe, der in solcher Gesinnung läge, verriethe es zugleich eine eben so große Unkenntniß des menschlichen Herzens, wie der Wege der Gnade, wenn sich ein Mensch anmaßte, mit absoluter Gewißheit entscheiden zu wollen, welcher individuelle Standpunkt auf dem Gebiete der Gnade der höhere, welcher der untergeordnete sei. — Wer hat dir, der du dich der innern Ansprache Christi rühmst, es kund gethan, daß Christus der Herr dem Demüthigen, der aus Liebe zu seinem Kleide hingepilgert, weil er sich einer ungewöhnlichen innern Heimsuchung Gottes unwürdig hält, und sich zu größerer Inbrunst ermuntern will, sich nicht eben dort, und gerade durch das Vehikel der Reliquie, mit unausgesprochenen Worten in der Tiefe seines Herzens offenbaren, und Manna des Geistes in Fülle spenden werde? — Wahrlich, wenn wir uns einen Menschen denken, der es sich sauer werden ließ und nach Trier wallfahrtete: „um dort recht andächtig beten zu können", und einen andern, der sich in seinem Herzen sagte: „ich habe nicht nöthig, der Andacht nachzugehen, die Gnade kommt mir, wann und so oft ich es gebiete, denn Christus ist in mir"; — so will es uns bedünken, daß der Erstere auf seinem „untergeordneten Standpunkte" Gott, der bekanntlich dem Hoffärtigen widersteht, und nur dem Demüthigen Gnade gibt, doch näher stehe als der andere in seiner vermeintlichen Geistigkeit.

Uebrigens findet der Verfasser: daß der Standpunkt der

Reliquienverehrung nicht nur ein vergleichungsweise niedriger sei, „sondern auch ein gefährlicher." Es sei ja möglich, daß wenn die auf Einen Gegenstand gerichtete Andacht Tausender sich in dessen Verehrung gegenseitig überbiete, sie endlich gar dahin kommen könne, „die Reliquie, die höchstens ein Träger jener Andacht seyn dürfte, selbst als deren Gegenstand zu betrachten." Hierauf ist nur zu erwiedern, was der Verfasser selbst, wenige Seiten früher (S. 9), zur Entkräftung eben dieser Besorgniß, richtig bemerkt hat, daß nämlich selbst unter den, am meisten verwahrlosten Katholiken nicht viele zu finden seyn werden, die nicht wüßten, daß nach den Bekenntnißschriften der Kirche die Anbetung Christo allein gebührt, und sein Rock nur ein äußeres Zeichen zur Erweckung der Andacht sei. Seite 12 meint er dagegen, „es lasse sich nicht verkennen, wie diese, dem bloßen Zeichen zugewandte Verehrung das Auge nur wie durch ein unvollkommen klares Glas zu dem alleinigen Ziele aller Anbetung aufblicken lasse, und die von diesen ausgehenden Strahlen mehr oder weniger trübe *)." — Diese Auffassung läßt sich wohl nur aus dem oben schon charakterisirten, einseitigen und gefährlichen Standpunkte des pseudomystischen Spiritualismus erklären, auf welchen sich der Verfasser gestellt hat. Noch betrübender ist es, daß er den Ablaß, der mit der Verehrung des heil. Rockes verbunden war, zwar im Sinne der Kirche verstehen, andererseits doch wieder für „verwerflich" erklären kann, „weil er vom katholischen Volke vielfach im ähnlichen Sinne, wie von den protestantischen Anklägern mißverstanden werde", nämlich so: daß der Ablaß für unbereute, begangene oder wohl noch gar zu begehende Sünden Vergebung gewähre. Es ist beinahe unglaublich, daß sich der Verfasser darüber getäuscht haben sollte, daß ein solches Mißverständniß praktisch geradezu unmöglich ist, weil jeder Ablaß nur dem-

*) Seite 49 spricht er sogar von „der Verkehrtheit einer Rockanbetung", — ohne hinzuzusetzen, daß eine solche bis jetzt nur in den Köpfen hämischer Feinde der Kirche existirte.

jenigen ertheilt wird, der vorher gebeichtet und die Absolution empfangen hat, mithin gar nicht auf den Gedanken kommen kann, daß ihm der Ablaß Vergebung der Sünde, noch dazu einer unbereuten gewähren könne! Sollte hier nicht das Bestreben: den Verdacht des Kryptokatholicismus zu vermeiden, und zu diesem Ende, es koste was es wolle, einzelne Punkte der katholischen Kirchenlehre zu bestreiten, unbewußt den sonst so klaren Blick des Verfassers getrübt haben?

Zur Charakteristik seines Standpunktes wollen wir hier noch zwei sonstige Ansichten desselben Autors hervorheben, die sich, obwohl tausendmal widerlegt, bei so vielen preußischen Schriftstellern der neuesten Zeit immer wieder finden, und gerade dadurch eine eigenthümliche Bedeutung gewinnen. „Als vor länger als sieben Jahren", sagt Herr Witte, „die Zerwürfnisse mit dem Cölner Erzbischofe und dem römischen Stuhle das Ereigniß vom 25. November 1837 herbeigeführt hatten, schlossen, nach dem Vorgange verwandter Erscheinungen im benachbarten Belgien, die frommen Katholiken Westphalens und der Rheinlande mit den französisch aufgeklärten Weltverbesserern jener Landschaften einen unnatürlichen Bund der Unzufriedenheit. Die Feste zu Trier und die Anfeindungen, welche sie hervorgerufen, haben nun die erstern belehrt, was sie von solchen Verbündeten zu gewärtigen haben; die Kluft liegt jetzt aufgedeckt vor ihnen, die zwischen ihnen und den Feinden alles Dessen, was geschichtlich und rechtlich begründet ist, besteht und nothwendig fortbestehen muß."

So taucht hier, wie wenn inzwischen nichts vorgefallen wäre, das Märchen von dem Bündnisse der „beiden revolutionären Parteien" wieder auf, welches zuerst bei Gelegenheit der Verhaftung des Herrn Erzbischofs von Köln amtlich ausgesprochen, dann aber eben so amtlich und feierlich widerrufen und zurückgenommen ward. — Beweise für diese jetzt wiederholte Anklage bringt dermalen Herr Witte eben so wenig bei, wie sie damals geliefert wurden. Nur wollen wir den geneigten Leser auf eine kleine, nicht ganz unerhebliche Variante auf-

merksam machen, die sich inzwischen in sothane Insinuation eingeschlichen hat. In dem, am Morgen nach dem 20. November 1837 publizirten, von den drei Ministerien unterzeichneten Manifeste wurde bekanntlich der Gewaltschritt gegen den Kirchenfürsten durch das obbesagte Bündniß motivirt; jetzt motivirt Herr Witte das Bündniß durch das Ereigniß vom 25. (soll heißen 20.) November. Sehen wir jedoch über dergleichen Mißgriffe und Widersprüche hinweg, die bei unserm Autor gewiß auf keiner bösen Absicht beruhen, so müssen die frommen Katholiken Westphalens und der Rheinlande Herrn Witte für das Anerkenntniß zu Dank verpflichtet seyn: daß zwischen ihnen und den Feinden alles Dessen, was geschichtlich und rechtlich begründet ist, eine Kluft besteht, und nothwendig fortbestehen müsse. — Wir können diese Höflichkeit, leider! nicht erwiedern, und finden unsererseits, daß zwischen den Feinden der Kirche, z. B. dem zur Schmähung der katholischen Sache gedungenen und bezahlten Rheinischen Beobachter, oder der Elberfelder Zeitung, oder dem platt communistischen, rheinisch-westphälischen Anzeiger und obbesagten Feinden des Rechts und der Ordnung jene Kluft mit nichten, wohl aber statt derselben die innigste entente cordiale besteht, und nothwendig bestehen muß. — Die Warnung vor einem Bündnisse mit den französisch aufgeklärten Weltverbesserern hat also ihren ganz guten Grund, sie ist nur an die unrechte Adresse abgegangen. Auch scheint es, daß den bekannten, von wüthendem Katholikenhaß über ihr eigenes, naheliegendes Interesse arg getäuschten Soldherren und Gönnern jener revolutionären Journalistik zur Stunde die Augen noch keineswegs darüber aufgegangen sind: „was sie von solchen Verbündeten (im Kampfe gegen die Kirche) zu gewärtigen haben."

Nachdem Herr Witte weiter richtig bemerkt hat: daß die einsichtsvollen Katholiken heute nur die Freiheit fordern, ihren Streit wissenschaftlich auszufechten, fährt er fort: „Verzichten sie aber auf jene rein äußerliche Hülfe (des Staats), so müssen sie sich nothwendig der Gemeinschaft bewußt werden, die

in dem Kampfe gegen die Widerſacher alles Glaubens zwiſchen ihnen und den evangeliſchen Chriſten beſteht. Möchte dieſes Ergebniß aber nicht nur für den engern Kreis einiger Landſchaften unſeres Vaterlandes, ſondern für die Geſinnung der römiſchen Kirche überhaupt gelten. Seit drei Jahrhunderten grollt ſie uns, bekriegt uns mit oft nicht ehrenhaften Mitteln, und wir heißen ihr vom wahren Glauben Abgefallene, Häretiker (Ketzer), während es auch von unſerer Seite allerdings an verkehrter Feindſeligkeit gegen den Katholicismus nicht gefehlt hat. Wenn nun auch die katholiſche Kirche von ihrem Standpunkte aus uns tadelt, daß wir aus dem Gebäude unſerer Glaubenslehre alle Bauſteine verworfen haben, die nicht aus der heiligen Schrift ſtammen, und wenn wir dagegen aus vollſter Ueberzeugung das vielerlei Menſchenwerk zurückweiſen, das jene Kirche der evangeliſchen Lehre hinzugethan, ſo ſollen wir doch in dem gegenwärtigen Kampfe mit den Feinden alles Glaubens beiderſeits das ſichere Bewußtſeyn feſthalten, daß, vergleichungsweiſe, zwiſchen Denen, welche die Offenbarung durch das fleiſchgewordene Wort als Quelle der Wahrheit, und Chriſtum als alleinigen Grund der Erlöſung erkennen, aller ſonſtige Zwiſt ein untergeordneter iſt. Indeß ſchlagen wir darum unſere Glaubensverſchiedenheit nicht etwa gering an, und behalten uns vor, unſern Streit mit der katholiſchen Kirche in gutem, redlichem Kampfe weiter auszufechten; nur das Eine verlangen wir, daß wir ſolchen Widerſachern gegenüber uns bewußt ſeyen, auf der gleichen Seite zu kämpfen.

„Möchte denn dieſe Erſchütterung, deren Ende ſich noch nicht abſehen läßt, für die römiſche Kirche, gegen die ſie gerichtet iſt, in aller Weiſe ſegensreich wirken. Möchte Rom ihr nicht jene ſtarre Unbeweglichkeit des Todes entgegenſetzen, ſondern auf der einen Seite gerechten Vorwürfen wirklich abhelfen, auf der andern aber endlich die Gemeinſchaft des Glaubens anerkennen, die zwiſchen den wahren Chriſten der verſchiedenen Confeſſionen beſteht. Wäre dieß die Wirkung jener Stürme, ſo wollten wir freudig auch hier beſtätigt finden, daß Gott

gerade da den höchsten Segen verleiht, wo er den feindlichsten Angriff zuzulassen scheint."

Möchte es dem geehrten Verfasser gefallen, sich über das, was er will, recht klar und seines eigentlichen Zweckes bewußt zu werden. — Will er: daß wir jene vereinzelt stehenden Protestanten, die nicht in den allgemeinen Chorus ihrer Confessionsgenossen einstimmen, und den Abfall meineidiger Priester mit Jubel begrüßen, sondern ihnen die rechtmäßig gebührende und schuldige Verachtung widmen, will er, daß wir diese nicht mit den Feinden alles Heiligen, mit den bittern Widersachern des Christenglaubens in einen Topf werfen, — so ist sein Verlangen gerecht und billig. Wir haben es bereits gesagt und wiederholen es: jeder denkende Katholik wird der Kirche Glück wünschen, daß sie Auswürflinge, wie Ronge und Czerski, losgeworden ist — und er wird es schmerzlich bedauern, daß sie Protestanten, wie Karl Witte, nicht zu den ihrigen zählen kann. Wenn dieser aber ferner verlangt: wir sollen solchen Widersachern gegenüber uns bewußt seyn, auf der gleichen Seite zu kämpfen", so scheint uns darin ein großes Mißverständniß zu liegen. — Wir Katholiken und jene Protestanten, die wie Prof. Witte denken, kämpfen allerdings mit gleicher Aufrichtigkeit gegen den stupiden Rationalismus der Lichtfreunde und der Freikirchler, aber wir stehen dabei nicht auf der gleichen, sondern auf der entgegengesetzten Seite. Wir Katholiken stützen uns auf die Autorität der Kirche, gegen welche Jene sich empört haben. — Professor Witte und diejenigen, welche seine Gesinnung theilen, sind zwar mit dem Panier, welches die Abtrünnigen aufpflanzten, zum höchsten unzufrieden — aber die Lossagung von der Kirche, die Verwerfung ihrer Autorität würden sie billigen, loben, ermuntern, sobald die Abtrünnigen nur statt der rationalistisch-ungläubigen, die pietistische Fahne aufstecken wollten. Der Beweis für diese Behauptung liegt in zu vielen Stellen der hier besprochenen Schrift, als daß deren Verfasser sie sollte bestreiten wollen. „Will", fragt er im Eingange seines Büchleins, „das katholische Bekenntniß

ſich losmachen von den Feſſeln der Werkheiligkeit, und ſich einen neuen Tempel errichten, der keine andere Grundlage erkennt, als Gottes Wort, und die darauf gegründete Rechtfertigung durch Chriſtum im Glauben?" u. ſ. w., und er antwortet ſich hierauf: „möchte es alſo ſeyn!" Den Abfall des lüderlichen Concubinarius Czerski's, über den er, wie viele „fromme" Proteſtanten, ſich im Beginne der Bewegung ſo gröblich täuſchte, nennt er deßhalb auch „ernſter und ehrenwerther, als das reformatiſche Strohfeuer des ehemaligen Capellans von Grotkau", weil ſich dort ein redliches (!) Beſtreben" verrathe, „nicht bloß zu verneinen, ſondern vom katholiſchen Glauben nur auszuſcheiden, was ihnen als eigenmächtige, menſchliche Zuthat erſcheint." Nur das tadelt er, daß dieſes Bekenntniß viel zu viel verneine, „um für die gewiß große Zahl von Katholiken, welche nur von der geiſtlichen Oberherrſchaft Roms ſich zu befreien wünſchen, übrigens aber ihrem Glauben treu bleiben wollen, als Symbol und Vereinigungszeichen zu dienen."

Wir finden dieſe Aeußerungen auf dem Standpunkte des Verfaſſers begreiflich und erklärlich. — Was aber weder begreiflich, noch eines klar denkenden, aufrichtigen Mannes würdig ſcheint, iſt die Zumuthung: daß Rom dieſe Angriffe von der pietiſtiſchen Seite her für einen untergeordneten Zwiſt erklären, und die „Gemeinſchaft des Glaubens" anerkennen ſolle, „die zwiſchen den wahren Chriſten aller Confeſſionen beſteht." — So ſehr wir wünſchten, den Verfaſſer von der Wahrheit des Glaubens überzeugen zu können, „außer welchem Niemand ſelig werden kann", ſo wiſſen wir dennoch, daß der natürliche Verſtand allein nicht hinreicht, dieſes Glaubenslicht zu entzünden. — Aber der natürliche Verſtand eines ehrlichen Mannes reicht hin, die Verſchiedenheit zwiſchen dem Standpunkte der römiſchen Kirche und dem des Proteſtantismus (auch des „frommen" und „gläubigen") klar einzuſehen, und den Widerſinn zu begreifen, der in der (auch vom Prof. Wirre) oben aufgeſtellten Forderung liegt. — Dieſe beſagt nichts

mehr und nichts weniger, als daß Rom das System des katholischen Kirchenglaubens selbst aufgeben und fallen lassen solle. Möchten sich doch endlich alle, welche jenen auf eine Fusion und Union aller „wahren Christen aller Confessionen" gerichteten Lieblingsplan des preußischen Pietismus hegen, mit der einfachen Thatsache durchdringen: daß der Kern und Nerv des katholischen Glaubens die Unterwerfung unter die Autorität der von Christo gestifteten, vom heil. Geiste erhaltenen Kirche, und daß es mit dieser Unterwerfung logisch unvereinbar ist, daß Rom irgendwie dem Einzelnen gestatten könne, „vom katholischen Glauben auszuscheiden, was ihm als menschliche Zuthat erscheint." — Wer an jene Autorität glaubt, und sich ihr unterwirft, kann diese Forderung gar nicht stellen, und wer sie stellt, ist eben nicht mehr katholisch, sondern dem Privatgeiste verfallen. — Er steht außerhalb der römisch-katholischen Kirche, deren Autorität er verwirft, und es kömmt in dieser Beziehung auf ein Mehr oder Minder der geläugneten oder eingeräumten Sätze nicht mehr an. — Wir dächten, dieser Gesichtspunkt wäre so einfach, daß es Mühe kosten müßte, ihn nicht zu fassen. Und dennoch scheint es schwer, ja unmöglich, ihm in Preußen Eingang zu verschaffen, denn das confuse Gerede von der Gemeinschaft der „wahren" Christen der verschiedenen Confessionen, welches die Begriffe verwirrt, zu falschen Schritten verlockt, die Stellungen verschiebt, und die weltliche Macht, wenn sie solchen Unionsplänen ihr Ohr öffnet, in unauflösliche Widersprüche verwickelt, will noch immer kein Ende nehmen.

Während Prof. Witte von dem Standpunkte eines achtbaren und christlichen, aber zur Zeit noch in mancherlei Verirrungen befangenen Gefühls aus, die Ronge'sche Apostasie angreift, richtet Adolf Wuttke einige, wie sich sogleich zeigen wird, höchst bedenkliche und verfängliche „Fragen an die allgemein-christliche Kirche (er meint das Rongesche Frei-

thum!) vom Standpunkte der evangelischen Kirche." — Wir haben gesehen, wie Prof. Witte den heiligen Vater angeht, von seiner Herzenshärtigkeit abzulassen, den untergeordneten Zwist mit den „evangelischen Christen" zu vergessen, und Arm in Arm mit ihnen den gemeinsamen Kampf gegen jene Apostaten zu bestehen, die sich als „Feinde alles Glaubens" kund geben. — Dagegen stellt Herr Wuttke eine Erklärung an die Spitze, die einigermaßen anders lautet. „Eine neu-katholische Gemeinde, die von Tag zu Tage wächst, hat sich losgesagt von der Kirche, die in Deutschland eine mittelalterliche Reliquien-Verehrung zu erneuen beabsichtigte. Auch die Evangelischen haben mit Freude die Stimme eines katholischen Priesters vernommen, der gegen solche Tendenzen sich erhob, und wir zollen ihm dafür unsern vollen Beifall." Nichts destoweniger sieht dieser Schriftsteller von vorn herein so viel ein, daß, wie es längst auch unsere Meinung war, „die evangelische Kirche" bei dieser neuen Gemeinde mehr interessirt sei, als die katholische, „weil auch sie die heilige Schrift als einzigen Grund des Glaubens aufstellt." Deßhalb richtet er auf den Grund der vierundzwanzig Artikel des Breslauer Glaubensbekenntnisses einige Fragen an die Secte, bedenkt aber nicht, daß ihrerseits die Kirche das unbestreitbare Recht hat, den Spieß umzukehren, und eben dieselben Fragen wörtlich und buchstäblich dem Protestantismus vorzulegen, der sich bekanntlich den Katholiken gegenüber eben sowohl seiner Gewissensfreiheit und des unbeschränkten Rechtes der freien Bibel-Forschung rühmt, wie er die heilige Schrift als einzige Grundlage seines Glaubens zu benutzen vorgibt. Es ist wahrhaft erheiternd, zu sehen, wie Herr Wuttke die Sectirer in die Enge treibt, während ihm auch nicht die leiseste Ahnung aufsteigt, daß er im eigenen Fleische der sogenannten „evangelischen Kirche" wüthe. „Die Grundlage eures Glaubens", so redet er die unter Ronge'schem Panier fechtenden Freischaarler an, „soll die heilige Schrift seyn. (Art. 3.) Die freie Forschung und Auslegung aber darf durch keine äußere Auctorität beschränkt

werden (Art. 4); vielmehr behauptet ihr völlige Gewiſſensfreiheit. (Art. 2.) Ueber das alſo, was ich in der Schrift finde, forſche ich frei; das iſt aber nicht frei, wenn ich es nicht verwerfen darf, ſondern es annehmen muß, das wäre ja nicht völlige Gewiſſensfreiheit. Ich verwerfe alſo aus der Bibel, was mit meiner bisherigen Erkenntniß nicht zuſammenpaßt, und nehme nur an, was mit dem, was ich ſchon ohne die Bibel weiß, zuſammenſtimmt. Sitze ich aber über die Bibel zu Gericht, und das muß ich bei völlig freier Forſchung können, ſo weiß ich's beſſer als die Schrift; und ich habe jedenfalls die Schrift nicht als einzige Grundlage meines Glaubens, vielmehr bringe ich den rechten Grund ſchon zur Leſung der Schrift hinzu, nämlich meine eigene Vernunft. Wir fragen alſo: wie kann bei völlig freier Forſchung die Bibel die einzige Quelle des Glaubens genannt werden"?

„Antwortet ihr: was die Schrift klar lehrt, das müſſen wir allerdings unbedingt annehmen, ſo iſt die Freiheit der Forſchung und die völlige Gewiſſensfreiheit aufgehoben, und wir müſſen von Neuem fragen: Was ſoll uns dazu bewegen, der Auctorität der Bibel uns zu unterwerfen? Ihr ſtellt die Bibel als Fundament hin, als verſtünde ſich das ſo von ſelbſt; das verſteht ſich aber gar nicht von ſelbſt. Was iſt denn die Schrift? Iſt ſie das Wort Gottes, deſſen Wahrheit wir uns anvertrauen können? oder iſt ſie ein für den Sprach- und Geſchichtsforſcher intereſſanter Ueberreſt hebräiſcher Literatur? oder iſt ſie eine Sammlung von Mythen und anderem unnützen Kram? Das müßt ihr doch ſagen, was wir uns unter dem einzigen Fundament unſeres Glaubens zu denken haben, wie wir mit ihm daran ſind. Iſt die Bibel Gottes Wort, ſo kann ich ihr vertrauen, iſt ſie mit Mythen und Irrthum durchwebt, dann brauche ich ſie für meine Religion nicht; ſonſt müßte ich ja entſcheiden, was in der Wahrheit iſt, d. h. ich müßte ſchon vorher wiſſen, was wahr iſt, und dann iſt mir die Schrift vollkommen überflüſſig. Alſo bedarf euer Glaubensbekenntniß vor Allem, daß es erkläre, wofür die Bibel zu

halten sei. — — — Gesetzt aber, die Schrift werde von euch als Gotteswort angenommen, so gebt ihr ihre Auslegung völlig frei. Ist das, so ist es mit der Auctorität der Schrift ein bloßer Schein. Lehrt die Bibel eine Auferstehung des Leibes, so verstehe ich dieß kraft der gegebenen freien Auslegung von der sittlichen Erhebung des Menschen; lehrt sie die Auferstehung Christi, so nehme ich dieß als die geistige Auferstehung Christi in den Seelen der Menschen; spricht die Schrift von einer künftigen Vergeltung, so erkläre ich das für ein kluges Schreckmittel für das ungebildete Volk, und weiß recht gut, daß unser Herr zu uns aufgeklärten Leuten ganz anders gesprochen hätte; kurzum: ich lege mir Alles zurecht, wie mir es gut dünkt; ich habe das Recht der freien Auslegung laut Artikel 4, und lege die Schrift nach meinem Gefallen aus, und dabei Alles aus der Schrift heraus, was mir nicht behagt. Jeder Verständige sieht, daß bei solcher Auslegung die Schrift gemißhandelt und ein Gespött wird, und nicht sie, sondern die vorgefaßten Meinungen des Auslegers der eigentliche Quell des Glaubens sind. Wehren aber wollt ihr solcher Auslegung nicht, wehren dürft ihr sie also auch euern Predigern nicht; dürft ihnen nicht verweigern, durch solche Auslegungen die Schrift zum Spott zu machen. Wir fragen also wieder, wie wollt ihr solch Unheil bei euch verhindern, ohne die Auslegung durch äußere Auctorität zu beschränken? wie wollt ihr die Entweihung der heiligen Schrift durch profane und verkehrte Auslegung verhindern"?

Sollte nun etwa die Secte der Meinung seyn, sich auf Berufung auf das vom Leipziger Concil aufgestellte Symbol, als in dessen Sinne die heilige Schrift ausgelegt werden müsse, aus der Schlinge zu ziehen, so ist Herr Wuttke augenblicks bei der Hand, ihr diese Ausflucht abzuschneiden. Das Symbol, meint er, stecke der „freien Auslegung" sogleich Gränzen. „Etwas Anderes, als was in diesem Symbole steht, darf ich nun nicht in der Schrift finden; lege ich die Schrift so aus, daß ich in Widerspruch komme mit diesem Symbol, und das

kann ich, so tritt mir das Symbol als eine „äußere Auctorität" entgegen, und wehrt mir die freie Auslegung. Entweder also ihr gebt die Auslegung unbedingt frei, wie ihr thut, dann dürft ihr keine Glaubenssätze aufstellen, denn ein jeder solcher Sätze beschränkt die Auslegung; — oder: — ihr stellt Glaubenssätze auf, und dann dürft ihr die Auslegung nicht völlig frei geben. Wir fragen also weiter, wie vereinigt ihr eine völlig freie Auslegung ohne Beschränkung durch eine äußere Auctorität mit der Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses? — Oder antwortet ihr etwa: die Auslegung muß frei seyn, aber wer in der Schrift nicht dieselben Lehren findet, wie wir, der kann nicht zu den Unsrigen gehören? Nun, dann hat auch die römische Kirche dieselbe Gewissensfreiheit, wie ihr; denn sie sagt auch: wer unsern Glauben nicht für wahr findet, den können wir nicht für einen katholischen Christen halten; sie zwingt euch ja auch nicht, ihre Dogmen zu glauben; sie beklagt euern Abfall, excommunicirt euch und betet für euch — aber sie zwingt euch doch nicht; sie läßt euch von sich, und gewährt euch also gerade dieselbe Gewissensfreiheit, wie ihr gewähren wollt, — wenn ihr nämlich unsere Frage so beantwortet, wie angegeben ist, und welches wir in der That für die noch einzig übrige Antwort halten. Denn folgende, die eher zu erwarten ist, umgeht nur die Frage. Ihr werdet nämlich vielleicht sagen: „„Was wir da aufgestellt haben, das ist das Wesentliche der biblischen Lehre, und das ist Alles so klar in der Schrift gelehrt, daß keinem Verständigen einfallen kann, es nicht in der Schrift zu finden. Alles Uebrige geben wir der freien Auslegung anheim."" Wir antworten:

1) „Wären alle eure Sätze so zweifellos klar in der Schrift, so wäre wohl nie gestritten worden über die Zahl der Sacramente, über die Kindertaufe, über das Wesen des heiligen Abendmahls u. s. f. Ihr duldet aber über diese Sätze ferner keinen Streit, weil Jeder, der zu Euch tritt, dieselben annehmen muß. Das nennt aber jeder Mensch eine Beschränkung der freien Auslegung. Luther und Cal-

vin stützten ihre Abendmahlslehren auf die Schrift; ihr schließt durch Artikel 8 Beider Lehren willkührlich aus; und während Jemand unter euch getreu Gottes Allwissenheit und allmächtige Vorsehung leugnen darf — denn davon lehrt ihr kein Wort, — darf er sich nicht unterstehen, Luthers Erklärung der Einsetzungsworte anzunehmen. Ist das Gewissensfreiheit und unbeschränkte Forschung"?

2) „Mit welchem Rechte beschränkt ihr, im Widerspruche mit Artikel 4, durch die „„äußere Autorität"" eines Symbols so sehr die freie Forschung und Auslegung, daß ihr feststellt, was das Wesentliche der biblischen Lehre sei, und was das Unwesentliche? Findet Jemand, daß in der Schrift der Mittelpunkt alles Glaubens die Lehre von der Sünde und ihrer Versöhnung sei; daß das Wesen der christlichen Lehre sei die Rechtfertigung durch den Glauben, — so sagt ihr: „„nein, das sind bei uns unbekannte Dinge, davon findet ihr in unserm Bekenntniß nichts, das darf bei uns nicht an die Spitze der Lehre gestellt werden, das Wesentliche haben w i r aufgestellt"", — so habt ihr also die freie Forschung beschränkt, indem ihr willkührlich einige Lehren als wesentliche auswählt und andere ausschließt. Warum überlaßt ihr diese Auswahl nicht der freien Forschung jedes Einzelnen"?

Der geneigte Leser, der mit der Kirchengeschichte der letzten drei Jahrhunderte nicht ganz unbekannt ist, wird wissen: daß unter dem Gewichte eben dieser unbequemen Fragen, welche Herr Wuttke mit unbegreiflicher Unbefangenheit an die Ronge'sche Freikirche richtet, und welche in der That kraft innerer Nothwendigkeit, jeder neuen Secte gegenüber, immer wieder von Neuem gestellt werden müssen, — der alte quasi-orthodoxe Protestantismus rettungslos zu Grunde gegangen ist. Herr Wuttke scheint in der That keine Ahnung zu haben von dieser wahren Lage der Dinge. Er spricht noch immer getro-

sten Muthes (selbst nach der Union, welche die alten Symbole begrub!) von einer „evangelischen Kirche", und versichert: dem flachen Verstandes-Rationalismus sei in seiner Haut nicht wohl geworden, „so lange er unter einem Dache wohnen mußte mit der evangelischen Kirchenlehre (!!), in der ein gewaltiger Gedankeninhalt voll Kraft und Tiefe ihm entgegentrat."— „Jetzt werden sie", meint er, „ausziehen von uns, die mit den evangelischen Glauben gebrochen haben, die protestantischen Freunde in Köthen und überall, — denn ihr Name ist Legion"! — Nein, sie werden nicht ausziehen, sondern sie werden Euch, dem kleinen, in wunderlichen Träumen von einer annoch bestehenden Objectivität des Protestantismus befangenen Häuflein „evangelischer Kirchenmänner", genau dieselben Fragen vorlegen, mit denen Herr Wuttke die Apostaten von neuestem Datum quält, und Ihr werdet, wie diese, beschämt verstummen müssen. — Nichts destoweniger hat Herr Wuttke durch klare und scharfe Stellung dieser Fragen einen großen Dienst erwiesen. Er kann Manchen damit zum Nachdenken über die heutige Lage des Protestantismus genöthigt haben. Dieß scheint auch Hengstenberg, der Altmeister der Pseudo-Orthodoxie, zu fürchten, denn Herr Wuttke wird in in der „evangelischen" Kirchenzeitung mit einem milden Verweise zum Schweigen angehalten. „Die Schrift von Wuttke", heißt es dort, „ist gut und zweckmäßig (wirklich?) aber auf dialectischem Wege wird Christus nicht gepredigt, auch muß sich solch Zeugniß an die Autorität eines gereifteren Lebens im Dienste Christi anlehnen." — Freilich kann einem, auf radikalen Widersprüchen beruhenden Systeme nichts unbequemer in den Weg treten, als die Dialectik eines unbefangenen Verstandes. Vielleicht ist dieß auch ein Grund, warum Wuttke's Schrift urplötzlich spurlos vom großen Büchermarkte zu Leipzig verschwunden ist. — Die ganze Ausgabe hat, vielleicht um keine Leser zu finden, schnell großmüthige Käufer angetroffen. Nur mit Mühe sind wir noch eines bereits versandten Exemplares Herr geworden.

Es wäre eine große Täuschung, zu glauben: daß sich der specifisch-„fromme", seines Widerspruchs gegen den wahren Glauben sich bewußte Protestantismus aus reinem Interesse an der katholischen Kirche, oder auch nur getrieben von einem Instinkte der Wahrheit gegen die Ronge-Czerski'sche Apostasie ausgesprochen habe. Der Kampf gegen diese, — auch der unsinnigste, unehrlichste! — wäre ihm schon recht *). Aber der Pietismus hat ein sehr bestimmtes Vorgefühl, daß diese Bewegung der „Anfang vom Ende" sei. Gerade dieser offene Abfall schlechter Priester, die längst dem christlichen Glauben im Herzen abgeschworen hatten, und nun unter dem Jubel der außerkirchlichen Menge und zum Entsetzen des frommen Berlinerthums Führer des protestantischen Fortschritts werden, — gerade diese Ausscheidung der unkirchlichen Elemente wird der katholischen Kirche in Deutschland zum entschiedensten Vortheil gereichen, und heute schon zeigen sich die günstigsten Folgen der Aufregung, welche die Feinde unsers heiligen Glaubens in ihrem Unverstande selbst hervorgerufen haben. Umgekehrt wird das unvermeidliche Bündniß zwischen den Apostaten und den Köthner Lichtfreunden den Auflösungsproceß der außerkirchlichen Genossenschaften in Deutschland nunmehr seinem letzten Ziel und Ende entgegenführen.

Von dieser Verkettung der Dinge hat nun die „evangelische" Kirchenzeitung eine instinctartige Ahnung, und es ist ihr,

---

*) Der Flacius Illyricus des neunzehnten Jahrhunderts, Professor Hengstenberg, sagt in seiner „evangelischen" Kirchenzeitung: „Gewiß, das Nationalbewußtseyn hat ein Recht gegen Rom. Ja, auch der Menschenverstand, wenn man will, die Aufklärung." — Daß jenem Feinde der katholischen Kirche jedes Bündniß gegen die Kirche Gottes genehm wäre, ist längst bekannt. Es muß also andere Gründe geben, warum der Pietismus, wie es in eben jenem Blatte geschieht, die Rongesche Secte Preis gibt. — Für die Schneidemühler Apostaten hegt Hengstenberg die innigste Sympathie.

mitten unter dem Jubel ihrer Glaubensgenoſſen, nicht ganz wohl zu Muthe bei den Triumphen der Empörung. — Daher auch die unſichere, unbeſtimmte Haltung dieſer Species der proteſtantiſchen Polemik gegen die Freikirche. Wenn eine Regung von natürlichem Billigkeitsgefühl oder die gewöhnlichſte Logik den Wortführern derſelben ſagt: daß die Kirche, den Apoſtaten gegenüber, im Rechte und in der Wahrheit ſtehe, ſo dürfen ſie dieſer geheimen Ueberzeugung nur halbe und ungenügende Worte leihen. Jede billige Aeußerung über die Kirche müſſen ſie, kaum gethan, wieder zurücknehmen. — Wollen ſie andererſeits die Abgefallenen dennoch bekämpfen, ſo müſſen ſie ſich in Widerſprüche mit ihrem eigenen proteſtantiſchen Princip verwickeln, die ihnen ſelbſt das Brett unter den Füßen wegziehen.

In einer viel vortheilhaftern Stellung ſteht dagegen jener aufrichtige, conſequente, ganze und vollendete Proteſtantismus, den die äußerſte Linke des jungen Hegelthums repräſentirt. — Auch dieſe hat ſich über den Rongeſcandal ausgeſprochen. Hier, wie überall, führten die Schriftſteller dieſer Partei eine furchtbare Waffe, die ihnen, trotz ihrer kleinen Zahl, ihre Bedeutung in Deutſchland ſichern wird. Sie treiben mit eiſerner Conſequenz den Widerſpruch bis auf die letzte und äußerſte Spitze, ſagen ohne Scheu und Hehl, was ſie denken, und bringen ohne Furcht und Hinterhalt auch das Scheußlichſte an das Tageslicht, was lange im dunkelſten Hintergrunde der antikirchlichen Beſtrebungen ruhte. Jede Anwandlung von Scham iſt ihnen fremd, jede Rückſicht abgethan. Wenn unſere Leſer einen ehrlichen Proteſtantismus, der ſeinen ganzen Gedanken rein und rund heraus ſagt, einen Proteſtantismus, der nichts verſchweigt und von keiner Heuchelei weiß, kennen lernen wollen, ſo laden wir ſie dringend ein, die Schrift von Wilhelm Jordan: „Ihr träumt! Weckruf an das Ronge-berauſchte Deutſchland“, zu leſen. — Sie gehört zum Lehrreichſten, was uns von außerkirchlichen Schrif-

ten in diesen kritischen Zeiten zu Gesicht gekommen ist. Der Verfasser beginnt damit, aller obligaten Nationalbegeisterung baar, seinen deutschen Landsleuten die bittersten Vorhaltungen zu machen. — — „Politische Demonstration, das ist", sagt er, „die zauberstarke Beschwörungsformel, das allmächtige Stichwort, auf das jeder Deutsche bereit, in Entzücken zu gerathen und sich zu berauschen, den offenen Beutel in der Hand, hinter den Coulissen seines häuslichen Philisterthums hervorgesprungen kommt."

„Ihr erinnert Euch wohl noch der Zeit — wo nicht, so lest die damaligen Blätter nach, damit Ihr seht, daß ich nichts übertreibe — als Hamburg gebrannt hatte, und wir alle unser Schärflein beitrugen, der reichen Patrizierin das angesengte Kleid zu flicken, als mancher hungernde Poet Verse machte, mancher heruntergekommene Theaterdirector seine darbende Bande spielen ließ, um der jetzt schon wieder so übermüthigen Hansin einen Ziegel oder eine Kelle voll Mörtel zu schenken: war es den Leuten nicht auch damals vor allen Dingen um eine Demonstration zu thun? wurde nicht auch da die deutsche Einheit bei den Haaren herbeigezogen, um als Popanz, als Götze zu dienen, vor dem man kniete und dem man sagte: sieh, Dir am Altare des Vaterlandes opfere ich eigentlich meine Gabe; jene haben Geld genug, das ist wahr; aber auch ich will beweisen, wie ich Dich verehre; alle Deutsche sollen beweisen, daß sie einig sind, dadurch, daß sie sämmtlich — zahlen!! — Oder, warum schoß man Geld zusammen für die Göttinger Sieben? Etwa, um sie nicht in Noth zu lassen? Sollte wirklich ein deutscher Professor so wenig Fond und Kraft in sich haben, daß er nicht eine Weile auf eigne Faust leben könnte? O, daran dachte man auch gar nicht! Es kam keineswegs darauf an, bedrängten Familien unter die Arme zu greifen: denn nach Noth darf man sich nicht erst in den Zeitungen umsehen; in jeder Stadt gibt's ja Familien, die allmählig Hungers sterben! Die eigentliche Absicht war nichts, als eine politische Demonstration."

„Aber dieſe Art zu demonſtriren iſt lächerlich und verächtlich. Man mißbraucht das Mitleid; man ſetzt ſich die Kappe eines barmherzigen Bruders auf, bloß damit geglaubt werde, man trüge weit lieber die verbotene Jakobinermütze. Wozu wären ſonſt die pretentiöſen Zeitungsanzeigen. „„Bei der und der Mittagstafel ſind für den unglücklichen Profeſſor Sylveſter Jordan wieder ſo und ſo viel Thaler geſammelt worden““ u. ſ. w. Es iſt dieß nichts anders, als die ſich ſpreizende Ohnmacht, die ſich einbildet, durch zahlreiches Almoſengeben die Gegenpartei in's Bockshorn jagen zu können. Bettelt ſo viel ihr wollt für eure ſogenannten Märtyrer, aber bildet euch nicht ein, das Klingen eures Stangenſäckels werde irgend Jemand in der Welt Angſt machen! Man läßt euch ſammeln, man läßt euch Zweckeſſen halten, ſo viel euch beliebt — denn die letzteren darf man nicht vergeſſen, wenn von Demonſtrationen die Rede iſt. Sie ſpielen eine Hauptrolle in der Geſchichte Deutſchlands ſeit fünf Jahren. Hat Jemand ein freies Wort geſprochen oder geſchrieben, ſo kann er bei uns darauf reiſen, wie ein Virtuos. In jeder irgend bedeutenden Stadt thun ſich die Liberalen zuſammen, bringen ihm zunächſt das nöthige Ständchen, reſpective Fackelzug, und geben dann ihm und ſich ein Diner, bei dem man, mitten unter den vortrefflichſten Suppen, Paſteten, Braten und Weinen, auf das bequemſte ſeine Freiheitsliebe bethätigen kann. O, wie ſie dann klatſchen und jubeln, Pokale ſchenken und Toaſte ausbringen! Wenn ſie dann mit Löwenſtimmen ſtelzbeinige Redensarten durch einander ſchreien, und die vollen Römer erheben, in Fäuſten, denen ein ſechsfüßig Ritterſchwert nicht zu gewichtig wäre; wenn dann auf ihren bärtigen Verrinageſichtern eine Röthe emporflammt, die man für einen edeln Zorn halten könnte, für das Morgenroth eines nahenden Tages, wäre es nicht allzu offenbar, daß der Wein ſie geſchminkt und begeiſtert: dann möchte man glauben, daß ſie nicht bloß Gläſer zuſammenklirren und nicht bloß ihre Kaſſe ſprengen können, die ſie in voreiligem Viktoriaſchießen, im Pelotonfeuer aus Champagnerbatterien

verpuffen! — Aber es ist Alles eben nur flüchtiger Champagnerschaum, augenblicklicher geschraubter Rausch, der keine andern Folgen hat, als physischen und moralischen Katzenjammer."

„Das ganze politische Bewußtseyn, das ihr den deutschredenden Menschen, welche man das deutsche Volk nennt, mit aller Gewalt angedichtet habt, es ist weiter nichts, als eine Illusion. Niemand weiß recht, was er sich unter der Freiheit vorzustellen hat, und so ist denn das bloße hohle Wort zu einem Rauschmittel geworden. Man hat sie zu etwas Ueberirdischem, zu einem himmlischen Popanz gemacht, mit dem man Götzendienerei treibt: die Freiheit ist eine Art von Religion geworden, und das ist eben der Unsinn. (NB.) Daher kommt die Verzückung, welche Mücken für Elephanten hält, ein politisch Lied für ungeheure Heldenthat, und einen Artikel in den Vaterlandsblättern für eine Weltbegebenheit. Ein krankhafter Idealismus hält uns besessen. Wir haben alle unser Vaterland lieb, wir wünschen seine Einheit, Macht, politische Bedeutung. Das wäre nun sehr schön, wenn wir mehr thäten, als wünschen und träumen; allein wir thun nichts, als uns bei jeder Gelegenheit, sie sei noch so unpassend, begeistern und berauschen."

Von diesem Standpunkte ausgehend, erklärt er dann auch die ganze gegenwärtige „antirömische Begeisterung" für eine lächerliche Farce. — — „Wir wollen uns verständigen. Daß es Einigen, z. B. Ronge, Czerski und den Schneidemühlern Ernst sei mit ihrem Unwillen gegen das Wesen des Katholicismus, welches sie aus Beschränktheit das Unwesen desselben nennen, daß sie wirklich begeistert sind von dem Gedanken, sich von Rom loßzureißen und eine besondere Secte oder, wie sie sagen, eine besondere katholische Kirche zu bilden: dieß will ich gar nicht in Abrede stellen, wenn ich gleich nicht umhin kann, in ihrem Benehmen die krassesten Widersprüche zu finden, und besonders das Haupt dieser Partei, Ronge, entweder für einen höchst unwissenden Theologen, oder für einen

Mann zu halten, der es nicht verschmäht, selbst „„jesuitische““ Mittel anzuwenden, so sehr er gegen sie eifert.“

„Diejenigen aber, welche den meisten Lärm machen, welche das an und für sich geringfügige Ereigniß zu einer Weltbegebenheit ausrecken, Schneidemühl zu einem neuen Bethlehem, Ronge zu einem zweiten Luther, und die Aussonderung einer Secte, die selbst noch nicht weiß, was sie will, zu einer zweiten Reformation umstempeln möchten: diesen ist es mit der Sache keineswegs so Ernst, wie voll sie auch den Mund nehmen, wie zelotisch sie sich auch gebärden, wie sehr sie auch um sich werfen mit den Redensarten „„Finsterniß und Licht, Römlinge, Pfaffenthum““ u. s. w. Sie spielen nur eine Rolle, sie erheben die Fahne des Glaubens nur zu einer hinterhältigen Absicht; ihnen ist es nur darum zu thun, sich zu regen und eine Demonstration zu machen. Sie predigen eine deutsch-katholische Kirche; aber den Ton darf man weder auf katholisch, noch auf Kirche, sondern einzig und allein nur auf deutsch legen. Darin liegt das ganze Geheimniß, dieß löst die Räthselfrage: wie ist es möglich, daß jetzt, im Jahre 1845, selbst die „„Gebildeten““ Deutschlands, die bisher die größte Gleichgültigkeit gegen die Religion bewiesen haben, einen so überraschend großen Eifer für eine neu zu begründende Kirche entfalten? Der politische Hintergrund, welchen diese Herren überall erblicken, ist auch bei dieser Gelegenheit der einzige Reiz für sie.“

Dann auf die Leiter der Bewegung übergehend, charakterisirt er zunächst den excommunicirten Capellan von Grottkau. — — „Ronge ist national, denn er hat stets die „„deutsche Nation““ im Auge; er ist Humanist, denn als Ziel stellt er die Versöhnung und die Vervollkommnung des Menschengeschlechts in dem obigen Sinne auf; er ist Socialist, wenn man will, Communist, und zugleich, wie ja ein Deutscher nicht anders kann, Cosmopolit, denn er will vorzüglich die „„gähnende Kluft zwischen der hohen und niedern Klasse““ ausfüllen, und nicht nur den gebildeten und unwissenden,

den armen und reichen Theil, sondern auch die Nationen und die Völker der Erde mit einander versöhnen durch Vervollkommnung, Veredlung, durch Liebe und Freiheit Aller. Aber er ist unsinnig, wenn er dieß zunächst durch eine National-Kirchenversammlung erreichen will; denn eine Nationalkirche ist an und für sich ein Unsinn, wie wir weiter unten näher sehen werden; er weiß nicht, was Religion, was Christenthum ist, wenn er sie zu Werkzeugen solcher Bestrebungen zu machen gedenkt, wenn er einen idealen Zustand das wahre Reich Christi auf Erden nennt; er vergißt sich selbst, wenn er sagt, die in Rede stehende Versöhnung könne nur durch Thaten, nicht durch leere Redensarten bewirkt werden, und sich doch in Redensarten ergeht, wie „„Vervollkommnung, Veredlung, Liebe und Freiheit Aller."" Wenn R. zuweilen fast modern wird, wenn er die Geistlichen auffordert, „„Menschen zu werden"", sich zur „„freien Menschenwürde"" zu erheben, „„Menschenrechte zu fordern"", die Kanzel, das Katheder, selbst den von ihm verworfenen Beichtstuhl zu gebrauchen „„zur Befreiung des Volkes""; wenn er sagt: „„zerbrechen Sie die entehrenden Gewissens- und Religionsschranken"", was er freilich nicht so meint, wie ich's meinen würde, wenn ich es sagte; wenn er nicht will, daß der Mensch hier an Geist und Leib darbe, um dort selig zu werden: so muß man sich um desto mehr verwundern, daß ihm nirgend das Bewußtsyen auch nur dämmert, wie der in unserer Zeit sich unwiderstehlich vorbereitende Conflict, der auch ihn ergriffen hat, ein Conflict der jungen, irdisch gesinnten Welt mit dem Christenthum überhaupt ist." — — „Es wird bald Jedermann entscheiden können, ob Ludwig Feuerbach Recht hat, wenn er (Wesen d. Christenth., Vorrede XXII) sagt, „„daß das Christenthum längst nicht nur aus der Vernunft, sondern auch aus dem Leben der Menschheit verschwunden, daß es weiter nichts mehr ist, als eine fixe Idee, welche mit unsern Feuer- und Lebensversicherungsanstal-

ten, unſern Eiſenbahnen und Dampfwagen u. ſ. w. in ſchreiendſtem Widerſpruche ſteht.““

„Wer aber iſt im proteſtantiſchen Sachſen der Hauptapoſtel der jungen deutſch-katholiſchen Kirche? Robert Blum. Wer das übrigens in vielfacher Beziehung gewiß ehrenwerthe ſonſtige Streben dieſes Mannes kennt, der wird ſich unmöglich eines Lächelns haben erwehren können, als er ihn die Apoſtelrolle mit wahrhaft pauliniſchem Eifer übernehmen ſah. Robert Blum als ein Glaubensheld! — nein, es iſt zu komiſch, und ich bin feſt überzeugt, er hat ſich im Stillen ſchon manchesmal ſelbſt herzlich auslachen müſſen. Er und ſeine Geſinnungsverwandten, die ganze Partei der Vaterlandsblätter führen eine ſeltſame Maskerade auf. Sie ſehen, das einzige Mittel, das deutſche Volk zu electriſiren, iſt noch immer (NB.) die Religion. Nun ſind ſie der Meinung, es ſei ſchon viel gewonnen, wenn man nur Leben, Aufregung in die Maſſen hineinbringe, gleich viel, von welcher Natur dieſelbe ſei, und darum verſchmähen ſie es nicht, ſich als Katholiken, als Freunde des reinen Glaubens zu verkappen, um in dieſer Verkleidung ſich einzuſchleichen in die Herzen des Volks. Sind wir erſt darin, ſo raiſonniren ſie, dann wird ſich das Weitere finden, dann wird es bei einer deutſchen Kirche nicht ſein Bewenden haben. O ihr Herren, wie ſeid ihr auf dem Holzwege! — — Und wie ungeſchickt benehmt ihr euch unter eurer Maske, wie linkiſch bewegt ihr euch in eurer Verkleidung! Es iſt nicht ſo leicht, als ihr euch einbildet, eine neue Kirche zu ſtiften, und wer die Rolle eines Reformators auch nur ſpielen will, muß dazu mancherlei gelernt haben, wovon bei euch, ihr Herren, keine Spur zu finden iſt.“

„Iſt es nicht wirklich eine fabelhaft wunderliche Prätenſion, daß Robert Blum als ein Hauptvorkämpfer und Mitſtifter der neuen Kirche auftritt, zugleich aber durch jede Sylbe, die er ſchreibt oder ſpricht, auf das ſchlagendſte beweist, daß er von der Geſchichte der Religion und Kirche, von der Bedeutung der Confeſſionsunterſchiede, vom Weſen des

Katholicismus ganz und gar keinen Begriff hat? Die bereits im Druck erschienene Rede, welche Robert Blum bei der Versammlung der katholischen Gemeinde in Leipzig gehalten hat, zeigt dieß zur Genüge. Er beweist in derselben nichts so unwiderleglich als dieß, daß ihm auch jede Spur von einem Verständniß der Dogmenentwicklung, dieser Hauptsache in der Kirchengeschichte, abgeht. Blos dadurch, meint Herr Blum unter Anderem, daß Rom nach erlangter weltlicher Macht immer mehr zur Erhaltung und Vergrößerung dieser Macht bedurfte, und die Religion zu dem doppelten Zwecke mißbrauchte, die Geister zu knechten und die Christenheit zu brandschatzen, „„entstanden““ eine Menge von Dogmen, oder auf Dogmen beruhende Gebräuche. Ich will schon gar nicht fragen, warum Herr Blum einen Mißbrauch der Religion nennt, durch sie die Geister zu knechten, da es doch die recht eigentliche Bestimmung derselben ist, uns zu Knechten Gottes zu machen, und der Papst selbst sich den Knecht der Knechte nennt. Wenn er aber von dem nothwendigen Hervorgehen des Mönchthums aus dem Christenthum, von der eben so folgerechten Ausbildung der Fegefeuerlehre, von dem Heiligenglauben und der Heiligsprechung, vom Ablaß und den Messen, wenn er von dem innigen und nothwendigen Zusammenhange dieser Dogmen und Einrichtungen mit den Grundlehren und dem Wesen des Christenthums so ganz und gar keine Idee hat, daß er nichts anders zu sagen weiß, als: „„so (aus jenem Mißbrauch) entstand das Glaubensheer der Mönche, so entstand die Lehre vom Fegfeuer““ u. s. w.: so ist es jedenfalls eine merkwürdige Anmaßung, sich bei derartiger Unkenntniß zu einem Stimmführer und Mitreformator der Kirche aufzuwerfen. Wenn man als ein *βοην ἀγαθος Μενελαος* durch wohlgesetzte Toastreden bei Zweckessen Furore zu machen versteht, und sich vielleicht vortrefflich eignet zu einem liberalen Landtagsdeputirten, zu einem deutschen Mirabeauchen: so muß man sich doch ja nicht einbilden, das Christenthum verstehen, und sofort als Prediger einer neuen Kirche

auftreten zu können, ohne die mindeste theologische Bildung zu besitzen. Es heißt zwar: pectus est, quod theologum facit, zu deutsch: um Theolog zu werden, muß man Gemüth haben; allein die Erfinder dieses Satzes würden sich doch bestens bedanken für Theologen, die keine Spur von Kirchengeschichte und Dogmatik wüßten, ja nicht einmal Bibelkenntniß besäßen. Soll ich es hier erst weitläufig beweisen, welchen Mangel an solchen Kenntnissen Blum und seine ganze Partei verrathen"? — — „Robert Blum ist eben so, wie eine unzählbare Menge von Leuten unserer Zeit, wie alle unsere „„Gebildeten"", in dem sonderbaren Wahne befangen, zu wissen, was das Christenthum sei, ohne sich jemals im Leben ernstlich um's Christenthum bekümmert zu haben. Glaubt ihr denn das Christenthum zu haben, zu kennen und zu verstehen, wenn ihr ein Paar hergebrachte Redensarten von der christlichen Liebe, von der christlichen Freiheit, von der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit u. s. w. euch gemerkt habt? Ihr Kurzsichtigen, die ihr nicht einmal den Spruch Christi versteht, nach dem sein Reich nicht von dieser Welt ist! Verstündet ihr den, so würdet ihr einsehen, daß ihr ganz und gar nichts mit dem Christenthum zu thun habt, und euch hüten solltet, Worte in den Mund zu nehmen, die zu euch passen, wie ein Gesangbuchlied zur Eröffnung einer Eisenbahn. Was ihr wollt und treibt, das gehört Alles zu dieser Welt, und es gibt die schauderhafteste Disharmonie, wenn ihr mit Kyrie Eleison anfangt und mit einem Fluch auf die Pfaffen endigt! Ihr bildet euch ein, ungemein schlau zu seyn, und ein vortreffliches Stratagem anzuwenden, indem ihr unter dem Schein, nach ächter Frömmigkeit und Gottesverehrung zu streben, eurer Meinung nach an der Aufklärung und Befreiung des Volkes arbeitet; aber werdet ihr denn gar nicht gewahr, wie lächerlich ihr euch dadurch macht? seht ihr nicht ein, daß es wirklich nichts als eine abgeschmackte Farce ist, dem Liberalismus einen Heiligenschein auf den Kopf zu stülpen, einen Predigertalar umzuhängen, und ihn in dieser Vermummung auf Proselytenmacherei auszuschicken"?

„Was könnte auch Herr Ronge antworten, wenn man ihn fragte: Wie ist es möglich, daß die Nachricht von der Ausstellung des heiligen Rockes wie Fabel und Mähre an Ihr Ohr geklungen? Wissen Sie es denn nicht — und als katholischer Priester müssen Sie es wissen — daß Conciliendecrete die Verehrung von Denkmalen der Heiligen rechtfertigen? Wissen Sie es denn nicht, daß nicht allein der Wunderglaube im Allgemeinen, sondern auch die Wunderwirkung von Kleidungsstücken, wenn nur der rechte Glaube vorhanden ist, selbst in der Bibel Anhalt und Bekräftigung findet? Steht nicht Ev. Matth. 9, V. 20 ausdrücklich, daß ein Weib dadurch gesund wurde, daß es den Saum des Rockes Christi berührte? „„Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen““, sagte Christus zu ihr, und sie ward auf der Stelle gesund. Und warum soll Christus nicht noch heute dasselbe Wunder thun können, wenn nur der Glaube an ihn und seinen Rock noch eben so stark ist? Man sieht, Ronge und seine ganze Jüngerschaft verwickeln sich in ein unentwirrbares Netz von Widersprüchen. Sie lehnen sich nicht allein gegen den Katholicismus selbst auf, indem sie seine Satzungen verwerfen, obgleich sie noch mit starker Betonung den Namen Katholiken beibehalten, sondern gegen die Bibel, und so gegen das Christenthum überhaupt — und doch wollen sie gerade die ächten Christen seyn!“

Bitterer ist der Versuch: das Christenthum auf die Basis des Rationalismus zu stellen, wohl noch nie verhöhnt worden. „Auf die deutsch-katholische Kirche“, sagt Jordan, der Hegel'sche Nihilist, der den feigen, mattherzigen, antichristlichen Deismus des achtzehnten Jahrhunderts längst überwunden, „hat man alle Ursache, neugierig zu seyn.“

— — „Daß man Geld genug zusammen bringen wird, um hier und dort ein Kirchengebäude zu errichten, und allenfalls auch neue Kirchenbeamte anzustellen, daran zweifle ich nicht; aber meint man, wenn dieß geleistet ist, mit einer neuen Kirche schon fertig zu seyn? Müßt ihr nicht vor allen Dingen,

wenn ihr eine Kirche ſtiften wollt, ein neues und allgemein gültiges, das heißt ein alle jetzigen und noch zu erwartenden Theilnehmer zufriedenſtellendes Glaubensbekenntniß entwerfen. Müßt ihr nicht — denn ihr werdet hoffentlich zugeben, daß eine Kirche ohne äußeres Ceremoniell ein Unding, eine Unmöglichkeit iſt — eine neue gottesdienſtliche Feier, neue Ausdrücke und Wendungen für die Sacramente u. ſ. w. erfinden? Den aber will ich ſehen, der dieß leiſtet auf der von euch gegebenen Grundlage! Als dieſe Grundlage erkennt ihr doch, wenigſtens nach euern bisherigen Aeußerungen zu ſchließen, die Vernunft an. Nun erfindet mir einmal ein Glaubensbekenntniß, das mit der Vernunft übereinſtimmt! Das Glaubensbekenntniß der Vernunft heißt: „„Ich glaube Nichts.““ Wollt ihr eure neue Kirche auf Nichts ſtellen? Wißt ihr nicht, was Kant bewieſen hat? Wißt ihr nicht, daß es der Vernunft nicht einmal möglich iſt, ſich mit dem Glauben an das Daſeyn Gottes zu verſöhnen, und daß ſich Vernunft und Glaube überhaupt *) feindlich gegenüberſtehen?“

„Nein, das wiſſet ihr nicht! Ihr ſeid unglückſelige Ignoranten, für welche die beſten Männer unſers Volkes vergebens gelebt, vergebens geſprochen und geſchrieben haben! Die Großthaten der Wiſſenſchaft, durch welche ſich vor allen der deutſche Geiſt einen unvergänglichen Ruhm erworben, ſie ſind für euch ungethan, und ihr kennt die Heroen im Reiche der Gedanken kaum dem Namen nach! Wißt ihr von einem Kant und von den unverlöſchbaren Feuerbränden, die er hineingeſchleudert in euren Tempel, was von Fichte und ſeinen gewaltigen Reden an das deutſche Volk? In Hegel's Schriften habt ihr niemals die Naſe hineingeſteckt, und doch braucht

*) Vernunft und Glaube ſtehen ſich aber nicht „überhaupt“, ſondern nur dann feindlich entgegen, wenn der Wille dem Glauben widerſteht. Wer glauben will, kann ſeinen Glauben ſehr wohl gegen die Einwürfe der Vernunft ſicher ſtellen, wer nicht glauben will, muß freilich conſequenterweiſe beim Nihilismus anlangen.

ihr's nur von ferne zu wittern, daß Jemand seine Werke studirt hat, so seid ihr in eurer dünkelvollen Beschränktheit auch schon fertig mit ihm und sagt: „„ein Hegelinge, geht uns also nichts an.““ Von David Strauß werdet ihr freilich gehört haben, daß ihr aber nichts von ihm gelernt, beweist ihr durch eure hohlen Reden. Ludwig Feuerbach und sein „„Wesen des Christenthums““ ist euch vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt. Und doch erkühnt ihr euch, ihr armseligen Ignoranten, als Vorkämpfer Deutschlands aufzutreten, und doch wagt ihr es, in einer Zeit, in welcher nicht Hunderten, sondern Tausenden, die sehen wollten, die Schuppen von den Augen gefallen sind, durch die Leistungen solcher Männer euch breit zu machen und die Reformatoren zu spielen, während ein junges Geschlecht über die Schwelle tritt, das den Kinderschuhen entwachsen ist, die ihr nur flicken wollt, das die Krücken hinter sich wirft, welche ihr neu zusammenleimen möchtet, und das auf eignen Füßen durch's Leben schreiten, mit eignen Händen sich das Glück auf Erden statt der Seligkeit im Himmel erarbeiten*), vor allen Dingen aber in sich selbst frei und jedes Gespenst los werden will, bevor es nach allgemeiner Freiheit trachtet!"

Das Höchste, wozu es die Deutschkirche möglicherweise bringen könnte, wäre die Lossagung einestheils der deutschen Katholiken von Rom, die Bildung einer neuen Kirche in Deutschland. —— „Und was wäre damit gewonnen?", fährt Jordan fort, „schon jetzt zerquält ihr euch mit der Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses. Das ist natürlich, denn wenn ihr eine von Rom gesonderte katholische Kirche bilden wollt,

*) Wir machen unsere Leser auf diesen Satz aufmerksam, denn er enthält das Programm des Antichristianismus unserer Zeit. — Die aus der katholischen Kirche ausgestoßenen Freikirchler theilen das Princip, wagen es aber zur Zeit noch nicht auszusprechen. Dieß ist der Unterschied zwischen ihnen und der Schule, welcher Wilhelm Jordan angehört.

ſo müßt ihr es euch zum Bewußtſeyn bringen und zugleich der Welt darüber Rechenſchaft geben, was eure Losreißung veranlaßt, in welchen Lehren ihr euch unterſcheidet, was ihr an die Stelle der verworfenen ſetzen wollt. Vergeßt aber nicht, daß ihr euch bindet, indem ihr ein Bekenntniß ablegt! Die ſich jetzt vom Katholicismus losreißen wollen, ſie ſind ihm, ſie ſind der Kirche überhaupt längſt entfremdet; ſie haben ſich bereits emancipirt vom Glauben, wenn auch nicht mit klarem Bewußtſeyn, ſo doch durch ihre bisherige, vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles Kirchliche, alles Religiöſe.“ — — „Ich frage nun, iſt es ein Fortſchritt, wenn dieſe Leute, die bisher bereits außerhalb der Kirche ſtanden, denen bisher der Glaube etwas durchaus Gleichgültiges war, ſich künſtlich und heuchleriſch wieder erwärmen, um ſich auf's Neue — in eine Kirche, und noch dazu in ein Glaubensbekenntniß einzuzwängen? Iſt es ein Gewinn für Deutſchland, wenn zu den beſtehenden Confeſſionsunterſchieden noch ein neuer hinzukommt? Iſt es ein Gewinn, wenn die Gedanken Deutſchlands, die nur allzuſehr gewohnt ſind, in nebelhaften Regionen herumzuſchweifen, noch einmal von religiöſen Intereſſen in Anſpruch genommen, und ſo von der Erkenntniß ſeiner wirklichen, in ſo vielfacher Beziehung beklagenswerthen Zuſtände abgezogen werden *)? Iſt es, um einen beſtimmten Fall anzuführen, iſt es ein Gewinn, wenn z. B. Robert Blum, ſtatt ſich, wie er bisher gethan, in Leipzig ſelbſt einen, wenn auch beſchränkten Wirkungskreis zu ſchaffen, und einen vortheilhaft anregenden Einfluß auf die Geſtaltung hieſiger beſtimmter Verhältniſſe auszuüben, wenn er ſtatt deſſen ſeine Thätigkeit einem Felde zuwendet, auf dem er gar nicht heimiſch iſt, und das er ohne Heuchelei gar nicht betreten kann? Schon einmal iſt die Frage an ihn gerichtet, wo denn ſein ſonſtiger Katholicismus (er iſt, ſo viel mir be-

*) Eine gewiſſe Staatsklugheit beſchützt und befördert die Deutſchkirche gerade zu dem Ende und Zweck, um die Aufmerkſamkeit der Deutſchen von der Politik abzuziehen.

kannt, katholisch getauft und eingesegnet) stecke, schon einmal ist er gefragt, was er gemein habe mit der Kirche, welcher er anzugehören affectire; was er Katholicismus nenne, wenn er die Hauptmerkmale, wenn er das Wesen desselben wolle weggeworfen wissen: und er hat darauf nicht antworten können. Was will Saul unter den Propheten? Das Glaubensbekenntniß möcht ich sehen, welches Sie, Herr Blum, ohne Heuchelei zu unterschreiben im Stande sind! Sie werden mich verstehen, Sie werden innerlich gewiß zufrieden seyn mit diesem von mir ausgesprochenen Zweifel; denn es kann Ihnen nicht entgehen, daß derselbe eine günstige Meinung von Ihnen enthält."

Bekanntlich hatte das sogenannte Glaubensbekenntniß der Breslauer Apostaten den Satz aufgestellt: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig allein die heilige Schrift und die von der christlichen Idee bewegte und durchdrungene Vernunft seyn. Die Gemeinde nimmt das apostolische Glaubensbekenntniß als das ihrige an, und stellt als Aufgabe für die Kirche und die Einzelnen den Inhalt desselben zur lebendigen, dem Zeitbewußtseyn entsprechenden Erkenntniß zu bringen." — Hierzu bemerkt Jordan: — — „Wird es denn Niemand von selbst gewahr, welch ein Nest von unversöhnbaren Widersprüchen diese wenigen Worte enthalten? Ist wirklich das Verständniß des Christenthums so ganz und gar verschwunden, daß man nicht einsieht, wie es heißt Feuer und Wasser mit einander versöhnen wollen, wenn man in einem Mundaufmachen solche Unverträglichkeiten zusammenwürfelt? Ihr Herren, ihr wißt nicht, was ihr sprecht! Ihr kennt weder die heilige Schrift und die christliche Idee, noch die Vernunft, weder das apostolische Glaubensbekenntniß, noch das „„Zeitbewußtseyn!""

Der Kritiker ist hier auf dem Punkte angelangt, wo er seine eigene christliche und antichristliche und atheistische Weltanschauung, in welcher die gegen die Kirche protestirende Richtung sich vollendet und abschließt, der mattherzigen Halbheit der Separatisten entgegenstellen muß. — In ihm ist der Widerspruch, die

Verneinung, der Proteſt gegen Gott und die Offenbarung zur vollen Durchbildung und zum Abſchluſſe gekommen. — Von dieſem Standpunkte aus ſieht er mit unſäglicher Verachtung auf die Willkühr, Unwiſſenheit und Heuchelei der rationaliſtiſchen Lichtfreunde herab, ja er kann ſogar gerecht und unbefangen den Gegenſatz der Separatiſten gegen die Kirche würdigen. — Das Zeitbewußtſeyn iſt ihm „das jetzige Geſammtwiſſen der Menſchen.“ Wie verhält ſich dieſes zu dem Glauben an den Gott, der Himmel und Erde erſchuf? Jordan, der hierauf freimüthig antwortet, bedient ſich dabei nur des ſeiner eigenen Partei und dem Rationalismus gemeinſchaftlichen, heutzutage beinahe ſchon aus der Mode gekommenen Kunſtgriffes: den unauflöslichen Widerſpruch zwiſchen der Offenbarung und der Naturwiſſenſchaft als erwieſen vorauszuſetzen. Dann entwickelt er in einer weitläuftigen Polemik gegen Jehova, wie ihn das Buch Hiob redend einführt, ſeine bewundernswerthe (bei Lichte beſehen doch nur an der äußerſten Schaale nagende) Kenntniß der Natur, von welcher letztern heutzutage jeder Schulknabe mehr wiſſe, als der alte Judengott, entſetzt dieſen ſeines Poſtens und verweist ihn in die Mythologie. — — „Wird die Erde“, ſagt er, „erkannt als ein Sandkorn im Univerſum, ſo fällt von ſelbſt die anmaßende Meinung, das um ihret- und ihrer Bewohner willen der Verlauf der Natur- und Weltgeſetze könne unterbrochen werden; ſie verliert die Wichtigkeit, welche ſie früher zu haben ſchien, und ſelbſt wenn man noch mit einem Fuße zurückbleibt auf dem religiöſen Standpunkte, muß man es doch eine Unmöglichkeit nennen, daß zum Beſten dieſes Tröpfchens am Eimer „„der ganze Geiſt des Alls Menſchengeſtalt ſolle annehmen können.““

Dieß iſt, kurz und ehrlich ausgedrückt, die Summe und der Inbegriff des neueſten, auf der Höhe des Fortſchritts ſtehenden, außerkirchlichen „Zeitbewußtſeyns“, auf welches ja die Secte ihre Dogmen ſtellte. Dieß vorausgeſetzt, hat aber Jordan, den Apoſtaten gegenüber, freilich Recht: daß es eine ſchlechte Heuchelei und bodenloſe Willkühr ſei, gelegentlich doch wieder von

Christenthum und Glauben zu sprechen. — — „Sagt ihr nicht selbst, ihr Neukatholiken, ihr wollt das Glaubensbekenntniß mit dem „„Zeitbewußtseyn““ in Einklang bringen? Ich thue ja weiter nichts, als daß ich eurer hohlen Redensart, „„Zeitbewußtseyn““, Bedeutung, Inhalt gebe, und die Bedeutung, den Inhalt, den sie allein haben kann. Ist es meine Schuld, daß dieß wirkliche Zeitbewußtseyn sich auch nicht mit einem Worte irgend eines Glaubensbekenntnisses verträgt?“

„Ihr wollt glauben an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde?“.

„Gut. Aber diesen Glauben wollt ihr außer durch die heilige Schrift auch durch die von der christlichen Idee durchdrungene und bewegte Vernunft begründen.“

„Gibt es verschiedene Vernünfte oder nur eine? und was heißt denn die von der christlichen Idee durchdrungene Vernunft? Was nennt denn ihr die christliche Idee? Doch wohl das Wesen des Christenthums. Dieß ist aber eben der christliche Glaube. Also dieser soll seine eigene Grundlage seyn? Wie versteht man das? — „„Nein, die Vernunft!““ Aber ihr meint ja die von ihm durchdrungene und bewegte Vernunft. Ihr mögt euch drehen wie ihr wollt, der Zopf der hängt euch hinten. Die vom Christenthum durchdrungene Vernunft soll die Grundlage — eures Christenthums seyn, d. h., euer Christenthum soll auf der Grundlage des Christenthums beruhen: das ist der nichtssagende Kreis, in welchem ihr euch bewegt.“

Vom Standpunkte des „Zeitbewußtseyns“ (des ungläubigen, widerchristlichen nämlich, auf welchem ja die Secte steht!) beweist ihnen dann der skeptische Critiker, daß nach dem, was der Königsberger Philosoph bereits vor einem halben Jahrhundert geschrieben, es mit dem „vernünftigen Gottesglauben“ (wir setzen hinzu: wenn er einen Standpunkt außerhalb der Kirche behaupten will!) nichts sei, daß der Glaube an eine „Allmacht“ mit dem „Zeitbewußtsein“ (der Partei des außerkirchlichen Fortschritts) nicht in Einklang stehe, daß alles

Geſchehene innerhalb einer ſcharf begränzten, unüberſchreitbaren Nothwendigkeit verlaufe, und daß dieſe Erkenntniß, verneinend ausgedrückt, nichts anders ſei, „als die Erkenntniß von der Unmöglichkeit des Wunders.“ Da aber die Religion die Weltſchöpfung als das erſte und größte Wunder faßt, ſo folgt daraus die Unmöglichkeit: in den Verlauf des Entſtehens der Welt „irgendwo den willkührlichen Eingriff eines über- und außerweltlichen Weſens einzuſchieben“, wobei, wie jeder Vernünftige einſieht, der Begriff der Schöpfung in die Brüche geht. Die Grunddogmen des Chriſtenthums mit dem Wiſſen des neunzehnten Jahrhunderts in Einklang zu bringen, wird nach dieſen Vorausſetzungen vollends Niemanden mehr einfallen.

Allen dieſen Folgerungen kann ſich die Rongeſche Secte mit nichten entziehen.

„Allein euer Vorſatz“, ſo redet Jordan ſie an, „iſt gar nicht ſo ernſt zu nehmen.“ — — „Wie kann ich mir's nur beikommen laſſen, auf ein Glaubensbekenntniß tiefer einzugehen und es für mehr zu nehmen, als für Floskeln, welche nicht das Erzeugniß eines tiefen, religiöſen Dranges, ſondern das Erzeugniß liberaliſirender, kurzer Aufregung iſt, und vielleicht in Zeit weniger Stunden in einer bewegten Verſammlung von Leuten entworfen wurde, die ſich bisher um das Chriſtenthum wenig gekümmert hatten, jetzt aber, da es eine Demonſtration gilt, da einmal die bei uns ſo ſeltene, und darum ſo reizende Gelegenheit geboten wurde, ſich ohne Hinderniß von Seiten der Polizei zu verſammeln und öffentlich zu debattiren, dieſe Gelegenheit mit beiden Händen eifrig ergreifen, ohne viel zu fragen nach der Bedeutung der zu thuenden Schritte, und mit größter Haſt Beſchlüſſe faſſen, unterzeichnen u. ſ. w., damit nur endlich in unſerm lieben deutſchen Vaterlande etwas geſchehe, ſei es was es wolle!“

„Ihr ſagt es ja ſelbſt, daß das Glaubensbekenntniß eigentlich gar nichts zu bedeuten habe; ihr geſteht es ja mittelbar ein, daß es nur eine Floskel ſeyn ſoll. „„In der Verſchiedenheit der Auffaſſung und Auslegung dieſes Inhalts fin-

Im Gegensatz dazu steht der Jurist, der sich nicht mit Gesetzen befaßt. Dies ist der Jurist, der sich mit Rechtsfällen beschäftigt, der Rechtsanwalt, der Richter, der Staatsanwalt, der Notar, der Rechtslehrer. Sie alle haben es mit Gesetzen zu tun, aber sie sind nicht Gesetzgeber. Sie sind Juristen, weil sie wissen, wie sie Gesetze lesen und anwenden müssen, um sie auf Rechtsfälle anzuwenden. Sie sind Juristen, weil sie wissen, wie sie Gesetze lesen

Jordan weist mit Recht darauf hin, daß nach der Losreißung der protestantischen Gemeinden von Rom, im Beginne der kirchlichen Revolution sich bereits ähnliche Erscheinungen zeigten, wie jetzt, wo das große Trauerspiel zu Ende geht. Schon im Jahre 1525 schrieb Luther an Briesmann: „Der Satan hat es hier schon so weit gebracht, daß in Nürnberg einige Bürger läugnen, daß Christus etwas sei, daß das Wort Gottes etwas sei, daß die Obrigkeit etwas sei." — Allein dieß war eine Anticipation des natürlichen Fortschrittes und Endes des Protestantismus, die bloß als warnender Spiegel der Zukunft von der Vorsehung in den Anfang gestellt, damals weder gedeihen konnte noch sollte. „Nur zu früh (sagt Jordan) gaben Luther und die Hauptleiter der Reformation sich zu Werkzeugen der Aristokratie her, und mißbrauchten ihre Popularität, den begonnenen Aufschwung in religiöser, besonders aber in politischer Beziehung hemmend im Zaum zu halten und zu unterdrücken." — Heute ist dieß anders. Wenn vor dreihundert Jahren die politische Macht die Entwicklung anhielt, so treibt umgekehrt ein kurzsichtiger Macchiavelismus heute dieselbe vorwärts, in der Hoffnung, die Kirche zu verderben, ohne zu bedenken, daß nicht diese, sondern der Protestantismus das tolle Gelag mit seinem Leben (als kirchliche Gesellschaft) bezahlen wird. —

Unter diesen Umständen gehört von Seiten der durch den Polizeistaat geschützten und ermunterten Apostaten nicht einmal ein Herostratenmuth dazu, ihr unheilvolles Werk zu treiben.

— — „Ihr neuen Schismatiker habt weder einen klaren Gedanken, noch einen Willensinhalt, noch auch Muth. Oder gehört etwa Muth dazu, mitten in protestantischen Ländern, wo ihr so sicher seid, als säßet ihr in Abrahams Schooß, auf das ferne, hier vollends ohnmächtige Rom zu schmähen? Gehört Muth dazu, von der hochlöblichen Polizei gegen jede ernste Gefahr von Seiten etwaiger Fanatiker sicher gestellt, Versammlungen zu halten, mir nichts dir nichts nach Stimmenmehrheit ein Glaubensbekenntniß zu beschließen, zu unter-

schreiben? Gehört Muth dazu, für Ronge, Czerski, Schneidemühl ꝛc. Geld einzusammeln? Robert Blum freilich nennt Ronges Brief „„eine todesmuthige Forderung des Lichtes und der Wahrheit gegen die Finsterniß und die Lüge.““ Ist dieser „„Todesmuth““ auch nur Klingklang, oder soll damit ernstlich gemeint seyn: Ronge habe sich durch sein Schreiben in Lebensgefahr gebracht? Sollet ihr Rom wirklich für so einfältig, für so dumm halten können, daß es den Knabenstreich begehe, und euch einen Heiligen mit der Märtyrerkrone liefern werde?“

„Im Gegentheil, wenn ich Recht habe, daß der verkappte Liberalismus die Hauptrolle spielt bei dieser Farce, — und es wird sich ausweisen, daß ich darin Recht habe — so beweist ihr nur Feigheit, denn es ist feig, zu verstecken, was man eigentlich will; es heißt sich selbst, seiner Sache mißtrauen, wenn man sie wie Contrebande in falscher Emballage einzuschmuggeln sucht.“

Ueber den Liberalismus ist der Schriftsteller, der das schrieb, eben so lange schon hinweg, wie über den rationalistischen Deismus. Aber am Schluße seiner Schrift wirft er einen Blick in die radikale und communistische Zukunft, welche blutroth über Europa aufzugehen im Begriffe ist.

— — „Ihr, die ihr behaglich aus eurer Sophaecke durch die löschpapierne Trugbrille des deutschen Journalismus hinausguckt in die Welt, ihr könnt verächtlich lächeln, wie ihr seht, wie wunderlich und linkisch sich die Hungerarbeiter oft gebärden, um aufzustehen aus dem Staube; ihr könnt Zeter schreien aus Furcht für eure Ruhe, und eure Geldkasten, und sie für Tollhäusler erklären, die man in die Zwangsjacke stecken müße, wenn diese Lastthiere der Gesellschaft, die das ganze Gebäude der Menschheit auf ihren Schultern tragen, ingrimmig aufseufzen und sich rütteln, um diese schwere Bürde abzuwerfen: wenn in ihren verworrenen, abenteuerlichen Träumen ein großer Gedanke der Zukunft die lange Nacht ihres Hirns durchzuckt, wie Wetterleuchten, und ihre ungelenken Züge zu

einem seltsamen Ausdruck der Begeisterung verzerrt; wenn sie die schwielenvollen Hände, die euch bekleiden, ernähren und glatt und mühelos durchs Leben hingleiten lassen, sehnsüchtig ausstrecken, um nur etwas mehr zu erreichen, als die nothdürftigste Hungerstillung; wenn sie dem Himmel grollend die Fäuste zeigen, und emporlangen nach einem Armensünderevangelium, ja, wenn sie zu hundert Tausenden hinwallen zu einem Wundergepränge der Kirche, um ihre Gedanken selig zu berauschen im Mährchenweine der Religion, und wenigstens auf Augenblicke zu vergessen ihres Elends; — ihr könnt sie verlachen, ihr Glückseligen der Erde, ihr könnt sie verachten, ihr könnt sie noch zertreten, die Würmer, die sich zu euern Füßen herum winden: dennoch sind es ihre Köpfe, in denen der kommende Geist sich die Geburtsstätte bereitet, dennoch sind sie die Auserwählten, die den nächsten Ruck in der Geschichte wirken."

Wir möchten, wenn anders unsere Worte sie erreichten, jene Staatsmänner, die jetzt das Heil der Welt davon erwarten, daß dem katholischen Volke in Deutschland sein Glaube abgegaunert werde, ernstlich bitten: diesen Aeußerungen eines atheistischen Hegelingen so viel Aufmerksamkeit zu schenken, als sie ihrer erleuchteten Sorge für das Staatswohl irgend abmüßigen können.

II.

Die Heilwirkungen bei der Ausstellung in Trier.

Als das Menschengeschlecht noch jung und lernbegierig gewesen, da wurde ihm gesagt: „Kinder des Staubes, in denen der Geist seine Wohnung genommen, ehret die höhere Macht, die Euch zum Daseyn gebracht! Alles was ist, Freies und Unfreies, hat sie in gesunder Harmonie mit sich, und darum unter sich geschaffen; aber das Freie hat die Harmonie mit der schaffenden Macht gestört, und so ist auch Freies mit dem Unfreien in Mißklang gekommen, und die Welt ungesund geworden. Da hat, der sie mit ganzer Kunst erbaut, auch ihre Wiederherstellung gewirkt; dem sich vererbenden Verderben hat er gewehrt, indem er dem Freien die stets sich aneignende Gnade, als die innere Heilkraft des Willens, eingepflanzt; und so, indem er diese Einpflanzung in die Welt durch ein Weltwunder bewirkt, hat der heilbringende Arzt von oben die Genesung der Siechgewordenen zum Preis des Kampfes zwischen dem Segen und den Fluch gesetzt.“ Die, denen es gegeben war, haben diese Lehre glaubwürdig gefunden; und indem sie das Gelehrte aufgenommen, und sich gehalten, wie sie geglaubt, haben sie die Wiederherstellung der Zerrüttung der Welt einerseits durch die reine Ausstimmung ihrer inneren Gegensätze, andererseits aber im tiefsten Grunde durch die Zurückführung ihrer Harmonie mit der höhern Macht, unter der Mitwirkung derselben, bedingt, anerkannt. Was

ihnen also für das Ganze gültig geschienen, dem haben sie auch für das Besondere, Individuelle Geltung zugeschrieben, und Jeder hat sein Seelenheil, in sittlicher Besserung, verbunden mit religiöser Steigerung gesucht. Was sie dann in diesem Gebiete erprobt gefunden, haben sie auch selbst wieder auf ihr Leibliches angewendet, und wenn hier eine krankhafte Zerrüttung zu Tage getreten, haben sie erkannt: daß diese allerdings in nächster, veranlassender Ursache ihren Grund in gestörter Harmonie der organischen Natur in ihnen, und zu der umgebenden außer ihnen gefunden; und daß auch hier die Wiederherstellung an die rechte Stimmung des Mißklingenden geknüpft erscheine; daß aber in letzter Instanz diese Disharmonie in die höhere nach oben zurückgehe, und auch in ihr sich lösen könne. Sie haben also geurtheilt: die erste Lösung der Dissonanz sei das Werk der Wissenschaft und der Facultät; die zweite aber das Werk der höhern Macht durch die Kirche; und wie diese in jenem Weltwunder heilkräftig gegen das Ganze sich erwiesen; so werde sie auch in geeigneten Fällen nach freiem Wohlbefinden gegen das Besondere hilfreich sich erweisen. Sie haben also neben der rationalen Behandlung von Seiten der Schule auch eine wunderkräftige von Seite der Kirche anerkannt, und ihre Zusammenwirkung keineswegs als unstatthaft erklärt.

Als inzwischen das Menschengeschlecht im Laufe der Zeit gelehrt und mitunter verkehrt geworden, da hat diese Verkehrtheit zu ihrer Habilitation auf Erden ihre Dissertation sammt zugehörigen Thesen geschrieben, und die haben eine andere Lehre aufgestellt. Du, o Menschengeist, wolle nicht vor höherer Macht dich beugen! denn du bist selbst die höchste Macht allum. Im Wurfe des Verhängnisses bist du ein Blindgeborner zum Einsassen des Daseins geworden; blind hast du die Würfe des Schicksals mitgeworfen; wohin sie gefallen, war nicht Sorge. So hast du unbewußt im Unbewußten geschaffen, ob gut, ob bös, galt gleich; denn vor dem Gesetz ist keine Sünde. Da hast du gegessen vom Baume der Erkenntniß, der

die Frucht des Gesetzes trägt; und das blinde Auge wurde dir aufgethan, und du bist dir selber Gesetz geworden, und hast dich von aller Dienstbarkeit an das Schicksal befreit, und schaffest fortan aus eigener, selbstbewußter Macht, an keine Andere im Lehnsverband gebunden. Du mußt dir selber dein Heil bereiten, und darfst keines andern Heilands warten, der für dich einstehe, denn das wäre Rückkehr zur Dienstpflicht. Keine Hülfe also darfst du erwarten, du mußt sie selbst in klarer, lichter, besonnener Ueberlegung wirken; denn das Dunkle, Unbewußte, Unerklärbare hat nicht ferner Stätte im Reich des Lichtes und des alldurchdringenden Gedankens. Seither hat der Rationalism sich überall verbreitet; Logik und Mathematik sind die vergötterten Regenten der Zeit, und auch die Facultät hat ausschließlich das Recht, Wunder zu wirken, in Anspruch genommen; und spricht Jedem, weß Standes und Ranges er seyn möge, die Befugniß ab, der nicht von ihr sich examiniren, graduiren und habilitiren lasse.

Das ist die übersichtlich leicht punktirte Darstellung der Lage des Processes, den die Facultät mit der Kirche puncto des Wunderglaubens führt, aus den vorliegenden Akten ausgezogen. Man sieht, dieser Proceß ist ein welthistorischer; seine Wurzeln gehen in den Anfang der Dinge zurück, durch den ganzen Verlauf setzt er sich fort; und so wird er denn wohl auch am Ende derselben erst zur vollen Entscheidung kommen. Die Kirche sagt: der Schöpfung, vom Guten ausgegangen, konnte das Böse nicht immanent einwohnen; es muß ihr als eine Erkrankung gekommen seyn. Am Baum hat sie mit dieser Krankheit sich inficirt, seither wird jeder in ihr mit Schmerzen geboren; in Mühsal bringt er sein Leben hin, und es endet mit Trübsal. Nur dem Guten, von dem das Leben ausgegangen, kann auch die Heilkraft für diese Zerrüttung einwohnen, nur der Schöpfer des Baues kann seinem Umsturz wehren; und als Arzt die freiwillige Vergiftung heilen; und er hat es gethan und thut es noch, indem er, den Beitritt des Willens acceptirend, den seelischen Keim des Uebels ertödtet. Die Facultät aber erwidert:

nicht vom Guten ist die Schöpfung ausgegangen, sondern vom indifferent Gleichgültigen, in dem das Nichts zuerst als Etwas sich gezeigt. Da ist denn Schlecht und Recht, Bös und Gut durcheinander ausgeschlagen; Beide wohnen mit gleicher Immanenz dem Keime ein. Unter Schmerzen der Erdemutter wurde daher schon der erste Mensch geboren, und müde und lebenssatt ist er dahingegangen; sein Leben aber hat sich in Stadien getheilt, durch kritische Entwicklungskrankheiten bezeichnet. Das Essen der Frucht setzt Zähne voraus, und die Zähne wollen Eßbares, woran sie sich üben mögen; dem Essen ist also das Zahnen vorangegangen, und dieß als eine Entwicklungskrankheit fällt schon in den Bereich der Facultät; schickliche Diät und gelind eröffnende Antiphlogistica werden über die Crise hinüberführen, und es wird der Universalmedizin des ursprünglich Guten und der Wundereſſenzen keineswegs bedürfen; gegen den Tod aber ist kein Kraut gewachsen.

Man sieht, die Kirche nimmt von der Fülle des Guten und der Allkraft des Schöpfers ihren Ausgang; geht dann über zur Natur vor dem Fluche, weiter zum Menschen vor dem Falle über; und betrachtet zuletzt die Verhältnisse der Creatur nach der Katastrophe zu ihrem Urheber; nichts ausschließend als das Böse, dessen Wurzel sie in das Nichts verweist. Die Facultät, ihrerseits, hat sich ursprünglich auf eben dieß leere Nichts gesetzt, in das die Wurzeln von Gut und Bös hinuntergehen; sie steigt dann auf zur Natur, wie sie nach dem Fluche sie gefunden, Staub essend und auf dem Bauche kriechend; und erhebt sich dann zum Menschen, wie er aus seinem Gericht gegangen; was weiterhin rückwärts liegt, das kümmert sie nicht; sich im Grunde der Hyle haltend, muß sie den ersten Grund ausschließen, und das unbedingt Gute, inwiefern es nicht im leeren Nichts wurzeln kann, muß sie consequent abläugnen oder ignoriren. Sie beruft sich auf den Augenschein, die Andere auf die Intuition im Geiste; so ist Grundes genug zum ewigen Proceß vorhanden; und so hat er vor unfürdenklichen Zeiten angefangen, und dauert noch zur

Magie ist. Ich bin Buddhist, ich bekenne Buddhas Lehre, ich bin Buddhist, weil ich an Buddha glaube, weil ich an seine Lehre glaube, weil ich an seine Lehre glaube, weil ich an seine Lehre

lange Zeit unmöglich gemacht; es hat auch keine Blutunterlaufung in der Kniekehle sich gebildet, nur ein mißfarbiger Fleck auf der Kniescheibe: aber was verschlägt das; eine Sechs von oben angesehen wird zur Neun, und unser tiefsinniges Zeitungspublikum hat geurtheilt: der Stab des Aesculap auf hohem Rosse, in eine Schlange umgewandelt, habe die Schlangen der Götzendiener von Trier aufgefressen, und der Stock, der also sieben Stöcke in sich aufgenommen; sei eben jener berühmte Stock, der die sieben Rücken bestrichen, und müsse zur Heilung jedes Wundersüchtigen geführt werden. So wurde denn die junge Gräfin mit dem Bescheid entlassen: man verstehe, Sie, die sich selbst und im Auge der Starkgläubigen geheilt erscheine, sei im Auge deren, die ihre Urtheilskraft nicht unter das Ich des Wunderglaubens gegeben, in Wahrheit ungeheilt; Sie solle sich daher nur neue Krücken machen lassen, sonst werde das Uebel ärger, denn zuvor. Das gute Mädchen „mit der frommen Seele und dem starken Anfluge von Eitelkeit" war nun, etwas betreten auf ihren gestreckten Fuß auftretend, davon gegangen, und war nun durch die That überführt. Es half nichts, daß der Onkel der fälschlich Geheilten am 29. September in den Blättern erklärte: seine Nichte erfreue sich des Gebrauches ihres Fusses noch zur Stunde eben so, wie zur Zeit, wo sie Trier verlassen habe. Man erwiderte: wir verstehen, wie sie damals irrthümlich sich ihrer Heilung erfreut, so fährt sie, und die Welt mit ihr, auch jetzt noch fort, sich dieser Täuschung hinzugeben. Somit werden die Akten geschlossen und die Fascikel im Archive deponirt.

Der Art haben diese plumpen, leichtfertigen Gesellen die Facultät vertreten, der Kirche im Gegentheile wurde in einer verständigeren Weise vorgearbeitet. Als bei der Ausstellung Ereignisse vorkamen, die in das Gebiet der Wunderwirkungen einzuschlagen schienen; da hat die Ehrenwache im Dome selber die Constatirung dieser Vorgänge sich zu einem Geschäft gemacht. Die, welche als genesen sich angegeben, wurden auf frischer That vorgerufen, und ihre Aussagen schriftlich aufgenom-

men; anwesende Zeugen über die Zustände vor und nach dem Ereignisse befragt, und Alles zusammen in die Form eines authentischen Akts gebracht. Als die angeblich Genesenen wieder in ihrer Heimath angelangt, wurde nun von der Behörde zu näherer Untersuchung des Falles aufgefordert. Der frühere Krankheitsstand wurde durch ärztliche Atteste festgestellt; der während der Wallfahrt wo möglich durch Zeugenaussagen ermittelt; das Befinden nach der Rückkehr gleichfalls durch ärztliche Untersuchung fixirt. Ueber den Leumund der Kranken und die Glaubwürdigkeit der Zeugen wurden gleichfalls Untersuchungen eröffnet, bei denen das Urtheil der Pfarrer und der öffentliche Ruf natürlich den Ausschlag geben mußten. Ueber das Alles wurden vollkommene, rechtsgültige Protokolle aufgenommen, diese durch die Bürgermeister legalisirt, und nun der bischöflichen Behörde eingereicht. Diese hat alle Aktenstücke dem Stadtkreisphysikus Hansen zu Trier sofort übergeben, und ihn ermächtigt, dieß Material zu verarbeiten, und die rein ermittelten Thatsachen zu veröffentlichen. Dieser, schon selber im Besitze mancher dahin einschlagender Zeugnisse; der in Trier selber Gelegenheit gefunden, von manchen Vorgängen persönliche Notiz durch den Augenschein zu nehmen; auch in manchen Fällen sich selber an Ort und Stelle begeben, und nach gehöriger Vorbereitung Protokolle aufgenommen, fand sich mehr als ein anderer in den Stand gesetzt, dieser Aufforderung zu entsprechen. So hat er denn, ausschließend alle Fälle, wo noch keine hinreichende, beweisende Aktenstücke ihm vorlagen, oder wo sie zu spät eingereicht worden, oder über einzelne Punkte nähere Erkundigung nöthig machten, achtzehn wohlbewährte Fälle ausgewählt, und sie mit seinem ärztlichen, aber bloß objectiv gehalten Urtheil begleitet, dem Drucke übergeben. Das ist der Ursprung der Schrift gewesen, die unter dem Titel: „Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1844 sich ereignet. Nach authentischen Urkunden geordnet und zusammengetragen, auch mit medizinischen Bemerkun-

gen begleitet von Dr. Hansen, K. P. Stadtkreisphysikus zu Trier. Trier 1845. Im Verlag von F. A. Galls Buchhandlung", so eben erst erschienen. Dieser Schrift ist sohin der volle Charakter der Authentizität, die in solchen Fällen nur irgend erreichbar ist, aufgeprägt; sie enthält sich, die Vorgänge apodictisch als Wunder zu erklären, was nur der Kirche zukommen kann; sondern, sich streng auf's ärztliche Moment beschränkend, sucht sie rein die Thatsache auszumitteln, und es ist ihr im Ganzen wohl damit gelungen. So erhalten wir also hier eine Sammlung solcher Thatsachen, mit Sorgfalt und Fleiß herausgearbeitet, und sauber bis zur Eleganz präparirt, rund und greiflich mit scharfen Gränzen umschrieben; ein Material behäbig und fügsam, um Jeden in Stand zu setzen, ein Urtheil über alle diese Vorgänge zu begründen und festzustellen. Wir wollen auch das Unsrige hier mittheilen, zuvor aber noch einige Thatsachen voranschicken, die sich bei früheren Veranlassungen zugetragen; weil sie ihres besonders instructiven, verwandten Inhalts wegen ein klares Licht auf die vorliegende Streitfrage werfen.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war der italienische Kapuciner, Marco von Aviano, seines reinen Wandels, wunderthätigen Vertrauens und Glaubens halber, und wegen seiner eifrigen Liebe gegen Gott und seinen Nächsten, ein Gegenstand der Verehrung für seine Zeitgenossen; und der damalige Churfürst von Bayern war die Veranlassung, daß seine Obern ihn über die Alpen sendeten, damit der auf ihm ruhende Segen auch Deutschland theilweise zu Gute komme. Er fand sich in München ein; wo er weilte und wandelte begab sich Wundersames: Wunder an der Seele durch Bekehrungen, Wunderthaten am Leibe durch Heilungen; land- und stadtkundige Thatsachen ohne Zahl sprachen für die Heilkraft, die von ihm ausströmte; der Kaiser, viele Könige und Fürsten verlangten ihn zu sehen, und er mußte unter dem Gehorsam seines Ordens der Aufforderung Folge leisten. So nöthigte ihn denn auch der damalige Bischof von Augsburg, Johann Christoph,

in seine Residenz hinüber; er predigte 1680 auf dem dortigen Domhof von einem Erker, da, wo zweihundert und siebenundzwanzig Jahre früher Capistran geredet hatte; alles Volk aus der Umgegend war ihm zugelaufen, so daß es manchmal zwanzig Tausend und mehr stark auf dem Platze versammelt war. Alle Kranken und Preßhaften hatten gleichfalls von allen Seiten sich herbeigeschleppt, und lagen und saßen unter der Menge. Seine Vorträge endete er gewöhnlich mit dem Segen: Dominus benedicat te et liberet te ab omnibus malis, secundum fidem tuam: quia si potes credere, omnia possibilia sunt credenti; und Alle, auf die dieser Segen sich niedergelassen, standen dann zum großen Jubel des gerührten Volkes auf. Ueber die Vorgänge wurde auf den Befehl der Behörde eine gerichtliche Untersuchung in aller Form Rechtens angestellt, und die Resultate in einer Schrift bekannt gemacht, die unter dem Titel: Authentisirter Begriff des wunderthätigen Glaubens, heilwirkenden Segens und auf solche Benediction von Gott ertheilter Beneficien und erfolgten vielen wundersamen Begebenheiten des gottseligen P. Marci de Aviano, Kapuciner Ordensprediger. Auf Befehl des hochwürdigsten Fürsten B. v. Augsburg, in offenen Druck gegeben, durch F. W. Aymaier J. U. D. Protonot. apost. und hochfürstlichen Rath. Augsburg, bei Simon Utzschneider 1681. Diese Schrift ist nicht so rund, und in ihrer Geschlossenheit formal unantastbar, wie die von Trier, weil man die Formen damal mit weniger Gewandtheit handhabte; wir wählen aber aus den vielen Thatsachen, die sie enthält, nur Eine aus, weil hier die Kranke, als nächste Zeugin, selber über ihren Zustand redet.

Die Schwester Johanna Schmidin, Professin im Kloster Wiesensteig, war auch nach Augsburg gegangen, ob sie nicht dort für das Uebel eines verstellten und erlahmten Leibes Hilfe finde. Ihren Zustand beschreibt sie also: „Erstlich die rechte Seite und der Rücken ist ganz verstellt gewesen; die Rippen und die Beiner sind ganz verrückt gewesen, keines an seinem Ort; ein großes Bein ist an der Hüfte hinausgegangen, da-

rum habe ich mit großer Beschwer und ganz eingebogen gehen müssen, denn der Rückgrad war nicht eingebogen, wie er seyn sollte. Der linke Fuß ist, gleichsam zu reden, todt und unbeweglich gewesen, hatte auch allzeit die Todtenfarb; die Zehen habe ich nicht rühren können; die Nägel haben ganz gelb und erstorben ausgesehen; auch auf keiner Seite des Fusses war ein Knöchel zu sehen, aber ein großes Bein ist zur Seite hinausgegangen. Der Fuß war ganz dick von Beinern, und ich bin auf dem obern Theile gegangen; denn der Fuß ist ganz umgekehrt gewesen, und die Sohlen über sich gewendet. Den rechten Fuß hab ich ein wenig rühren können, er ist nicht so gar krumm gewesen, als der linke; doch bin ich mehr dann halber auf dem obern Theil des Fusses gegangen, auf der Sohle aber gar nicht; auch ist ein großes Bein herausgegangen; ein Knöchel stand zwar auf der einen Seite, aber nicht am gehörigen Ort, auf der andern Seite aber war keiner zu sehen. Ich habe auch nicht allein niederknieen können ungehalten. Die Hände sind allzeit todtenfarb gewesen; die Arm ganz dick, aber ohne Stärke, hab mir aber nie eingebildet, daß mir etwas darin fehle." Aus diesen Angaben der Kranken kann man sich leicht einen Begriff von ihrem Zustand bilden. Das willkührliche Bewegungssystem des Leibes besteht aus dem Knochengerüste, dem mechanischen Hebelapparate; aus dem sich daran legenden Muskelbau, in dem die bewegenden Kräfte sich beschließen; endlich aus dem diesem wieder eingelegten Nervensysteme, dem die dirigirenden und weisenden Erregungen einwohnen. Diese drei Systeme nach oben geistig im Willen verbunden, sind es nach unten plastisch im Gangliensystem; und also eng verkettet, mag in keinem eine Verstimmung hervortreten, ohne sich den Andern mitzutheilen. Eine Solche, die sich etwa in den Nerven entwickelt, bringt daher krankhafte Verzerrungen in den Muskeln hervor, die wieder Verschiebungen und krankhafte Umgestaltungen im Knochensysteme zur Folge haben. Eine solche Verstimmung ist hier am organischen Hebelwerke greiflich und sichtlich hervorgetreten;

seine Mitte, die Wirbelsäule, hat sich verbogen und gekrümmt, die Rippen haben sich übereinandergeschoben, selbst das Herz wurde dadurch aus seiner natürlichen Lage verrückt, eine Schulter über die andere hinausgedrängt, die angeschwollenen Extremitäten verloren ihre Form, die schlaff gewordenen Bänder lösten die Gelenke, und die gestörte innere Harmonie wurde an der äußern Verzerrung sichtbar.

Nachdem die Kranke nun von Augsburg zurückgekehrt, haben, so erzählt sie, weitere Schmerzen in der rechten Seite sich gezeigt, und sechs Tage darauf hat sie sich fünfmal erbrechen müssen; und man hat damal gemeint, es sei ein Apostem, ist aber später wieder zweifelhaft geworden. Damit hat ihre Wiederherstellung, wahrscheinlich vom Gangliensystem aus, ihren Anfang genommen, und den folgenden Verlauf eingehalten. Am zwölften Christmonat hat die würdige Mutter der Novizenmeisterin befohlen, mich mit dem vom frommen Kapuciner benedicirten Oel zu schmieren. Am 14ten hab ich darauf die Zehen im linken Fusse rühren können; und als ich an demselben Tage angefangen, aus einem benedicirten Becherlein zu trinken, ist mir das Bein an der Hüfte, davon ich so eingebogen habe gehen müssen, am 15ten hineingewichen; es hat laut gekracht, und ist alles in der Seite ledig gewesen. Den 16ten habe ich ein Wachs um mich gewunden, das P. Marco gesegnet hatte; da sind die Rippen auf der rechten Seite übereinandergefallen, und alles hat sich ausgefüllt, daß man keinen Finger, wie zuvor, hineinlegen könne; und hab mich ganz aufrichten können, daß mir jetzt der Habit vorne zu kurz geworden, der zuvor auf den Boden gegangen. Am Tage zuvor ist ein Knöchel am linken Fuß, der am 14ten sich schon gezeigt, völlig kommen; dem am 16ten auch der Eine am rechten Fuß sich beigefügt. Am 17ten habe ich ohne Beihülfe niederknieen können, kann auch ringer gehen und ungehalten stehen. Am 18ten habe ich den linken Knöchel auch bekommen, jetzt habe ich sie Alle an beiden Füßen; die Knie, die auch krumm einwärts zusammen waren, sind jetzund recht. Den 19ten ist

auch der Rückgrad an seine rechte Stelle kommen. Die Hüften sind weit herausgegangen, und am 20sten war auch dort Alles wohl geordnet, und ich bin so rahn (schlank) geworden, daß mir das Wachs die Hälfte zu weit geworden. An den drei Tagen, am heil. Christtage, St. Stephan und St. Johannes habe ich Schmerzen in den Hüften gehabt; darauf hab ich die Nerven, Flachsadern (Flechsen) und Geäder bekommen an den Füßen, da ich zuvor keine gespürt. Wiederum hab ich acht Tag Schmerzen an der rechten Seiten bekommen, darauf habe ich ein Bein ledig (lose) empfunden, wenn ich gegangen bin. Am 2ten Jänner ist es von der Hüfte rechts zum Herzen gerückt, an seine rechte Stelle. Gleich darauf hab ich wieder in der rechten Seite ein Beinlein ledig gespürt; und hat sich auch an seine rechte Stelle unter das erst gemeldte Bein gegen das Herz gesetzt. Darauf habe ich lange Zeit Rückschmerzen bekommen, daß ich schier auf keiner Seiten liegen können. Darauf hat sich das Bein, das zur Achselrippe gehört, in Bewegung gesetzt, man hats gesehen und greifen können, wie eine welsche Nuß, und ist vierzehn Tag stehen blieben; dann hat es mir vier Tag bisweilen den Athem aufgehalten, ist hin und wieder gewichen; endlich ist es den ersten Februar an seine Stelle kommen, und hat sein Verbleiben; und die Achseln, deren Eine zuvor um ein gutes niederer gewesen, sind jetzt gleich. Zwischendurch habe ich lange Schmerzen empfunden auf der rechten Seite, und nun kann ich mehr denn halben auf dem rechten Fusse, der acht Tage lang groß geschwollen gewesen, gehen. Darauf hat sich ein Bein auf dem Reyhen des rechten Fusses gebildet; man hats wie eine Wurst mit großer Verwunderung sehen liegen, und ist es blieben; zwei Tage ist es blieben, und rückt nun alle Tage seiner gehörigen Stelle zu. Alle Tage sieht man sein Wunder, die Beiner vertheilen sich, die Füße richten sich, die alten, todten Nägel müssen weichen, und die neuen schieben sich vor. Auf dem linken Fusse gehe ich schon bei drei Zwergfinger besser über sich, und die Füsse sind um gleich viel län-

ger geworden bei leidentlichen Schmerzen. Seit drei Wochen gibt man mir das geweihte Oel ein, jeden Tag drei Tropfen. Gleich am dritten Tag ist mir gewesen, als hätt ich eine Medizin eingenommen; hab den ganzen Tag vermeint, ich müß in Ohnmacht fallen, am Abend hab ich mich brechen müssen. Seither ist mir, so oft ich das heil. Oel einnehme, ich muß mich brechen; hab alleweil Durst, und muß mich zum Essen zwingen. Auf das Brechen bin ich zu beiden Seiten sechs Tage angeschwollen; die Hand und Arme haben abgenommen, als ob sie einschwänden, und haben sich nun auch eingerichtet. Den 13. Februar ist mir das Herz und die Brust geschwollen, hab schier nicht genug schnaufen können; darauf ist mir das Herz eingebogen, das zuvor erhöht gewesen; und vermeine ich nicht, daß mir etwas am obern Leibe fehle. Die Wunder und Veränderungen an den Füßen kann ich nicht genug beschreiben; bei jedem Einreiben mit dem heil. Oel sieht man die Mirakel Gottes. Ihr hochf. Gnaden, der Bischof von Constanz, hat drei Benedictionen von dem P. Marco für mich erlangt. Bei der Ersten, am 23. Februar, habe ich an allen beiden Füßen Schmerzen empfunden den ganzen Tag. Abends sind alle Beiner wie verkehrt gewesen, haben groß herausgestanden, und zweimal hat's an beiden Füßen laut geschnellt, als wenn man ein kleines Stecklein abbrechen thäte. Am 24sten ist wiederum Veränderung eingetreten, ein Bein auf dem Reyhen des rechten Fusses wurde sichtbar; über ihm ragte der Knöchel groß hervor, und nun weicht das Bein täglich mehr seiner rechten Stelle zu. Am 25sten sind die todtenfarbenen Füße recht lebendig worden. Den 26sten habe ich das erstemal Schmerzen oben in der Dicke des Schenkels empfunden. Am Abend, als ich das Oel mir einreiben lassen, hat man das Rohrbein oben beim linken Knie ein wenig gewendt gefunden; das Bein auf der Reyhe wieder ein wenig vorgerückt, hat man mit dem Finger hin und wieder stossen können, es ist allzeit zwischen der Haut ausgewichen. Am 27sten ist es endlich um ein gut Theil seiner rechten Stelle

zugewichen, und man hat's hoch und fest liegen sehen, daß man es nimmer bewegen können, wie am vorigen Tage. Am linken Fuß ist das Bein am Knöchel beinahe zwei Finger tief eingefallen; am 28sten aber war Alles wieder ausgefüllt; das Rohrbein, das man zuvor beim Knöchel nie gespürt, hat sich jetzt ganz herausgelegt. Am 1. März ist der linke Fuß ganz klein gewesen; am 2ten sind sie wieder groß geschwollen, am 3ten hat die Geschwulst wieder aufgehört, und die Knöchel sind wieder sichtbar worden. Die Beiner streiten Alle miteinander, bald sind sie da, bald dort; nach der Benediction spür ich immer Wirkungen, und hab allzeit Schmerzen in den Füssen. Lauter neue Nägel sind hervorgekommen und die Alten bis an einen einzigen hinweg; Alles mit großer Verwunderung der Güte Gottes. Wiesensteig am 4. März 1681. Unterschrieben durch die Kranke, und als wahr bestättigt durch die Unterschrift von J. S. Sutor, J. U. D., Dechant und Chorherr des Stiftes Wiesensteig, und Helena Seitzin, Mutter und Schwester des S. Fr.-Ordens der dritten Regel, eben dort; nach förmlicher Befragung auf Gewissen und Eid von Seite des von Churf. Constanzschen Officio dazu abgeordneten Commissarius.

„Die Hand des Herren", sagt der Prophet Ezechiel (XXXVII. 1 — 11) „kam über mich, und führte mich hinaus im Geiste des Herren, und ließ mich nieder mitten auf ein Feld, das voll von Gebeinen war, — und sie waren sehr dürre. — Und er sprach zu mir: Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen! Ihr dürren Gebeine höret das Wort des Herrn! So spricht Gott der Herr zu diesen Gebeinen: Siehe ich will Geist in Euch bringen, daß ihr lebendig werdet. Ich will Euch Nerven geben, und Fleisch über Euch wachsen lassen, und auch mit Haut überziehen; und will Euch Geist geben, daß Ihr lebendig werdet, und Ihr sollt erfahren, daß Ich der Herr bin. Und ich weissagte, wie er mir geboten hatte. Und da ich weissagte, fieng es zu rauschen an, und siehe, es regte sich: und Gebein näherte sich zu Gebein, ein jegliches zu seinem Glied. — Und er sprach zu mir: weissage Menschensohn und

sprich zum Geiste: so spricht Gott der Herr: komme du Geist von den vier Winden und wehe diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! Und ich weissagte. — Da fuhr der Geist in sie, und sie lebten, und stellten sich auf ihre Füße, ein großes, sehr großes Heer." Was dort der Prophet im Geiste auf dem großen Leichenfeld geschaut, das begiebt sich hier vor unsern Augen an der Lebenden, die siech geworden. Die Mißstimmung hat alle ihre Gebeine verschoben, verrenkt, geknüpft, alle Muskeln verkrampft, die Nervengewebe verwirrt und verfitzt; das Leben verlautbart in dem mißtönenden Instrument sich nur in Dissonanzen. Da kommen die heilsamen Lebenswinde herangerauscht, und nun beginnt ein wundersames Wechselspiel von Suchen und sich Findenlassen; alles regt und bewegt sich in der unförmlichen Masse; das unrecht Gevestete wird entbunden, das unrecht Gelöste wird zu recht gebunden; Gebein bequemt sich zum nächstverwandten Gebein, die Muskeln fügen sich in ihre Ordnung, und die Geister gehen wieder in den entwirrten Nervenfäden in ihren angewiesenen Geleisen. Das alles geht nicht aufblitzend in einem Nu an uns vorüber, es läuft in bestimmten Stadien langsam ab; also daß ein kundiges, mit dem Bau des Leibes vertrautes Auge, von jeder Veränderung genaue Rechenschaft sich zu geben vermogt. Der Nonne, die ihrerseits mit diesem Baue ganz unbekannt, Sehnen, Bänder, Muskeln kaum von einander zu unterscheiden vermogte, noch auch von Diesen einzelne Anschwellungen oder Concremente im Zellgewebe; die nur dem ganzen Tumulte in sich dankbar staunend zugesehen, konnte ein Solches nicht zugemuthet werden; aber ihr naives Bild, das die Gewähr seiner Wahrhaftigkeit unverkennbar an sich trägt, läßt uns die ganze Folge dieser Stadien leicht übersehen. Die Uebelkeit am Anfange deutet auf den Magen und die nahen Nerven- und Ganglien-Gewebe als die Stätte, von denen der ganze Heilungsproceß ausgegangen. An den Enden der untern Extreme in den Zehen der Linken hat er sich zuerst gezeigt. Im Fortschritt ist die Stimmung bis zur Hüfte hinaufgestiegen, die gestimmte

Saite dort angeschlagen hat den rechten Ton laut angeklungen, und die Hüfte hat sich nun eingelenkt gefunden. Die Stimmung ist an der Wirbelsäule hinaufgestiegen, die verschobenen Rippen haben sich eingelenkt, die Säule selber hat sich aufgerichtet; und nun haben die Lebenswinde im zweiten Systeme, dem der Lungen mit ihren Muskeln und Nerven gewirkt; das Herz hat seine rechte Stelle wieder gefunden, die Arme und die Schultern haben sich geordnet, und der ganze Oberleib ist nun wieder im Ganzen wohl gestimmt. Dann ist die Stimmung wieder absteigend und aufsteigend über alle Accorde hingelaufen, hat sie anschnellend nacheinander geprüft; und nachdem sie dieselben alle wohl consonirend gemacht, war die Wiederherstellung zu ihrem Schluß gekommen. Mit dem erhaltenen Segen hat die Ausstimmung ihren Anfang genommen; die Salbung mit dem Oele hat sie fortgesetzt; das Einnehmen dieses Oeles, wieder mit Uebelkeit begleitet, hat das schon gestimmte nochmal überlaufen; der neue Segen hat den Anfang des Endes unter erneuten Schmerzen herbeigeführt. Wer war nun das Menschenkind, dem die Worte der Weissagung in den Mund gelegt worden? wer der Stimmhammer, den die unsichtbar heilende Hand geführt? Ohne Zweifel der unscheinbare Capuziner, sein Segen hat die Lebenswinde losgebunden. Die Facultät hat auch ihren Segen, den Natursegen in den Heilmitteln, den sie ausspendet; mit Erfolg, wenn sie den Rechten zu rechter Zeit gewählt; und sie nimmt die Ehre der Heilung in Anspruch, wenn Alles sich wie hier entspricht. Eine Ehre aber ist der andern werth; so also möge sie gestatten, daß der, welcher sie zur Dispensation seines Natursegens bestellt, sie auch mitunter entbehrlich finde, und einen, der andern Zeichens ist, zum Dispensator seines höheren Segens bestellt.

(Schluß folgt.)

III.

Czarotheokratie.

Rußland erweckt in politischer und kirchlicher Beziehung mehr und mehr die Aufmerksamkeit Europas. Der Geist, welcher die verschiedenen Völkermassen auf einem unabsehbaren Flächenraume zu amalgamiren sich bestrebt, ist nicht der Geist, welcher in den übrigen Staaten Europas regiert, und von Seite der divergirendsten Parteien wird die Befürchtung, der Glaube, die Meinung ausgesprochen, daß von Rußland her, wenn nicht Gefahren, doch große Crisen und Katastrophen bevorstehen. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit politischer Pläne hier näher zu prüfen; nur in kirchlicher Beziehung wollen wir die Lieblingstendenzen Rußlands vor Augen legen, wozu uns das Buch: „Die Staatskirche Rußlands im Jahre 1839. Nach den neuesten Synodalberichten dargestellt von einem Priester aus der Congregation des Oratoriums. Mit Beilagen. Schaffhausen. Verlag der Hurter'schen Buchhandlung. 1844 580 S.", Veranlassung gibt.

Dieses treffliche Werk richtet den Blick Europas auf den kirchlichen Zustand Rußlands mit dem besondern Zwecke, die aufgeklärte Welt über die gepriesene Staatskirche theils zu unterrichten, theils zu — enttäuschen. Seit Peter dem Großen ist sie nur noch eine Ministerialsection der Staatsgewalt geworden, dient nur dem äußerlichen Zwecke, ist nur eine Zwangsanstalt für alle dem russischen Scepter unterworfenen Völker.

Das vorliegende Werk ist besonders deßhalb beachtenswerth, weil es sich auf Aktenstücke stützt, welche die russische Kirche selbst unter dem

Protectorate ihres Oberhauptes, des Kaisers, in den sogenannten Rapporten des allerheiligsten dirigirenden Synods dem kleinen Kreise ihrer Auserwählten von Zeit zu Zeit mitzutheilen pflegt. Mit diesen Rapporten aber wird in Petersburg sehr geheim gethan, und man kann sie selbst dort kaum für schweres Geld bekommen, da sie zu wenigen Exemplaren in der Synodaldruckerei erscheinen und nie im Buchhandel cursiren. Die Rapporte bestehen seit 1836, und sind ein Ausfluß der ministeriellen Trias der russischen Allgewalt, nämlich der Minister des Innern, der Aufklärung (d. i. des öffentlichen Unterrichts) und des Oberprocurors des Synods, Hrn. Protasow (bekanntlich früher Husarencolonels). Diese handhaben, gleich Hohenpriestern, die Allmacht über Rußland durch den absoluten Willen des Autokraters, sagen sich in jenen Rapporten selbst manches Schmeichelhafte, wenn die Mittheilungen auch, wie der Verfasser jenes Werkes meint, voll Täuschung, voll Heuchelei sind, und chinesischen Bildern ähneln, welche keine Schatten haben.

Der Rapporte, welche der Verfasser gründlich und hauptsächlich benützt hat, sind vier: von 1836 bis 1839. Es werden darin alle Angelegenheiten des Clerus in seiner Stellung zu Kirche, Staat und Volk erörtert. Auffallend muß es aber erscheinen, daß diese Berichte nicht aus der Kirche fließen: Der Oberprocuror ist es, der sie anfertigt oder anfertigen läßt, die hohen Geistlichen selbst dürfen bloß Notizen geben.

Die Abschnitte, in welchen unser Verfasser klarer, unparteiischer, aber scharfsichtiger Weise das Bild der russischen Staatskirche entwirft, haben folgende Ueberschriften: 1) der Synod, der Metropolitat von Rußland, das Patriarchat von Moskowien. 2) Die Bischöfe. 3) Die Geistlichkeit, der Klosterclerus. 4) Die Weltgeistlichkeit. 5) Die Heerde. 6) Die Leibeigenschaft. 7) Das Sectenwesen. 8) Die protestantische Bevölkerung Rußlands und ihre Stellung zur Landeskirche. 9) Der Zustand des geistlichen Schul- und Unterrichtswesens. 10) Das Missionswesen: Juden, Muhamedaner, Heiden. 11) Auswärtige Verhältnisse der griechischen Kirche. 12) Einverleibung der abgefallenen ruthenischen Kirche der polnisch-russischen Provinzen in die Staatskirche Rußlands. 13) Vierzehn Documente von äußerst wichtigem Belange, nicht allein für den Kirchen-, sondern auch den politischen Statistiker.

Fassen wir die darin behandelten, interessanten Gegenstände in der Kürze zusammen, und werfen wir im Allgemeinen auf das Verhalten der russischen Regierung, der Kirche gegenüber, einen Blick, so liegt Alles in den Worten: „Die russischen Großfürsten realisirten durch Gewaltthätigkei-

ten, Ungerechtigkeiten und Gräuelthaten aller Art im Laufe der Zeit den stets verfolgten Zweck, Kirche und Clerus zu unterjochen, ihnen alle Selbstständigkeit auf ihrem Gebiete zu rauben, und der absoluten Theokratie des Selbstherrschers dadurch einen Nimbus zu verleihen." Es ist dieß ein Schicksal, das die griechisch-orientalische Kirche treffen mußte, nachdem sie dem römischen Pontificate sich entzogen hatte; ein Schicksal, dem auch der Protestantismus anheimfallen würde, wenn nicht mildere Elemente seine, wiewohl wankende Selbstständigkeit fristeten. Es ist bekannt, daß der Metropolit, als geistliches Oberhaupt der russischen Kirche, vom Patriarchen in Konstantinopel gewählt und geweiht wurde; aber schon der Großfürst Jaroslav I. (1019 bis 1054) strebte nach theokratischer Gewalt, wählte eigenmächtig, und nahm den russischen Metropoliten sogar das Recht der Wahl der Bischöfe. Fort und fort wurden von seinen Nachfolgern die heiligsten Kirchengerechtsame verachtet, und es gab sogar Beispiele von Cabinetscanonisationen. Emancipirung vom Patriarchen in Konstantinopel und Unterjochung des russischen Metropoliten war der Plan der russischen Großfürsten, und die Geschichte beweiset, daß während des Tartarenjochs kirchliche Rechte mehr geschätzt wurden, als die angeblich frömmsten russischen Herrscher des Reiches es thaten. Man darf nur erwähnen, daß unter Iwan III., der schon damals, wäre ihm nicht Widerstand geleistet worden, Klöster- und Kirchengüter einzuziehen Lust hatte, Schenkungen an Klöster mit der Knute bestraft wurden. Was ihm nicht gelang, vollführte jener Iwan IV. (1534 bis 1584), durch den Namen des Schrecklichen und Grausamen gebrandmarkt; er, der nach siebenmaliger Verehelichung wegen des Umstandes, daß er mit den letzten drei Weibern sich nicht ehelich einsegnen ließ, vom Erzbischof Leonidas auf das Heil seiner Seele aufmerksam gemacht, denselben in eine Bärenhaut nähen und von Hunden zerreißen ließ, für den es ein lustiges Schauspiel war, Priester und Mönche nach Herzenslust knuten zu sehen. Die vollständige Lostrennung vom constantinopolitanischen Patriarchenstuhl geschah aber am 23. Januar 1589 unter des regierungsunfähigen und schwelgerischen Großfürsten Feodor I., Günstlinge Gudunow, der bekanntlich den Czarowitsch ermorden ließ, um sich den Weg zum Throne zu bahnen, und, nachdem es ihm gelungen, die Stadt Uglitsch mit 150 Kirchen und 30000 Einwohnern unter den empörendsten Gräuelscenen von Blutvergießen und sibirischen Abführungen in einen Aschenhaufen verwandelte wegen des Zeugnisses in dieser Mordgeschichte. Daß der damalige Patriarch von Constantinopel, Jeremias, feil für russisches Gold und feig, willig zu dieser Lostrennung des Metropolitats vom Patriarchat die Hand bot, bleibt ein unvertilgbarer Schandfleck. Durch die Errichtung eines russischen Patriarchats, eine simonistische, unkirchliche Handlung an sich, wurde nothwendig ein Schisma zwischen der

mentalischen und griechischen Kirche herbeigeführt, sie ist zudem, wie in einem Werke scharfsinnig nachgewiesen wird, nicht von allen Patriarchen gebilligt worden, und schon damals ward mit den Unterschriften ein Unterschleif getrieben, wie sich nach den gegebenen Datis kaum mehr bezweifeln läßt. Der Patriarch Jeremias handelte allein, weder Rom, noch alle anderen Patriarchenstühle, noch die russischen Bischöfe der südlichen Metropole waren damit einverstanden. Durch die scheinbare Selbstständigmachung der russischen Kirche war ein neuer Schritt zur Centralisation der Kirchengewalt in der Staatsgewalt gethan; die 1439 auf dem Concil zu Florenz bewerkstelligte Union der griechischen Kirche mit der römischen erhielt ihren Todesstoß, und, nachdem einmal der segensreiche Einfluß der letzteren auf Episcopat und Gläubige fast ganz gehemmt war, ging die russische Kirche mit Riesenschritten ihrer gänzlichen Säcularisation entgegen. Das ist die kurze Geschichte der Verwandlung des von Constantinopel abhängigen russischen Metropolitats in ein von der orientalischen Kirche unabhängiges, aber deßhalb von der Staatsgewalt um so abhängigeres Patriarchat, das, wie jener feierliche Synodalact sagte, bis ans Ende der Welt dauern sollte. Den letzten Schein von Selbstständigkeit vernichtete Peter der Große, der sich von der Kirche Vater des Vaterlandes nennen ließ. Nachdem er das Patriarchat bereits nicht mehr besetzt und in ein Exarchat, eine Patriarchatverwesung, verwandelt, hob er es endlich durch den Ukas vom 24. Febr. 1721 gänzlich auf, und ordnete den allerheiligsten regierenden Synod an. Als auf dem zu diesem Zwecke versammelten Concile ein Theil der Bischöfe ihren Patriarchen zurückverlangte, wies Peter drohend und zornglühend auf sich hin, und drang ihnen die Statuten des Synods auf; zu ihrem Schrecken zugleich Evangelium und Säbel berührend. Das war das Patriarchat, welches bis ans Ende der Welt dauern sollte! Wie maskenhaft noch das Patriarchat und die römisch-katholische Kirche bei den damals veranstalteten Festlichkeiten verhöhnt wurde, ist bekannt.

So war denn endlich das Werk der gänzlichen Knechtung der Kirche vollendet. Die geistlichen Beisitzer des Synods haben zwar Sitz, aber keine Stimme. Durch den Oberprocuror, als den Kanal, wird der absolute Wille des Gesetzgebers in die Kirche geleitet. Der Synod ist eine Null, hat nichts zu entscheiden, sondern nur Entscheidungen und Befehle anzunehmen und zu sanctioniren. An geistliche Jurisdiction, an den Schatten einer Gewalt ist nicht zu denken. Das Werk unseres Verfassers enthält hierüber, so wie über die Einrichtung des Synods, den Geschäftsgang u. s. w. ausführliche Data.

Welche Stellung die Bischöfe bei so bewandten Umständen einneh-

men, läßt sich leicht schließen. Sie sind nichts weiter, als subalterne Sittlichkeitspolizei-Beamte. Für Bevölkerung und Flächenraum ist die Anzahl von siebenundvierzig Bischofsstühlen viel zu gering; die Kirche selbst ist ohne einen großen Diöcesanverband, wie er bei der katholischen Kirche besteht. Höhere oder niedere Würde ist nur Namen und Schein: der Czar, Peters System befolgend, versetzt, besetzt, läßt unbesetzt, entsetzt nach Laune. Von größeren oder geringeren Jurisdictionsrechten ist auch nicht die Sprache; Alles steht unter der militärischen Botmäßigkeit des Czarsynods: der Bischof ist wie jeder andere Beamte angesehen, und der Militärdespotismus verräth sich schon dadurch, daß die Metropoliten im Range der Generalen **en chef**, die Erzbischöfe den Generallieutenants, die Bischöfe den Generalmajors gleich stehen. Die höchsten Geistlichen werden eben auch wie Soldaten behandelt, und zuweilen, wie Beispiele selbst unter dem jetzigen Herrscher vorhanden sind, auf sehr rohe und beschämende Weise, öffentlich vor dem ganzen Hofe. Die Besoldung der Bischöfe ist, wie die des hohen Militärs, ärmlich.

Was das Kirchengut betrifft, so ist die Thatsache, daß die Kirche nur ihren Besitz während des 260jährigen Tartarenjoches erwarb, für die Czarenherrschaft beschämend. Zur sacrilegischen Plünderung der Kirche legten mehrere Großfürsten Hand an, vollführt aber wurde dieselbe vollständig erst durch Katharina II. Diese Herrscherin schlug der russischen Kirche die tiefsten Wunden; mit Hohn die Geistlichen an die Armuth der Apostel erinnernd, kündigte sie die Einziehung der geistlichen Güter an, und es wurden 1763 von kurzer Hand alle liegenden Gründe der Kirche, mit einem Einkommen von fünfzehn bis zwanzig Millionen Papierrubel (33 fr.), ein Raub der Krone, wiederum theilweise verschenkt an Günstlinge. Für dieses Einkommen ward ein Schadenersatz von 149,586 Rubel als Jahresgehalt für die sämmtlichen Bischöfe geleistet. Die Kirche, an den Bettelstab gebracht, fristet sich bloß von freiwilligen Opfern in den sogenannten Opferstöcken, von Erträgen des Klingelbeutels, von freiwilligen Darbringungen der Gläubigen — mit einem Worte von Almosen, denn der Pachtertrag von den noch gebliebenen wenigen Gründen ist nicht des Nennens werth. Und dieses System setzte Rußland in allen eroberten Provinzen fort, wie in den von Polen abgerissenen Ländern, in den der unirten Kirche, welche auf solche Art theils Hunger, theils Feigheit der Vorsteher zum Schisma zurückführte. Der Verfasser obigen Werkes bringt hier sprechende Belege bei, die die Welt über den Zustand der Bischöfe und der Kirche gegenüber den Redensarten der Regierung, welche den Glanz der Bischöfe und der Kirche über alle Maßen erhebt, wohl enttäuschen mögen.

Die Einziehung der Kirchengüter, welche meistens Klostergüter waren,

betraf besonders bitter den Klosterclerus, der den Namen der schwarzen Geistlichkeit führt im Gegensatze des Weltclerus als weißer Geistlichkeit. Verwahrloster, unglücklicher und gedrückter kann wohl keine Menschenklasse seyn, als die der russischen Mönche; nichtchristliche Völker behandeln den Büßerstand besser und menschlicher, als die orthodoxe Regierung Rußland's. Es gibt salarirte und nichtsalarirte Klöster. Ein salarirter Mönch bekommt jährlich vierzig Papierrubel, eine Nonne zwanzig! Wenn man nun bedenkt, daß die russischen Mönche das strenge Gebot haben, nie Fleisch zu essen, andrerseits die Teiche den Klöstern genommen wurden, und dann diese elende Remuneration erwägt, so kann man sich den Zustand dieser armen Menschen denken. Von einer Seelsorge, einem Einflusse auf die Gemeinde sind sie durch Zwangsgesetze gänzlich getrennt; die Bischöfe selbst haben nicht die geringste Macht über die Klöster, sie handhabt blos der Synod. So verfällt denn der russische Mönchsstand mehr und mehr, was freilich die Absicht der Regierung ist, die, da der Weltclerus vom Cölibatgesetz entbunden, und der Klosterclerus ebendeßhalb früher in größerem Ansehen stand, einen doppelten Zweck erreicht, und erreicht hat durch — Verarmung des Clerus.

Der Weltclerus bietet kein erfreulicheres Bild. In keinem Lande ist die Knechtung der Geistlichen so systematisch und radical durchgeführt, als in Rußland. Vom Synod herab bis zum Landpopen reihen sich die Glieder der großen Sclavenkette. Der Weltclerus ist einflußlos, wie der Klosterclerus, wozu die Beweibtheit nicht wenig beiträgt. Jeder Weltpriester — das ist System der Regierung — muß beweibt seyn, ehe er zur Priesterweihe gelangen kann, wodurch ihm andrerseits die höheren geistlichen Stellen wiederum unzugänglich sind, welche deswegen sehr häufig nur mit Klosterprälaten besetzt werden. Im Falle der Scheidung verliert der Priester sein Priesterthum, und stirbt seine Frau, so muß er sein Amt niederlegen und in ein Kloster gehen. Diese peinlichen Gesetze und Observanzen sind der Fluch, der auf der Aufhebung des Colibates lastet. Was ein fernerer großer Uebelstand ist, so recrutirt sich der russische Clerus kastenartig fast nur aus seinen eigenen Kindern, denn Gebildete mögen nicht Priester werden!! Gewöhnlich müssen sie auch unter einander heirathen, weil jeder Familienvater von besseren Umständen wegen der schlechten Besoldung und, da im Todesfalle keine Pension gereicht wird, Bedenken trägt, seine Tochter herzugeben. Nicht einmal besondere äußere Achtung genießt der Priester, wenn er sein Amtskleid abgelegt hat. Was seine sonstige bürgerliche Stellung betrifft, so sind die Exemptionen von gewissen Lasten nur dem Scheine nach da. Der Priester soll zwar z. B. keine körperliche Züchtigung erhalten, aber im Falle eines Vergehens wird er erst degradirt und dann geknutet, wie der gemeinste Verbrecher, oder er wird als gemeiner

Soldat in's Militär gesteckt, oder zu harten Arbeiten in die Kronfabriken oder in die sibirischen Bergwerke geschickt. Die ökonomische Stellung des Weltpriesters ist die schlechteste; man darf nur erwähnen, daß nach der Säcularisation ein Erzbischof 5000 Papierrubel, ein Bischof 3000, ein gewöhnlicher Pope jährlich im Durchschnitte 77 bis 11 Papierrubel bekommt, und, wenn der Synod in seinen Berichten von der glänzenden Bezahlung der Geistlichen prahlt, so zeugt dies eben nur von Unwahrhaftigkeit, wie in obigem Werke schlagend dargethan ist. Der Landclerus muß eigentlich nur — vom Almosen leben. — Ein schreiender Uebelstand ist ferner, daß es für den ungeheueren Flächenraum zu wenig Geistliche gibt, von denen Einer oft zwanzig Quadratmeilen, zuweilen in rauher und unwirthlicher Gegend zu versehen hat. Die innere Verfassung des Kirchenwesens ist gleichfalls noch roh und unentwickelt; kein Decanats- oder Pfarramtswesen, nicht einmal geregelte Kirchenmatrikeln sind überall vorhanden. Die sogenannten Pfarreibibliotheken, mit deren Anlegung der Synod sich brüstet, bestehen erwiesener Maßen in nichts Anderem, als Katechismen, und da die Geistlichen aus ihren Fonds sie schaffen sollen, so sind sie schon wegen deren Armuth nicht möglich. Daß die Moralität des Clerus auf diese Weise habe sinken müssen, ist erklärlich. Völlerei und Trunkenheit sind besonders bei den üblichen Todtenopfern etwas Gewöhnliches. Und — um sich blos an die Rapporte des Synods selbst zu halten und dem Clerus nicht Unrecht zu thun — so wurden, wie ein Bericht sich ausdrückt, wegen schwerer und Schande bringender Verbrechen 1835 nicht weniger als zweihundertundacht Geistliche degradirt; die Durchschnittssumme der Vergehungen und schlechten Handlungen aber ergibt, daß der sechste Geistliche in Untersuchung war! Doch die Regierung, die durch die Beförderung des Pauperismus und ihr slavisches Princip alles Gute darniederschlägt, ist es hauptsächlich, welche die meiste Schuld an dieser Entsittlichung trägt.

Was die Heerde betrifft, so hat dieselbe die erste Stufe einer wahren gesellschaftlichen und christlichen Civilisation kaum überschritten; und wenn der Synod die Frömmigkeit des heiligen Rußlands und dessen Anhänglichkeit an die Landeskirche nicht genug rühmen kann, so erweiset sich dies weder durch die Einheit im Glauben, noch an der Erfüllung der sacramentalen Pflichten. Der Separatismus wuchert in Rußland auf die enormste Weise, und aus der Communionsstatistik ist zu ersehen, daß unter sechs Gläubigen wenigstens Einer die österliche Pflicht verschmäht. Uneheliche Geburten sind häufig: eine bedeutende Anzahl von Findelhäusern ist nothwendig, um die früher so üblichen Kindermorde zu verhüten.

Die Leibeigenschaft fand leider auch in der russischen Kirche früher

eine Vertreterin, indem dieselbe die von jenem Gudunow 1592 zuerst eingeführte, mit ihrer heiligen Gewalt auf das Verlangen dieses Usurpators in einem feierlichen Concil zu Moskau bestätigte ist, zu einer Zeit gerade, wo durch den Einfluß der katholischen Kirche dieselbe im übrigen christlichen Europa mild geworden war. Das Christenthum widerstrebt einem solchen Institute, eine Menge Concilien beweisen, wie sehr die Kirche an der Abschaffung eines solchen arbeitete, die Kirchenväter predigen laut von der Würde des Menschen, und wie sich Gregor XVI. darüber ausgesprochen, ist bekannt. Sein neuestes Manifest, den Sclavenhandel betreffend, ist als erstes Document obigem Werke angehängt. Die Härte des Gesetzes von 1765 erfüllte die Leibeigenen Rußlands mit Schrecken und führte zu jenen blutigen Auftritten unter Anführung Pugatschew's. Die bekannte Politik der Regierung mag die Sache noch so sehr verdunkeln und verdrehen, es war ein Sclavenkrieg gegen namenlose Mißhandlung der Menschenrechte. Eine wesentliche Verbesserung dieses elenden Zustandes ist auch jetzt noch nicht erfolgt, weder unter Alexander I., noch unter Nicolaus I., worüber sich unser Verfasser in äußerst interessanten Mittheilungen weitläufig und gründlich ausspricht. Ist nicht die in diesem Jahrhundert erst gemachte Anordnung von Militärcolonien nur eine Raffinirung der Leibeigenschaft, vielleicht die allerausgesuchteste? Nur mit Blut konnte sie durchgesetzt werden, die schrecklichen Auftritte zu Nischny-Nowgorod werden noch jetzt im Gedächtnisse von Petersburg seyn. Der Haß gegen dieses Institut ist ja so weit gegangen, daß Väter ihre eigenen Söhne ermordeten, nur um sie demselben zu entziehen. Daß in Rußland die Leibeigenschaft noch besteht, daran ist viel Schuld, daß es sich der römischen Kirche nicht angeschlossen hatte. Man hat dies vielseitig schon anerkannt. So sagt v. Spittler (Geschichte der europäischen Staaten. Theil 4. S. 320, herausgegeben von Wächter. Stuttgart und Tübingen 1823), gewiß kein Lobredner der katholischen Kirche: „für Rußland war es ein großes Unglück, daß nicht die römische, sondern die griechische Religion Nationalreligion wurde," und beweist diese Behauptung mit den triftigsten Gründen.

Was das Sectenwesen in Rußland betrifft, so grassirt dasselbe trotz des größten Terrorismus in einem solchen Maßstabe, wie in keinem andern Lande. Die Irrlehren sind auch ganz anderer Natur, als die im Protestantismus erzeugten, gehören mehr den asiatischen Häresien der ersten Jahrhunderte an, mit den sonderbarsten und verderblichsten Auswüchsen. Man findet in Rußland den crassesten Aberglauben neben dem nackten Unglauben. Die Irrlehren nahmen aber hauptsächlich seit Einführung der Leibeigenschaft im sechszehnten Jahrhundert überhand; sie steht wohl mit dem Separatismus im engsten Zusammenhange. Dieser Gesichtspunkt ist auffallen-

der Weise bisher noch nicht erörtert worden, und doch liegt derselbe so nahe. Durch die Leibeigenschaft entstand ein gewisser Haß gegen die Landeskirche, der sich durch den Separatismus Luft machte; der Leibeigene, nirgends frei, will wenigstens in der Religion frei seyn. Zwar rühmt sich der Synod in seinen Rapporten gegen den Kaiser, das ganze Sectenwesen, und zwar! durch Liebe, Sanftmuth, Macht der Ueberzeugung und der Wahrheit bald ganz zu zerstören; das Alles ist aber eitel Schein. Die Bekehrungsmittel sind Knute, Galgen, Kronfabrik, Bergwerk. Peter der Große errichtete ein Inquisitionstribunal, wovon er Großinquisitor war, und dessen Maßregeln viele Tausende bewogen, sich in türkischen Schutz zu begeben. Unter Paul wurden die Secten eine förmliche, staatsgefährliche Macht: noch jetzt ist dieser Uebelstand nicht beseitigt und nimmt die Aufmerksamkeit Nicolaus I. fortwährend in Anspruch. Der Verfasser unseres Werkes weist den Bericht des Synods, als ob 1839 nur noch 380,000 Ketzer in Rußland da seyen, als unrichtig nach, widerlegt die Gleißnerei von „sanfter Ueberzeugung" und thut dar, wie ein Drittel der russischen Bevölkerung noch ketzerisch sei. Der Protestantismus, in's Land geführt durch die Deutschen, welche Peter der Große der Civilisation wegen hineingezogen hatte, obwohl ihm die Czaren im Ganzen viele Duldung als zerstreuter Confessionen angedeihen ließen, wird, wie jede andere Confession, freilich nach und nach als Opfer des Russificationssystems der Regierung fallen müssen; übrigens scheinen die Protestanten in Rußland gewissermaßen als Heiden angesehen zu werden, da es bekannt ist, daß die protestantischen Fürstentöchter Deutschlands, welche schon seit geraumer Zeit den moskowitischen Thron zieren, sich unter vielen, sehr vielen, zum Theil beschämenden byzantinisch-theatralischen Ceremonien noch einmal taufen lassen müssen — obwohl diese Wiedertaufe ganz und gar häretisch und erst seit 1620 auf dem Concile zu Moskau eingeführt ist. Man kennt die bittern Briefe des verstorbenen Königs von Preußen, als seine Schwester zur katholischen Kirche zurücktrat — hat ihn der Uebertritt seiner erlauchten Tochter zum griechischen Glauben auch so erbittert? verdient die Wiedertaufe nicht gerechte Mißbilligung als eine crasse Ketzerei gegen alle ökumenischen Concilien?

Seit der Ukas über die Misch-Ehen recht in Ausübung getreten ist, droht dem Protestantismus der baldige Untergang, besonders in den protestantischen Ostseeprovinzen, Est- und Liefland, wo durch die feinsten Machinationen die freiwillig-erzwungene Vereinigung mit der Landeskirche angestrebt wird. Das Werk unseres Verfassers enthält darüber die interessantesten Data. Daß aber eine solche Vereinigung sogar von protestantischen Theologen Deutschland's nicht ungern gesehen, wenigstens nicht im rechten Lichte erblickt werde, bleibt bornirt und schmachvoll. So hat Hr. E. J. Kim-

mel, der protestantischen Theologie Licentiat und Privatdocent an der Hochschule zu Jena, in seiner Dedicationsschrift vom 24. Juni 1843 an den Hrn. Protosow, den schon oft genannten Oberprocuror des h. Synods, dem er seine Herausgabe der „**Libri Symbolici Ecclesiae Orientalis**" widmete, sich nicht entblödet, gleichsam im Namen der gesammten Protestanten Deutschland's zu Gott zu bitten, daß es Hrn. Protasow unter den Auspicien seines allsiegreichen und weisesten Kaisers gelingen möge, die russische Staatskirche immer mehr und mehr auszubreiten, und alle Völker dieses unermeßlichen Reiches ihr huldigen zu lassen (also natürlich auch die sämmtlichen Protestanten der Ostseeprovinzen?!).

Werfen wir einen Blick auf den Zustand des geistlichen Schul- und Unterrichtswesens in Rußland, so gibt es kaum eine Nation, die so ärmliche kirchliche Literatur aufzuweisen hat. Ueberhaupt haben in allen Zweigen der Wissenschaft nicht Geistliche, sondern Laien, und unter ihnen wiederum fast nur Ausländer, vorzüglich Ruthener, die Bahn gebrochen. Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit war und ist noch unter dem Clerus in Rußland. Es hat eine Zeit gegeben, wo es bekannter Maßen schon genug war, wenn ein Geistlicher nur lesen, schreiben und zur Noth die liturgischen Bücher verstehen konnte; eine Predigt abzuhalten, dazu waren nur wenige Geistliche fähig. Dieser Uebelstand findet sich noch, besonders in der Landgeistlichkeit. Fragt man nach der Quelle desselben, so ist es eben wiederum die Beraubung der Kirche. So wurde für Anstalten zur Bildung des Clerus, wie für Volksschulen und überhaupt Institute zur Unterstützung der nothleidenden Menschheit, lange Zeit hindurch fast gar nicht gesorgt; nicht einmal die hinlängliche Anzahl von Kirchen und Bethäusern, besonders auf dem Lande, wo wegen der Ausgedehntheit der Pfarreien das Uebel noch viel verderblicher ist, ist vorhanden; und ein großer Theil der Kirchen und Klöster, welche der Clerus gegenwärtig besitzt, sind heiliges Besitzthum der katholischen Kirche, welche die Regierung jenem gegeben hat. Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen nennt Hr. Protasow selbst in den Rapporten — sehr offenherzig und mit Aussagen von anderer Seite, wie sogleich bemerkt werden wird, sonderbar contrastirend — *noch jung* und *jugendlich*, spricht von großen Plänen und ungeheuerer Thätigkeit. Bedenkt man ferner noch, daß der heil. Synod auch der allgemeine Buchdrucker und Buchhändler für die wissenschaftlich-kirchlichen Bedürfnisse des Clerus und des Volkes sei, und welche Censur da geübt werde, so kann man sich jede weitere Auseinandersetzung füglich ersparen. Unser Verfasser hat sich die Mühe gegeben, den Stand der Volksschulen, höheren Unterrichtsanstalten, der philologischen, theologischen, kirchlichen und Schulbücher-Literatur genauer zu beleuchten; die Nachweise darüber zeigen das ärmlichste Resultat. Wie lächerlich erscheint nach diesem die Phrase, deren sich

der russische Gelehrte von Chevireff in einem Schreiben an Franz Baader bedient: „Der russische Clerus sei in wissenschaftlicher und religiöser Bildung dem besten Clerus von Europa an die Seite zu stellen“ — **Sed difficile est satyram non scribere!** Wie kann der Clerus auf jener hohen Stufe der Bildung stehen, wenn Hr. Protasow selbst gesteht, das Erziehungs- und Unterrichtswesen sei noch jung und jugendlich? Wie ist's möglich — bei einem, zum größten Theile trägen, demoralisirten, bettelarmen Clerus.

Aus diesen Andeutungen wird man auch auf den Stand des Missionswesens schließen können, von dem in den Synodalrapporten demungeachtet so viel Lärm gemacht wird. Hr. Protasow theilt die Nichtchristen darin in drei Abtheilungen: Juden, Muhamedaner und Heiden. Wunderlich klingt es, wenn auch hier von sanften Ueberzeugungsmitteln gesprochen wird, denn wohl in keinem Lande sind die Kinder Israels so verachtet und gedrückt, als in Rußland, und die Knute wird, wie anderwärts, auch bei den Katechesen eine Hauptrolle spielen. Uebrigens fanden der Angabe nach während vier Jahren bei einer Anzahl von Einer Million dieser Religionsgläubigen 1618 Bekehrungen statt, was bei dem gewaltsamen Bekehrungssystem gerade nichts Auffallendes ist. Hartnäckiger und schwerer zugänglich sind die Muhamedaner; an eine aus Ueberzeugung hervorgehende Conversion ist hier kaum zu denken, und es geschieht eine solche gewöhnlich nur dann, wenn der Muhamedaner als Ersatzmann im Heere eintritt, wobei die Taufe vorausgesetzt wird. Gewaltsame Versuche fruchten hier noch weniger, denn diese Söhne der Natur fliehen mit Weib, Gut und Kind sogleich in die Steppen, wie Peter I. und Katharina II. bitter und mit Schaden haben erfahren müssen.

Zum Missionswesen unter den Heiden hat sich die russische Kirche bisher durchaus unfähig erwiesen, aus vielen Gründen; nicht einmal im eigenen Reiche kann sie das Heidenthum ausrotten. Von 1836—1839 sind der Angabe nach 10.289 Seelen bekehrt worden. Welche Kraft hat dagegen die römisch-katholische Kirche entwickelt, welche Institute hat sie in's Leben gerufen, wie hat sie zugleich die Wissenschaft in allen Zweigen bereichert! Von dem Allen finden wir in Rußland nichts. Hier fehlt es ja selbst an Geistlichen, und die zum Missionswerke Verwendeten waren im Durchschnitte unfähig dazu.

Die auswärtigen Verhältnisse der griechischen Kirche betreffend, so versteht Hr. Protasow darunter blos die Unterstützung der anderen morgenländischen Kirchen mit Büchern (!) und mit Geld. Diese Rubrik sieht recht leer aus. Nur erwähnt ist noch von Hrn. Protasow im Synodalrapport von 1839 der kaum zehn Familien starken russischen Gemeinde zu Posen

im Königreiche Preußen, gelobt wegen ihrer Festigkeit im Halten an dem Glauben der griechischen Kirche trotz ihrer Armuth. Welche zarte, herzrührende Fürsorge? Oder bedarf es vielleicht der Ueberwachung derselben, als eines kleinen Vorpoſten der kirchlichen Civilisation Rußland's in Preußen und Deutschland? — — Von den geheimen auswärtigen Verhältnissen in kirchlicher Beziehung kann Hr. Protasow natürlich hier nichts mittheilen. Sonst müßte er ja aus der Schule plaudern, und zwar von den Versuchen, die mit der römischen Kirche unirten Griechen in fernen Nachbarstaaten, in den Donauprovinzen, in Galizien, in Ungarn und Siebenbürgen, in Griechenland, in der Türkei und dem übrigen Morgenlande von dieser Union loszureißen, und so zur politischen Trennung vorzubereiten.

Ueber die Einverleibung der abgefallenen ruthenischen Kirche der polnisch-russischen Provinzen in die Staatskirche Rußland's verbreitet sich unser Verfasser weitläufig. Dieses traurige kirchliche Ereigniß bewog Hrn. Protasow, im Jahre 1839 einen ganz besonderen Synodalrapport darüber zu veröffentlichen, worin mit ekelhafter Phraseologie und heuchlerischer Salbung von einer vermittelst freier Ueberzeugung hervorgegangenen Vereinigung mit der russischen Staatskirche gesprochen wird. Die Welt ist über den Hergang dieses blutigen Ergebnisses hinlänglich aufgeklärt und kennt die abscheulichen Mittel, deren man sich dabei bedient hat. Gregor XVI. hat die Gewaltschritte Rußland's gegen Recht und Gewissen seiner katholischen Unterthanen hinlänglich dargethan: es glaubt sich aber aller Rechtfertigung enthoben, fährt fort, das gesellschaftliche wie religiöse Gebäude der katholischen Kirche in seinen Staaten zu untergraben, und mit bekannter Gleißnerei spricht man von freiwilliger Handlung. Nein! Blutige Gewalt war es, das beweisen die Ukase und Ministerialbefehle, die in dem vorliegenden Werke veröffentlicht und analysirt sind, wiederum zur Genüge; das bewies schon der Verf. des Werkes: „Les Souffrances etc. etc.", das beweisen bis zur letzten Klarheit die Auszüge, welche in unserem Werke in Documenten aus den Berichten des heil. Synods von 1836 bis 1838 geliefert sind (Document Nr. V. und VI.). Hr. Protasow kann es selber nicht läugnen, daß viele Klöster den Katholiken abgenommen und zu orthodoxen Kirchen umgeschaffen wurden, daß man die Unirten ganz auf dem Fuße der Separatisten behandelte, daß man ihre Priester nöthigte, den Gottesdienst nach den Gebräuchen der russischen Kirche einzurichten, daß man ihnen die griechischen Ritualbücher, Gefäße und Gewänder aufdrang, daß man russische Priester — auf Kosten der Fonds der katholisch-ruthenischen Kirche! — beseldend in die unirten Eparchien sendete, um die angebliche Bekehrung zu betreiben, daß man die katholische Jugend in die schismatischen Schulen zu gehen zwang, den Gebrauch der polnischen Sprache hier verbot, Lehrern und Schülern alle katholischen Lehr- und Andachtsbücher

wegnahm, daß man endlich — und das ist die gewaltsamste Maßregel — die gesammte unirte Kirche unter die unmittelbare Gerichtsbarkeit des heil. Synods setzte, daß man zur Abwechslung auch wohl in die Staatskirche hineinpeitschte und hineinknutete.

Warum kostete die Bekehrung 1838 noch einen wahren Todeskampf, warum mußten die Unirten mit Knute, Bajonette, Degen, Kanonen, Kerker, Verbannung, Einziehung der Güter von der Wahrheit überzeugt werden? Warum fand es der Kaiser für gut, 1840 diese Freiwilligbekehrten durch die alten Strafgesetze gegen den Proselytismus ihrer katholischen Mitbrüder zu schützen (cf. Document VI. §. 6. 7), warum wurden die strengsten Gesetze gegen die katholischen Priester erlassen, die es wagen würden, ehemals Unirte in den Schoos der katholischen Kirche wiederum aufzunehmen? Was nun die Zahl der Einverleibten und verschiedene andere Angaben Herrn Protasow's betrifft, so laufen genug Unwahrheiten unter. Was aber haben nun jene Einverleibten gewonnen? Einige abgefallene Priester erhielten nichtssagende Ehrenkreuze, die übrigen die Bettelarmuth, die Gnade der Gleichstellung mit den übrigen gleichfalls bettelarmen Popen. Ihren Besitz nahm ihnen der Kaiser im Interesse ihrer Frömmigkeit, da die Verwaltung der Güter, wie er sich im Ukas vom 25. Dezember 1841 und 5. Januar 1842 ausdrückt, unverträglich sei mit ihren heiligen Obliegenheiten! Dafür bekommen sie einen fixen Jahresgehalt, d. h. 77 bis 11 Papierrubel jährlich, im Durchschnitt; sie sind nun aller weltlicher Sorge enthoben und können in Frieden ihrem Herrn dienen! *Sie haben geglaubt, nun schauen sie.*

Wird Rußland nun stehen bleiben nach solchen Handlungen? Das nicht! Gleiche Gewaltthaten werden nun gegen die römischen Katholiken des westlichen Landstrichs und in *Polen* verübt werden, um auch sie der russischen Czarotheokratie oder Staatskirche zu unterwerfen. Dieser Gegenstand ist in dem Werke: „*Neueste Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland*", genau erörtert, und nachgewiesen, welche Maßregeln man zur Schismatisirung Polens anwendet, welche jedoch Hr. Protasow wohlweislich verschweigt, wenn er sagt, es nehme die Rechtgläubigkeit immer mehr zu.

Um nun schließlich noch Etwas von den in unserem Werke beigebrachten Documenten zu sagen, die ungemein wichtig sind, und in sehr viele Dinge, worüber man noch im Dunkeln ist, und die von der russischen Politik verwirrt sind, helles Licht bringen, so haben wir es nur mit *Aktenstücken* zu thun. Das *erste* Document enthält das Manifest Gregors XVI. vom 3. Dec. 1839 über den Sclavenhandel; das *zweite* das Rundschreiben des Metropoliten Lewicke in Lemberg vom 10. März 1841, sich beziehend auf den Abfall der unirten Kirche; das *dritte* das Breve Gre-

gers XVI. vom 17. Juli 1841 an diesen Metropoliten, worin derselbe vor den russischen Umtrieben gewarnt wird; das vierte die Erläuterungen des Glaubensbekenntnisses der griechisch-morgenländischen Kirche von 1723; das fünfte Auszüge aus den Synodalrapporten der Jahre 1836 bis 1838 über die gewaltsame Schismatisirung der katholisch-ruthenischen Kirche; das sechste Auszüge aus dem Synodalbericht vom Jahre 1839 über die Einverleibung der katholisch-ruthenischen Kirche in die Staatskirche Rußlands; das siebente Auszüge aus dem neuesten Gesetzbuche Rußlands über die bürgerlichen Rechte des Clerus, nämlich der Ordensgeistlichkeit, der Weltgeistlichkeit, der Klöster und bischöflichen Häuser; das achte Auszüge aus dem neuesten Gesetzbuche Rußlands über die Leibeigenschaft; das neunte die russische Bevölkerungstabelle nach der Angabe Herrn von Köppens, Akademikers und Employés im Ministerium der Domänen, aus dem Supplement des Journals von St. Petersburg vom 19. März 1810; das zehnte das Verzeichniß der Kirchen im Jahre 1836; das eilfte das Verzeichniß der Klöster im Jahre 1835 bis 1838, wobei zu bemerken ist, daß die erst 1839 vereinigten Klöster von den Eparchien Weißrußlands und Lithauens in dieser Jahresliste schon im Voraus (!) mit eingerechnet sind: das zwölfte das Verzeichniß der Weltgeistlichkeit im Jahre 1837, wobei ein nicht geringes Deficit an der nothwendigen Zahl von Geistlichen sich ergibt; das dreizehnte das Verzeichniß der Bekehrungen zur russischen Kirche von 1836 bis 1839; das vierzehnte endlich enthält das Verzeichniß der Beichten und Communionen im Jahre 1835, ein Verzeichniß, das zugleich für jeden Statistiker von Wichtigkeit ist, da es über das große Geheimniß der colossalen russischen Bevölkerung vielen Aufschluß gibt, und daraus das unfehlbare Resultat zu ziehen ist, daß die russische Regierung die Bevölkerung wenigstens um zwölf bis fünfzehn Millionen Einwohner höher stellt, als sie wirklich ist.

Dieses Schicksal der russischen Kirche möge jede Confession beherzigen, die sich aus der Einheitlichkeit der römischen Kirche geschieden hat! Jede solche stehet auf dem gleichen Boden. Doch nicht so zeigt sich dem russischen Geiste Gegenwart und Zukunft; das beweiset Kamekeff in seiner bekannten Dithyrambe, worin er weissaget von Englands Sturz und Rußlands Weltherrschaft über Meer und Land im fernen Bilde sehen läßt. Wenn dieser Prophet im Angesichte alles dessen, was in Rußland geschah und geschieht, in jener Dithyrambe divinirt, England müsse stürzen: „weil es mit räuberischer Hand die Kirche Gottes geschmiedet habe an den irdischen Thron", so weiß man nicht, ob man dieß gränzenlose Vornirtheit, oder Gleißnerei, oder Selbstbetrug nennen soll nach den Worten: „quos Deus perdere vult, dementat."

IV.

Literatur.

G. Phillips Kirchenrecht. Ersten Bandes zweite Abtheilung.

Bereits in der ersten Abtheilung war die Lehre von der Ordination begonnen und in Betreff der Fähigkeit und Competenz zur Vollziehung der Weihe dargestellt worden. Hieran reiht sich nunmehr in der so eben fertig gewordenen zweiten Abtheilung die Entwicklung derjenigen Pflichten an, welche der Bischof bei der Ordination zu beobachten hat. Indem die Kirchengesetze natürlich alle unfähigen Personen von dem Empfange der Weihen ausschließen, haben sie außerdem es dem Bischofe zu einer strengen und nicht genug zu beherzigenden Pflicht gemacht, daß er unter den Fähigen eine sehr sorgfältige Auswahl treffe und haben daher eine Mehrzahl von Personen für untauglich erklärt. Die eben darum praktisch sehr wichtige Lehre von der Irregularität, bei welcher es insonderheit auf eine richtige Würdigung der oft irrig als Strafe angesehenen **Irregularitas ex delicto** ankam, bildet den Inhalt der ersten dreizehn Paragraphen (§. 44 bis 56) dieser zweiten Abtheilung. Hieran schließt sich (§. 57. §. 58) die ebenfalls sehr praktische Lehre von dem Ordinationstitel an, die gerade auch für die gegenwärtige Zeit um so mehr einer Aufhellung bedurfte, als sich eine den Kirchengesetzen keineswegs entsprechende Vermischung des **Titulus mensae** mit dem Lebensunterhalt der Emeriten auszubilden angefangen hat. So wie die Kirchengesetze den Bischof dazu anhalten, wohl darauf zu achten, Niemanden ohne Titel zu weihen, so schreiben sie überhaupt das bei der Ordination zu beobachtende Verfahren vor. Nach Erörterung dieses Gegenstandes (§. 59) werden in den noch übrigen Paragraphen die Wirkungen der Ordination in Betracht gezogen, und zwar, nächst den Standesrechten der Cleriker (§. 60), in möglichst gedrängter Kürze der gesammte Inbegriff der Standespflichten; auch hier sind, wie überhaupt in dieser Schrift, die Worte der Canones selbst oft in den Text hineinverflochten, und so sind aus ihnen die Vorschriften über die Uebung der christlichen Tugenden der Keuschheit, Mäßigkeit, Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit, so wie über die Vermeidung weltlicher Beschäftigungen, insondere des Handels, des zu eifrigen Betreibens weltlicher Wissenschaften, über das Verbot der weltlichen Vergnügungen, namentlich der Jagd, entnommen. (§. 61. §. 62). Den Schluß bildet die Darstellung der Lehre vom Cölibat, und zwar in der Weise, daß der Cölibat zuerst ohne Rücksicht auf alle andere Gründe, die ihn für den Clerus empfehlenswerth machen, aus dem Princip des christlichen Priesterthums hergeleitet (§. 63), dann der Gang der kirchlichen Gesetzgebung über diesen Gegenstand entwickelt (§. 64), und endlich der Standpunkt des heutigen Rechtes hervorgehoben wird (§. 65.). Der Druck des zweiten Bandes wird mit Nächstem beginnen.

V.

Landgraf Philipp von Heſſen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politiſchen Seite der Glaubensſpaltung des ſechszehnten Jahrhunderts.)

V.

Philipp und der ſchmalkaldiſche Bund.

(Schluß.)

Wie ſchwach und unzulänglich auch die erſten Spuren einer katholiſchen Rückwirkung gegen den Andrang der Revolution ſeyn mochten, dennoch that ſchon dieſer erſte Anſchein einer Möglichkeit, daß die Katholiken ſich dazu vereinigen könnten: mit geſammter Hand Widerſtand zu leiſten, wahre Wunder im Lager der Gegenpartei. So groß war die Feigheit des böſen Gewiſſens, daß derſelbe Landgraf Philipp, welcher mit maaßloſer Keckheit auf den Krieg gedrungen und den Angriff geleitet hatte, ſo oft die Uebermacht auf Seiten der Oppoſition, und keine Gefahr entſchloſſener Vertheidigung zu beſorgen war, jetzt plötzlich in das entgegengeſetzte Syſtem umſprang, und eine Friedensliebe an den Tag legte, die im allergrellſten Widerſpruche nicht nur mit ſeinem frühern, ſondern auch mit dem ſpätern Benehmen ſtand, in welches er augenblicklich wieder einlenkte, als die Gefahr vorüber war. Schon auf das Gerücht von den bloßen Vorbereitungen zu einem katholiſchen

Gegenbunde änderte ſich ſeine Sprache. Auf einem Tage des ſchmalkaldiſchen Bundes zu Coburg (Auguſt 1537) ließ er erklären: „Ein Angriff von Seiten der Bundesgenoſſen könne dermalen ohne beſtändige, tapfere, aufrichtige und lautbare, beweisliche Urſachen mit gutem Gewiſſen und ohne Unglimpf beim gemeinen Manne nicht geſchehen. Eine ſo große, mit dem Papſt, den Biſchöfen und Pfaffen zuſammenhängende Macht, den Kaiſer und König an der Spitze, werde ſchwerlich zu einem beſtändigen Frieden gezwungen werden können. — Ausrotten und verjagen könne man die Gegner nicht, ſie würden ſelbſt nach einer Niederlage ſich erholen, und gelegene Zeit abwarten.“ Er rieth alſo erſt die Acht und Execution abzuwarten, vor allen Dingen große ausländiſche Verbindungen (mit Frankreich, Ungarn und der Schweiz anzuknüpfen), beim Kaiſer aber den Weg der Unterhandlungen weiter zu verfolgen *). Noch kleinlauter wird die Sprache des Landgrafen, als die chriſtliche Einung wirklich geſchloſſen iſt. „Vor Allem ſei nöthig, ſicher zu ſeyn, ob auch die Gegner Gewalt und

*) Rommel (a. a. Ort. S. 220) erklärt dieſe grelle Sinnesänderung auf eine, auch den mäßigſten Anforderungen der Critik unmöglich genügende Weiſe. Philipp's kriegeriſche Stimmung habe ſich ſeit dem würtembergiſchen Zuge, den münſteriſchen Unruhen und in Folge mancher Gebrechen des „evangeliſchen“ Bundes merklich geändert. Er habe damals „die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kampf gegen die Verſtocktheit der Vorurtheile und die ſtarre Willkühr erſtorbener Formen ſich nicht mit Kriegsknechten führen laſſe, und daß nach einem Fauſtkampfe, in welchem das allgemeine Elend nicht gehoben würde, jeder Waffenſtillſtand nur eine Suspenſion des Rechts des ſtärkern ſei.“ — Allein Rommel vergaß dabei, daß von dieſer angeblichen Ueberzeugung Philipp's noch vor wenigen Monaten (zu Schmalkalden) auch nicht die leiſeſte Spur zu entdecken, im Gegentheil der Landgraf eifrigſt befliſſen war, jede Annäherung an den Kaiſer und die Kirche unmöglich zu machen. — Eben ſo raſch hatte er ſpäter bei dem Zuge gegen Heinrich von Braunſchweig dieſe „Ueberzeugung“ aufgegeben, und wieder mit der frühern kriegeriſchen Stimmung vertauſcht.

Krieg bereiteten, und die Vertheidigung nicht aus menſchlicher Leidenſchaft, ſondern zum Ruhme Gottes und zur Vertheidigung des Glaubens vorzunehmen.“ Dazu gehörten Beweiſe von dem Vorhaben der Gegner, auch müſſe man die eigenen Kräfte überlegen. „Denn ihre Gegner, Papſt, Kaiſer, Könige ſeien ſo mächtig, daß ſie, die Evangeliſchen, nicht ohne ein Wunder zu retten wären.“ Selbſt einen glücklichen Krieg dürfe man nur benutzen, ehrliche Friedensbedingungen und einige Oerter als Unterpfänder künftiger Sicherheit zu erhalten. Den oberländiſchen Städten, die für die Auflehnung gegen ihre Biſchöfe durch Bucer die Hülfe Philipp's nachſuchten, gab er Rathſchläge, welche, wenn er ſie ſelbſt im Beginn der Umwälzung nur zur Hälfte befolgt hätte, zuverläſſig das Aergerniß in der Geburt erſtickt haben würden. Blut zu vergießen um weniger Kirchengüter willen, zu denen die Berechtigung noch zweifelhaft ſei, wäre ihrer Lehre ungemäß. Man müſſe die Verbreitung des Glaubens, die Verbeſſerung der Kirche und Kirchendiener nur durch gütliche Mittel ſuchen. In andern Ländern Kirchenordnungen zu machen, ſo bald es nicht durch Rathſchlag und Ermahnungen geſchehen könne, halte er nicht für des Bundes, ſondern eher für des Kaiſers und Reiches Beruf. „Der Krieg, wo man dem Muthwillen der Knechte ſich Preis geben müſſe, ſei ein ſchrecklich Ding. Alle neuern Religionskriege, wie die Bauernfehde, Zürich und Münſter bewieſen, hätten einen böſen Ausgang. Die Macht ihrer Gegner ſei durch Papſt, Biſchöfe und Pfaffen weit verwickelt. Beim würtembergiſchen Zuge habe Alles bei ihm allein geſtanden, jetzt wollten mehrere befehlen. Viele Köche machten ſelten eine Suppe. Man müſſe nicht den evangeliſchen Bund für einen Abgott halten; die chriſtlichen Stände hätten nicht immer chriſtliche Bedenken, es liefe viel Zeitliches unter. In der Verpflichtung des Beitrags ſeien viele ſäumig, wenn's zum Treffen komme, würden noch mehrere ſich zurückziehen, die jetzt des Friedens Tad-

ler wären *). Dem kaiſerlichen Vicekanzler macht er wegen Schließung der chriſtlichen Einung die bitterſten Vorwürfe. — Wenn ihm auch der Kaiſer Solches befohlen habe, ſo ſei es doch nur auf Andringen der Papiſten geſchehen, und es würde ſich gebührt haben, daß er, der (katholiſche!) Vicekanzler, „ſich ſolcher Befehle als wider Gottes Wort und Willen und gemeinen Frieden verletzlich“ entſchuldigt, dagegen der Schmalkaldner „aufrichtiges, mündliches und ſchriftliches Friedenserbieten“ berichtet hätte. Man ſieht, der „großmüthige“ Hauptanſtifter des Zerwürfniſſes wollte jetzt, wo ſich am fernen Horizont ein kleines Wetterwölkchen zeigte, in gerechtem Mißtrauen gegen ſeine Sache und ſeine Bundesgenoſſen geſchickt und eiligſt untertauchen. — Von begeiſtertem Glaubensmuth, oder auch nur von kecker Wageluſt, wie ſie in Franz von Sickingen lebte, oder von jenem Fanatismus, der die Bauern beſeelte, auch nicht die leiſeſte Spur!

Leider hat Karl V., den ein Gewebe von Verrath umſtrickt hielt, dieſe vorübergehende Einſchüchterung des Hauptes der außerkirchlichen, politiſchen Oppoſition in Deutſchland nicht zu benutzen gewußt, vielleicht kraft der Treuloſigkeit ſeiner wichtigſten Organe gar nicht einmal erfahren. Im Gegentheil that das kaiſerliche Cabinet Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, den Muth der Gegner wieder aufzufriſchen, die bereits an ihren Rückzug dachten. Während die Genehmigung, welche der Monarch der chriſtlichen Einung am 20. März ertheilt hatte, ſtrenges Geheimniß bleiben ſollte und blieb, wurde der Erzbiſchof von Lund, deſſen durch Geld gewonnene Geneigtheit gegen die Neuerer kein Geheimniß war, und der noch in Toledo äußerte: „Alles, was die proteſtirenden Stände der Geiſtlichkeit im ganzen Reiche abgenommen hätten, ſei kaum drei Haſelnüſſe werth, und wenn man ſolches nachlaſſe, würde guter Friede in Deutſchland werden **), — an die ſchmalkaldiſchen

*) S. Rommel a. a. O. S. 223.

**) v. Aretin a. a. O. S. 36.

Bundesgenossen abgeordnet. — Mit diesen schloß er zu Frankfurt am 19. April 1539 einen Vertrag, durch welchen dieselben für große Zugeständnisse im Betreff der Kammergerichtsprocesse, die ihnen gemacht wurden, die Fortdauer des Friedens (dessen Aufhebung sie selbst am meisten fürchteten!) auf fünfzehn Monate verwilligten *). Noch mehr! derselbe Gesandte des Kaisers zeigte dem Landgrafen einen Weg, wie sich der bisherige Zustand der Unentschiedenheit, welchem die Außerkirchlichen ihre Triumphe verdankten, in's Ungemessene verlängern ließ. Philipp schöpfte nämlich, wie Rommel berichtet, aus einer Unterredung mit dem eben genannten kaiserlichen General-Orator die neue Hoffnung: daß durch ein freundliches Religionsgespräch, ohne Einfluß des Papstes, bei näherer Erkenntniß der evangelischen Lehre die Haupthindernisse der Vergleichung, das Mißtrauen und die Verläumdung besiegt, und die schroffen Gegensätze beider Parteien aufgehoben würden." Ging der Kaiser in diese, mit feiner Berücksichtigung seiner Leidenschaft für diplomatische Verhandlungen gestellte Falle hinein, so war nicht nur der christlichen Einung vor der Hand ihre Kraft und Bedeutung genommen, und jede von dieser Seite drohende Gefahr vorläufig beseitigt, sondern auch die Katholiken, wenn auf sie der Schein geworfen wurde, als wollten sie mit ihren Gegnern um den Glauben feilschen und markten, in Widerspruch mit sich selbst und ihrer Kirche gebracht. Sehr richtig bemerkt Aretin: daß die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit eines solchen Vergleichs klar am Tage lag, und daß, um sich auf halbem Wege entgegen zu kommen, die Protestanten einen Theil der verlassenen Glaubenssätze wieder annehmen (wozu sie bekanntlich nicht geneigt waren!), die Katholiken einen Theil des bisher Be-

*) Ihrem Systeme treu waren der Kurfürst und der Landgraf trotz dieses Friedens selbst durch die flehentlichsten Bitten Sigismund's II. nicht zu bewegen: Hülfe gegen die Türken zu leisten. „Sie zeigten ihm", sagt Rommel, „dagegen ihre eigene verwickelte Lage."

haupteten aufgeben mußten, wodurch ſie, da es hier auf ein Mehr oder Weniger nicht ankömmt, aufgehört hätten, Katholiken zu ſeyn und Proteſtanten geworden wären. Allein ſo einleuchtend dieß iſt, ſo gewiß iſt es auch, daß dieſer Geſichtspunkt nicht der des Kaiſers und ſeiner Räthe war. Aretin vermuthet: Karl V. habe ſelbſt nicht daran geglaubt, daß ſich die kirchliche Einigkeit auf dieſem Wege wieder herſtellen laſſe, und es ſei ihm nur daran gelegen geweſen, einen proviſoriſchen Zuſtand der Ruhe und des Friedens herbeizuführen. — Allein die Unterredungen, die der Kaiſer mit dem Landgrafen noch auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) pflog, und von welchen Philipp's Tagebuch *) eine lebendige Anſchauung gibt, unterſtützen dieſe Anſicht nicht. Vielleicht ſind die Motive, welche Karl V. leiteten, gar nicht ſo tief zu ſuchen. Schon damals meinten die bayeriſchen Herzoge, daß der Kaiſer: „als der Deutſchen Sachen, Gemüths und Weſens zum Theil unerfahren", Etlichen zu viel Glauben geſchenkt habe, denen an der Religion und der deutſchen Nation Handlungen wenig gelegen." — Die Maxime: Religion und Politik als zwei Gebiete zu behandeln, die Nichts mit einander gemein hätten, that das Uebrige, den Monarchen in eine falſche Richtung zu werfen. Möge übrigens, was in des Kaiſers Seele vorging, dahingeſtellt bleiben; thatſächlich gewiß iſt, daß Karl V. auf die dringenden Beſchwerden des Papſtes und der Katholiken zwar den Frankfurter Vergleich nicht beſtätigte, dagegen aber, trotz der Vorſtellungen des redlichen, unbeſtechbaren Vicekanzlers v. Held, mit unglücklicher Beharrlichkeit den Plan verfolgte: durch Religionsgeſpräche die kirchliche Eintracht wieder herzuſtellen.

Niemand ergriff begieriger dieſes bequeme Mittel endloſer Ausflüchte, als der Landgraf Philipp. Ein Schreiben deſſelben an den Erzbiſchof von Lund (vom 1. Jänner 1540) gibt ungefähr einen Begriff, auf welches Ziel er bei den bevorſte-

*) S. Rommel a. a. O. Anhang S. 232.

henden theologisch-diplomatischen Unterhandlungen hinsteuern wollte. Die Kirchengüter, meint er in diesem Briefe, könnten wieder hergestellt, die Bischöfe selbst mit weltlicher Herrschaft beibehalten werden, „sobald sie nur mit gelehrten und gewissenhaften Unterbischöfen oder Pastoren versehen würden." — Landgraf Philipp selbst war bekanntlich nicht abgeneigt, benachbarte Bisthümer, unter solchen Bedingungen, mit nachgebornen Prinzen seines Hauses zu besetzen, wie es später eine gewöhnliche Erwerbungsart geistlicher Territorien von Seiten protestantischer Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts wurde. Nur die geringern Stifter und Klöster, „die doch nur Bauern-Knebel ernährten", könnten aufgehoben werden. Für dieses Zugeständniß sollten dann aber auch die Katholiken die „reine Lehre" (Luthers) von der Rechtfertigung annehmen, und sich der guten Werke entschlagen, die Messe im Sinne der Neugläubigen bei sich einführen, d. h. der Sache nach abschaffen, die Priesterehe gestatten, den Papst, „zu dessen Anerkennung das gemeine Volk in Deutschland nicht mehr zu bringen sei", reformiren oder aufgeben, mit einem Worte: Protestanten werden. Es ist ein schweres Zeugniß gegen die Politik des kaiserlichen Cabinets, und eine Schmach für dessen Unterhändler, daß Philipp solche Vorschläge zu machen wagte. Gewiß ist aber, daß er es um keinen Preis zum Bruche kommen lassen durfte. Denn gerade um diese Zeit war er in einen Handel verwickelt, welcher ihm den Wunsch nahe legte, die Gunst und Duldung des Reichsoberhauptes, es koste was es wolle, zu erringen. Er stand im Begriff, seine berühmte Doppelehe einzugehen, von welcher weiter unten in einem besondern Abschnitt die Rede seyn wird. Zu dieser hatte er die Erlaubniß und Mitwirkung der Häupter der neuen Kirche durch die Drohung erzwungen, daß er von der neugläubigen Partei abfallen und zu den Gegnern übertreten wolle. — Dieß Verhältniß, welches in seinem Entstehen mit den kirchlichen und politischen Verhandlungen dieser Periode nichts zu schaffen hat, gibt den Schlüssel zu dem damaligen, so überaus schmieg-

ſamen und nachgiebigen Benehmen des Landgrafen, welches ſonſt ein unerklärbares Räthſel bleibt *). Nachdem er unter dem Schutze des kirchlich-politiſchen Zwiſtes, und gedeckt durch eine große, der Neuerung geneigte Partei im Reiche, die Kirche befehdet, ihr Eigenthum geraubt, mit gewaffneter Hand den Landfrieden gebrochen hatte, fürchtete er jetzt, daß der Kaiſer ihn bei einem die Sitte und das Gefühl aller europäiſchen Völker beleidigenden gemeinen Verbrechen faſſen, und zur verdienten Strafe ziehen, er aber, ſelbſt von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen, allein der Rache des mächtigen Monarchen Preis gegeben ſeyn werde. Daher ſeine ſcheinbar große Geneigtheit, ſich den Vermittelungsverſuchen des Kaiſers willfährig zu beweiſen, obgleich das damals ſchon begonnene Attentat gegen Braunſchweig-Wolfenbüttel, ſelbſt abgeſehen von dem bekannten Charakter des Landgrafen, es unmöglich macht, daran zu glauben, daß ſeine Friedensliebe mehr als ein Mittel geweſen ſei, ſich aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen. Am 25. Juni 1540 begann das Religionsgeſpräch zu Hagenau, ward dann vertagt und nach Worms verlegt, und als es auch dort nicht recht hatte in Gang kommen wollen, an den nach Regensburg ausgeſchriebenen Reichstag gezogen, und hier in der That zu Ende gebracht. — Die Geſchichte dieſer, für die Charakteriſtik der Glaubensſpaltung ſo überaus wichtigen und lehrreichen Verhandlung **) geht uns hier nur in ſo fern an, als ſie Züge zum Bilde des Landgrafen Philipps liefert. — Dieſer nämlich erwies ſich auch hier ſo lange, bis er ſeinen Zweck erreicht hatte, in einer Weiſe gefällig für das Lieblingsproject des Kaiſers, daß er nunmehr bei ſeinen Bundesgenoſſen denſelben Verdacht auf ſich lud, den er eilf Jahre früher auf dem Reichstage zu Augsburg gegen Melanchthon gehegt hatte.

---

*) So beurtheilte es auch K. A. Menzel Bd. II. S. 179 u. 192.

**) Sie iſt ausführlich dargeſtellt in K. A. Menzel's N. Geſch. d. D. Bd. II.

Während ſich in Philipp ein Indifferentismus verkörperte, der ſeiner Zeit um viele Generationen vorausgeeilt war, repräſentirt der Churfürſt Johann Friedrich, — ein Fürſt von weniger als mittelmäßigen Geiſtesgaben, — den Standpunkt der eigenſinnigen, hoffärtig-beſchränkten, in ihre Lieblingsirrthümer verbiſſenen Häreſie. Auf die Kunde, daß Philipp zu Regensburg mit dem Kaiſer in gutem Vernehmen ſtehe und die Hand zur Religionsvereinigung biete, erklärte der Kurfürſt rund heraus: daß bei ihm, durch Verleihung des Allmächtigen, „die Worte von Vergleichung der Religionen" keine Stätte fänden, und daß, wer ſich vergleichen wolle, ſich mit Gott und ſeinem Wort vergleichen, d. h. die lutheriſche Lehre annehmen ſolle. Selbſt das Verlangen Granvella's: daß die Proteſtanten ein Verzeichniß der in der katholiſchen Kirche ſtattfindenden Mißbräuche einreichen möchten, damit man ſich darüber beſprechen könne, erbitterte ihn. „Die Biſchöfe möchten ſich um ihre Mißbräuche bekümmern; die Evangeliſchen hätten ſich längſt von denſelben gereinigt." — Luther aber meldete dem Kanzler des Kurfürſten, daß er dem Landgrafen und Bucer nichts mehr vertrauen wolle. „Ich ſorge, der Landgraf laſſe ſich ziehen und zöge uns gerne mit ſich. Aber er hat uns (meine ich) wohl genug gezogen in ſeiner Sache; er ſoll mich nicht mehr ziehen. Eher wollte ich die Sache wieder zu mir nehmen, und allein, wie im Anfange ſtehen." Dem ſächſiſchen Reformator war es wirklich darum zu thun, daß er ſeine Theorie vom Glauben, der ohne Werke ſelig mache, gegen die Kirche durchſetze; Philipp dagegen war dieſes falſche Dogma im Grunde eben ſo gleichgültig, wie das wahre; der Religionsſtreit war ihm lediglich ein Mittel zur Beförderung ſeiner ehrgeizigen oder fleiſchlichen Privatintereſſen. Dieſer, auch in andern Individualitäten jener Zeit hervortretende Gegenſatz zwiſchen Häreſie und vollendetem Unglauben muß aber bei der Erklärung der damaligen Zuſtände nie aus dem Auge verloren werden.

Die Annäherung zwiſchen dem Landgrafen und dem Kaiſer

führte endlich zu einem, am 13. Juni 1541 zwiſchen beiden abgeſchloſſenen geheimen Vertrage*), der ein helles, wenn gleich nach den bisherigen Vorgängen keineswegs mehr überraſchendes Licht auf die Politik des einen wie des andern wirft. Landgraf Philipp macht ſich hierdurch anheiſchig, die Religionsvergleichung auf dem gegenwärtigen Reichstag zu fördern, ſo viel er mit gutem Gewiſſen thun kann. Eben ſo will er auf allen Reichstagen des Kaiſers und ſeines Bruders Erblande und des Reiches Sachen fördern, ſo viel er mit Ehren kann. Er will dem römiſchen Könige anhängen, und ihn anerkennen, wenn Karl mit Tode abgehen ſollte, auch dazu ſeine Freunde und Geſippte bewegen; kein Bündniß mit Frankreich oder andern auswärtigen Potentaten ſchließen, noch zulaſſen, daß Frankreich oder Cleve in den evangeliſchen Bund aufgenommen werde; es verhindern, daß Herzog Moritz ſich mit dieſen Mächten gegen den Kaiſer und ſeinen Bruder verbinde, und jenen in ſeiner Treue erhalten, auch daſſelbe bei Herzog Ulrich von Würtemberg bewirken. Er will ferner alle Praktiken im Reiche für Frankreich abwenden. In dem wegen der Geldernſchen Erbſchaft zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog von Cleve obwaltenden Zerwürfniſſe will der Landgraf nicht Partei nehmen, auch ſich den andern Reichsſtänden gleich halten, wenn ſie dem Kaiſer Hülfe bewilligen. Im Fall der Kaiſer und ſeine Erblande überzogen werden, und jener des Landgrafen Dienſt um ehrliche Beſoldung begehrt, will ſich der Landgraf bedenken, und entweder ſelbſt, oder durch ſeine Hauptleute Theil nehmen. Der Landgraf verſichert ferner, mit England in keinem Bündniſſe zu ſtehen, will auch keines ohne des Kaiſers Zulaſſung annehmen, und nicht zugeben: daß der König in den Schmalkaldiſchen oder einen andern, dem Kaiſer widerwärtigen Bund trete; deßgleichen will er kein Kriegsvolk aus ſeinen oder andern deutſchen Landen für Frankreich gegen den Kaiſer und ſeine Schweſter, die Statthalterin der Niederlande, zugehen

*) S. Rommel Anhang Bd. IV. S. 234.

laſſen. Dagegen nimmt ihn der Kaiſer aus beſonderer, gnädiger Zuneigung, aus Liebe und Freundſchaft in ſeine Gnade und Freundſchaft, und mit Einſchluß ſeines Landes in ſeinen guten Schutz, und läßt ihm nach und verzeiht, was er wider ihn, ſeinen Bruder, oder Jemand anders in Betreff des Kaiſers, oder wider kaiſerliche Geſetze und Rechte, und des Reichs Ordnung bis auf ſelbigen Tag öffentlich oder heimlich gehandelt, oder gehandelt zu haben erachtet wird, weßhalb weder der Kaiſer, noch ſein Bruder, noch der Reichs-Fiscal gegen den Landgrafen, ſein Land, ſeine Würde u. ſ. w. etwas vornehmen ſoll. — Durch dieſe letztere Beſtimmung, deren Beziehung auf Philipp's Bigamie nicht zu verkennen iſt, ward der Landgraf ſtillſchweigend von aller und jeder deßfallſigen Sorge befreit, und gegen jeden gerichtlichen Anſpruch ſicher geſtellt. Er hatte für dieſen Preis ſich hinter dem Rücken ſeiner Bundesgenoſſen anheiſchig gemacht, die Ausſchließung aller fremden Potentaten vom ſchmalkaldiſchen Bunde zu bewirken, und den Herzog von Cleve fallen zu laſſen. Dadurch hatte er augenſcheinlich das Intereſſe der Proteſtanten an Karl V. verrathen, der hiernach den erwähnten Traktat für einen großen Triumph ſeiner Diplomatie anſehen und wirklich glauben mochte: den Landgrafen unauflöslich an ſein politiſches Intereſſe gekettet zu haben. Allein dieß war eine arge Täuſchung, ſo groß, daß kaum zu begreifen iſt, wie ſich ein Staatsmann von der geiſtigen Bedeutung des Kaiſers ihr hingeben konnte. In dem Vertrage finden ſich nämlich gewiſſe Clauſeln, wodurch der Lieblingsanſicht des Monarchen gemäß die beiden Gebiete des Religionsſtreites und der damals obſchwebenden, politiſchen Fragen ſcharf auseinander gehalten werden. Landgraf Philipp verſpricht: ſich als gehorſamer Fürſt und Lehensmann gegen den Kaiſer und ſeinen Bruder zu halten. Jedoch werden namentlich und ausdrücklich die Religionsſache, der ſchmalkaldiſche Bund, „und andere von Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten noch aufzurichtende Bünde“ ausgenommen. „Es ſoll insbeſondere in der Religionsſache

nichts particulariter gegen den Landgrafen vorgenommen werden, es wäre denn, daß von wegen der Religion gegen alle protestantes ein gemein Krieg bewegt würde." Der Sache nach war alſo, da ſich in der Wirklichkeit doch Alles um die Religionsfrage drehte, und jene Sonderung, die der Kaiſer beabſichtigte, gegen die Natur der damaligen Verhältniſſe ſtritt, dem Landgrafen das Recht vorbehalten, ſich, unbeſchadet dieſes Vertrages, jeden Augenblick, unter dem immer bereit liegenden Vorwande der Religion, von den übernommenen Verpflichtungen gegen den Kaiſer loszuſagen. — Ihm aber war durch die unbedingt ertheilte kaiſerliche Amneſtie die Kriminalklage wegen ſeiner Doppelehe erlaſſen, und ſomit eine Waffe, deren Gewicht der Kaiſer nicht beachtet zu haben ſcheint, ohne den geringſten Gegenvortheil aus den Händen gegeben. Ja! es war in dieſem Vertrage dem unternehmendſten Gegner der katholiſchen Sache eine Anerkennung und ein Freibrief für ſeine geſammte, widerrechtliche Stellung ertheilt.

Der eben erwähnte Vertrag war nicht einmal die ſchmerzlichſte Wunde, welche der Reichstag von 1541 der katholiſchen Sache in Deutſchland ſchlug. Das kaiſerliche Anſehn ſollte noch ſchonungsloſer Preis gegeben werden. Das Religionsgeſpräch und mit ihm der Reichstag zu Regensburg war, wie es die bayeriſchen Herzoge von Anfang vorhergeſagt, ohne das geringſte, günſtige Ergebniß zu Ende gegangen, weniger durch Schuld der Hartnäckigkeit Luthers und ſeines Kurfürſten, als weil Karl V. das Unmögliche verſucht, Unvereinbares hatte vereinen wollen. Der Kaiſer war dadurch in Gefahr gerathen, gar keinen Reichsabſchied zu Stande zu bringen. Dennoch bedurfte er jetzt dringender, als je, der Türkenhülfe. Der einzige Ausweg war alſo, das wenigſtens vorläufige Aufgeben der Religionsgeſpräche, und die Verweiſung der theologiſchen Verhandlungen an das künftige Concilium, wodurch der Kaiſer, den Verluſt an Zeit, Macht und Anſehen abgerechnet, auf denſelben Standpunkt zurückkehrte, von welchem er vor dem Augsburger Reichstage ausgegangen war, — während die Pro-

teſtanten durch die beharrliche Ablehnung der richterlichen Gewalt eines vom Oberhaupte der Kirche berufenen Conciliums, einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hatten. Unter dieſen Umſtänden war die Zuſtandebringung eines Reichsabſchiedes die einzige Sorge, die den Monarchen beſchäftigte, und er entledigte ſich derſelben in einer Weiſe, die ſeine Staatskunſt in das möglichſt ungünſtige Licht ſtellt. Der den Ständen vorgelegte Entwurf eines Reichsabſchiedes war ſo gefaßt, daß, wie ſich mit Gewißheit hatte vorausſehen laſſen, die Proteſtanten ſich ſeiner Annahme weigerten. In Folge deſſen verſtand ſich der Kaiſer dazu: den letztern heimlich und ohne Vorwiſſen der katholiſchen Stände eine beſondere Declaration auszuſtellen, worin der Reichsabſchied auf eine, von den Proteſtanten angegebene, ſeinem Wortlaute widerſprechende, dem katholiſchen Intereſſe entſchieden verderbliche Weiſe interpretirt, der Oppoſition aber mehr als in irgend einem frühern Vergleiche eingeräumt ward. So war, um ein Beiſpiel hervorzuheben, in dem Texte des Reichsabſchiedes der Nürnberger Friede mit dem Zuſatze beſtätigt: daß keine Kloſterkirchen weiter zerbrochen und abgethan werden ſollten. Die geheime Declaration fügte hiezu als Clauſel den Satz: „unbegeben einer jeden Obrigkeit, hinter denen ſie gelegen, dieſelben zur chriſtlichen Reformation anzuhalten.“ In dieſer Weiſe durch geheime Vorbehalte zu Gunſten der Außerkirchlichen umgeſtaltet, ward der Abſchied am 29. Juli 1541 von Karl V. unterzeichnet. Aber bei dieſer Täuſchung der katholiſchen Stände behielt es nicht einmal ſein Bewenden. Der Kaiſer ſchloß an demſelben Tage mit dem päpſtlichen Nuntius und den katholiſchen Fürſten einen Vertrag, der ſeinen Worten nach eine Erneuerung der „chriſtlichen Einung“ bezweckte, deſſen wahre Abſicht jedoch geweſen zu ſeyn ſcheint, durch Einflechtung einer ſcheinbar unverfänglichen Nebenbeſtimmung den Katholiken in ihrer etwaigen Thätigkeit gegen die Oppoſition die Hände zu binden. Es ward beſtimmt: daß keines der Mitglieder der chriſtlichen Einung einer der proteſtirenden Stände oder deſſen Unterthanen, gegen den auf dieſem

Reichstage eingegangenen und erneuerten Frieden (contra pacem hac Diaeta denuo initam ac renovatam *) mit Krieg überziehen oder beſchädigen ſolle. Natürlich konnten der päpſtliche Nuntius und die katholiſchen Stände hierunter nur jenen, mit ihrer Zuſtimmung abgefaßten Reichsabſchied verſtehen, da ſie von der Auslegung nichts wußten, welche den Proteſtanten ganz andere Conceſſionen machte. Wie groß aber mußte, ſagt Aretin mit vollem Rechte, ihr Erſtaunen ſeyn, als ſie Kenntniß von jener beſondern Declaration erhielten, welche der Kaiſer ohne ihr Vorwiſſen den Gegnern gegeben hatte. Das Ergebniß läßt ſich denken. Der Kaiſer verlor das Vertrauen der Katholiken, ohne das der Proteſtanten zu gewinnen; der Papſt verſagte dem Vertrage ſeine Ratification, und der katholiſche Bund in Deutſchland ſank zu völliger Nullität herab.

Durch ſolche Opfer hatte der Kaiſer freilich ſeinen nächſten Zweck erreicht, aber den Segen des Himmels für ſeine Unternehmung verloren. Der Reichstag war zu Ende gebracht, die Reichsſtände hatten eine Geldhülfe zur Anwerbung eines Heeres gegen die Türken bewilligt. Aber noch ehe dieſes Ungarn erreichte, war K. Ferdinand's Heer von den Türken geſchlagen, wodurch die um ſo hohen Preis erkaufte Reichshülfe ſich bewogen fand, unverrichteter Sache wieder umzukehren. — Auch die weitere, auf dem Reichstage zu Speier (1542) zögernd verſprochene und verdroſſen geleiſtete Hülfe änderte dieſen Zuſtand nicht. Deutſchland war hierdurch der Gefahr eines türkiſchen Einfalls mehr als jemals bloßgeſtellt, und dieſen Moment der Bedrängniß benutzte Philipp von Heſſen, unangeſehen die Verträge, durch welche der Kaiſer in unbegreiflicher Verblendung ihn binden zu können gemeint hatte, zu einem neuen entſchiedenen Schlage von der Art des früher gegen Würtemberg geführten.

Die Händel des Landgrafen mit Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel beginnen bereits im Jahre 1539,

*) S. v. Aretin a. a. O. S. 51.

zu einer Zeit, wo Philipp, nach einer andern Seite hin ſcheinbar von friedſeliger Milde überfloß. Der Erzbiſchof von Lund, Karls V. Miniſter, der allgemeinen Meinung der Zeitgenoſſen nach im geheimen Sold des Landgrafen und jedenfalls ein Verräther an der katholiſchen Sache, berichtete jenem um dieſe Zeit, daß die Genoſſen des katholiſchen Bundes, und unter ihnen der Herzog Heinrich, ſich gegen die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten rüſteten. Um ſich hierüber Aufſchluß zu verſchaffen, griff Philipp einen Schreiber des Herzogs, den dieſer mit Briefſchaften an den Vicekanzler v. Held und den Erzbiſchof von Mainz geſandt hatte, als ihm derſelbe auf ſeinem Grunde und Boden im Kauffinger Walde begegnete, auf, bemächtigte ſich ſeiner Papiere, erbrach die Credenzbriefe, und zwang den Boten, ihm die Heimlichkeiten ſeines Herrn zu offenbaren. Wichtige Aufſchlüſſe gewann Philipp auf dieſem Wege freilich nicht *), aber ſeine Gewaltthat wurde die Veranlaſſung zu einem, in öffentlichen Druckſchriften geführten Streite zwiſchen dem Herzoge von Braunſchweig und den Häuptern des Schmalkaldiſchen Bundes, welcher alsbald, zumal nachdem auch Luther die rohe Gemeinheit ſeiner Polemik eingemiſcht hatte, in einem Tone geführt ward, der bisher unter deutſchen Fürſten nicht üblich geweſen war.

Inzwiſchen beeilte ſich die Statthalterin der Niederlande dem Friedensbruche Philipps nach beſten Kräften bei ihrem kaiſerlichen Bruder das Wort zu reden. Sie ſandte den Conrad Schepper, einen gewandten Diplomaten aus der Schule des Erzbiſchofs von Lund nach Toledo, um die Sache des

*) Wenn der Herzog an den Erzbiſchof ſchrieb: „der Landgraf werde nächſtens toll werden, er ſei es bereits über die Hälfte u. dgl.“, ſo war dieß gewiß eine im hohen Grade beleidigende Privatmeinung des Briefſtellers, aber kein hinreichendes Motiv zur Rechtfertigung des Friedensbruches. Eben ſo wenig kann dieß von der, an den Vicekanzler gerichteten Aufforderung geſagt werden: daß man dem Landgrafen Stillſtand ſeiner Rüſtungen gebieten, und im Weigerungsfalle gegen ihn auf die Acht procediren ſolle.

Landgrafen bei Karl V. nach beſten Kräften zu vertreten. Gerade damals wurde dort von bayeriſcher Seite die kaiſerliche Ratification der chriſtlichen Einung betrieben. Der zu dieſem Zwecke nach Toledo geſandte bayeriſche Secretär Bonacorſi (beſorgt: daß die Bemühungen des Agenten der Königin Maria dem ohnedieß an jenem Hofe ſo ſchwach vertretenen katholiſchen Intereſſe neue Hinderniſſe in den Weg wälzen könnten) ſchreibt nach Hauſe: „Ich weiß, daß der Cornelius Geld vom Heſſen empfangen hat.“ In einem ſpätern Briefe entwirft er folgende Charakteriſtik der auf Trennung der Politik von der Religion gegründeten Diplomatie in der Umgebung des Kaiſers: „Ich beſorge, die Handlung des von Lund und des Schelmen Cornelii Scepperi mochte vielleicht eine große Verhinderung bringen; denn die Gewaltigen an dieſem Hofe haben gern Geld, und fördern um Geldes wegen alle Sachen, ſie ſeien mit Gott, oder wider Gott.“

Unterdeſſen erreichte die Erbitterung zwiſchen dem Landgrafen und dem Herzoge von Wolfenbüttel ihren höchſten Grad. Es gab kein Schimpfwort, welches in den Schmähſchriften Luthers gegen den Herzog nicht gebraucht, kein Verbrechen, welches ihm nicht vorgeworfen wäre. Beide Theile drangen auf dem Reichstage (1541) auf Entſcheidung des Kaiſers. Dieſer aber begnügte ſich im Geiſte ſeines diplomatiſchen Syſtems, beiden Theilen während des Reichstages Stillſchweigen aufzuerlegen. Später ernannte er, auf Andringen des Landgrafen, eine Commiſſion, gegen deren Einſchreiten aber wieder, weil die Competenz in ihren Rechten nicht gegründet ſei, auf Erſuchen des Herzogs, das ordentliche Reichsgericht Einſprache that. So glimmte der Zunder eines neuen Krieges fort, bis die Zwiſtigkeiten des Herzogs Heinrich mit den Städten Braunſchweig und Goslar das Feuer zur hellen Flamme anfachten. Braunſchweig, eine mächtige, faktiſch beinahe unabhängige, dem Rechte nach aber landesfürſtliche Stadt hatte ſich, wider den Willen ihres Herren, in den Schmalkaldiſchen

Bund begeben, den katholiſchen Gottesdienſt in den ſtädtiſchen Stiftern und Klöſtern unterdrückt, die Türkenhülfe aus falſchem Religionseifer verweigert, und des Herzogs Unterthanen in jeder Weiſe gegen ihren Herrn aufzuwiegeln geſucht. Ein kaiſerliches Mandat gebot ihr, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, aber die Stadt verweigerte, auf die Hülfe des ſchmalkaldiſchen Bundes zählend, den Gehorſam, und ließ es auf die Gewalt ankommen. — Goslar war vom Kammergericht in die Acht erklärt, und der Herzog mit der Execution beauftragt. Allein dieſe war vom Kaiſer in der oben erwähnten, zu Regensburg den Proteſtanten ertheilten Declaration ſuspendirt. Herzog Heinrich nahm daher von dieſer, als von einer bloß auf kirchlicher Machtvollkommenheit beruhenden, ungeſetzlichen Verfügung aus dem Grunde keine Kenntniß, weil die Vollziehung einer gerichtlich ausgeſprochenen Reichsacht nur von dem ganzen Reiche, und mit Einwilligung der Gegenpartei ausgeſprochen werden könne. — Geſtützt auf dieſe Gründe, begann er die Feindſeligkeiten gegen beide Städte, beging aber den großen politiſchen Fehler, ſich nicht auf die bewaffnete Einmiſchung des ſchmalkaldiſchen Bundes gefaßt zu halten. So geſchah es, daß der Landgraf Philipp und der Kurfürſt von Sachſen, als ſie Mitte Juli 1542 mit einem Heere von 20000 Mann in das Land einfielen, dieſes faſt ohne Widerſtand in Beſitz nehmen konnten, während der Herzog mit ſeinem Sohne nach Bayern entfloh. Auf ſeine Klage erließ zwar der römiſche König und die Reichsgerichte die dringendſten Inhibitorien an die Schmalkaldner, aber der Landgraf ließ ſich dadurch in der Belagerung von Wolfenbüttel, mit welcher ihn die an ihn geſandten Commiſſarien des Reiches beſchäftigt fanden, nicht ſtören. Die Verbündeten eroberten in vierzehn Tagen das Land, ließen es in ihrem Namen verwalten, und führten, wie in Würtemberg, die neue Lehre und den proteſtantiſchen Gottesdienſt ein. Zugleich erklärten ſie den Herzogen von Bayern, die ſich für ihren vertriebenen Bundesgenoſſen verwendeten, daß ſie es dieſem nie, wohl aber ſeinen Söhnen gegen Erle-

gung einer Million, die sie angeblich für Kriegskosten verwendet, zurückgeben wollten. König Ferdinand aber, der damals schon dem später so allgemein befolgten Systeme der Anerkennung nicht des bessern Rechts, sondern der „vollendeten Thatsachen" huldigte, ertheilte alsbald den Häuptern des schmalkaldischen Bundes einen Sicherheitsbrief des Inhalts: daß gegen sie und ihre Einungsverwandten vor gütlicher oder rechtlicher Erörterung der Sache nichts vorgenommen werden solle. Zwar erließ das Reichskammergericht ein nochmaliges Mandat: den Herzog Heinrich, bei Strafe der Acht, wieder einzusetzen; aber dieser Befehl hatte keine andere Folge, als daß zuerst der Landgraf, dann auf einem Convente zu Schweinfurt der ganze Bund dem Kammergerichte, nunmehr ohne alle Einschränkung, den Gehorsam aufkündigte. — Unter den Gründen dieser Recusation wurde insbesondere aufgeführt, daß alle Personen jenes Gerichts ihnen zum höchsten zuwider, parteilich, sorglich, verdächtig, beschwerlich und neidlich, „weil sie insgesammt einer andern (nämlich der katholischen) Religion zugethan seien." — Da begreiflicherweise die Katholiken dieses Argument jedem etwa mit Außerkirchlichen besetzten Reichsgerichten zurückgeben konnten, so war hiermit die Möglichkeit: daß beide Religionstheile in einem Staatsverbande friedlich neben einander leben konnten, auch dem Princip nach aufgehoben.

Mit dem Gelingen des Zuges nach Braunschweig hatte die Macht des schmalkaldischen Bundes ihren höchsten Gipfel erreicht. Die katholische Einung war in dem einen seiner beiden obersten Hauptleute durch einen offenen Friedensbruch verletzt, ein katholischer Reichsfürst von den Neugläubigen eigenmächtig aus seinem Erbe vertrieben, ohne daß von Bestrafung des Frevels, oder selbst nur von Vertheidigung der katholischen Interessen gegen rohe Gewalt im Reiche die Rede war. Faktisch und moralisch war somit die „christliche Einung" aufgelöst. Auf der andern Seite bewirkten, wie K. A. Menzel richtig sagt, die Vortheile, welche die neue Kirchenverfassung

den weltlichen Obrigkeiten darbot, daß eine nach der andern es unternahm, ſich dieſelben anzueignen. In mehreren wichtigen Städten (Magdeburg, Hildesheim, Mainz u. ſ. w.), und manchen Territorien weltlicher Fürſten (wie Pfalz-Neuburg und Cleve) wurde um jene Zeit die „Reformation" von den Landesherren oder Magiſtraten durch polizeilichen Zwang eingeführt, der katholiſche Gottesdienſt der Altgläubigen bei Strafe verboten. Aber das Uebel griff auch in die geiſtlichen Länder hinüber. Bereits im Jahre 1541 hatte der Kurfürſt von Sachſen das ihm bequem gelegene, reichsunmittelbare Gebiet des Biſchofs von Naumburg in Beſitz genommen, und ohne Rückſicht auf die Wahl des katholiſchen Kapitels den damals gerade erledigten Stuhl mit einem lutheriſchen Prädicanten beſetzt, dem für ſeine Dienſte ein jährlicher Lohn von ſechshundert Gulden ward, während der Kurfürſt die reichen biſchöflichen Einkünfte ohne weiteres zu ſeiner Kammer zog. Magdeburg, Halle und Halberſtadt, die dem Kurfürſten Albrecht von Mainz gehörten, waren einem erbitterten Lutherthume verfallen; der Biſchof von Münſter, welcher der verderblichen deutſchen Praxis gemäß die Bisthümer Osnabrück und Minden in ſeiner Perſon cumulirt hatte, ſchickte ſich zum Abfall an, und ward nur durch die münſteriſchen Stände von dieſem zurückgehalten. Der Erzbiſchof von Cöln endlich hatte bereits ſeine Eide gebrochen, und war nur noch mit ſeinem Domkapitel und dem ſtreng gläubigen Magiſtrate von Cöln in einem Kampfe um die Durchführung oder Hemmung der vorgeblichen Reformation begriffen. Neuere Schriftſteller haben unter ſolchen Umſtänden die Frage aufgeworfen: warum die Schmalkaldner den günſtigen Augenblick nicht benutzt, und die Waffen in der Hand, dem Kaiſer und Reiche die Gewährung aller ihrer Forderungen abgedrungen haben? — Allein die Antwort liegt nahe: Einestheils hätten ſich die Verbündeten kaum über das, was ſie *nicht* wollten, geſchweige denn über eine poſitive Formulirung ihrer Wünſche verſtändigen können. Andererſeits mochte Philipp, der die katholiſche Sache kaum

noch von Bayern vertreten ſah, mit Gewißheit darauf rechnen, daß, wenn Karl V. ſein bisher politiſches Syſtem verfolgte, dem ſchmalkaldiſchen Bunde binnen wenigen Jahren, ohne Schwertſtreich, nothwendig die Alleinherrſchaft in Deutſchland zugefallen ſeyn werde. Wie gering der Landgraf die im Reiche noch vorhandene, katholiſche Geſinnung anſchlug, beweist eine zugleich vom platteſten Indifferentismus zeugende Aeußerung, die er um dieſelbe Zeit (1543) in einem Briefe an den Herzog Wilhelm von Bayern that: er (der Herzog) möge, nach den Worten des Demoſthenes an die Athener, „zuſehen, daß er nicht, indem er den Himmel bewahre, die Erde verliere.“ Zugleich legte er den (freilich chimäriſchen) Plan, den Kaiſer ſelbſt in eine Unternehmung gegen den Papſt zu verflechten, wodurch ſich jener, ohne weitere große Bemühung der Schmalkaldner, ſeinen eigenen Untergang bereitet hätte *).

Wenn etwa die damalige katholiſche Welt erwartet hätte, daß das Attentat gegen Braunſchweig das Syſtem des Kaiſers ändern, ihn aus ſeiner einmal gewählten Apathie herausbringen müſſe, ſo wäre dieß eine ſchwere Täuſchung geweſen. Der Kaiſer, noch dazu gedrängt durch die fortwährende, große, ihm von Türken und Franzoſen drohende Gefahr, ſetzte ſeine friedliche Conceſſions- und Vermittelungspolitik in Beziehung auf Deutſchland ruhig fort, und hielt, bis unmittelbar vor dem Ausbruche des ſchmalkaldiſchen Krieges, mit eiſerner Beharrlichkeit an ſeinem Syſteme feſt, trotz der ſchlagendſten Erfahrungen, die er in Betreff des Charakters der proteſtirenden Partei und der Führer täglich zu machen Gelegenheit hatte. — Daß dieſer Nachgiebigkeit keine Neigung für den Proteſtantismus zu Grunde lag, welcher damals und ſpäter auf manche

*) Dieſer Plan iſt dargelegt in einem höchſt leſenswerthen Schreiben des Landgrafen vom 30. November 1543 an den geheimen Rath des Herzogs Moritz von Sachſen, Georg von Carlowitz. Rommel Urkundenband S. 90, 91.

andere Glieder ſeines Hauſes ſo verderblichen Einfluß übte! — iſt ſchon früher erwähnt. Aus der Furcht vor der Macht der Schmalkaldner läßt ſich das Unbegreifliche im Verfahren des Kaiſers auch nicht erklären, da ſein ganzes Leben davon Zeugniß gibt, daß ein altritterlicher, jede Gefahr verachtender Sinn ihm, wenn es galt, keineswegs fremd war. Die äußern Verwickelungen hätte er, wie er es ſpäter wirklich that, mit leichter Mühe ſo lange beſeitigen können, bis er die rebelliſche Oppoſition im Reiche unſchädlich gemacht, ſich im eigenen Hauſe Ruhe verſchafft, und dadurch eben gegen Türken und Franzoſen freie Hand gewonnen hätte. — Daß er dieſen Weg nicht ging, iſt, wie geſagt, ein Räthſel, und das löſende Wort desſelben dürfte vielleicht allein in jener großen, mit faſt apathiſcher Leidenſchaftsloſigkeit gepaarten, geiſtigen Unbeweglichkeit des Kaiſers liegen, von welcher Papſt Paul III. zu ſagen pflegte: der Kaiſer müſſe immer erſt einige Stöße bekommen, ehe er handle; und der römiſche König Ferdinand: ſein Bruder ſei ſchwer auf den Eſel zu bringen, ſäße er aber darauf, noch ſchwerer herunter.

Kraft dieſer Eigenthümlichkeit im Charakter des Monarchen wurden die ſo oft geſcheiterten diplomatiſchen Verhandlungen in altgewohnter Weiſe, wie wenn inzwiſchen nichts vorgefallen wäre, mit unermüdlicher Geduld ruhig fortgeſetzt. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1543) bemühte ſich K. Ferdinand, dem ſeines Orts nur an der Türkenhülfe gelegen war, im Verein mit den Proteſtanten, wie wohl vergebens, durch den Reichstag die Beſtätigung der im Jahre 1541 ihnen ertheilten, damals geheim gehaltenen Declaration zu erwirken. Auch Karl V. ſelbſt, der in demſelben Jahre an der Spitze eines aus Spaniern und Italiänern beſtehenden Heeres nach Deutſchland kam, unterwarf zwar den mit Frankreich verbündeten Herzog von Cleve, ließ aber in ſeinem Verhalten gegen den ſchmalkaldiſchen Bund nicht die geringſte Veränderung blicken. — Ja, er behandelte, während er ſich in Italien gegen den Papſt mit kaum verhehltem Mißtrauen und ſichtbarer Kälte

benommen, und dadurch Veranlaſſung zur Aufſchiebung des Concils gegeben hatte, die deutſche Oppoſition faſt noch freundlicher, als früher. Hatte doch die Schweſter des Kaiſers, die Königin Marie, gleich nach der Eroberung von Wolfenbüttel den ſchon früher genannten diplomatiſchen Vertrauten, Cornelius Scepper, an den Landgrafen geſchickt, um ihn zur Stellung eines Hülfsheeres für den Kaiſer beim Kriege gegen Frankreich zu vermögen, was Philipp freilich mit dem Bemerken ablehnte, daß er ſich dadurch die Feindſchaft deutſcher Nation, und den Haß der Proteſtanten zuziehen würde *). Es war in denſelben Kreiſen ſogar die Rede davon, das Haupt der außerkirchlichen Faction zum oberſten Anführer in jenem Feldzuge zu ernennen. Darauf deutet (im Februar 1543) die Aeußerung Granvella's an die heſſiſchen Geſandten auf dem Reichstage zu Nürnberg: daß der Kaiſer jetzt geſonnen ſei, das Hauptkommando gegen Frankreich ſelbſt zu führen, und daß der Landgraf, dem ein untergeordneter Befehl nicht genehm ſeyn werde, „ſtatt deſſen Deutſchland unter des Kaiſers Autorität in Ordnung halten" möge; nach dem Ende des Krieges werde der Kaiſer mit ihm und deſſen Eidam, Moritz, die Religionsſache ſchlichten **). Daß dieſe Politik Karl's V. und ſeines Cabinets (wie ſelbſt K. A. Menzel annimmt) ein ſchlau berechnetes Spiel geweſen ſei, „durch eine Miſchung von Freundlichkeit und Feſtigkeit die ſchwankenden Gegner zu keinem Entſchluſſe kommen zu laſſen", ſcheint uns unter allen möglichen Verſuchen das allerdings räthſelhafte Benehmen des Kaiſers zu erklären der unglücklichſte. Wer bei dieſer Politik allein gewann, war der ſchmalkaldiſche Bund und die Glaubensneuerung; wer unausgeſetzt verlor und den Kürzern gezogen hatte, der Kaiſer und die katholiſche Sache. Hört man dagegen auf, hinter dieſem Syſteme eine tief berechnete Klugheit zu ſuchen, nimmt man daſſelbe einfach für das,

*) S. Rommel Bd. IV. S. 262.

**) S. Rommel Bd. IV. S. 262.

was es ist, für einen, aus der Eigenthümlichkeit des Monarchen fließenden, großen, politischen Fehler desselben, der durch gemeinen Verrath seiner bestochenen Räthe ausgebeutet ward, so ist das Problem vielleicht am genügendsten und einfachsten gelöst. — Gewiß ist wenigstens: wenn das Benehmen des Kaisers, die Interessen der Kirche Preis zu geben, bloß eine angenommene Rolle war, so spielte er diese so natürlich, daß er die Katholiken mehr noch, als die Protestanten täuschte, und ihnen Klagen abnöthigte, die nur allzu ernstlich gemeint waren.

Das anschaulichste Bild der damaligen Lage der Dinge und des theils vom Kaiser gewählten, theils ihm abgelisteten, politischen Systems liefert die Geschichte des, im Februar 1544 begonnenen Reichstags zu Speyer. Hätte der Monarch schon, als er nach Deutschland zurückkehrte, den Gesandten des schmalkaldischen Bundes die mündliche Zusicherung ertheilt, daß er sich die Sache des vertriebenen Herzogs von Braunschweig nicht sehr zu Herzen nehme*), so versicherten jetzt Granvella und Naves den Landgrafen (welchen der Kaiser in einer vertrauten Unterredung vor Anfang des Reichstages vergebens zu gewinnen gesucht hatte): daß sie mit ihm ganz einverstanden seien, daß auf Herzog Heinrich allein alle Schuld falle, und daß der Kaiser bei Allem, was dieser unternommen, unbetheiligt sei. — Auch den sächsischen Gesandten, welche über die Hartnäckigkeit der katholischen Bischöfe klagten, pflichteten die genannten Diplomaten vom ganzen Herzen bei. — Auch sie bedauerten, wie der Kaiser von der Geistlichkeit mit Beschwerden überlaufen werde, und meinten: „das beste sei, eine Concordie zu machen, es möge dem Papste lieb oder leid seyn."

*) Es ist bezeichnend für die Politik Karl's V., daß die schriftliche Ausfertigung dieses Bescheides den Gesandten wieder abgefordert, und daß ihnen, mit Berufung auf einen Irrthum in der Uebersetzung aus dem Französischen, eine andere zugestellt wurde, in welcher diese ganze Stelle fehlte.

Auch ſie waren der Meinung, die Luther ſo oft geäußert hatte: daß der Papſt mit dem Concil nur Spiegelfechterei treibe, und verſicherten wiederholentlich: daß um der Religion willen Niemand etwas vom Kaiſer zu fürchten habe.

Allein alle dieſe Unterhandlungskünſte verfehlten ihr Ziel. Die Proteſtirenden verweigerten hartnäckig die Reichshülfe gegen die Türken und gegen Frankreich, und machten jedes Zugeſtändniß auf dieſem Felde von der Bewilligung ihrer Forderungen in der Religionsſache abhängig, welche wiederum bei den katholiſchen Ständen auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtieß. So mußten begreiflicherweiſe die Verhandlungen ſtill ſtehen. Und dennoch erklärte der Landgraf, der nebſt ſeinen Bundesgenoſſen allein die Schuld dieſer unheilvollen Zögerung trug, dem Kaiſer barſch und trotzig in einer Unterredung (am 10. Mai): daß er, nunmehr ſeit einem Vierteljahre vergebens in Speyer, abreiſen werde, weil dringende Geſchäfte in ſeinem eigenen Lande ſeine Gegenwart erheiſchten. — Wirklich verließ er, ſo wie der Kurfürſt von Sachſen, unverrichteter Weiſe den Reichstag, und der Kaiſer konnte ihre zurückbleibenden Räthe nur durch ernſte, faſt zur Drohung ſich ermannende Vorſtellungen zur Annahme eines Reichsſchluſſes vermögen. In dieſem hatte der Kaiſer freilich die Kriegserklärung gegen Frankreich durchgeſetzt, aber nur gegen Zugeſtändniſſe in der Religionsfrage, welche hart an ein völliges Aufgeben des katholiſchen Standpunktes ſtreiften. Sehr deutlich blickt aus dieſen Einräumungen bereits der Gedanke eines, aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit anzuordnenden, auf Conceſſionen beider Theile beruhenden Mittelzuſtandes zwiſchen der alten Kirche und ihren Gegnern durch, der ſpäter im Interim (dem Vorläufer des Febronianismus und Joſephinismus) noch klarer zu Tage tritt, und den thatſächlichen Commentar zu den oben berichteten Aeußerungen von Granvella und Naves liefert. — Im nächſten Herbſt oder Winter, — dieß war das endliche Ergebniß des Reichsſchluſſes, ſollte ein neuer Reichstag gehalten, und inzwiſchen durch gelehrte, gute, ehr- und friedliebende

Perſonen eine chriſtliche Reformation entworfen werden. Hierzu will der Kaiſer auch gleicher Geſtalt die Stände aller Theile auffordern, um dann auf chriſtliche, freundliche Vergleichung handeln zu laſſen, „wie es in den ſtreitigen Artikeln der Religion bis zur wirklichen Erlangung eines General-Concilii im heil. Reich deutſcher Nation gehalten werden ſolle.“ In Betreff dieſes Conciliums ſelbſt kömmt in demſelben Abſchiede die bedenkliche Aeußerung vor: „daß der Zwieſpalt der Religion anders nicht, denn durch chriſtliche und freundliche Vergleichung eines gemeinen, freien, chriſtlichen Concilii, Nationalverſammlung oder Reichstages“ beigelegt werden ſolle. Wiederum lag hierin ſtillſchweigend der bereits in frühern Beſchlüſſen leiſe angedeutete Satz: daß auch der Reichstag Fragen ſchlichten könne, und falls die Kirche den gehegten Erwartungen nicht entſpreche, ſchlichten ſolle, welche den Glauben und die Sacramente betreffen. Des Papſtes und ſeiner Zuſtimmung wird bei der ganzen Anordnung nicht gedacht, dagegen in Hinſicht der Beiſitzer des Kammergerichtes eine Conceſſion gemacht, in der, die damalige Lage der Dinge vorausgeſetzt, die unerhörteſte Rechtsverletzung für die katholiſchen Stände lag. — Hatten nämlich die Proteſtirenden ſich dagegen aufgelehnt, daß die Reichsgerichte mit Perſonen beſetzt ſeien, welche ſie (die noch keineswegs geſetzlich anerkannten Anhänger der Neuerung) nicht als Richter anerkennen könnten, weil dieſelben ihrem Glauben feind ſeien, ſo bewilligte jetzt der Reichsſchluß: daß von den dazu berechtigten Ständen neue Beiſitzer, „ohne Rückſicht auf deren Religion“ präſentirt werden, und dieſe entweder nach altem Brauch zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und dem Evangelium ſchwören ſollten; — eine Einrichtung, die nicht nur die ſtillſchweigende Anerkennung der neuen Religionspartei in ſich ſchloß, ſondern auch, wenn der bisherige Weg der Conceſſionen gegen die immer ſteigenden Forderungen der Proteſtirenden von Seiten des Reichsoberhauptes weiter verfolgt wurde, in nicht langer Friſt alle Stellen der

Beiſitzer am Kammergerichte in die Hände der Neugläubigen bringen mußte.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß von katholiſcher Seite gegen dieſe offenbare Verletzung der herrſchenden Religion und ihrer Bekenner laute Klage erhoben wurde. — Der Papſt erklärte in zwei, vom 24. Auguſt 1544 datirten Schreiben an den Kaiſer, die bald allgemein bekannt wurden, daß er die Einmiſchung in die Rechte der Kirche, kraft welcher nicht nur Laien, ſondern offenbar Irrgläubige über geiſtliche Dinge richten, für einen unerhörten Frevel erkenne, und forderte den Kaiſer in den ernſteſten Ausdrücken auf: ſeiner Pflichten gegen Gott und die Kirche beſſer eingedenk zu ſeyn. Auch in einer von Cochläus verfaßten Beſchwerdeſchrift der deutſchen Katholiken wurde mit großem Rechte hervorgehoben: daß, wenn der herzuſtellende, interimiſtiſche Zuſtand bis zu einem völligen Vergleiche mit den Proteſtanten dauern ſolle, ſo ſei derſelbe, da ſich dieſer kaum jemals hoffen laſſe, der Sache nach für alle Zeiten feſtgeſtellt. — Ob eine ſolche, vom Papſte getrennte, dem Kaiſer allein unterworfene Kirche nicht etwa der im Hintergrunde liegende, geheime Zweck wenigſtens der Räthe Karl's V. geweſen, möge hier dahingeſtellt bleiben, und die Beantwortung der weitern Frage: ob die Realiſirung ſolcher Entwürfe nicht in wenigen Menſchenaltern in Deutſchland zu ähnlichen Zuſtänden geführt hätte, als wie ſie heute in Rußland beſtehen? liegt nicht in unſerm Plane. — Glücklicherweiſe war aber den Proteſtanten, welche ſich keineswegs deßhalb vom Papſte losgeſagt hatten, daß ſich der Kaiſer in deſſen Stelle ſetzen ſollte, — der Gedanke einer ſolchen kaiſerlichen und Reichskirche eben ſo unerträglich, wie er mit der deutſchen „Libertät" ſchlechthin unvereinbar geweſen wäre. Die Proteſtirenden beklagten ſich daher, zum Theil durch einen richtigen Inſtinct, zum Theil durch den auch ſie belebenden Geiſt jeder ſyſtematiſchen Oppoſition geleitet, eben ſo bitter über den Speirer Reichsſchluß, wie die Katholiken, obgleich er der Sa-

che nach lediglich zu ihren Gunſten und zum augenſcheinlichen Nachtheil der alten Kirche verfügte.

Trotz dieſes Widerſpruches, dem er von allen Seiten begegnete, ſetzte Karl V. ſeinen einmal eingeſchlagenen Weg beharrlich fort. Der Friede von Creſpy (18. September 1544) ſchloß einen kurzen und glücklichen Feldzug gegen Frankreich, und verſchaffte dem Kaiſer vollkommen freie Hand gegen die kirchlich-politiſche Oppoſition im Reiche. Allein es lag nicht in ſeinem Syſteme, ſich dieſer günſtigen Stellung zu bedienen, die auch dieſesmal wie ein lähmender Zauberſchlag auf die Proteſtirenden wirkte. Leider war ihre Angſt völlig überflüſſig. Die Reformationsvorſchläge, welche laut des Speirer Reichsſchluſſes gemacht werden ſollten, konnten von den außerkirchlichen Theologen ruhig ausgearbeitet werden. Bucer, der dieſes Mal die proteſtantiſche Ultrapartei vertrat, verlangte nicht weniger, als daß die lehrende katholiſche Kirche ſammt und ſonders in Anklageſtand verſetzt, das katholiſche Deutſchland durch eine, vom Kaiſer und Reich zu bewirkende Reformation im Weſentlichen demſelben Zuſtande entgegengeführt werde, den der Erzbiſchof Hermann von Cöln und der Biſchof von Münſter bereits in ihren Diöceſen zu verwirklichen begonnen hatten. — Allein dieſer Vorſchlag fand ſelbſt bei den Neugläubigen keinen Beifall. Dieſe fühlten ſich von einem andern, mit großer Schlauheit abgefaßten Entwurfe Melanchthon's, der bei weitem leiſer auftrat, viel mehr angezogen. In einem vermittelnden, ſcheinbar gemäßigten Tone erklärte jener Diplomat der neuen Kirche in dieſer „wittenbergiſchen Reformation" (ſo war der Aufſatz betitelt): daß man den gegenwärtigen Biſchöfen als Kirchenprälaten Unterthan ſeyn wolle, öffnet aber zugleich der Irrlehre durch die Anforderung die Thür: daß jene die rechte Lehre (natürlich die lutheriſche) und den chriſtlichen (d. h. proteſtantiſchen) Brauch der Sacramente pflanzen ſollten. — Landgraf Philipp, der im Ganzen dieſem Gutachten beitrat, fügte dazu nur noch mehrere, von ſeinem Standpunkte des Indifferentismus und territoriali-

ſtiſchen Abſolutismus aus erhobene Bedenken. Er tadelte den Artikel von der Nothwendigkeit der Kindertaufe zur Seligkeit, und verwarf es, daß man den Biſchöfen die Ordination der Geiſtlichen und die Jurisdiction in Eheſachen überlaſſen wolle. In Folge deſſen behielt er der weltlichen Obrigkeit (d. h. nicht dem Kaiſer, ſondern dem Landesfürſten) das Recht vor, einzuſchreiten, „wenn die Biſchöfe die Ordination nicht nach dem rechten Verſtand des Evangeliums vornähmen, und wiederum Menſchenlehre directe oder indirecte einführen wollten.“ — Zu welchem ſchauerlichen Zerrbilde die Kirche in Deuſchland verunſtaltet worden wäre, hätte ſie von einem Mittelpunkte aus durch dieſe Menſchen und in dieſem Geiſte „reformirt“ werden dürfen, dieß bedarf keiner Bemerkung. Einem Zuſtande, wie er dann hätte eintreten müſſen, gegenüber, war die Spaltung in ein katholiſches und ein proteſtantiſches Deutſchland immer noch das bei weitem geringere Uebel, ja eine wahre Gunſt der Vorſehung.

Während unter den Außerkirchlichen über dieſe Reformationsentwürfe berathen, und auch von dem (katholiſchen) Biſchofe von Hildesheim im Namen der, der alten Kirche angehörigen Stände ein ſolcher ausgearbeitet ward, Philipp von Heſſen aber die alten Verſuche einer Ausſöhnung ſeiner Partei mit den ſchweizeriſchen Irrlehrern auch dieſes Mal vergebens erneuerte, ſchrieb der Papſt die Eröffnung des Conciliums zu Trient auf den 13. März 1545 aus. Dieſer Schritt änderte mit einem Schlage die Lage der Dinge. Dem Kaiſer war dadurch die ſchwierige Wahl auferlegt: entweder daſſelbe Mittel zur Schlichtung des Streites, welches er ſo oft und ſo dringend von Rom begehrt hatte, jetzt wo es ihm geboten ward, abzulehnen, oder die Proteſtanten anzuhalten, daß ſie ſich dieſem Richterſpruche unterwürfen, auf den ſie ſelbſt ſich berufen hatten. — Dieſes mißliche, der neuen Lehre verderbliche Dilemma wurde auf der Seite der Oppoſition, wo man hartnäckig an dem Gedanken feſtgehalten hatte, der Papſt ſelbſt wolle das Concilium nicht, nur all zu wohl gefühlt. Bei Luther of-

fenbarte sich die Verlegenheit, seiner Gemüthsart nach, in einem maaßlosen Zorne, als dessen Frucht die heftigste seiner Schmähschriften: „das Papstthum vom Teufel gestiftet", erschien. Daß diese Eruption eines an Wahnsinn gränzenden Hasses kein Anzeichen einer nahen Verständigung sei, mußte jedem Unbefangenen klar werden. Nur die Politik des kaiserlichen Hofes ließ sich dadurch noch nicht irre machen. Während selbst die sächsischen Gesandten nach Hause berichteten: daß Luther sich selbst durch diese Schrift größern Schaden thue, als er von seinen Gegnern zu befahren habe, meinte der römische König Ferdinand, nachdem er das Buch gelesen: „wenn nur die bösen Worte heraus wären, so hätte der Luther so übel nicht geschrieben."

Trotz dieser, der Kirche nichts weniger als günstigen Stimmung in der nächsten Umgebung Karl's V., nöthigte der Drang der Umstände dem kaiserlichen Cabinet auf dem Reichstage zu Worms, den der römische König am 24. Mai 1545 eröffnete, die Erklärung ab: „daß, weil das Concil nächstens eröffnet werden solle, so erachte es der Kaiser für besser, diese Angelegenheit liegen zu lassen, und den Fortgang des Concils abzuwarten." Allein hierzu waren wieder die Protestanten, deren Bundeshäupter gar nicht einmal in Person erschienen waren, schlechterdings nicht zu bewegen. Hatten sie einmal den Reichsschluß von Speier vom Jahre 1544 erhalten, so wollten sie diesen Vortheil um keinen Preis aufgeben. Der Kurfürst von Sachsen war nicht einmal auf die besondere Einladung des Kaisers, die dieser durch einen eigenen Gesandten an ihn gelangen ließ, zur Reise nach Worms zu bewegen. Vergebens ließ ihm Karl V. sagen: „Er solle gewiß glauben, daß der Kaiser dem Papste nicht gestatten werde, auf dem Concil den Richter zu machen; fernere Weigerung aber werde er übel nehmen" *). Johann Friedrich blieb unbeweglich. Der Kaiser gerieth hierdurch selbst in die peinlichste Verlegenheit, aus der er sich nur

*) K. A. Menzel Bd. II, S. 357.

durch wenig ehrenvolle Mittelwege ziehen konnte. Fortwährend wollte er es weder mit den Proteſtanten verderben, noch auch offen mit dem heil. Stuhle brechen, weil ein ſolcher Schritt, aller andern Gründe zu geſchweigen, der glänzendſte Sieg für Frankreich geweſen wäre. Er wünſchte ſehnlichſt, den Krieg mit der kirchlichen Oppoſition zu vermeiden, und konnte doch nicht, wohin ſeine innerſte Neigung ging, die diplomatiſchen Verhandlungen fortſetzen, weil ſich die Gegner ſelbſt nicht mehr dazu herbeilaſſen wollten. Daher ſein überaus zweideutiges Benehmen gegen den päpſtlichen Legaten, Alexander Farneſe, der den Kaiſer im Namen des Oberhauptes der Kirche um kräftige Förderung des Conciliums bat, welches aus Mangel an Abgeordneten nicht eröffnet werden konnte. Der kaiſerliche Schutzherr der Kirche wies jede Zumuthung ſolcher Art weit von ſich, da durch Förderung des Conciliums von ſeiner Seite die Proteſtanten zum Kriege gereizt werden könnten, in welchem Falle nicht nur Unterdrückung der Katholiken in Deutſchland, ſondern ſelbſt ein Einfall der Sectirer in Italien zu beſorgen ſei. Da er ſelbſt von Hülfsmitteln zur Führung eines Religionskrieges völlig entblößt ſei, möge ſich der Papſt erklären: ob und mit welchen Kräften er die Laſt eines ſolchen auf ſich nehmen wolle? Wurde die Geſinnung des Kaiſers durch dergleichen Erklärungen dem heiligen Stuhle mit Recht im hohen Grade verdächtig, ſo beantworteten auf der andern Seite die ſächſiſchen Geſandten ſeine diplomatiſchen Bemühungen: die Anerkennung des Conciliums von Seiten der Proteſtirenden zu erwirken dadurch: daß ſie Luthers Schmähſchrift „über die Concilien“ am Reichstage vertheilen ließen.

Das Reſultat dieſes endloſen Hin- und Herzerrens, einer nothwendigen Folge der ſchiefen Stellung, in die den Kaiſer ſeine Staatskunſt gebracht hatte, war für dieſes Mal wiederum kein anderes, als daß man noch einmal auf den ſo oft betretenen, und eben ſo oft wieder verlaſſenen Weg der kirchlich-politiſchen Vergleichsverhandlungen zurückkehrte. Als Granvella von dem Vorhandenſeyn des Wittenberger Reformations-

Entwurfes hörte, forderte er dringend deſſen Mittheilung. — Der ſächſiſche Vicekanzler ſtellte ihm denſelben zu, ließ jedoch, aus unzeitiger Klugheit, in der Abſchrift die auf Wiederherſtellung der biſchöflichen Gewalt bezüglichen Stellen weg. — Freilich hätte auch dieſe ſcheinbare Conceſſion zu keiner Ausgleichung führen können, da ſie, wie oben bemerkt, an die Bedingung des Aufgebens der katholiſchen Lehre von Seiten der Biſchöfe geknüpft war; — allein ſie wäre ſelbſt in dieſer Geſtalt vielleicht ein mächtiger Köder für die Friedensliebe des Kaiſers geweſen. Wie deſſen Diener dachten, zeigte ſich auch dieſes Mal wieder aus einer Aeußerung, die der Vicekanzler Naves, hocherfreut, daß das Spiel der Diplomatie wieder beginnen ſolle, an den ſächſiſchen Geſandten that. „Er wolle ſchon dafür ſorgen, daß der Kaiſer ſich aus dieſem Aufſatze eines Beſſern belehre, als er täglich von den Pfaffen höre. Mit dem Papſte, der ihm zu viel böſe Stücke erwieſen, ſtehe der Kaiſer nicht beſonders.“

So waren wenigſtens die Verhandlungen wieder in Gang gebracht. Als hierzu noch die Vermittelung des Pfalzgrafen Friedrich kam, dem der Kaiſer, im Geiſte ſeiner Politik, die weitere Unterhandlung aus dem Grunde übertragen hatte, weil er kürzlich Proteſtant geworden, und den neuen Glauben ſeinem Lande aufgenöthigt hatte, hierdurch alſo nothwendig das Vertrauen der Gegenkirchlichen gewonnen haben mußte, — ſo gelangte man in Folge dieſer Anordnung zu einem Reſultate, welche des angewandten Mittels vollkommen würdig war. Es ward, ohne daß des tridentiniſchen Concils Erwähnung geſchehen wäre, aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit ein neuer Reichstag nach Regensburg zur Verhandlung über die Religionsfrage ausgeſchrieben, und der Friedensſtand zwiſchen beiden Theilen bis zur gänzlichen Vereinigung verlängert. Dieſem Reichstage ſollte jedoch ein abermaliges Religionsgeſpräch vorhergehen, wozu der Kaiſer und die Stände Augsburgiſcher Confeſſion eine gleiche Zahl von Colloquenten zu ernennen hätten. Der Zweck deſſelben war ein Vergleich über die ſtreitigen Punkte

der Religion, wobei die Abgeordneten beider Theile auf eine wahre, chriſtliche Union und Reformation der Kirche ſehen, und ſich darin durch nichts irren noch verhindern laſſen ſollten. — Die durch alle frühern Vorgänge ähnlicher Art ſattſam erprobte Unmöglichkeit, auf dieſem Wege zu einem gedeihlichen Ziele zu gelangen, wurde eben ſo wenig in Anſchlag gebracht, wie der Widerſpruch, der darin lag: daß man Unterhändler im Namen der katholiſchen Kirche ſprechen ließ, die von dieſer keine Vollmacht empfangen hatten, und dieſen Abgeordnete des Proteſtantismus gegenüberſtellte, deſſen verſchiedene Fractionen ſchon damals nur im Haſſe gegen die rechtmäßige Autorität in der Kirche einen Vereinigungspunkt und ein gemeinſchaftliches Intereſſe fanden.

Die erwähnten Schritte würden ohne Zweifel Karl V., dem Papſte gegenüber, in eine Stellung geſetzt haben, die er weder wünſchen, noch gleichgültig hinnehmen konnte, — wenn er nicht zeitig Sorge getragen hätte, ſich nach dieſer Seite hin ſicher zu ſtellen. Zudem ſcheint auf dieſem Reichstage endlich doch der Gedanke beim Kaiſer zum Durchbruche gekommen zu ſeyn, daß, aller Verhandlungen ungeachtet, aus dem Labyrinthe, in welches ihn ſeine Staatskunſt geführt, am Ende doch nur der König einen Ausweg werde bahnen können. So wurde alſo zunächſt der päpſtliche Legat begütigt, und mit der Verſicherung nach Rom entlaſſen, daß der Kaiſer ſich, ſeines Zögerns ungeachtet, des katholiſchen Bundes annehmen wolle. Bald darauf ward wirklich mit dem Papſte verabredet, welche Hülfe dieſer leiſten ſolle, falls der Krieg mit den Proteſtanten unvermeidlich würde. Gleichzeitig ward ein Geſandter nach Conſtantinopel geſchickt, um zwiſchen dem Sultan und dem Könige Ferdinand einen Waffenſtillſtand zu Stande bringen zu helfen, ohne welchen an Herſtellung der Ordnung in eignem Hauſe nicht zu denken war. — Kann gleich aus dieſen vorläufigen Maaßregeln noch keineswegs ein feſter Entſchluß des Kaiſers gefolgert worden, ſo deuteten dieſelben doch auf einen

großen Fortschritt, welchen der Monarch in der Würdigung seiner eigenen Lage und der des Reiches gemacht hatte.

Ehe noch das nach Regensburg anberaumte Religionsgespräch zu Stande kam, ereignete sich ein Fall, der auf's Neue zeigte, wie unmöglich ein dauernder Friedensstand in Deutschland bei solcher Spannung der Reichsgenossen sei. Die Schmalkaldner hatten bereits auf dem Reichstage zu Speier dem von ihnen vertriebenen Herzog Heinrich Sitz und Stimme unter den Reichsfürsten versagt wissen wollen, worüber es in des Kaisers Gegenwart zwischen beiden Theilen zu den heftigsten Auftritten gekommen war, Karl V. sich jedoch, seinem Systeme treu, der Entscheidung enthalten hatte. Erst auf dem Reichstage zu Worms hatte er eine Kapitulation zu Stande gebracht, wodurch das vom schmalkaldischen Bunde eroberte braunschweigische Land in kaiserlichen Sequester genommen, dem Herzog Heinrich aber bei Strafe des Landfriedensbruches Ruhe bis zum definitiven Austrage der Sache geboten ward. Dieser meinte jedoch, im Gefühl des ihm widerfahrenen Unrechts, daß es ihm nicht minder, wie seinen Gegnern, frei stehe, sich, selbst wider das Gebot der Reichsregierung, durch eigene Gewalt zu seinem wahren oder vermeintlichen Rechte zu helfen. Mit einer Geldsumme, welche er sich von Frankreich für einen andern Zweck zu verschaffen gewußt, warb er 8000 Landsknechte und 1500 Reiter, fiel (im September 1545) in sein Land, belagerte Wolfenbüttel, und erließ drohende Schreiben an die norddeutschen Hansestädte, mit der Aufforderung, sich vom schmalkaldischen Bunde loszusagen und den Schaden zu vergüten, den dieser ihm zugefügt hatte. Allein das Unternehmen mißglückte völlig. Die vereinigte Macht des Landgrafen und des Churfürsten von Sachsen fiel über ihn her, umzingelte ihn nach einem vierzehntägigen Feldzuge, und zwang ihn zur Ergebung. Sein Heer ward zerstreut, er selbst als Gefangener nach Ziegenhain geführt, wo er in strenger Haft seinen unbesonnenen Plan und sein widriges Kriegsglück büßte. Die Sieger aber hatten, uneingedenk ihrer eigenen, viel weni-

ger entſchuldbaren Unternehmungen, die Stirn: wegen Landfriedensbruches, ſeine Achtserklärung vom Kaiſer zu verlangen. Dießmal willfahrte dieſer ihnen jedoch nicht, ſondern forderte vielmehr den Landgrafen auf, ſeinen Gefangenen fürſtlich zu halten, und befahl ihm, ſeine Truppen zu entlaſſen.

Auf den Gang der großen Verhältniſſe im Reiche hatte dieſer Zwiſchenvorfall keinen Einfluß. Das Religionsgeſpräch zu Regensburg (Jänner bis März 1546) begann, aber unter den trübſten Ausſichten. Nur mit Mühe hatte der Kaiſer katholiſche Collocutoren gefunden. Mehrere Biſchöfe hatten die Aufforderung: ihre Theologen nach Regensburg zu ſchicken, mit der Entſchuldigung abgelehnt: daß ſie die Theilnahme an dieſem Acte beim Papſt nicht verantworten zu können glaubten. Auf der andern Seite war die Abneigung der eifrigen Lutheraner gegen ſolche Vergleichshandlungen („weil Chriſtus gebiete, das Heiligthum nicht vor die Hunde zu werfen") faſt noch größer, als bei den Katholiken. So konnte es nicht fehlen, daß das Religionsgeſpräch bald in ein bitteres und gehäſſiges Gezänk auslief. — Vergebens erließ der Kaiſer eine Inſtruction über die zu beobachtende Form der Verhandlungen. Die Geſandten der Proteſtirenden ergriffen begierig dieſe Gelegenheit, zu erklären: daß es wider ihr Gewiſſen ſei, der kaiſerlichen Weiſung nachzuleben, und verließen, von ihren Committenten abberufen, eilfertig Regensburg. Der Landgraf hatte ſeinen Theologen befohlen: den Schein zu wählen, als ob ſie dieß aus eigner Macht und Bewegung thäten, der Kurfürſt die ſeinigen barſch und trotzig abberufen.

Mit dem unglücklichen Ausgange dieſes Religionsgeſpräches war der zu Speier entworfene Plan des Kaiſers ſeinem Hauptzwecke nach geſcheitert. Zugleich war die Autorität des am 13. December 1545 wirklich eröffneten Conciliums nach einem, auf ihrer letzten Bundesverſammlung zu Frankfurt gefaßten Beſchluſſe der Schmalkaldner, nochmals in zwei Staatsſchriften recuſirt. Jetzt war nur noch das letzte Glied in der Kette jener verſöhnenden Maßregeln zurück, — der nach

Regensburg ausgeſchriebene Reichstag, und auf dieſen ſetzte der Kaiſer ſeine letzte Hoffnung. Schon auf der Reiſe nach Regensburg ließ er den Landgrafen Philipp zu ſich nach Speier entbieten, und ſparte, als dieſer am 28. März 1546 dort eintraf, keine Bitten und Vorſtellungen ihn zur Annahme des Conciliums zu bewegen. Seine Abſicht ſei, ſo erklärt er, „daß Papſt und Biſchöfe ſich dort reformiren ſollten; er ſei aber nicht der Meinung: daß durch das dort Beſchloſſene die Proteſtanten ſollten übereilt, oder deßhalb etwas gegen ſie angefangen werden.“ Granvella ſetzte auf eine, für die im kaiſerlichen Cabinet herrſchende diplomatiſche Anſicht von der Religionsfrage noch bezeichnendere Weiſe hinzu: daß mit den Theologen der Gegner nichts auszurichten ſei, weil dieſelben ſeltſame, unter ſich uneinige Leute waren, und lange Dinge ſchreiben, „daher man vielmehr Kurfürſten, Fürſten und andere Perſonen dazu nehmen und Mittelartikel machen wolle.“ Gegen dieſe gemein-politiſche Auffaſſung der kirchlichen Intereſſen war dann freilich der im Herzen eben ſo indifferente Landgraf in ſeinem Rechte, wenn er erwiderte: „dieß wäre wohl gut, wenn man es treffen könnte, daß es dem göttlichen Wort gemäß ſei, aber wenn es ohne die Prediger geſchähe, würden die Theologen ſagen, es wäre wider Gott, dawider ſchreiben, und den Handel böſer machen denn zuvor.“ Er ſeinerſeits drang jetzt mit großer Schlauheit auf ein Nationalconcilium, welches, dem ökumeniſchen gegenüber, Deutſchland von der Sache der allgemeinen Kirche getrennt hätte, und vergaß ſich ſogar, ſeiner eignen Handlungen und der geſammten bisherigen Geſchichte des Proteſtantismus völlig uneingedenk, bis zu der ſchamloſen Behauptung: bei ihnen (den Neugläubigen) „würde Niemand zu ihrer Lehre gezwungen, wegen abweichender Neigung getödtet, oder ſeiner Güter beraubt.“ — Als der Kaiſer in Hinſicht des Conciliums, ohne mit dem Papſte zu brechen, nicht nachgeben konnte, beſchränkte er ſich darauf, zu bitten: daß Philipp und ſeine Bundesverwandten doch wenigſtens den Reichstag beſuchen möchten.

Allein auch dieſen Antrag wies der Landgraf, unter leeren Ausflüchten, von der Hand: Er habe kein Geld, den deßfallſigen Aufwand zu beſtreiten, müſſe zu Hauſe bleiben, um die Anhänger des Herzogs Heinrich zu bewachen, und habe einen Streit unter ſeinen ſächſiſchen Vettern zu vertragen. Als der Kaiſer ihm die Richtigkeit aller dieſer Winkelzüge nachwies, berief er ſich auf ſein Gewiſſen und die Sorge für ſein ewiges Heil, die ihm den Beſuch des Reichstags nicht erlaube.

In der That ſchickten die Schmalkaldner bloß Geſandte nach Regensburg; auch waren dort überhaupt nur ſieben weltliche Fürſten und einige Biſchöfe erſchienen. Niemand erwartete mehr etwas von dieſen Verhandlungen, und der Gang derſelben ließ ſich leicht vorausſehen. — Der Kaiſer beantragte Wiederherſtellung des Reichskammergerichtes und Türkenhülfe, da im October der Waffenſtillſtand mit dem Sultan zu Ende gehe. — Die katholiſchen Stände forderten Verweiſung der Religionsſache an das Concilium, deſſen Beſchlüſſen die Proteſtanten ſich zu unterwerfen angehalten werden müßten. — Die Proteſtanten dagegen verwarfen nochmals die Autorität der Verſammlung zu Trient, und verſicherten: daß die Hölle die Augsburgiſche Confeſſion nicht überwältigen werde.

Es iſt ein nicht unerheblicher Zug im Charakterbilde des Kaiſers: daß Augenzeugen bei dieſen Worten der proteſtantiſchen Redner nichts als ein Lächeln in ſeinem Geſichte bemerkt haben wollen. — Dieß Zeichen allein verrieth die innere Bewegung ſeines Gemüthes; und dennoch war dieß der Moment, wo das Maaß ſeiner lang gemißbrauchten Geduld zu Ende ging, und ein großer Entſchluß unwiderruflich in ſeiner Seele keimte. — Es iſt die Frage: wie lange die Oppoſition durch Unterhandlungen den bisherigen Stand der Dinge noch hätte hinhalten können, wenn ſie es darauf angelegt hätte. Auch war es vielleicht weniger die ſittliche Entrüſtung über den heuchleriſchen Trug der Partei, als die Verlegenheit, in welche der Monarch, durch die Recuſation des Conciliums gegenüber dem Papſt und dem katholiſchen Europa, gerieth, und die

Verhöhnung seiner Autorität und Person, die in dem Wegbleiben der Schmalkaldner vom Reichstage lag, welche den Kaiser zum Aeußersten trieb. — Dieß stillschweigende Ablehnen der weitern Unterhandlungen brachte die große Frage zur Entscheidung. Das Uhrwerk einer verfehlten und verderblichen Diplomatie war endlich abgelaufen. Der Krieg war entschieden.

Auf diesem Wendepunkte ist es nöthig, das Bild des bisher geschilderten Zeitraumes noch durch einige Züge zu vervollständigen. — Das von Karl V. befolgte System hatte seine Wirkung auch auf die katholischen Stände geäußert. War Herzog Heinrich von Braunschweig unter schweigender Genehmigung des Kaisers durch offene Gewalt für den Zweck der Schmalkaldner unschädlich gemacht, so konnte es den Herzogen von Bayern nicht verdacht werden, wenn sie sich ruhig verhielten, ja sogar in leidliche Beziehungen zu den Genossen des protestantischen Bundes traten. — Die Gesinnung der bayerischen Herzoge selbst war auch in dieser Hinsicht über allen Zweifel erhaben. Dieß galt jedoch nicht von ihrem Kanzler, Leonhard von Eck, dessen Aeußerungen nicht selten an die Staatskunst des Erzbischofs von Lund und Granvella's erinnern, und zuweilen von arger Zweideutigkeit nicht freigesprochen werden können. Als auf dem Reichstage zu Nürnberg (1543) die den Schmalkaldnern früher ertheilte, geheime Declaration Gesetzeskraft erhalten sollte, hatte der Kanzler ausgerufen: „es sei besser, daß die ganze Welt untergehe und unter das türkische Joch falle, als daß die katholischen Stände diese Declaration annähmen." — Später, als nach dem Frieden von Crespy der Landgraf von Hessen den Herzog Wilhelm durch den Augsburgischen Arzt, Gereon Sailer, beschickte, lautete die Rede des Kanzlers anders. Er werde nicht still sitzen, bis die Lutherischen vertrieben würden, denn dadurch werde die deutsche Nation um so viel schwächer, und Bayern das allernächste und erste seyn, das man unterdrücke. Das Concilium, welches der Papst anordnete, werde nicht zur Einigung führen. Der Kaiser werde einen Glauben vorschlagen,

aber nur darum, damit die deutsche Nation um so weniger mit einander einig werde, und er um so eher Gelegenheit erhalte, sie zu verderben. „Es möchte besser seyn, daß die Katholischen zu den Lutherischen träten, und sich alle für Lutherisch erklärten, sonst sei zu besorgen, daß wenn diese unterdrückt wären, sie zunächst an die Reihe kämen. Ein Bündniß zwischen Sachsen, Hessen und Bayern sei gewiß sehr wünschenswerth."

Dergleichen Schwankungen lassen sich nur aus dem doppelten, sich selbst widersprechenden Interesse erklären: den alten Glauben aufrecht zu erhalten, und die Macht des Kaisers mit Hülfe der Opposition in möglichst enge Gränzen zu bannen.

Sah sich in dieser Weise die katholische Sache auf dem politischen Gebiete vertreten, so war es glücklicherweise im feindlichen Lager nicht viel besser bestellt. — Auch hier machten sich Uneinigkeit und Langsamkeit, die alten Erbfehler aller deutschen Bündnisse, geltend. Schon kraft der sich widerstrebenden Persönlichkeiten Johann Friedrich's und Philipp's waltete unter den Schmalkaldnern eine weit größere Neigung vor: langwierig zu berathen, schwierige Fragen auf die nächste Zusammenkunft zu verschieben, die Sache Gott anheim zu stellen, als rasch und entscheidend zu handeln. So groß war selbst damals noch die Scheu des bösen Gewissens vor der geheiligten Majestät des Kaisers, daß so oft dieser nach Deutschland zurückkehrte, eine merkliche Unsicherheit und kleinmüthige Flauheit in den Bewegungen der Schmalkaldner nicht zu verkennen war. Dieß zeigte sich namentlich auf ihrem letzten Convent zu Frankfurt, wo die Bundesverwandten den apostasirten Erzbischof von Cöln, den der Kaiser ernstlich bedrohte, in seiner Verlegenheit stecken ließen. Hatten sich doch die Bundeshäupter selbst den kaiserlichen Lockungen und Versprechungen nicht immer unzugänglich bewiesen. Es ist bereits berichtet, wie der Landgraf hinter dem Rücken seiner Bundesgenossen Verbindlichkeiten einging, welche

dem proteſtantiſchen Intereſſe zuwiderliefen. — Der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen (ſonſt ein überaus beſchränkter, aber relativ ehrlicher Fanatiker des alten Lutherthums) vergalt ihm in ſofern ſeine Untreue, als er auf dem Speirer Reichstage von 1544 unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes, und ohne daß der Landgraf davon etwas erfahren dürfe, eine Heirath eines ſeiner Prinzen mit der achtjährigen Prinzeſſin des römiſchen Königs Ferdinand verabredete, „wenn inzwiſchen die zwieſpältige Religion zu einer chriſtlichen Vergleichung gebracht werden könnte.“

Wir können uns von dieſer traurigen, aber lehrreichen Periode unſerer Geſchichte nicht trennen, ohne aus derſelben einige zeitgemäße Folgerungen zu ziehen, und Betrachtungen anzuſtellen, die in unſern Tagen mehr als je beherzigt zu werden verdienen.

Niemand kann ſich darüber täuſchen, daß der Kaiſer, trotz ſeiner perſönlichen Rechtgläubigkeit, in Folge ſeines verfehlten politiſchen Syſtems der Kirche größern Schaden zugefügt hat, als ihre erklärten Feinde. Der Grundfehler ſeiner Diplamatie lag darin: daß während die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen ein (falſches) religiöſes und kirchliches Intereſſe eingeſtandenermaßen offen und conſequent verfolgten, der Kaiſer das katholiſche Princip nicht zu bekennen wagte, ſondern ſein Heil in einem macchiavelliſtiſchen Indifferentismus ſuchte. — Weit entfernt, hierdurch die Gegner zu begütigen, gab der Monarch auf dieſe Weiſe ſeine Stellung und ſeine Würde Preis, indem er den kirchlichen Boden verläugnete, auf dem er der Natur der Sache nach ſtand und ſtehen mußte. Iſt einmal die Religion die Achſe geworden, um welche ſich die Politik eines Zeitalters dreht, ſo kann der Theil, welcher dieſe Lage der Dinge nicht anerkennen will, und die Einwirkungen auf die geiſtigen Strömungen der Gegenwart dem Gegner allein überläßt, nur den Kürzern ziehen. — Selbſt eine falſche, ja eine bloß negative Ueberzeugung, wie die des Landgrafen Philipp, iſt, wenn ſie keck bekannt und zur Richtſchnur der Politik genommen

wird, immer noch ſtärker als jene völlige, kirchlich-politiſche Nullität und Abweſenheit jedweden Glaubens, welcher ſich Kaiſer Karl V. während jener unglücklichen ſechszehn Jahre, dem Proteſtantismus gegenüber, befleißigte. Sie iſt ſo unnatürlich, daß die Feinde der Kirche bis auf den heutigen Tag noch nicht daran glauben, daß dieſer Indifferentismus des Kaiſers aufrichtig gemeint war.

Abgeſehen hiervon war das Ziel, welchem er nachſtrebte, ein unmögliches. Er wollte die Religion aus der Politik verbannen; dafür trug er aber die Politik in die Religion hinein, und täuſchte ſich mit der Hoffnung: Fragen, die den Glauben und die Sacramente betreffen, durch das unwürdige Markten und Feilſchen einer glaubens- und gewiſſensloſen Staatskunſt ſchlichten zu können.

Aus dieſem Hergange ergibt ſich eine andere Wahrheit, welche die katholiſche Polemik nicht ſorgfältig genug beherzigen kann. — Die katholiſche Sache und die katholiſche Partei, die Kirche und die Politik, die Organe der Lehre und die weltlichen Fürſten müſſen ſcharf und beſtimmt unterſchieden werden. Es wäre ein großer und gefährlicher Irrthum, beide Sphären mit einander zu verwechſeln, oder gar ſich der unmöglichen und widerſinnigen Aufgabe zu unterziehen, daß man alle Schritte und Handlungen der Gewaltigen dieſer Erde rechtfertigen wollte, welche jemals durch ihre Stellung berufen waren, die Kirche zu ſchützen und zu vertreten. — Für dieſe weltliche Politik ihrer wirklichen oder vermeintlichen Schutzherren darf die Sache des Glaubens nicht verantwortlich gemacht werden. Beide verhalten ſich zu einander wie Göttliches und Menſchliches, wie hingebender Glaube und weltliches Intereſſe. — Es iſt daher ein eben ſo großer Mißgriff, wenn eifrige Katholiken häufig über der Kirche die Sünden und Mißgriffe der katholiſchen Partei vergeſſen, als wenn die Ungläubigen über der menſchlichen Schwäche und Verkehrtheit jener Partei die vom Geiſte Gottes regierte Kirche aus dem Auge verlieren.

Zum Schluſſe darf hier paſſend als Troſt für die Jetztlebenden noch darauf aufmerkſam gemacht werden, wie die Periode des ſchmalkaldiſchen Bundes einen neuen Beweis liefert: daß Gott die Sache der Wahrheit auch ohne und gegen die Politik ſchützen könne. Es wird in den nächſten Artikeln dargethan werden, wie die göttliche Nemeſis in der nun folgenden Periode ihr Amt an allen Parteien verwaltete.

VI.

Die Heilwirkungen bei der Ausſtellung in Trier.

(Schluß.)

Der Fall, den wir mitgetheilt, iſt ſo beſchaffen, daß an ihm die Anſprüche der Kirche und der Facultät vollkommen wohl ſich auseinanderſetzen laſſen. Das Uebel der Kranken war der Art, daß die Letztere ſich nicht leicht damit bemengt; man kann glauben, daß die Leidende ihre Hilfe früher in Anſpruch genommen; hat ſie dieſe aber früher geleiſtet, dann war ſie jetzt zurückgetreten. Die Kranke hatte ſich an einen andern Arzt gewendet, und dieſer hatte ſich ihrer angenommen, und ſie, ungeſtört durch irgend eine ärztliche Einwirkung, nach eigenem Heilplane behandelt und geheilt. Dies ſein Verfahren liegt klar vor Augen; die einfachen Arzneien, die er verſchrieben, wir lernen ſie in ihrer Folge kennen; gleich mit ihrer Anwendung fängt auch die Geneſung an; die Stadien derſelben binden ſich genau an ihre Folge; die Ordnung dieſer Stadien iſt eine Naturordnung; die Gebundene wird entbunden im Aufſteigen der Syſteme und im Niederſteigen, wie durch den Strich und Gegenſtrich; die Ordnung der Heilung entſpricht alſo vollkommen der Unordnung in der Krankheitsſtö-

rung; der Mangel in der Einen wird genau ergänzt durch die Fülle der Andern; Heilsordnung und Naturordnung schlagen in vollkommener Harmonie zusammen; und die Genesung, die mit dem ersten Segen angefangen, hat mit dem Letzten sich beendet. Will die Facultät leugnen, daß diese Genesung in Gefolge der angewandten Mittel eingetreten, so kann man das Gleiche bei jeder Heilung einwenden, die sie bewirkt; denn die Gegenprobe fehlt bei jedem Heilversuche, den sie macht, weil man das lebende Individuum nicht wieder in den Zustand vor diesem Versuche versetzen kann; und so kann man ihr auf denselben Grund hin ableugnen, daß sie irgend eine Heilung erwirkt.

Betrachtet man aus diesem Gesichtspunkte die Heilwirkungen, die in Trier eingetreten, und wie sie in dem Buche von Hansen beschrieben sind; dann ergibt sich die vollkommene Uebereinstimmung dessen, was vor bald zwei Jahrhunderten im Baierlande vorgefallen, mit dem, was sich in unsern Tagen in Trier zugetragen; eine Uebereinstimmung, die übrigens durch alle Jahrhunderte bis zum Anknüpfungspunkte dieser Wunderwirkungen in den Evangelien geht. Die Thatsachen sind überall dieselben, nur ihr Verhältniß zu der Zeit, in der sie hervorgetreten, ist ein Anderes; darum ist auch ihre Auffassung eine Andere, und es will dem aufmerksamen Beschauer bedünken, als hätten sie sich, wie von selbst, zu dem auffassenden Sinn dieser Zeit also geordnet und gestellt, als ob sie auch einem Bedürfnisse ihrer Zeit entsprechen wollten. Die vorherrschende Richtung unserer Zeit ist nun die critische; ihren ganzen Glauben und Aberglauben hat sie gegen die Natur gewendet; nur Zählbares, Meßbares, Wägbares will sie gelten lassen; vor dem Unsichtbaren aber weicht sie scheu zurück, und spricht ihm jede in Zahl, Maß und Gewicht faßbare Wirkung ab. Ueberschaut man nun alle in jenem Buche aufgezeichneten Fälle, dann ist es, als seien die gewöhnlichen Einwürfe des Tages, wie vorgesehen so auch abgewiesen; damit es endlich zu einer unbefangenen Auffassung der reinen Thatsache gedeihen möge. Dem analytischen Geiste ist es daher keineswegs verwehrt worden,

schärfer zuzusehen; er fand sich vielmehr aufgefordert, den Bestand genau aufzunehmen, alle miteinwirkenden Ursachen auszumitteln, alle Täuschungen nach Möglichkeit abzuhalten, und also das Thatsächliche in einem möglichst treuen Abbilde aufzufassen, das übrigens jeder noch zur Stunde verifiziren mag. Denn es ist nichts in allen diesen Dingen abgeschlossen, die Thatsachen bieten sich unbefangen partheiloser Prüfung dar, und es ist keine Hemmung vorhanden, die diese beschränken könnte.

Die erste Frage, die solche Prüfung sich vorzulegen hat: ist es die Natur, die diese Heilungen erwirkt oder ihr Urheber? wird sich daher für jeden, der nicht einen Gott ohne Natur, oder eine Natur ohne Gott gelten läßt, in die Andere fassen: welchen Antheil hat die Natur, und welchen ihr Urheber an diesen Heilungen? Der gesunde Menschenverstand erklärt sich die natürliche Heilung, indem er dem Arzte, nach der menschlichen Freiheit, die Initiative zuerkennt; ohne den Zutritt und die Mitwirkung der höheren Macht auszuschließen. Denn er weiß, daß kein Licht an der Erde aufleuchten mag, ohne daß die Urquelle alles Lichtes dabei betheiligt wäre; und er pflegt daher den dargebrachten Glückwunsch über eine solche Genesung mit den Worten zu beantworten: Gott sei Dank! Der Arzt hat mich diesmal gerettet. Bei den Heilungen, die uns hier vorliegen, aber geht sichtbar die Initiative von der göttlichen Freiheit aus, und die Natur im Menschen ist hinzugetreten, weil die Einwirkung jener höhern Freiheit eben gegen sie gerichtet war. Wir sehen in allen Fällen ohne Ausnahme, daß die Intention der Kranken auf Gott gegangen war; sie haben zwar Alle sich nicht würdig erkannt, daß hinwiederum Gott seine Gnade ihnen zuwende; aber sie haben es gehofft, und haben in alle Weise durch Gebet und die Sacramente sich auf's Beste vorbereitet. Was sie gehofft, ist ihnen nicht unerfüllt geblieben; die innere Veränderung, die in ihnen vorgegangen, als die erbetene Intention sich auf sie gerichtet, sie schildern sie Alle übereinstimmend im Wesentlichen, nur in den Worten wechselnd; — je nach eines Jeden Gabe und dem Grade

der Besonnenheit, die er sich in dem überraschenden Gefühl bewahrt. Die Gräfin Droste, als sie, auf ihre Krücken gestützt, in ihre Gedanken und Gebete um theilweise Heilung vertieft, im Chor zu Trier vor dem heil. Rocke einige Momente gestanden, fühlte, wie auf einmal ihr bisher gekrümmter Fuß mit der Sohle den Boden berührt. Von dieser beseligenden Empfindung im Innersten durchzuckt, läßt sie ihre Krücken fallen, theilt der nebenstehenden Großmutter die frohe Kunde in wenigen Worten mit, und sinkt nun, unter lautem Weinen und heißem Dankgebete, auf ihre Knie zum erstenmale seit Jahren. (S. 54.) J. Michels, durch Gicht ganz steif geworden an Händen und Füßen, hatte sich mit Mühe die Treppe zum heil. Rocke hinaufgeschleppt; war an ihm mit demüthigen Gedanken vorübergegangen, und, an der andern Treppe angekommen, spürte er auf einmal: wie es ihm in allen Gliedern so leicht geworden; und zur Stunde war er völlig genesen, und konnte auf der Stelle alle Glieder frei und leicht, wie in gesunden Tagen, bewegen, und er fühlte keine Schmerzen mehr. (S. 39.) Die Gräfin Louise de Villers, die von einem Augenübel genas, hatte im Momente der Berührung des Gewandes die Empfindung, als ob ein Schleier von ihren Augen fiele; lebhafte und plötzliche Funken blenden ihr Gesicht; eine sanfte und fromme Stimmung, wie beim Weggange vom Tische des Herrn, ergreift ihr Gemüth, und in demselben Augenblicke ist ihr 16jähriges, so sehr schmerzhaftes und hartnäckiges Augenübel geheilt; sie ist vollständig und dauernd wieder hergestellt. (S. 99.) Als Fräulein Lamberz aus dem Dom auf die Straße gekommen, war es ihr, als ob sie aus einem süßen Traum erwache; sie hatte keine Schmerzen mehr, sie konnte laut sprechen, und kann es noch zur Stunde. (S. 120.) Die Juliana Back, die an der fallenden Krankheit litt, hatte, wie sie aussagte, beim Eintritt in den Dom eine wahrhaft himmlische Freude; als sie vor dem heil. Rocke stand, stellte ein leichter Anfall von Epilepsie sich bei ihr ein, ohne daß sie jedoch zur Erde fiel. Sie ließ sich auf ihre Knie nieder, und war mehr

als zehn Minuten so ergriffen und außer sich, daß sie kaum mehr wußte, was im Dom vorging. Dann kehrte auf einmal das volle Bewußtseyn wieder; sie fuhr fort, das Kleid Jesu mit inniger Liebe und Ehrfurcht zu betrachten; und glaubte ganz fest, während der Betrachtung den Heiland selbst zu sehen, den sie gebeten, daß Er sie auf ihrer Pilger- und Bußreise führen, begleiten und erhalten möge, weil sie sonst die Reise durchaus nicht hätte machen können; den sie ferner gebeten, daß sie der Gnade würdig werden möge, sein heiliges Kleid zu sehen, und dabei Erhörung und Befreiung von ihrem traurigen Uebel zu finden, wenn es der Wille Gottes wäre. Während des Schauens fragte sie den M. Mörsch von Flesten, der zu ihrer Rechten stand, ob er auch an dem heiligen Kleide sehe, was sie sehe? Dieser antwortete: er könne nichts sehen, und fragte, was denn sie sehe? Sie fing darauf außerordentlich zu weinen an, und schwieg, indem sie dachte, dieß könne vielleicht für sie ein Geheimniß seyn, was sie Niemanden sagen dürfe. (S. 128.) Die Schwester Marie-Ange von Senones, als sie den Gegenstand ihrer Frömmigkeit zu Gesicht bekam, empfand eine so heftige Bewegung, daß sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte von dem, was in ihr vorging; und als sie zitternd und tief angegriffen das heilige Gewand berührte, war Alles ihr rings umher verschwunden; sie hörte und sah nichts, und fand sich auf der Stelle der Art geheilt, daß sie sich nicht erinnerte, den geringsten Schmerz empfunden zu haben, als sie aus dem Dom in ihre Wohnung zurückkehrte. (S. 138.) Die Susanna Beth, die von einem Schlaganfall gelähmt geblieben, hatte, als sie das Gewand mit der gelähmten linken Hand berührt, die Empfindung, als wenn alles Blut, oder ein Feuerstrom ihr durch den linken Arm hinliefe, aber kein ähnliches Gefühl im linken Beine. Auf der Stelle hatte sie gefühlt, daß der Arm stark geworden, die Verstellung ihres Mundes war verschwunden, und das Gesicht hatte etwas freudig Verklärtes. (S. 197.) Dem Knaben J. Hainz, an Sprachlosigkeit oder Stummheit

leidend, ist es, wie er Seite 220 erzählt, bei der Berührung ganz warm geworden; er betet im Stillen drei Vaterunser und ein Komm heiliger Geist! probirte dann „zu schwätzen, und konnte Alles schwätzen, und zwar Alles, was und wie er wollte.“ Das rachitische Kind, während es nach der Berührung neben der knieend betenden Mutter im Sessel ausruhte, fühlte während dieses Gebetes wiederholte Schmerzen in den Hüften; sie dauerten bei dem Nachhausegehen fort, so daß das Kind bitterlich weinte; und nach zwei Stunden verließ es zum erstenmale in seinem Leben allein und ohne Krücken die Stube. (S. 211.) Eben so fühlt auch die gelähmte Susanna Honnecker im gleichen Momente heftige Schmerzen in Armen und Beinen, die sie stöhnend äußert, und geht nun zum erstenmale seit vielen Monaten ohne Stock und fremde Hülfe. (S. 227.) Maria Mentgen von Neumagen, als sie die Krücken neben dem Gewande im Dome aufgestellt gesehen, ward es ihr bei ihrem Anblicke ums Herz, daß sie es nicht auszudrücken wußte; sie betete inbrünstig, konnte aber ihrem Verlangen, dasselbe berühren zu dürfen, nicht Genüge leisten, weil sie keinen Erlaubnißschein hatte. So wie sie vor den heiligen Rock getreten, verloren sich ihre Schmerzen, sie verspürte aber im Dome sonst keine Veränderung ihres kranken Zustandes. In der folgenden Nacht aber empfand sie Hitze, war unruhig und schwitzte; ich habe nichts, sagt sie, im Dom empfunden, und stand doch, zu meiner unbeschreiblichen Freude, ganz gesund auf. Ich hatte keine Geschwulst mehr am Beine, und die beiden Wunden an meiner Brust waren schon geheilt, ohne Hülfe konnte ich gehen. Sie war wirklich früh, wie außer sich, vor Freude aus dem Hause gelaufen. (S. 110.) Andere können die Gedanken und Gefühle, die sie in der Nähe des Gewandes gehabt, nicht aussprechen (S. 11); sie fühlen sich ganz ergriffen, vermögen aber ihre Stimmung nicht mit Worten zu beschreiben.

Betrachten wir uns die einzelnen Uebel, die hier in ihre Crise eingetreten, so sehen wir sie allen Hauptsystemen des

Google

Körpers einwohnend. Zuerst im höhern Nervensysteme den Sinnen und den Sprachorganen: Augenübel mit höchster Reizbarkeit gegen alles Licht im achten, ein Leukom mit Entzündung und Blindheit im vierzehnten Falle. Chronische Heiserkeit X.; vollkommene Heiserkeit V.; Sprachlosigkeit XVII. Dann im Muskelsysteme vom Rückenmark bis zum Knochensysteme herab: die fallende Krankheit XI.; langjährige chronische Affection des Rückgrates XII.; Caries mit offenen Geschwüren I.; rachitische Verkrüpplung XVI.; Scrophulosis mit krankem Knochensystem XIII.; scrophulöse Anschwellung der Kniegelenke IV. Endlich im Umlaufssysteme: Anfall von Blutschlag mit zurückgebliebener Lähmung XV.; eingewurzelter Rheumatism III.; gichtische Beschwerden XVIII.; Gichtschmerzen mit profusem Schweiße VI.; offene Wunden mit jauchiger Absonderung VII.; Geschwülste an Brust und Schenkel IX.; erblicher Kopfgrind II. Alle diese Uebel treten also in verschiedenen Körperregionen zu Tage; ihre Wurzeln aber gehen insgesammt in die Einheit des Lebens zurück, dieß Leben aber in die Persönlichkeit; die also in allen diesen Krankheiten schadhaft geworden, und dort nun auf übernatürlichem Wege Heilung gesucht. Diese Persönlichkeit hat in der Ausstellung des Gewandes einen neuen Ausgang des Segens gesehen; und indem sie von ihm ihr Heil erwartet, ist sie ihm genaht, und hat ihre kranke Seite ihm dargeboten. Die Strömung hat sie berührt, die Crise ist eingetreten; der Beruf hat entschieden, die Art und der Sitz des Uebels ist gleichgültig gewesen. Dieß mochte in den unteren Lebensorganen wüthen, die, sonst den natürlichen Arzneien am meisten zugänglich, den höheren Einflüssen in der Regel am meisten entrückt erscheinen; oder es mochte die mittleren Organe affiziren, die im Zustande der Gesundheit zwar dem Willen dienstbar sind, in dem der Krankheit aber sich ihm entziehen, oder ihn vielmehr tyrannisch ihrerseits beherrschen. Es konnte auch geschehen, daß die Krankheit von den Heerden des Nervensystems ausgegangen, dort, wo im Frieden die geistigen Mächte walten, die aber jetzt im Krieg und Aufruhr

im Organe gebunden liegen: das Alles konnte den Einschlag des Segens nicht hemmen, noch beschleunigen; denn das Heilmittel ist ein Universales, wirksam gegen jede Art des Uebels, wo dieß immer sich bergen möge. Nur einmal haben Geist und Wille eingewirkt, da wo sie im rechten Vertrauen das Mittel an sich kommen lassen, und sogleich hat es seine alldurchdringende Wirkung ausgeübt. Unter den Fällen, die dem Arzt von Trier vorliegen, ist auch der von der Margaretha Speicher in Plein, den er aber in seinem Buche noch nicht mitgetheilt; wahrscheinlich, weil ihm einige Aktenstücke zu seiner vollen Beglaubigung fehlen. Sie war verrückt, hielt sich für eine große Sünderin, der kein Mensch, selbst Gott nicht, helfen möge. Als ihre Angehörigen ihr zuredeten, nach Trier zu gehen, ob sie vielleicht dort Gnade und Hülfe fände, wollte sie nichts davon wissen, und meinte: sie sei nicht würdig, das Gewand zu sehen; es würde also, selbst wenn sie vor ihm stünde, ihr unsichtbar bleiben. Diese Idee von ihrer Unwürdigkeit war daher als eine fixe, eben ihr Uebel, dessen Natur es war, seiner Heilung zu widerstreben. Sie wurde indessen halb mit Gewalt mitgenommen und in den Dom gebracht. Als sie nun vor den heil. Rock trat, und ihn wirklich ansichtig wurde, ward sie plötzlich ergriffen; fing auf der Stelle bitterlich zu weinen an, erkannte sich ganz wieder; und wurde nun froh, weil sie von ihrer zweijährigen Geisteskrankheit sich genesen fühlte, was auch der Ausdruck ihres Auges bezeugte. Hier war sogar durch die Natur des Uebels die volle Acceptation unmöglich geworden; aber ihre krankhafte Selbsterniedrigung wurde als ergänzend angenommen, und so trat mit ihren Thränen auch bei ihr die Crise ein.

Alle diese Crisen, wie wir sie oben aus den Aussagen der Genesenen zusammengestellt, bezeichnen nun den eigentlichen Kern des Heilungsaktes, der sich dann zur vollen Reconvalescenz entwickelt. Jeder Akt aber, der im beseelten Körper vorgeht, hat eine doppelte Seite: eine körperliche nach abwärts, und eine seelische nach innen und nach aufwärts hingerichtet; und das

zweifache Moment wird sich daher auch in der Crise finden. In dem, das nach abwärts geht, gibt, wenn das Uebel vorzugsweise an einem Organe hervortritt, der specifische Charakter dieses Organes der Empfindung ihre Färbung; beim Augenübel z. B. finden diese plötzlich durch lebhafte Funken sich geblendet, und es ist, als ob ein Schleier von ihnen genommen werde. So war auch unter denen, die mit dem Segen des P. Marco bei Augsburg die Genesung erlangt, ein Gehörloser; der im Augenblicke einen harten Schall, gleich einem ziemlichen Schuß im Kopf, empfunden, und nun plötzlich sein Gehör wieder erlangt. (S. 26.) Eben dort ist einem gelähmten Gichtkranken, als er den Segen erhalten, gewesen, als ob seine Fußnerven angespannt würden; und als die Spannung wieder nachgelassen, ist er ohne weitern Wehmuth nach Haus gegangen (S. 99). Einen Zweiten bedünkte, als ob seine Füße krampfig entschlafen, darauf sei eine Wärme eingetreten, und er sei heil davongegangen (S. 94); eine Dritte hatte die Empfindung, als werde ihr eine Scherbe voller Glut über beide Füße hergeschüttet, und sie empfand sofort, daß sie aufstehen könne. (S. 92.) So fühlt auch der contracte Gichtkranke in Trier plötzliche Leichtigkeit in allen Gliedern (S. 77); die aber vom Blutschlage gelähmt hingetreten, hat die Empfindung, als ob alles Blut in den berührenden Arm einströme, und ein Feuerstrom durch denselben gehe. Bisweilen aber nimmt das Uebel, ehe dann es entweicht, noch einmal sich zusammen: die Epileptische erfährt einen, obgleich leichten Anfall ihrer Krankheit; und bei dem rachitischen Kinde und in andern Fällen eines allgemeinen Uebels leiten heftige Schmerzen die Genesung ein. Das sind im Allgemeinen die Symptome der Crise von der leiblichen Seite; von der seelischen aber her sehen wir bei Allen, ohne Ausnahme, einen festen Glauben und ein gesichertes Vertrauen, daß der Heiland auch in ihnen, so es ihm gefalle, Heil bringen könne; verbunden mit einem demüthigen Gefühle der eigenen Unwürdigkeit der Crise voran gehen: eine Bedingung, die, wo sie wie bei Kindern nur unvollkom-

men eintreten kann, durch Substitution der Aeltern sich ergänzt. Glaubensfeste Ueberzeugung von der Allwirksamkeit der höhern Macht, und der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit, zeigen sich also als die nothwendigen Erfordernisse, um die Heilung zu erlangen; und weil mehr Frauen diese Bedingung erfüllt, ist die größere Zahl dieser Heilwirkungen ihrem Geschlechte zugefallen. Die seelischen Erscheinungen, die in diesem Falle den Eintritt der Crise bezeichnen, sind nun verschieden, je nach dem Unterschiede der Persönlichkeiten. Entweder ist es, wie im achten Falle, jene sanfte, fromme Stimmung, wie beim Weggange vom Tische des Herren; oder wie im zwölften, jene starke, innere Bewegung, die sich selbst von dem, was in ihr vorgeht, keine Rechenschaft zu geben weiß; jene Begeisterung, vor der alle Umgebung verschwindet. Oder der Kranke fühlt sich, wie im andern Falle, von einem süßen Schlafe übernommen; und wieder, wie im eilften, fühlt er sich lange ergriffen und so außer sich, daß er kaum mehr ein Bewußtseyn hat von dem, was um ihn her vorgeht, dagegen aber wie hellsehend wird, und den Heiland selbst zu sehen glaubt; oder aber, wie im zweiten, durchzuckt eine beseligende Empfindung sein Innerstes. In diesen Symptomen der Seelenstimmung verlebendigen sich die leiblichen Erscheinungen zu einer wahrhaft organischen Crise; und in ihr wurzelt dann die Heilung, die sofort weiter in ihrem naturgemäßen Gang verläuft.

Gehen nun alle Symptome dieser Crise in die Einheit des persönlichen Lebens zurück, dann beantwortet sich von selbst die andere Frage: welches ist die Einheit, von der diese keimhafte Heilung, deren Verkündigung sie ist, ihren Ausgang genommen? Die Ebbe und die Fluth ist über alle Meere der Erde ausgebreitet, kein Atom der Wassermasse kann der Bewegung sich entziehen: sie läuft durch alle Zonen; taucht in alle Tiefen unter; bricht sich an jeder Küste; wechselt, je nach den Oertlichkeiten, an Höhe, Schwung, Breite und Wellenform ins Unendliche; und die eine und selbe Bewegung ist ein

Complex einer Unzahl der verschiedensten Bewegungen, in die sie sich aufgethan. Die Naturwissenschaft führt mit vollem Rechte daher auch diese symptomatisch vielfach zusammengesetzte Erscheinung, sie in ihrer Mitte fassend, auf eine Ursache zurück, die in den Weltkörpern wirksame Gravitation. Kraft aber ist in den Massen, was die Seele im Körper; jene, nur bewußtlos, wird von der Naturnothwendigkeit beherrscht; während diese, ihrer selbst bewußt, auch mit Freiheit wirkt. So wird es also auch eine solche selbstbewußte, freie Kraft seyn müssen, die, der Erde entrückt, alles Irdische bedingt, auf die alle diese Crisen in ihrem übernatürlichen, keineswegs widernatürlichen Elemente sich beziehen; und die in ihrer Einheit die Mannigfaltigkeit der Heilwirkungen mit der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen, von so vielen Menschen, durch so viele Jahrhunderte, aller Orten, und in so vielen, vielfach verwickelten Uebeln gewirkt. Das kann keine andere Macht seyn, als jene, auf die alle die Geheilten ihre Intention hingerichtet, in der also alle diese Richtungen sich begegnet; und die nun das sich ihr Entgegenlenkende ihrerseits wieder angezogen, und nun wesentlich gut an sich, während die Lebenswässer ihr entgegenrauschen, alles Ungute in ihnen zur harmonischen Wohlordnung regelt. Die Wässer des Meeres bewegen sich auch bisweilen örtlich, in einem Scheinbild von Ebbe und Fluth, ohne unmittelbares Zuthun jener Schwere; etwa wenn unterirdische Kräfte im Erdbeben sich aufbäumen, oder wenn Stürme in der Atmosphäre rasen. So gibt es auch dämonische Prästigien; große Bewegungen in der Seele, mächtige Leidenschaften, die ihre Intentionen auf untergeordnete, selbst trügerische Endziele gerichtet haben, können unter Umständen heilkräftig wirken. Das fällt alsdann in die Natur, oder im ersten Falle unter sie hinab; das wahre und eigentliche Wunder tritt da hervor, wo die rechte, in allen ihren Motiven und Aeußerungen wohlgehaltene Intention auf das erste und rechte Endziel gerichtet ist. „Und es war ein Weib, die hatte zwölf Jahre den Blutgang gehabt, und hatte viel erlitten von vielen Aerzten,

und sie hatte all ihr Gut an sie, die Aerzte, verwendet, und konnte von Keinem geheilt werden. Da die von Jesu hörte, kam sie im Volke, von hinten zu, und berührte sein Gewand. Denn sie sagte: wenn ich nur den Saum seines Gewands anrühre, werde ich gesund! Alsbald hörte ihr Blutfluß auf, und sie fühlte es am Leibe, daß sie von der Plage genesen war. Und alsbald, da Jesus in sich selbst erkannte, daß eine Kraft von ihm ausgegangen war, wandte er sich zu dem Volke, und sprach: Wer hat mein Gewand angerührt? Und seine Jünger sagten zu ihm: du siehest, daß dich das Volk dränget, und sprichst: Wer hat mich angerührt! Und er schaute umher, die zu sehen, welche es gethan hatte. Das Weib aber fürchtete sich und zitterte; sie wußte, was an ihr geschehen war; und sie kam, fiel vor ihm nieder, und sagte Ihm die ganze Wahrheit. Er aber sprach zu ihr: Meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden, und sei gesund von deiner Plage!" Diese wundersame Erzählung, die eine Welt von Inhalt in sich trägt, sie beschließt keimhaft in sich auch Alles, was sich in Trier begeben. Die vielen Aerzte, denen das Weib sich zur Heilung hingegeben; es sind die Männer der Facultät, die sich an ihr versucht. Um all ihr Gut wollte sie bei ihnen Gesundheit tauschen; sie haben Alles an ihr gethan, sie hat von ihnen in den zwölf Jahren viel erlitten; ihr Gut ist aufgegangen, die Heilung hat sie bei Keinem eingetauscht. Sie findet endlich, daß die Natur ihr keine Heilung gewähren kann; da sie aber nun von Jesu hört, wendet sie diesem ihre Intention entgegen. Hier nun hat diese ihrem rechten Gegenstand begegnet; einer menschlichen Persönlichkeit, der höchsten Macht auf's engste verbunden. Sie selber ist in allen ihren Motiven und Aeußerungen wohl gehalten; die, welche sich genaht, ist einfältigen Sinnes, leicht hingebend und vertrauend; wenn ich nur den Saum seines Gewandes anrühre, werde ich gesund; Sie ist also gläubig. Sie ist auch demüthig und bescheiden; sie naht sich ihm von hinten, berührt den Saum, und als-

bald hört ihr Blutfluß auf. Sie fühlt am Leibe sogleich, daß sie von ihrer Plage genesen; gleichzeitig aber erkennt auch der Heiland in sich, daß eine Kraft von ihm ausgegangen. Diese Kraft, es ist die Heilkraft, die, von ihm ausströmend, in die Kranke eingeströmt; dem Erkennen ihres Ausgangs in dem Einen, entspricht im gleichen Momente das Gefühl des Einganges in die Andere. Das Ausblitzen der Kraft, ihr Einschlag und die vollbrachte Heilung, alles ist Sache eines Augenblicks; der Blitz hat das Uebel in einem Nu verzehrt, und das Leben von ihm gereinigt, pulsirt fortan ungehemmt in wieder geregelter Ordnung fort. Der Heilkräftige aber fragt: wer hat mich angerührt? Die Jünger wundern sich der Frage, weil alles Volk ihn im Andrang vielfach berührt. Er aber wohlwissend, daß nur die bestimmte Intention die Kraft ausgehend macht, schaut umher, die zu sehen, welche es gethan. Die Geheilte aber in ihrer furchtsamen Demuth zittert, fällt vor ihm nieder, und erzählt ihm die ganze Wahrheit. Er aber spricht: Dein Glaube hat dir geholfen und den Brunnen des Segens aufgethan; er ist ausgequollen, du aber hast ihn in dein erschlossenes Innere aufgenommen, geh nun hin in Friede, und sei gesund von deiner Plage! — Das Volk ist in der gleichen Stimmung nach Trier gezogen; dort hat es dasselbe Gewand ausgestellt gefunden; es war wie ein Vorhang, der dieselbe Kraft umhüllt, die unsterblich immer bei der Kirche zu seyn zugesagt. Vielen, die diesen Umhang berührt, und Andern, die ihm nur genaht, hat ihr Glaube geholfen. Keiner, der in rechter Fassung genaht, ist unbeschenkt geblieben; sie sind Alle mit ihrem: Geht in Frieden! wieder heimgekehrt. Wie Alles in den Evangelien central und principienhaft ist, und von da aus in die Geschichte sich entfaltet; so ist auch jener Vorgang mit der blutflüssigen Kranken ein erfüllter Mittelpunkt gewesen; dieser Punkt ist in der Kirchengeschichte fließend worden, und bildet, also nach allen Seiten ausströmend, den Mittelpunkt der Wunderkreise, die von Menschenalter zu Menschenalter sich concentrisch um jene Mitte herlegen. Den Wi-

derstand aber, den die Finsterniſſe jedesmal den ausfließenden Segensſtrömen zur Realiſirung des Fluchs entgegenſetzen; ſie ſind eben ſo keimhaft in dem ausgeſprochen, was in der Heilung des Blindgebornen ſich ereignet hat.

So wird alſo die Heilung durch das ſich Geben der höheren Macht im Niederſteigen, und das ſich Laſſen der unteren Bedürftigkeit im Gehobenwerden zur Andern hinan, gewirkt; das Uebrige bis zur völligen Wiederherſtellung ſchreitet alsdann auf gewieſenem Naturweg vor. Die Tilgung des Uebels und die Rückkehr der Geſundheit fallen entweder je nach Fügung der heilkräftigen Macht, oder der Natur des Uebels in einen Moment zuſammen, und dann läuft Alles in demſelben Acte ab. Oder zwiſchen der poſitiven Wirkung und der negativen Wegräumung verläuft eine beſtimmte Zeit; in dem Maaße, wie jene ſich ausbreitet, wächst dann auch die Andere; und ſo verläuft die Reconvalescenz allmählig in ihren Stadien, wie es bei der Kloſterſchweſter in Wieſenſteig geſchehen. In Mitte ſolcher ſtetig vorſchreitenden Geneſungen kommen jedoch auch gleich häufig die plötzlich in einem Nu erfolgenden vor. Als der hier Redende vor zwanzig Jahren im Elſaß ſich aufgehalten, lebte dort eine kranke Perſon in großem Elend und drückender Armuth. Ihre Glieder waren alſo, ja noch mehr verzogen, wie die der A. M. Hammes von Höven, im ſiebenten Falle bei Hanſen: die Knie unter den Armen durch an die Schulterblätter gedrückt, und die Arme eben ſo verkrümmt: alſo, daß die ganze Perſon nur einen Fuß zehn Zoll maß, wie ein Kind von zwei Jahren. Die Befreundeten der Elſaſſerin pflegten ſie an die Kirchthüren zu fahren, und ſo hatte ſie, ein Gegenſtand des Erbarmens der Aus- und Eingehenden, acht Jahre lang ihren nothdürftigen Unterhalt erbettelt. Sie hatte nach Verlauf dieſer Zeit durch Briefe, die mitleidige Menſchen beſorgten, ſich an den Fürſten von Hohenlohe gewendet; dieſer rieth ihr eine Novene an, und die Kranke hatte dieſe in ordentlicher Weiſe abgehalten. Als der neunte Tag herangekommen, wurde ſie in den Chor der Kirche in ei-

nen Sessel gebracht; die Kirche füllte sich bald mit den Einwohnern, Katholischen und Protestanten, denn es war eine gemischte Gemeinde. Der Geistliche las die Messe; als er selber die Communion genommen, ging er hinunter, um sie auch der Kranken zu geben. Im Momente des Empfanges wurde diese, nach ihrer Aussage, hellsehend: sie sah den Chor mit weißen Gestalten erfüllt; zugleich wurde sie von ihrem Sessel aufgezuckt. Es war, als würde sie in der Luft geschüttelt; Arme und Beine lösten sich, und wurden ausgestreckt. Sie sank in den Sessel zurück, und nachdem sie im Rest der Messe, unter Thränen, ihren Dank gebracht; stand sie auf, und ging, durch die Mitte des staunenden Volkes, nach Hause. Alle ihre Wunden waren plötzlich heil geworden; sie war all ihrer Glieder vollkommen mächtig, und besuchte nach kurzer Zeit stundenweit entlegene Orte. Die Gensdarmerie des Ortes hat einen Verbalproceß über den ganzen Vorgang aufgenommen, der großes Aufsehen gemacht, und einige Bekehrungen erwirkt; den man aber seither baldmöglichst zu vergessen sich bemüht. So hatte auch jene A. M. Hammes an ähnlicher Contraction, verbunden mit brandartigen Wunden, durch sieben Jammerjahre hindurch gelitten. Da hatte sie auch von den Heilwirkungen um den F. Hohenlohe gehört, und nun Tag und Nacht, unter anhaltendem Gebete, gedacht: Ach! hättest du Vermögen, um reisen zu können, so wäre dir geholfen; Gott aber ist überall, wenn es mir selig ist, wird er auch hier mir helfen. Es wurde ihr geholfen, wie sie geglaubt; eines Morgens fand sie sich, ohne eine ihr bekannte Ursache, wieder hergestellt, und blieb nun fünf Jahre gesund. Im Jahre 1837 aber kehrte, nach einer Verkältung, der gleiche Zustand zurück; sie lag nun bis zur Ausstellung, wo wieder eine ähnliche Anmuthung, wie damal, mit demselben Gedankengang, wie dort, in ihr entstand; und als sie nun sich dem Gebete hingegeben, verspürte sie einen heftigen Schlag durch den ganzen Körper, und konnte nun den rechten Arm bewegen; dann entfernte sich das rechte Bein allmählig vom Körper, zuletzt das linke Knie von

der Schulter, und binnen einer Viertelstunde wurden alle Wunden heil. (S. 84 bis 87.) Dieser merkwürdige Parallelfall zu dem Vorgange im Elsaß bildet den Uebergang von dem, was dort sich zugetragen, zur andern Wirkungsweise, wie sie in Wiesensteig eingetreten. Sehr merkwürdig ist auch, was sich im vierzehnten Falle begeben. Die Sensenspitze hat die Hornhaut des Auges der J. Koch von Limburg in der Mitte durchschnitten; in der darauf erfolgten Entzündung ist ein undurchsichtiges Leukom an ihrem ganzen Umfang eingetreten; und völlige Erblindung auf dem Auge ist die Folge davon gewesen, die bis zur Berührung des Gewandes angehalten. Nun hat mit einemmale, in Gefolge eingetretener Aufsaugung, das Leukom in der innern Hälfte der Hornhaut sich zu lösen angefangen; eine neue Pupille hat sich in der nun sichtbar gewordenen blauen Regenbogenhaut gebildet; das Sehvermögen ist, in Gefolge dieser Veränderungen, zurückgekehrt, und die Aufsaugung klärt fortdauernd das Auge mehr und mehr. Man sieht, bis in die untersten Regionen des pflanzenhaften Lebens, wo die Säfte in organischer Ebbe und Fluth steigen und fallen, erstreckt sich die Einwirkung der höhern Macht; von dem Fluche ist der grünende Feigenbaum gewelkt, der Segen hätte den Gewelkten wieder grünend gemacht.

In allen diesen Wunderbezeugungen hängt, wie man sieht, Alles folgerecht und wohl in innerer Harmonie zusammen; sie sind ausgegangen, um die Zeit, die im Chorus ruft: es gibt keine Wunder im Lauf der Dinge! durch Thatsachen Lügen zu strafen; und diese Thatsachen scheinen so gestellt, als hätten sie Rücksicht genommen auf die Einwürfe, mit denen man ihnen entgegentritt; und während sie untereinander gegenseitig sich bekräftigen, müssen vor ihrer Evidenz diese Einwürfe in ihrer Nichtigkeit verschwinden. Der Verfasser, der sie unbefangen erzählt, hat in ihrer vollen Objectivität sie hingestellt; sie sind plastisch und handgreiflich ausgewirkt; und indem sie in ihrer Abrundung dem vernünftigen Zweifel keine Seite bieten, an die er sich anhängen könnte, müssen sie als rein ausgemittelte Ergebnisse

anerkannt werden; die man hinnehmen muß, wie andere Vorgänge, die unbequem seyn mögen, die man aber einmal nicht läugnen kann. Der Verfasser hat in seinem Buche sie auch in einfachem und schlichtem Vortrage gut und populär erzählt; das Volk wird nun Alles wohl verstehen; und indem es das Gesagte zu Herzen nimmt, wird es sich in ihm verfilzen und verwirren, und sich nur, fürchten sie, in seinem Aberglauben gesteift und bestätigt finden. Was ist nun in solcher Lage der Dinge zu thun für die, welche diese Superstition ihm abgewöhnen wollen? Lange Zeit hindurch hat man sich die Sache federleicht gemacht. Es ist Alles Pfaffenwerk; die Kirche ist eine gaukelnde Betrügerin; ihre Sendlinge spielen ihren Hocuspocus in den Becher und aus dem Becher; das dumme Volk wird in dem Lug und Trug, die es umsponnen halten, gar leicht berückt. Seit Luther zu dem unsäthigen Buch über den heiligen Franz von Assisi seine billigende Vorrede geschrieben, und selber gelegenheitlich seinen Inhalt weiter fortgesponnen, hat diese Weise unter den Seinen allgemeinen Beifall gefunden; und länger als drei Jahrhunderte hat man sie mit einer schuß- und hiebfesten Unverschämtheit ausgeübt. Sie mußte, consequent durch alle Zeiten sich ergänzend, zuletzt auch die Wunder in den Evangelien als Trug und Gaukelspiel erklären; von da aus in der Geschichte alles über den gewöhnlichen Lauf der Dinge Greifende läugnen; in der Natur gleichfalls alles dem gemeinsten Verstande Unbegreifliche negiren; und so mußten zuletzt Religion, Geschichte und Natur sich gegen die insolente Theorie empören; und man fand sich geneigt, diese Art von Polemik aufzugeben. Darauf hat diese in ihre Hoffart sich hineingeworfen. Was sollen uns alle diese Wunder, mit denen die Kirche so viel sich weiß? diese Krüppel, die von Generation zu Generation zu ihren Gnadenbildern gewallfahrtet; diese Gichtbrüchigen, die zu ihren Segenspendungen sich geschleppt; diese Schaaren von Siechen, die ihre jauchigen Geschwüre, ihren ekeln Aussatz, ihre widerwärtigen Ausschlagskrankheiten und sonstigen Gebreßten zu ihren Reliquienschreinen getragen, um

Heilung zu finden; — so lassen sie mit verächtlicher Miene sich vernehmen; das sind Alles nur Allotrien, wir aber, wir dienen Gott im Geiste und in der Wahrheit, und sind weit über diese Aeußerlichkeiten hinaus. Was die Kirche von ihren Heiligen erzählt: ihr Gegenwärtigseyn gleichzeitig an weit entlegenen Orten; ihr Wandeln auf den Wässern; ihr Fliegen in den Lüften; die Lichterscheinungen um sie her; ihr Sehen in die Ferne und in die Geisterwelt; wir lassen uns das wohl noch gefallen, aber es sind nur Schnurrpfeifereien vor unserer besseren Einsicht; die Natur allein hat alle diese Wunder an ihnen gewirkt; und wir, wenn wir uns zu ihr herablassen wollen, können sie im Somnambulism uns Alle aufführen lassen. „Die Seele hat active Zustände, die ihr Tagsleben erfüllen; passive, die ihrem Nachtleben angehören. Im Aeußersten des letztern Zustandes wird die menschliche Natur ganz in die planetarische Versunkenheit hineingezogen; alle tellurischen Beziehungen werden in gesteigerter Kraft ihr fühlbar; der Zusammenhang mit den Elementen überwächst das Selbstbewußtseyn; ein Weben im All der Natur tritt ein; der Zusammenhang mit dem Naturleben wird wieder hergestellt; die Rapporte mit ihm greifen tiefer, als die helle, selbstbewußte Verstandeskraft es will; und nun entwickeln sich, im schwebenden Verhältniß anziehender und abstoßender Kräfte, alle jene sogenannten Wunder, die aber nicht aus dem Geiste kommen, sondern eben aus der Natur." Diese Deutung hat von den drei Elementen, die in jeder umfassenden Erklärung berücksichtigt werden müssen, gerade das wichtigste umgangen und unbeachtet gelassen. Das Reich der Natur und des Geistes hat sie anerkannt; das Reich des Schöpfers von Beiden, das Reich der Gnade, hat sie mit Stillschweigen übergangen, und dadurch sich selber aufgehoben. Die Beschuldigung des Betrugs hat sie von der Kirche hinweggenommen, und sie auf die Natur gelegt, der sie eine Wunderkraft zugetheilt. Wohnt aber ihr eine Solche ein, dann wird sie noch weniger ihrem Schöpfer sich absprechen lassen; man würde ihn dann selber läugnen. Besitzt er sie aber, dann

mag er in ihrer Aeußerung allerdings der Wunderkraft der Natur, als eines äußerlichen Werkzeugs, sich bedienen können; aber nicht mit Nothwendigkeit daran gebunden seyn, und so es ihm gefällt, auch ohne sie Wunderbares zu wirken vermögen. Wirkt die Natur aber bei der Vollziehung seines Rathschlusses mit, dann wird ihr Antheil als ein Untergeordneter nur an seine Verleiblichung geknüpft erscheinen. Nimmt der Geist ihre Wirkung für eine geistige, dann hat er nur sich selber gröblich hintergangen; er muß sich aber zuvor zum Atheism bekennen, wenn er ihr die Alleinwirkung zuerkennt, und sie zur Spenderin der Gnade macht.

So haben alle diese Negationen am letzten Ziele mit einer Art von Nothwendigkeit zu diesem Atheism hingedrängt. Der erste Grundsatz, auf dem die Kirche und ihr ganzer Glaube ruht, ist der Ausspruch, in dem das göttliche Selbstbewußtseyn von sich aussagt: Ich bin der da ist, ich bin das reine, unbedingte Seyn. Der zweite Grundsatz, auf den sich alle kirchliche Wissenschaft erbaut, ist die Definition, die das menschliche Selbstbewußtseyn, im Gegensatze mit der Natur, von sich selber gibt: ich bin, der da geworden, über der Natur, die beharrlich ist, was sie geworden; mein Seyn ist ein bedingendbedingtes Seyn, gegenüber dem Bedingtbedingenden in der Natur. Der dritte Grundsatz, in dem der christliche Staat und all seine Ordnung wurzelt, ist das Princip der Autorität: ich bestimme mich frei, wie der höhere, unbedingte Wille mich bestimmt; und dann das der Unterordnung: ich gehorche frei innerhalb des Rechtsgebietes, wie der bedingtbedingende höhere Wille bestimmt. Auf dem ersten Princip aller Principien ruht das zweite, da ohne das unbedingte Seyn das bedingte undenkbar ist; das dritte aber ruht wieder auf den beiden Ersten, da die bedingte Macht und Freiheit der bestimmbaren Creatur die unbedingte ihres Schöpfers voraussetzt. So sind in dieser Lehre, die da positive Fülle ist, Kirche, Schule und Staat auf's engste miteinander verkettet; sie haben denselben Grundstein, auf dem sie sich erbauen; und denselben Schluß-

stein, der sie zusammenhält. Anders aber ist es um die entgegengesetzte Lehre gethan, gegen die die negativen Geister zu aller Zeit, in den letzten Jahrhunderten aber mit stets beschleunigter Bewegung, hin gravitirt. Da faßt sich der erste Ausspruch Gottes: Ich bin, der da nicht ist; mein Nichtseyn, sich selber entgegentretend, wird dadurch sich gegenständlich, und vernimmt sich selber. Der Gott der Kirche ist also nur der Schatten von etwas Anderem, das nur allein Wirklichkeit hat, eine bloße, leere Abstraction; und somit wird das erste Princip des Christenthums aller Realität entbehren. Die wahre Position liegt mithin im zweiten Princip des Selbstbewußtseyns, das allein von sich aussagen kann: ich bin, der da ist; ein Satz, der seinen eigenen lebendigen Beweis in sich selber trägt; der also ist, weil er wahr ist, und sich als wahr ergibt, weil er ist in seinem unbedingten, realen Seyn. Alle Begränzung im Geiste kömmt ihm aber nicht von oben, sondern von der Natur; ein unvermittelter Dualism ist also die Grundlage aller Wissenschaft, die eine religiöse Fiction ihr nimmer geben kann. Nur was dem Geistigen gleichartig ist, vermag aber den Geist zu beschränken; die Natur muß also, als eine geistige Macht ihm gegenüberstehen. Was aber beschränkt, ist dem Beschränkten gegenüber vom Uebel, und hat die Natur des Bösen; so wird also der Dualism zum Manichaism, und es kömmt darauf an, wo der Accent hin gelegt werde: ist der Geist in Mitte der Wachwelt das Erste und Gute, die beschränkende Natur aber das Böse? oder ist die Natur in ihrer Traumwelt das Erste und sohin Gute, und der sie beschränkende Geist das Böse, das die Unbedingtheit der Andern zu bändigen sich vermißt? Beide Lehren werden ihre Bekenner finden; und da alle vermittelnde Einheit fehlt, so kann der Streit nur durch den Tod geschlichtet werden, der aber mit jeder Geburt sich wiedergebährt. Auf diesem Principe ruht denn nun auch der Staat und die gesammte Gesellschaft. Die Glieder des Dualisms sind hier: die Autorität der gebietenden Macht, in ihrem Selbstbewußtseyn Vertreterin des Geistes; und die ihr verbundene Natur,

oder die Masse des Volkes, als der Gegensatz ihr zum Aequivalent entgegengestellt. Es wird nun darauf ankommen, ob die Autorität sich als das Erstgegebene setzt, von sich aussagend: ich bin, die da ist schlechthin; was außen mich zu beschränken versucht, kann nur vom Bösen seyn, dessen Widerspruch vorerst bekämpft und beseitigt werden muß. Der absolute Despotism hat alsdann seine Berechtigung erlangt. Oder die Natur im Volke setzt sich als die Erste: Ich bin die Hochmögende, bei der alle Macht und Kraft ist, und alle Herrlichkeit; die Autorität ist nur abgeleitet von mir, und abstrahirt; will sie sich überheben ihrer anvertrauten Macht, dann ist der Aufstand geboten, und zu Recht begründet. So ist der absolute Radikalism mit voller Berechtigung anerkannt. Da auch hier die positiven und die negativen Geister, je nach ihrem Zeichen, um ihr gleich getheiltes Recht sich zusammenschaaren, und jede höhere Vermittlung fehlt; so ist also unabsehbarer Parteikampf, durch die Gewalt niedergeschlagen und aus der Gewalt sich wiedererzeugend, gegeben; wie in der Wissenschaft ein gleicher, sich selbst verschlingender und wiedergebährender Streit der Schulen hervorgegangen: ein Streit, der in den mythischen Kämpfen der Secten in der Kirche, sich nur im Leeren spiegelnd, wiederholt. Man sieht: der Widerspruch der beiden Lehren ist nur der uranfängliche Widerspruch, der damal sich aufgethan, als das Verhältniß der creatürlichen Freiheit zur Göttlichen festgestellt werden sollte. Die Eine hat zum Wahlspruch sich genommen: so ihr esset von diesem Baume, werdet ihr des Todes sterben; die andere hat den andern zum Ihrigen gemacht: esset getrost, damit ihr werdet, wie die Elohim, erkennend Gut und Bös!

So haben beide Lehren sich in die Welt und in die Geschichte getheilt; die Eine hat das exoterische Heidenthum in alter Zeit beherrscht, und nur das esoterische Judenthum hat zur Andern sich bekannt, und ist verworfen worden, als es von ihr abgelassen. Darauf ist sie mit dem Christenthume zur vollen Herrschaft gelangt, und hat, über die Erde sich ausbreitend, sie in allen ihren Verhältnissen umgestaltet, und die ent-

gegensetzte Doctrin in das Geheimniß zurückgetrieben. Jetzt aber ist die Verdrängte aus dieser ihrer Verborgenheit wieder hervorgegangen, um sich der Welt, wie zuvor die Andere gethan, zu bemeistern; alle ihre Verhältnisse durchdringend umzugestalten, und dafür die Gegnerin in die Verborgenheit zu verschließen, die sie zuvor selbst bewohnt. Sie hat zu diesem Zwecke die stürmisch-geistige Bewegung, die in die Massen dieser Zeit gekommen, zu ihrer Bundesgenossin gemacht, damit sie ihr die in gehaltener Ruhe gevestete Mitte entsetzen helfe. Diese Bewegung, in der nervös verflüchtigten Natur der Zeitgenossen, und ihrer kränklichen Erregbarkeit wurzelnd, hat alle Geister, die sie in ihre Wirbel hineingezogen, wieder an die Oberfläche herausgeworfen; also daß sie jeder Tiefe entfremdet, in flüchtiger Frivolität von allem Ernste abgewendet, sich nur im bunten Farbenspiel aufgeblasener Oberflächlichkeit gefallen. Die Fliehkraft, die sie hervorgerufen, hat jede persönliche Willenskraft umsponnen und gebunden, und im Sturme mit hingerissen; und in der also Gejagten jene Charakterlosigkeit und Thatenohnmacht der Zeit hervorgerufen, die ihre andere Signatur geworden. Indem sie nun willenlos dem übermächtigen Schwunge sich hingegeben, haben die Geister im Schwindel, der sie ergriffen, alle Freiheit der Wahl zwischen dem religiösen Oben und Unten, dem moralisch Rechten und dem Linken, zwischen dem historisch Neuen und Alten verloren; vorwärts ist ihnen, wohin die sie meisternde fatalistische Bewegung sie hinschleudert; Recht ist ihnen, was sie ohne eigene Anstrengung fördert in dem Strudel, der sie hingerissen; über ihnen herrscht die Nothwendigkeit, die in der Mitte dieses Wirbels, ihn immer rascher umdrehend, ihren Sitz gewählt. Dort hat darum auch die Lehre angebunden; die leere Mitte dieses stets sich drehenden Feuerwirbels hat sie sich unterlegt, und innerhalb seines Umkreises sich ausgebreitet. An diesen Umkreis hat sie die geistreich sprühende Literatur gesetzt, und die Journalistik als Hütherin bestellt. Hinter der hat sie aus den Bastarden, die der Rationalism, unter dem Schutze der Edicte des Staates,

in der Kirche erzeugt, jene neue Secte gebildet, und sie dort als verlorne Posten angestellt. Darauf folgen, in zweiter Linie, die Lichtfreunde, die legitimen Kinder dieses fruchtbaren Geschlechtes, Denen in orientalischer Nebenlinie wieder die Judenreformers sich anschließen, die Union aller Nullitäten vollendend; in deren Mitte dann innen die Weltweisen, die lana philosophica des Nihilum album schlumpen, damit die Spinnmeister auf der Hütte sie verspinnen und verweben mögen. Das Seyn schlechthin, auf das die Kirche sich erbaut, ist für sie erwiesener Maßen das wahre, und eigentliche Nichts; Alles, was darauf gegründet ist, wird sohin nichtig seyn; Alles, was sich in ihm für Wahrheit gibt, ist in seinem Principe erschlichen, und darum vom Truge und der Lüge nur eingeschmuggelt. Im Geiste nur ist feste Wahrheit, handgreifliche Fülle, die, wie in indischer Lehre, vom Naturelephanten getragen wird, der wieder auf der Schildkröte ruht, die von den Wellen des Ozeans, den das leere Nichts erfüllt, sich getragen findet; dieß leere Nichts aber ist der einzige Gott, den die Doctrin statuirt. Was sich in der Kirche also für Wahrheit gibt, im Grunde aber, weil auf einem vorgeblichen Seyn ruhend, Unwahrheit ist; das muß von dem, was Unwahrheit scheint, weil es sich auf's Nichtige basirt, aber in der That Wahrheit ist, die sich nicht auf den Schein, sondern auf sich selbst gestellt, vernichtet werden; wird aber, ehe es dazu gekommen, billig von ihm ignorirt, und durchgängig durch Secretirung abgethan. Darum werden wie die Posaunen über der Umhegung des Sinai erklungen; so die chinesischen Tamtams auf der Wagenburg um den Wirbel her gerührt, daß der höllische Lärm alle Gedanken verscheucht, die aus dem positiven Lande in das negative überzufliegen gelüsten möchte, damit der geschlossene Handelsstaat sich in ganzer Schärfe abgränze. Denn, sagen sie, was wir Innen ignoriren, ist nicht da für uns; ein Uebergang zu dem, daß es nicht da ist für sich selber. So weisen wir Alles ab, was uns Störung bereiten möchte; wir thun nicht dergleichen, als ob es irgend vorhanden wäre; tritt es uns aber in den Weg,

wir beugen nicht etwa an demselben vorüber, sondern besinnen uns einen Augenblick, und schlagen mit Ueberlegung nur eine andere Straße ein; könnten wir nur unserer zornigen Worte, Mienen und Gebärden Meister werden, es würde sich Alles zum Besten fügen. Wir wissen einmal für allemal von Nichts, als dem Unsrigen; wir lassen nichts zu, was dem zu widersprechen wagt; wir wollen uns nicht verständigen; denn wir sind der Verstand selber, von dem der entgegengesetzte Unverstand sich verständigen lassen soll. Da erzählt dieser Unverstand in dem vorliegenden Buche uns Wunderdinge, die sich bei der Tunica begeben; wir aber wollen nichts wissen, glauben und bekennen von dem Allen; wir wollen auch nicht untersuchen, ob die Dinge glaubhaft sind; wir verwerfen alles Zeugniß des Augenscheins von vornherein, weil wir wissen, daß nichts Wunderbares sich begeben kann. Wir ignoriren daher ganz und gar, was das dumme Volk von solchen Dingen erzählt; und beauftragen die Logen in A. B. C. D. E. F., alle Abdrücke, deren sie habhaft werden können, zu verbrennen, indem sie mit ihrem Verleger eine Uebereinkunft treffen. Gelänge es, mit den Polizeien sich zu einigen, daß die Schrift verboten würde, das würde als das kürzeste und preiswürdigste sich bewähren; auf alle Fälle soll innerhalb der Umhegung von diesen Sachen, wie von allen verwandten nicht geredet werden; denn es wird dadurch nur wieder in Frage gestellt, worüber wir als ausgemacht längst schon übereingekommen. So sagen zur Stunde die Bornirten, die draußen mit den Hunden stehen: die alte Reformation habe einige Hochmuthstolle im Clerus aufgeboten, daß sie das Werk begönnen; die Weibertollen seien dann von selbst hinzugetreten, und hätten das Begonnene fortgeführt; zuletzt seien dann die pfiffigen Mächte, die etwas erraffen wollten, hinzugetreten, und hätten mit diesen Werkleuten, ganz in der Weise, wie sie sich selbst erbaut, die neue, gut ordinirte, geschmackvolle Sacristei an den hohen Dom des Herrn angebaut. Dem ist aber nicht also, wie diese sagen. Die Reformation, so lange sie noch auf positiven Fundamenten ruhte, barg einen Wider-

ſpruch in ſich, der überall werden mußte. Dieſe Selbſtüberwindung iſt nun glücklich von ſtatten gegangen; die Kämpfende hat den innern Zwieſpalt beſiegt; ſie hat, was ihr als ein Starres, Verknöchertes zurückgeblieben, gelöst und ausgeworfen; nun iſt ſie heiter, durchſichtig und klar. Was in ihrer Mitte noch auf Poſitivität beharrt, hat ſich freiwillig von ihr abgeſondert, und gehört der fingirten Welt an, in der ſich die katholiſche Kirche angebaut. Was alſo den Beſchränkten als eine Künſtlichkeit erſcheint, iſt in Wahrheit eine natürliche Criſis geweſen, die zur Geneſung hingeführt; eine Criſe, zu der die Proteſtkatholiſchen, die Lichtfreunde und die Philoſophen von der Linken gleichmäßig mitgewirkt.

Der Wirbel hat ſich alſo gewendet und in Schwung geſetzt, und wir ſind gekommen, mit dem alten Meiſter der göttlichen Komödie zur beſagten Stadt, wo man ſchaut das Volk, das ſchmerzbewegte, das der Erkenntniß Heil verloren hat. Ein Sprachgemiſch; ein Reden mit Geweine; graunvoll Geplapper; Worte im Zorn gekeift, und hell Gekreiſch, mit Fauſtſchlag im Vereine, erheben dort einen Aufruhr, der da ſchweift ſtets durch die Luft, die ſchwarz zu allen Stunden, dem Sande gleich, wenn ihn ein Sturm ergreift. Das iſt der Ort, wo kein Licht wird vernommen; wo der hölliſche Orkan entführt die Geiſter mit gewaltigem Schwung, und die ſündigen Seelen treibt nach rechts und links hinauf, hinab, von hinnen; auch dürfen ſie zum Troſte nimmer wähnen nicht Ruhe, nein, nur Linderung zu gewinnen, ſondern, immer umgeſchwungen, werden ſie vom Wuthorkan getragen. Um die hohle Mitte, in der leeren Weite ſchwingt ſich dieſe Windsbraut in die Runde; das weſenloſe Nichts hat ſie ſich untergeſtellt, es umfängt ſie allum; die Geiſter, die in ihr umgetrieben werden, haben keinen andern Grund und kein anderes Endziel. All ihr Streben iſt alſo gegen die Principien alles Beſtehenden hin gerichtet; dieſe, inſofern ſie als poſitive Unterlagen ſich geltend machen, und wieder die Endurſachen, die auf gleiche Poſitivität ſich ſtützen wollen, ſind ihnen zuwider und verhaßt. Sie können alſo

nicht eher ablaſſen, bis ſie alle Grundveſten des Beſtandes der Dinge umgeſtürzt, und der Bejahung gegenüber eine Welt der Verneinung aufgebaut. Die leeren Räume dieſer verneinten Welt werden alſo mit ihren Gedanken, Phantomen und Syſtemen ausgefüllt; die ſociale Region mit ihren Carricaturen und Socialcontracten; die Natur mit den Schemen ihres Maſchinenbaues: denn auch bei ihnen muß dieſe Welt, weſenlos wie er, nach dem Bilde ihres Gottes ſich erbauen, der ſelber wieder ein Spectrum des Menſchen iſt. Eben weil ſie allem Wirklichen das Unwirkliche als ſeinen Grund unterlegen; darum können ſie nicht ruhen, ehe denn auch ſie ſich ſelbſt auf dieſem Grund geſetzt; dann erſt iſt ihr Syſtem durch alle Gebiete des Daſeyns folgerecht durchgeführt, und das große Vacuum, das Alles trägt, hat auch in einem vacuum disseminatum durch Alles ſich vertheilt. Alle Creatur wird nun raſch zu ihrem Ziele geführt; der Tod, der da iſt die Endſchaft aller Dinge, er wird ſie von aller Mühe und Arbeitſeligkeit der Welt, von aller Mühſamkeit, mit denen ſie beladen ſind, ſeit ſie ihre Natur verkehrt, befreien; und durch alle Geſchichte wird der große Todtentanz aufgeführt, in dem alles Beſtehende auf Erden ſeinem unabtreiblichen Ziel jähling entgegeneilt. Der Ruf iſt ausgegangen: Vae, Vae, Vae, habitantibus in terra! cuncta in quibus spiraculum vitae est, mortua sunt. Wohlan, wohlan, ihr Herren und Knecht, ſpringet herbei von allem Geſchlecht, wie jung wie alt, wie ſchlicht oder kraus, ihr müßt alle in das Tanzhaus. Aus dem Munde der Urväter der heutigen Nullifikanten hat der Tod den römiſchen Papſt zuerſt angeſchrieen: Komm, heiliger Vater, werther Mann; einen Vortanz müßt ihr mit mir han; die dreifach Kron müßt Ihr uns lon, und euers Seſſels ruhwig ſton. Moriatur sacerdos magnus, et ipiscopatum eius accipiat imperator! Was dem Herren geſchehen, muß der Diener ſich gefallen laſſen; an die Cardinäle iſt der Spruch ergangen: Wohl geſegnet habt ihr die Layen, ihr müßt auch jezundt an den Reyen; den Biſchöfen: Percutiam pastorem, et dispergentur oves,

ihr habt eure Sache auf nichts gestellt, wir tragen alle Priesters Amt, legt darum nieder euern schönen Stab, wir werden ihn an Eurer Stelle führen; den Domherren: viel Pfründen und groß Gut habt Ihr besessen, nun wird Euer ewiglich vergessen; den Aebten: ipse morietur quia non habuit disciplinam, et in multitudine stultitiae suae decipietur; ihr Mönche endlich aber: sedentes in tenebris, et in umbra mortis, vinctos in mendicitate, rüstet auch Ihr Euch auf die Fahrt! Sie haben allesammt gehorcht, denn was lebt und den Athem zieht, fällt unter die Gewalt des Rufenden; wo er sie gefunden, hat er sie gerichtet; vom geistigen Reich in ihnen und vom Leiblichen hat er seinen Theil genommen, und sie in den Wirbeltanz hineingezogen. Das Unsterbliche in ihnen, die Idee, die muß er draußen unversehrt stehen lassen; und nachdem die Einen, die ihm verfallen, weggegangen, sind Andere an ihrer Stelle eingetreten, und die Idee hat sich ihnen eingewohnt. Die Söhne und die Enkel, und die Enkelsenkel der Urväter, mit Kronen, Herzoghüten und Bareten angethan, hat er darauf zu seinen Herolden bestellt; die mit den Kronen haben zuerst den Kaiser angerufen: Herr Kayser nun kommet, es ist Zeit, Euer Macht geht durch all die Welt weit. Hätte Euer kaiserlichs Schwert die Ungläubigen bezwungen, Gott geehrt und die Kirche geschirmt, und immer nach Recht gestanden in Städten und in allen Landen, so wär Euch gegeben Gottes Huld zu ewigem Leben. So aber das nicht en ist, dann sperrt Euch nicht, Ihr müßt davon. Da wichen die Diener und Ritter und Knecht vom oberst Haupt und einig Herrn der ganzen Welt, von dem sich ausbreit Adel, Ehr und Gnad auf männiglich; Er, der Allem gebietet, mußt auch, wie Andere, unters Joch. Die in den Herzogshüten haben die Könige angefahren: Heut unter Kron, Morgen davon, drum frisch auf und daran, Euer Gwalt will ein Ende han. Die Grafen zu den Herzogen: Ihr seyd nun Herzog gewesen, niemand mogt vor Euch genesen, er war arm oder reich; Ihr meynt, niemand wär Eures gleich. Groß Gut und Ehre habt

Ihr besessen, und Gott's damit vergessen. Ein End hat nun Euer hoher Muth, geht fort, anders es thut nimmer gut! Die Ritter zu den Grafen: Tretet von dannen Ihr Grafen von edler Art, Ihr fährt gar eine wilde Fahrt. Viel Hochmuths ist von Euch geschrieben, den Ihr über Pfaffen und Layen hant getrieben. Nun kömmt Euch das End! Die Völker zu den Rittern und Edelleuten: Subito morientur, et in media nocte turbabuntur populi, et auferent violentum absque manu. Alle die Gerufenen werden mit ihrem sterblichen Theil in den Wirbeltanz aufgenommen, und ihr Gebein zu Staub gerieben, die unsterbliche Idee aber bleibt auch ihnen unversehrt. Der Tod steht nun den Massen gegenüber, und spricht: Euer ist viel, ich bin allein, doch überwinde ich Euch allgemein! Ihr Klugen aus der Fürsten Rath, zu Hofe saßt Ihr gern oben, was Euch umsonst ward, Ihr gerne namt, tretet vor, Ihr seyd mir allesammt verfallen. Ihr Vorsprech, Unrecht macht Ihr dick zurecht, was krumm war, das macht Ihr schlecht, Ihr müßt nun Alle von hinnen. Ihr Schreiber, Werktages und Heiligtages habt Ihr geschrieben, und damit lützel Gutes getrieben; Ich setze nun das Punktum daran. Vae qui dicitis malum bonum et bonum malum, ponentes tenebras lucem, et lucem tenebras, ponentes amarum dulce et dulce in amarum. Burger, allein auf zeitlich Gewinn, darauf stand all dein Mut, und auch dein Sinn; du dachtest gar selten an das ewig Leben, darum komm ich dir gar unverhut. Ihr Kaufleute, hättet Ihr auch alles Gut gewonnen, das in der Welt ist unter den Sonnen, das mogt Euch nun gehelfen nit. Ihr Alle, Kriegsleute insgesammt, Doctoren von meisterlicher Kunst, Ackersleute, Simpel und Gimpel, Reiche und Arme, Frauen und Mann; Ihr Alle, die Ihr beladen seid mit Mühsal, kommt zu mir, ich will Euch erquicken. Und sie strömten Alle hinzu, und theilten sich in Rotten und Parteien und Secten, die sich mit aner und isten, aten und enten und anten, alen und ellen, ingen, und iner und ipen zubenamten, und er schießt nun den brennenden Pfeil in ihre Interessen

und Leidenſchaften; das Feuer wüthet in allen Adern. Sie befehden ſich und bekämpfen ſich; erwürgen ſich mit Schwertern und dem Fallbeil; mit der Kettenkugel und des Waſſers Fluthen; ihre Würgengel führen ſie in die Wüſten und die Steppen, und ſprengen ſie aus des Winters Grimm in die Gluthen. Immer ſchneller dreht ſich der Wirbel; größer und größer werden die Maſſen, deren Sterbliches er verzehrt, das Verlorne zur Mitte treibt, das Unſterbliche aber auswirft aus ſeinem Kreiſe in die Gebiete, wo der Tod nicht herrſcht. Endlich fließt langſamer der Zeiten Lauf, und will verſiegen; die Generationen ſind dünner gelichtet; das Licht des Lebens auf Erden beginnt flackernd und erdunkelnd nur mühſam ſich zu friſten; der letzte Thor und der letzte Weiſe werden zuletzt vom weidenden Hirten dem Strudel zugetrieben. Da ertönt die Stimme von oben: Seyn oder Nichtſeyn, das iſt die Frage. Ich wähle das Nichtſeyn, ſpricht der Thor; Ich das Seyn, entgegnet der Weiſe. Euch geſchehe, wie ihr gewählt, alſo die Stimme. Nun

Dies irae, Dies Illa,
Solvet saeclum in favilla.
Mors stupebit, et natura.

Der Feuerwirbel zieht ſich auf ſeine Mitte zurück, über ihr

Lasciate ogni speranza voi che'ntrate.

Allum das ewige Seyn und

La providenzia che cotanto assetta,
Del suo lume fa il ciel sempre quieto,
Nel qual si volge quel ch'ha maggior fretta.

Das iſt der Todtentanz in der Geſchichte.

VII.

Rheinländisches.

Als die Züricher 1576 ihren Freunden, den Straßburgern, zeigen wollten, wie schnell sie im Falle der Noth der Bundesstadt beispringen könnten: fuhren sie mit ihrem Reisbreikessel an einem Sommertage auf Limmath, Aar und Rhein die dreißig Meilen Weges hinab, und kamen, nach siebzehnstündiger Fahrt, mit dem noch warmen Brei zum Freischießen nach Straßburg. Johannes Fischart sang von dieser „glückhaften" Reisbreischifffahrt:

Hie sieht man, warum Gott die Flüss'
Geschaffen hat; nur darum gewiß,
Damit man durch ihr Mittelweg
Nachbarschaft besuch', halt' und pfleg'.

Welch ein Jubellied würde der alte Meistersänger anstimmen, wenn er heutiges Tag lebte, wo die Züricher bald in ohngefähr doppelt so viel Zeit ihren Reisbrei von dem Fuße der Alpen bis zum Saum der Nordsee, und in wenig Stunden später bis zur Brittischen Königsstadt bringen können, und zwar nicht durch die Kraft des Windes und der Wellen, auf den gottgebahnten Straßen der Flüße, sondern durch die Macht des zerstörendsten aller Elemente, des Feuers, daß sich der Mensch also dienstbar gemacht, daß es ihn, gleich einem gebändigten Rosse, mit Windeseile schnaubend und stöhnend durch die Länder dahinträgt.

Vor wenigen Tagen kehrte ich von einem Ausfluge auf der rheiniſchen Eiſenbahn zurück. Einer meiner Reiſegefährten, der neben mir ſaß, erzählte, daß er am Tage vorher, am Mittwoch um 9 Uhr Morgens von London auf dem Dampfboot abgefahren ſei; als er mir dieß ſagte, war die Sonne des Donnerstages noch nicht untergegangen, und doch hatten wir nur noch eine kleine Strecke zu fahren, und wir ſahen ſchon das Wahrzeichen Cölns, den mächtigen Torſo ſeines Domes, wie er ſich, ſchweigenden Ernſtes, aus dem geräuſchvollen Schooße der gewerbreichen Handelsſtadt am abendlichen Himmel emporhob; ein gottgeweihter Hochaltar, über welchem der Himmel das ſtille Licht ſeiner klaren Sterne zur nächtlichen Andachtsfeier anzündete.

Der Reiſende hatte zu ſeiner Fahrt kaum zwei Tage bedurft; geſtern hatte er noch den Reden im Parlamente beiwohnen, und die großen Oſtindienfahrer abſegeln ſehen können, und heute konnte er ſich an dem Duft der Roſen und den blühenden Traubenlauben der rheiniſchen Rebengelände erquicken. Er hatte dabei nicht einmal ſeine Nachtruhe geopfert; um 9 Uhr Morgens von London abgefahren, war er um 11 Uhr Abends in Oſtende gelandet; hier hatte er die Nacht geruht, und war am andern Morgen in der Frühe nach 6 Uhr von Oſtende abgefahren, um Abends 9 Uhr in Cöln zu ſeyn.

Dieß war noch nicht einmal, unter den gegenwärtigen Umſtänden, eine beſonders ſchnelle Ueberfahrt, indem man den Weg von Brüſſel bis London ſchon in einem Tage zurückgelegt hat. Von Brüſſel nach Paris aber kann man ſchon jetzt, wo die Eiſenbahn noch nicht vollendet iſt, in zweiundzwanzig Stunden kommen. So ſind Paris, Brüſſel und London in inniger, täglicher Berührung; Berlin und Wien rücken ihnen mit jedem Tage näher!

Mit Blitzesſchnelle wird der Reiſende, ohne allen Uebergang, aus einer Exiſtenzweiſe in eine fremde, himmelweit davon verſchiedene, aus dem kalten Norden in den warmen Süden verſetzt; das Dampfroß der Wellen durchſchneidet in einer

Nicht zum letzten Male, wo sie jüdisch-deutschtümelnd auftraten, ist ihnen dieses Wort entgegengehalten worden. Ich in dem Sinn zu jener Reichstag am Grabe des Kaisers Wilhelm, wo Bismarck, der Kanzler des neuen Deutschen Reiches, seine Treue gegen Preußen-Deutschland, gegen Kaiser und Vaterland, Ehre, Tüchtigkeit und Wahrheit, die Tugenden, die Preußen groß gemacht haben, als Grundlage des Reiches bezeichnete, und wo er in Abscheu vor der Heuchelei, die sich in Worten übte, sie in Gesinnung und Tat leugnete.

Wie die Redeform von Bismarck, so ist auch sein Redestoff Bismarck. Auch in seiner Wahl bewährt sich sein Genius, indem er sich nur solche Gegenstände wählt, die ihn selbst und die Welt bewegen. Er gestaltet nicht, was er gestaltet, sondern was ihn gestaltet. Er ist ein Mann, der sich selbst ausspricht, der sich selbst gibt, der sich selbst offenbart. Wie er selbst ist, so ist seine Redeform, so ist sein Redestoff

feil bietet und sich zu ihrem Lohnlakaien macht. Der Schweiz ist ihr Unglück mit dem Golde der Fremden gekommen; den Glauben der Väter, die alte Sitte und Rechtlichkeit hat sie gegen den falschen Schimmer des flachsten französischen Liberalismus hingegeben, und sich in den Abgrund des Religionskrieges und revolutionärer Anarchie gestürzt.

Auch am Rhein spielen die Reisenden auf Dampfschiffen und Eisenbahnen keine geringe Rolle. Fährt man den Strom hinab, so sind diejenigen Gebäude, die vor allen anderen das Auge des Reisenden auf sich ziehen, und wie fürstliche Paläste stolz auf die Wohnungen der Eingebornen herabblicken: die grossen Hotels mit den kolossalen Ueberschriften in englischer oder französischer Sprache. Man sollte glauben, ihre Inhaber seien die Fürsten des Landes; und in der That ist ihr Inneres nicht selten mit einem wahrhaft fürstlichen Luxus ausgestattet. Die bescheidene Bürgerlichkeit wird hier allenthalben beschämt, und wagt es kaum, diese endlosen Salons und Zimmerreihen mit ihren brillanten Tapeten und feinen Teppichen, ihren kostbaren Stoffen von Sammt und Seide, ihren Bronzen und Vergoldungen zu betreten! Hier an der großen Table d'Hote vollbringt sich die kosmopolitische Amalgamisirung aller Nationen und Confessionen. Die Wirthe, ihre Präsidenten, sind meist sehr aufgeklärte Leute; hoch erhaben über jede nationale und confessionelle Bornirtheit, kennen sie nur eine Religion, die des Gelderwerbes nämlich. Da findet man englische und französische Zeitungen, während man die vaterländischen vielleicht vergebens sucht; wer auch am heissesten Sommertage sich erkühnen wollte, nach kühlendem einheimischen Bier zu verlangen, würde mit verächtlichem Blicke von dem Kellner als nicht ebenbürtig gemessen werden; hier trinkt man nur Wein, und begehrt man fremden, um so höher steht man in der Achtung. Auf welche kosmopolitische Zuvorkommenheit aber kann man auch hier gegen Geld nicht rechnen! So sah ich in Basel, dicht am Ufer des Rheines, ein solches Hôtel-Palais; der Wirth zeigte mir darin einen Saal, den er zu einer Kapelle für die

reichen Engländer eingerichtet hatte; aus einem Abteihause, welches früher dem Fürstabt von St. Gallen angehörig war, hatte er ein sehr reich verziertes Täfelwerk im Style der Renaissance zur Bekleidung der Wände und der Decke gekauft; es war für seinen engen Saal zu kurz gewesen, und da hatte er das alte Kunstwerk seines Vaterlandes zurecht stutzen lassen, damit die Herren Engländer bei ihrer Andacht es angaffen konnten, und sein Hôtel mit recht zahlreichem Zuspruch beehren möchten. Als Lectüre passen sich hiezu dann vortrefflich: das Frankfurter Journal, die Didaskalia, das Conversations-Lexicon und die Stunden der Andacht, die Mystères von Paris und der ewige Jude.

Sind aber diese Hôtelbesitzer gar, wie Herr Benazet in Baden-Baden, Pächter der Spielhöllen: dann können sie, Dank der Liberalität unserer Minister, noch auf ganz andere großartige Weise jedem Gelüsten des vornehmen am grünen Tische sein Geld vergeudenden Gesindels entsprechen. Eine besondere Krone verdient darum gewiß eben dieser Höllenfürst der Badener Bank, daß er die friedlichen Thäler des Rheinlandes, die stillen Höhen des Schwarzwaldes, um welche die kindliche Muse Hebels schwebt, von dem wilden Halloh einer Parforcejagd müssiger Prasser bald wird erschallen lassen. Angesichts solcher Erscheinungen möchte man wohl fragen: ist es nicht mit der deutschen Ehre Halali! Darum nichts weiter hievon für jetzt; lassen Sie mich Ihnen von Anderem berichten.

Der Borromäusverein hat, wie Sie wissen werden, kürzlich die erste Versammlung seines Vorstandes in Bonn gehalten. Wird derselbe eine so einflußreiche Stellung einnehmen, wie die Einen hoffen, die Anderen fürchten? Das wird hauptsächlich davon abhangen, ob sich einige Männer finden werden, die Talent, Zeit und Aufopferungsgeist genug besitzen, um die Seele des Ganzen zu bilden und die Last der Arbeit auf ihre Schultern zu nehmen. Wenn es bei solchen Vereinen mit blossen Reden gethan wäre, dann könnte es niemals fehlen; allein tüchtige Arbeiter zu finden, die mit der That einstehen, ist in unserer Zeit, und namentlich in Deutsch-

land, eine sehr schwierige Aufgabe. Durch die Vielschreiberei und die große büreaukratische Staatsmaschine werden bei uns einerseits so viele Kräfte consumirt, andererseits wird beinahe Jeder so sehr daran gewöhnt, sich von oben herab administriren und gouverniren zu lassen, daß selbständige Leute, wie sie ein korporatives Leben von unten fordert, die höchste Seltenheit sind. Denn es gibt am Rhein, wie in ganz Deutschland, nur wenige Katholiken, die, wenn sie auch Talent und Lust zu den Arbeiten eines solchen Vereines, wie der des heiligen Karolus Borromäus besitzen, nicht von ihren Berufsgeschäften so sehr überhäuft wären, daß ihnen noch Zeit zur eifrigen Theilnahme übrig bliebe. Hoffen wir indessen von der Regsamkeit und dem Eifer der Rheinländer das beste; jedenfalls hat der Verein dahier den Vortheil, daß er sich die Erfahrungen des seit lange schon bestehenden bayerischen zu Nutze machen kann.

Der Beschluß dieser ersten Versammlung, als Einleitung des begonnenen Werkes die Lebensgeschichte des heiligen Karolus Borromäus verfassen zu lassen, war gewiß ein sehr passender; wir wünschen von ganzem Herzen, daß es ihm auch gelingen möge, für seinen großen Schutzpatron einen würdigen Biographen zu finden; es ist eine reichlich sich lohnende Arbeit.

Welchen tiefen Eindruck das Leben dieses Heiligen auf das Gemüth des Volkes gemacht, davon konnte ich mich noch kürzlich erst auf einer Reise durch Belgien überzeugen. In den dortigen herrlichen Kirchen sieht man nämlich keinen neueren Heiligen so häufig dargestellt, als gerade den großen Bischof Mailands, und zwar gewöhnlich, wie er den sterbenden Pestkranken die heilige Communion darreicht. Die Gnade und der Trost des Himmels und der Jammer der Erde stehen hier einander in scharfem Contraste gegenüber. Während auf der Nachtseite das Auge mit Schrecken auf den Pestleichen weilt, während es die todte Mutter noch von ihrem lebenden Kinde liebkoset sieht, und von den düstern Gestalten der wildesten Verzweiflung zurückbebt, sieht es auf der Lichtseite einen anderen

Christian, bis sie Zeichen in ihren Besen angebracht hat, so daß sie den Besitzer von dem Besenmacher unterscheiden kann, oder so daß sie weiß, wie viele Besen sie bereits gekauft hat. Die Zeichen sind also Hilfsmittel, die es ihr leichter machen, sich an die Anzahl der Besen zu erinnern, die sie bereits gekauft hat. Ohne sie könnte sie sich nicht so leicht erinnern, wie viele Besen sie gekauft hat, und sie könnte sich nicht so leicht an die Besitzer erinnern, die sie gekauft hat.

Wie im Falle der Zeichen dient auch schriftliche Sprache dazu, unser Gedächtnis zu unterstützen und zu erleichtern. Sie ist ein Hilfsmittel, das uns hilft, uns an bestimmte Dinge zu erinnern. Wir können uns Dinge aufschreiben, damit wir sie nicht vergessen.

Wenn wir Erinnerungen aufschreiben, dann tun wir dies, damit wir diese Erinnerungen nicht vergessen. Wir können sie wieder hervorholen, wenn wir sie brauch

Judenthum Genommene trug. Auch im Reformat. Kl. wurde dieses Lied, wie alle Lieder, welche Luther selbst gedichtet, für unübertreffbar gehalten und deshalb Niemanden bei der Begehung Allgemeiner Bittage, die im Lauf der Zeit nöthig wurden, zugemuthet, ein anderes Lied zu singen. Dasselbe Lied ist schwerlich in irgend einem Lutherischen Gesangbuche fehlend. Wenn man auch bei manchen Liedern Luthers, wie bei dem Liede: Ein feste Burg ist unser Gott, Bedenken tragen kann, ob dieselben nicht zu kunstlos dichterisch, zu weitläufig sind, um das Gebetbedürfniß der Gemeinde in ihnen vollständig befriedigt zu finden, so ist dieses Bedenken gegen dieses Lied nicht zu machen, denn es bewegt sich in einfachen Gedanken und Worten, und ist doch vollständig.

Ein feste Burg ist unser Gott, Ein gute Wehr und Waffen; Er hilft uns frei aus aller Noth, Die uns jetzt hat betroffen. Der alt böse Feind, Mit Ernst er's jetzt meint, Gross Macht und viel List Sein grausam Rüstung ist, Auf Erd ist nicht seins Gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan, Wir sind gar bald verloren; Es streit für uns der rechte Mann, Den Gott hat selbst erkoren. Fragst du, wer der ist? Er heisst Jesus Christ, Der Herr Zebaoth, Und ist kein andrer Gott, Das Feld muss er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär, Und wollt uns gar verschlingen, So fürchten wir uns nicht so sehr, Es soll uns doch gelingen. Der Fürst dieser Welt, Wie sauer er sich stellt, Thut er uns doch nicht, Das macht, er ist gericht't, Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn, Und kein Dank dazu haben, Er ist bei uns wohl auf dem Plan Mit seinem Geist und Gaben. Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, Lass fahren dahin, Sie haben's kein Gewinn, Das Reich muss uns doch bleiben.

rigen Lage. Man kann in Berlin leicht sein Benehmen tadeln, die Tadler würden es aber schwerlich besser gemacht haben. Die Schwierigkeiten sind der Art, wie sie nicht leicht in einer andern ständischen Verfassung vorkommen; es verhält sich damit folgendermassen:

Als man in Preußen die Landtage instituirte, war das ihnen gewährte Maaß politischer Rechte bekanntlich ein Minimum. Man dachte sich unter ihnen nichts anderes, als eine Versammlung von Honoratioren der Provinz, die ihr Gutachten über Vorlagen geben sollten, welche die Regierung selbst für gut fände, ihnen vorzulegen, und die anderer Seits das Recht hätten, die Petitionen der Provinz der Regierung in geziemender Ehrfurcht zur gefälligen Berücksichtigung vorzulegen. Von dieser Idee der Landesvertreter als bloßer Begutachter über gegebene Fragen und Bittsteller unmaaßgeblicher Wünsche ausgehend, fand man es nicht im mindesten für nothwendig, ihren Versammlungen eine parlamentarische Organisation zu geben, wodurch die Regierung ständig auf ihnen vertreten wäre. Denn was konnte man unter solchen Umständen in also beschränkten Gränzen von ihren Discussionen besorgen? — Allein, was geschah? — Die Abgeordneten sahen sich allerdings vorzüglich auf ihre Petitionsbefugniß zurückgewiesen; denn die Vorlagen der Regierung, die den anderen Theil ihrer Thätigkeit ausmachen sollten, waren in der Regel von so geringem Belang, daß sie manchmal ein Lächeln bitterer Ironie hervorriefen. Der Regierungscommissär erklärte die dießjährigen selbst bei der Eröffnung für ganz untergeordneter Art, und knüpfte daran die Erwartung, daß der Landtag seine Geschäfte bald würde erledigen können. Dagegen aber entwickelten sich nun die Petitionen um so umfassender; sie beschäftigten sich entweder mit der Abstellung wirklicher oder vermeintlicher Mißbräuche, oder mit der Einführung neuer Bräuche zur Befriedigung irgend eines von Seite der Provinz gefühlten Bedürfnisses. Damit aber eine Versammlung entscheiden könne, ob diese Petitionen an den Thron zu bringen seien, ist sie in die Nothwendigkeit ver-

setzt, sich darüber aufzuklären und zu verständigen, ob die fraglichen Mißbräuche und Bedürfnisse auch wirklich in der Provinz bestehen. Auf diese Weise nahm die parlamentarische Discussion an den Landtagen ihren Anfang; es erhoben sich Stimmen für und wider, und bald wurde das gesammte Staatsleben der Provinz, die ganze Administrationsweise der Regierung in nothwendiger Verknüpfung in diese Discussion hineingezogen. Wer dem Gange der ständischen Entwicklung in Preußen gefolgt ist, konnte wahrnehmen, wie die Verhandlungen der Landtage in dieser Beziehung einen immer umfassenderen, bedeutsameren Charakter annahmen, besonders in der Rheinprovinz.

Da sich inzwischen die Regierung die Berücksichtigung der Gutachten und Petitionen der Landtage unbedingt vorbehalten hatte, so konnte sie den Discussionen ruhig zusehen, das Heft war ja immer in ihrer Hand; bei ihr stand die That, bei jenen das bloße Wort; nur sie konnte das Wort zur Wirklichkeit machen; ohne sie verhallte es in den Sitzungssälen, oder blieb im Staube der Protokolle vergraben.

Um für diese Bedeutungslosigkeit einigen Ersatz zu erlangen, ging nun natürlich das Bestreben der Landtage vorzüglich nach Veröffentlichung ihrer Verhandlungen. Erfuhr die Provinz das Wort ihrer Deputirten, sanctionirte sie es durch ihre Beistimmung, dann war es nicht mehr die Klage oder die Bitte eines einzelnen auch noch so angesehenen Mannes, über den man sich leicht hinwegsetzen kann; es war in der That die Stimme der Provinz, die ihre Wünsche und Klagen mit den beigefügten Gründen vor den Thron brachte.

Die Regierung willfahrte diesem Bestreben nach Publizität der Verhandlungen in ziemlichem Umfange; dadurch aber erlangten die Landtage eine Bedeutung, welche die Regierung kaum selbst von ihnen geahndet hatte und so mußte sie nun im Rückschlag die Nachtheile jener ersten auf ihre gänzliche Unbedeutendheit gegründeten Organisation erfahren. Während nämlich ihre Maaßregeln in jenen Versammlungen vom Standpunkte der Regierten aus erwogen, angegriffen und vertheidigt wur-

den: fehlte es ihr selbst an einer Vertretung ihrer Interessen, die ihren Standpunkt den Angreifern und Vertheidigern gegenüber erklärt, Mißverständnisse gelöst und Irrthümer und falsche Angaben berichtigt hätte. Der Landtagscommissär eröffnet zwar allerdings die Sitzungen, wohnt ihnen aber nicht bei, um bei der Discussion interveniren zu können, sondern er erhält nur nachträglich das Protocoll. So findet er sich, wie nicht minder das Ministerium in Berlin, auf den schriftlichen Verkehr und nachträgliche Berichtigungen und Aufklärungen beschränkt, wenn die Sache von allen Seiten schon auf dem Landtage selbst durchgesprochen und gewissermaßen abgemacht ist.

Auf diese Weise müssen denn die also gedruckten Verhandlungen nicht selten sehr zum Nachtheil der Regierung ausfallen und oft einen ungünstigen Eindruck machen; von einer Leitung derselben ihrer Seits kann unter diesen Umständen keine Rede seyn. Herr von Schaper wollte diese Lücke ausfüllen, indem er den Weg der Publizität in den Journalen wählte. Er that dieß gleich Anfangs bei der Frage über das Recht der Regierung, ein Landtagsmitglied, wegen verhängter noch schwebender gerichtlicher Untersuchung, auszuschließen.

Wenn man es ihm daher in Berlin zur Last legt, als sei er es gewesen, der jene unangenehmen Erörterungen in den rheinischen Zeitungen über verletzte Parität in Censursachen und Ueberbürdung der Rheinprovinz und Westphalens in Betreff der Grundsteuer unnöthiger Weise hervorgerufen habe: so geschieht ihm Unrecht. Beide Gegenstände hatten ja auf dem Landtag, und die Grundsteuer nicht zum erstenmal, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und waren Fragen des Tages in Aller Mund; der Oberpräsident wollte nur den Eindruck jener Verhandlungen zu Gunsten der Regierung neutralisiren.

Die Beschwerde in Censursachen betreffend war seine Aufgabe freilich eine höchst undankbare und unlösbare; er nahm hierin die Sünden und Mißgriffe Anderer, die ihm dafür keinen Dank wußten, auf sich. Der Ruf von persönlicher Gerechtig-

keitsliebe und Ehrenhaftigkeit, den er sich allgemein in der Rheinprovinz erworben, sprach ihn frei von jeder direct von ihm ausgehenden gehässigen Partheilichkeit, nicht nur in dieser, sondern, ich darf es wohl sagen, in allen anderen confessionellen Fragen; allein wie konnte er im Allgemeinen die Parität der Censur rechtfertigen, da man in Berlin den Katholiken die Concession von Journalen zur Vertheidigung ihrer Interessen unter der Aufsicht der Censur beharrlich verweigerte, während man doch die maaßlosesten Schmähungen und Angriffe der Journale des In- und Auslandes unbedingt zuließ, und die neuen Schismatiker Monate lang ungehindert walten ließ, bis man sich endlich erinnerte, daß Gesetze vorhanden seien, die sie in gehörige Schranken wiesen. Nicht allein Herr von Schaper, auch das Ministerium Arnim hat allerdings auch an dieser Discussion durch seine Denkschrift an den Landtag in Betreff der Trierer Petition Theil genommen. Allein wäre diese Berliner Denkschrift mit den Verhandlungen des Landtags zur Publizität gelangt: sie würde in der Rheinprovinz gewiß noch weniger Anklang gefunden haben als die Artikel des Oberpräsidenten. Die Bruchstücke, welche Freiherr von Loe aus dieser Schrift in seinen unter preußischer Censur gedruckten Reden mittheilt, reichen allein hin auf den confessionellen Geist zu schließen, der ihre Abfassung präsidirte. Scheute sie sich ja nicht, die ruhige Erwiderung des Pfarrers Mauritius Moritz eine der leidenschaftlichsten Streitschriften zu nennen, während sie den kalten Hohn der beiden Bonner Professoren als wissenschaftliche Forschung in Schutz nahm. Von den historisch-politischen Blättern stellte sie den vierhundert Trierer Petenten gegenüber in demselben Geiste die Behauptung auf: jeder gute preußische Unterthan, der einen unbefangenen Blick in diese Zeitschrift gethan, welcher Confession er auch sei, müsse die Fortdauer des Verbotes gut heißen.

Eine solche Sprache kann man allerdings in Berlin für wirksam und zweckmäßig halten, wo die obersten Collegien des Staates in einer Weise zusammengesetzt sind, wie es die be-

kannten Reden des Freiherrn von Loe über die Parität gerügt haben, wenn man sich aber in überwiegend katholischen Provinzen davon irgend einen Erfolg verspricht: so irrt man sich gänzlich im Geiste dieser Provinzen.

Nach diesen Vorgängen konnte die Versetzung des Oberpräsidenten nach Westphalen wie gesagt nicht als ein günstiges Vorzeichen für den zu erwartenden Landtagsabschied von Seiten der Rheinlande angesehen werden. Uebrigens kömmt man allmälig zu der Ueberzeugung, daß die Bedeutung der Landtage überhaupt nicht von den Abschieden abhänge; man sieht sie als eine Schule an zur Bildung eines politischen öffentlichen Geistes, an dem es so sehr in Deutschland mangelt. Ist die Provinz einmal zum Bewußtseyn dessen gekommen, was ihr wirklich noth thut; ist sie mit sich selbst einig und hat ihre Kräfte und ihre Wünsche und Bedürfnisse kennen gelernt: so wird ihre Befriedigung im Gange einer ruhigen gesetzmäßigen Entwicklung, ohne Zerstörung und Umsturz, nicht ausbleiben, davon überzeugt man sich mehr und mehr.

Herr von Schaper hatte sich, wie wenige höhere protestantische Beamten, das Vertrauen eines streng rechtlichgesinnten Mannes erworben, der, frei von antikatholischer Befangenheit, mit dem besten Willen das Wohl der Provinz rastlos zu fördern bemüht war. Hatte er Vorurtheile der Erziehung, so gab man ihm das Zeugniß, daß er der entgegengesetzten Ansicht eine freimüthige Aeußerung gestattete, und sein Ohr einer Berichtigung von factischen Irrthümern und Mißverständnissen nicht verschloß, indem er dem Recht sein Recht widerfahren ließ, auf welcher Seite er es auch fand. Sehen ihn auf diese Weise die Katholiken nur ungern scheiden, rühmen sie seine Milde, seine Leutseligkeit und sein Wohlwollen; so habe ich andererseits keine Stimme vernommen, die seinen Protestantism in Zweifel gezogen, oder ihn beschuldigt hätte, die protestantischen Interessen der Provinz preisgegeben zu haben. Statt seiner wird nun Hr. Eichmann in die Provinz kommen; eine Wahl, die hier zweifache Bedenken erweckt; einmal

geht ihm der Ruf voraus, als gehöre er der pietistischen Richtung des Berliner Protestantism an; am Rhein aber sieht man Pietisten nur sehr ungern in hohen, die confessionellen Fragen umfassenden Staatsämtern. Man will die Erfahrung gemacht haben, daß von Männern dieser Farbe, trotz allen süßen und sanften Zusicherungen und Versprechen, bei ihrem frommen Eifer, am wenigsten für Gerechtigkeit und Parität in Collisionsfällen zu erwarten sei. Andererseits aber ist Hr. Eichmann mit den Personen und Verhältnissen unbekannt, oder höchstens aus der Ferne bekannt; er muß erst seine Schule durchmachen, und wie jeder andere, sein Lehrgeld zahlen. Will man aber in den einzelnen Provinzen nicht vorzugsweise Einheimische, die in den Sitten und der Confession der Majorität aufgewachsen sind, betrauen, so wird der Wunsch doch von keinem gerechten Beurtheiler als ein unbescheidener zurückgewiesen werden, daß man ihnen in diesem Falle zum mindesten Männer lasse, die sich in ihre Verhältnisse hineingefunden, die Dinge und Personen kennen, und sich das allgemeine Vertrauen erworben haben. Ob die Anwesenheit des Königs in dieser Beziehung eine Veränderung hervorbringen wird, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Unterdessen haben die Großmächtigen der freien Stadt Frankfurt die Gewaltstreiche der kleinen Tyrannen von Aarau nachgeahmt. Während das Frankfurter Journal täglich die ganze katholische Welt von dem Papst an wie bekannt mit giftigem Spott und Hohn überschütten darf, während es ungehindert die Freischaaren und Landfriedensbrecher der Schweiz als Helden und Martyrer der Freiheit preisen durfte, ohne daß der Senat darin irgend eine Kränkung der Katholiken sah, während die katholischen Schismatiker ihren neuen Gottesdienst ungehindert dort einführen und einrichten dürfen: sind die katholischen Priester nicht einmal mehr in den Beichtstühlen vor der Gewaltthat dieser strengen Herren sicher. Statt auf die Beschwerden der Katholiken in Sachen des Schul- und Kirchenvermögens beim Bundestage zu hören, und eine längst an-

erkannte Verpflichtung der Gerechtigkeit endlich zu erfüllen: hat der hohe Senat mit Polizeigewalt einen wehrlosen Caplan aus der Stadt führen lassen, weil er das Beichtsiegel nicht brechen wollte. So versteht man hier die Parität der Confessionen! — Der Krug geht indessen so lange zu Wasser, bis er bricht!

In der Journalistik hat sich hier wenig geändert. Die Kölner Zeitung fährt in ihrer alten verdeckten Feindseligkeit fort. Da sie sich nicht traut, in den einheimischen Fragen ein lautes verständliches Wort zu reden, sondern wo es sich von Religion handelt, stets in halben Tönen zwischen den Zähnen lakonische Zweideutigkeiten hinmurmelt: so hat sie sich die Schweiz als das Feld ihrer charakterlosen Tapferkeit ausersehen. Von dem Rechtspunkte ist hier keine Rede; das katholische Luzern und die Jesuiten müssen die Kosten ihrer armseligen Freisinnigkeit tragen. Nicht leicht ist ihr ein Mährchen, ein Gerücht irgend eines schlechten radicalen Blattes zu schlecht; sie nimmt es auf. Ihr zu Folge lebte in den Katholiken des Kantons Luzern nur ein Gefühl reactionärer fanatischer Rache! Dr. Steiger wurde tausend Klafter unter der Erde gefangen gehalten, so daß er nur durch ein Wunder entkam! Katholische Artikel dagegen nimmt sie keine auf oder nach langen Gesichtern und noch längern Reden als Inserate gegen baares Geld hinten am Schlusse des Blattes; dagegen fährt sie fort, die schlechtesten Schriften ihren Lesern anzupreisen, während sie katholischer Werke kaum mit einer Sylbe erwähnt. Wie lange wird die Geduld der rheinischen Katholiken sich dieses nur auf Abonnenten speculirende Unwesen gefallen lassen, und dem Blatt ihre Abonnements nicht aufkündigen?

VIII.

Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Es ist allgemein bekannt, daß der dreißigjährige Religionskrieg sowohl durch seine lange Dauer, als insbesondere durch die Zügellosigkeit der Freibeuterschaaren, welche zumal nach Gustav Adolph's Tode, unter Schwedischem Banner und mit französischem Gelde unterstützt, unser armes Vaterland aussaugten, auf den vorher blühenden Wohlstand Deutschlands den zerstörendsten Einfluß ausübte, daß er ganze Gegenden verwüstete, und viele früher wohlhabende Städte in elende Flecken verwandelte. Bayern, welches die Vorsehung damals unter die Obhut eines weisen und thatkräftigen Fürsten gestellt hatte, der zum Schutze seines Volkes das Mögliche that, wurde verhältnißmäßig weniger, als andere deutsche Länder, von diesen Mißgeschicken des Krieges betroffen, und seine Hauptstadt blieb, abgesehen von dem vorübergehenden Eroberungszug des Schwedenkönigs, der noch bessere Mannszucht zu erhalten verstand, wenn gleich auch er schon über deren merkliche Abnahme bittere Klage führte, von den gefährlichsten Kriegsereignissen glücklich verschont. Gleichwohl hat auch München unter jenem verderblichen Einflusse in kurzer Zeit eine erstaunliche Minderung seines Wohlstandes erfahren müssen. Ein im vorigen Jahre erschienenes Werk gibt uns darüber in Zahlen überraschenden Aufschluß; es wird für die Leser dieser Blätter nicht

ohne Interesse seyn, wenn wir ihnen die dort gegebenen Resultate vor Augen legen. Der rechtskundige Magistrats-Secretär Schlichthörle hat nämlich in seiner Schrift: „Die Gewerbsbefugnisse in der königl. Haupt- und Residenzstadt München, Bd. I., Erlangen 1844", aus amtlichen Quellen eine sehr fleißige, geschichtliche Uebersicht über den Stand des Gewerbfleißes daselbst, so wie über die Ausbildung und die Rechte der verschiedenen Gewerbe geliefert. Wir finden darin Seite LXIX bis LXXIV ein tabellarisches Verzeichniß der vom Jahre 1370 an in verschiedenen Zeiträumen bestandenen, so wie der gegenwärtig bestehenden Gewerbe in München, und zwar sind dabei namentlich als Epochen die Jahre 1370, 1500, 1618, 1633, 1649, 1802, 1825 und 1844 angenommen. Hieraus ergibt sich nun, daß im Jahre 1618, also vor Beginn des dreißigjährigen Krieges, die Zahl der Gewerbtreibenden in München, das damals nur die Hauptstadt von kaum einem Viertheil des jetzigen Königreichs Bayern war, 1769 betrug; im Jahre 1633 aber, nach dem siegreichen Zuge Gustav Adolph's, war diese Zahl schon auf 1464 herabgesunken, und im Jahre 1649, als endlich dem zerstörenden Kriege ein Ziel gesetzt war, finden wir nur mehr die Zahl 1091; in dem kurzen Zeitraume von fünfzehn Jahren hatte sich also die Zahl der Gewerbtreibenden in München um 305, und in dem ganzen Verlaufe des dreißigjährigen Krieges um 678 vermindert. Wie schwer sich die Stadt von dieser Zerrüttung ihres Wohlstandes erholte, geht daraus hervor, daß noch im Jahre 1802 der Gewerbfleiß nicht einmal den Stand vom Jahre 1633 wieder erreicht hatte; denn damals belief sich die Summe aller Gewerbe noch erst auf 1406, wobei freilich die unglücklichen Perioden des Spanischen und Oesterreichischen Erbfolgekrieges in Anschlag zu bringen sind; andererseits aber auch in Betracht kommt, daß nun schon seit geraumer Zeit fast alle pfälzisch-bayerischen Lande unter einem Scepter vereinigt waren, und diese bis zum Ausbruch des französischen Revolutionskrieges, den wenig bedeutenden Kartoffelkrieg abgerechnet, eines

halbhundertjährigen Friedens sich erfreut hatten. Dagegen ist von 1802 bis 1825 die Zahl der Gewerbe auf 2127, und von da bis 1844 auf 3127 gestiegen, worin sich eben so deutlich die Segnungen des langen Friedens, dessen wir genießen, wie dort die Trübsale wilder Kriege zu erkennen geben.

Betrachten wir einige der bedeutenden Gewerbe insbesondere, so finden wir z. B. Bäcker im Jahre 1618 70, im J. 1633 nur 68, im J. 1649 nur mehr 65, und erst im J. 1825 wieder 72, jetzt 95; Bier- und Tafernwirthe im J. 1618 schon 42, im J. 1633 nur 31, im J. 1649 nur mehr 27, im J. 1825 aber 173, jetzt gar 209; Hutmacher im J. 1618 schon 23, im J. 1633 nur 13, im J. 1649 nur 9, und selbst jetzt erst 14; Kistler im J. 1618 schon 41, im J. 1633 nur 37, im J. 1649 nur mehr 21, und selbst 1802 erst 29, jetzt 104; Lein- und Zeugweber im J. 1618 schon 161, im J. 1633 nur 120, im J. 1649 nur 82, jetzt 74; Schlosser im J. 1618 schon 23, im J. 1633 nur 22, im J. 1649 nur mehr 12, jetzt 50; Schneider im J. 1618 schon 118, im J. 1633 nur 90, im J. 1649 nur mehr 64, jetzt 215; Steinmetze im J. 1618 27, im J. 1633 nur 8, im J. 1649 nur 5; Buchhändler im J. 1618 schon 3, 1633 und 1649 nur mehr 2, erst 1802 wieder 3, jetzt 12; Buchbinder im J. 1618 10, 1633 und 1649 nur 8, im J. 1802 schon wieder 14, jetzt 34. Bemerkenswerth ist noch, daß die Zahl der Eisenhändler vom J. 1618 bis 1633, vielleicht eben des Krieges wegen, von 12 auf 16 steigt, dann aber 1649 auf 9 sinkt, und noch auffallender ist es, daß die Zahl der Handelsleute und Krämer in der ersten Periode um 11, und in der zweiten noch um 2 zunimmt.

Wir leben in einer Zeit, in welcher der Gewerbfleiß Deutschlands in lebendigem Aufschwung begriffen ist, und durch die Beseitigung lähmender Zollschranken im Innern, durch die Benutzung großartiger Erfindungen, durch Förderung der Schifffahrt, unter dem Schutze langen Friedens, zu einer früher nicht geahnten Blüthe sich entwickeln kann; aber es ist auch eine

Zeit der Gährung auf religiöſem und politiſchem Gebiete; dieſe wird genährt durch eine, ſonſt den beſſer berechtigten Altlutheranern verweigerte Duldung, ja manchfaltige Förderung des unſeligen Treibens einiger unkirchlicher Wühler, die mit fanatiſchem Haſſe den Beſtand der katholiſchen Kirche anfeinden, und das anerkannte Confeſſionsverhältniß in Deutſchland zu alteriren trachten, und die zugleich ziemlich unverholen die brüderliche Hand jenen politiſchen Wühlern reichen, deren Kriegsmanifeſt gegen alle bürgerliche Ordnung die Schweiz vor kurzem in dem wilden Rufe: à bas ceux qui ont des domestiques vernehmen konnte; auf mancher Lippe ſchon ſchwebte, aus düſterer Ahnung deſſen, was die Zukunft unſerem zerriſſenen Vaterlande bereiten könnte, hervorquellend, das verhängnißvolle Wort: Religionskrieg. Da mag es wohl nicht unpaſſend gefunden werden, darauf hinzuweiſen, welche Früchte nach der Erfahrung früherer Jahrhunderte aus ſolcher Saat des Sturmes für Deutſchland erſprießen können. Der Ruin des Wohlſtandes aber und der Induſtrie war noch das kleinſte der Uebel, welches aus der unglücklichen Periode von 1618 bis 1648 hervorging; weit ſchlimmer war der moraliſche Ruin, welcher dadurch hereinbrach und das folgende Jahrhundert zu der kläglichſten Periode der deutſchen Geſchichte herabgewürdigt hat. Möge der Geiſt und die Kraft wahrer Weisheit das deutſche Volk und ſeine Lenker beſeelen, um die Wiederkehr ſolcher Erniedrigung abzuwenden, und uns durch die gegenwärtige Gährung hindurch zu einer höhern Entwicklung unſerer Zuſtände führen!

IX.

Ecce Homo!

Pontius Pilatus hat es vor mehr als achtzehn Hundert Jahren nicht geahnet, was es für ein großes, inhaltschweres Wort war, das er sprach, indem er den blutig mißhandelten, gegeißelten, mit Dornen gekrönten, gebundenen, verspotteten Heiland, ein Bild des namenlosesten Jammers und der schmachvollsten Erniedrigung, dem wüthenden Judenvolke mit den Worten vorführte: „Sehet da einen **Menschen!**“ Wir sollten lieber so sagen: „Sehet da **den Menschen!**“ So tief erniedrigt, wie jener **Mensch** da stand, so tief gesunken war seit dem ersten Sündenfalle die Menschheit, um derentwillen Er, der **Mensch**, so elendig da stand. Er, der **Mensch**, erniedrigte sich, und ward gehorsam bis zum Tode des Kreuzes; darum hat Ihn Gott erhöhet, Ihn, den **Menschen**, erhöhet, und verherrlichet: und in der Erniedrigung und Verherrlichung dieses **Menschen** ist der tiefgefallenen Menschheit die einzige Möglichkeit und das einzige Mittel gegeben, aufzustehen, und, wie Er, verherrlicht zu werden. Dieses ist das hochheilige Mysterium unserer Erlösung, wie wir es im Lichte des Glaubens schauen; dieses ist ein Schauen, welches zwar dem stolz aufgebläheten, sich selbst vergötternden, die Tiefe der göttlichen Rathschlüsse anmaßlich ergründenden, die ewige Weisheit des himmlischen Vaters frech überbietendem

Verstande wie Finsterniß und Thorheit erscheint, aber doch ein Schauen, welches nicht etwa blos dem Gemüthe Ruhe, sondern auch dem ruhigen Geiste Klarheit gibt, und der einzigen wahren, von Gott nicht getrennten, sondern in Gott und für Gott stehenden und forschenden menschlichen Wissenschaft vollkommen Genüge leistet.

So sprach Pilatus sein „Ecce Homo", und ahnete nicht, daß er mit diesen Worten, welche der Wuth blutdürstiger Feinde gegenüber wenigstens aus einem mitleidigen, menschlich fühlenden Herzen kamen, die unendliche Barmherzigkeit Gottes bekenne und verkündige. Ihn hatte das Licht der Gnade noch nicht erleuchtet; denn er war auch Einer von jenen Sehenden, die der Herr bei Johannes Blinde nennt: Was ist Wahrheit? hatte er gesagt, und war davon gegangen.

Die Weisheit der modernen Philosophie spricht auch und bekennet: Ecce Homo! ja sie thut mehr als Pilatus: nicht einen erniedrigten, mitleidswürdigen, gemeinen Menschen, sondern den Edelsten, den Stolz des Menschengeschlechtes bekennet sie. Noch mehr, mit Simon Petrus bekennet sie den Sohn des lebendigen Gottes, und mit Thomas ruft sie aus: Mein Herr und mein Gott! Denn die alte Clique der Gott- und Christus-Läugner ist mit Schimpf und Schande abgezogen, und trost- und freudenlos zu Grabe gegangen; die Himmelsstürmer mit ihrer Parole „Ecrasez l'infame", jene Reisige, die, unter der Aegide eines mächtigen Königes hohnlachend, ihres Sieges volle Zuversicht hatten, sie haben ihr Pulver verschossen, und sind schimpflich genug von dannen gekommen; Strauß, Sintenis, Wegscheider u. A. sind wie arme, verspätete Marandeurs hinter dem Troß des längst verschollenen Heeres weit zurückgeblieben, und müssen zuletzt ein ruhmloses Ende finden: ja selbst Röhrismus und Bretschneiderianismus können sich zu weiterem Fortkommen keine Bahn mehr brechen, sie müssen auf ihren Lorbeeren ruhen und schlafen, bis sie unvermerkt in dem Schattenreich der Träume verschwinden. Solch klägliche Ausgänge

sah und erkannte die Weisheit der modernen Philosophie; und darum bekannte sie in anderem Sinne, als Pilatus, weder jene Scene im Gerichtshause, noch weniger jene vorhergehende am Geißelpfahle, noch auch jene letzte auf Golgatha ausmalend, vielmehr dergleichen Alles sorgsam verschweigend, oder euphemistisch vertuschend, bekannte sie: Ecce homo, und als besondere Freundin aller Verklärung und aller fühl- und sichtbaren Herrlichkeit bekannte sie weiter, freilich auch wieder in etwas anderem Sinne als Thomas, Dominus meus et Deus meus!

Aber um wie viel hat es denn nun diese neuere Weisheit durch diese Bekenntnisse in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit weiter gebracht? Das wird sich am deutlichsten aus einem Glaubens- oder besser Wissensbekenntnisse derselben herausstellen. In der Berliner, von Dr. Karl Brandes redigirten, „Literarischen Zeitung" Nro. 9 vom 1. Febr. 1845 heißt es in einem längeren, Philosophie und Geschichte besprechenden Aufsatze, in welchem auch bemerkt wird, daß Gott, der auch das Böse zum Guten wende, darin „nicht etwa eine jesuitische List, sondern seine Allmacht, Weisheit und Gnade offenbare", unter anderem wie folgt:

„Das Leben der Menschheit bewegt sich eben so sehr in der Kategorie der Gattung, wie in der der Individualität, diesen Schlußkategorien der Naturphilosophie. Es hat also wirklich eine organische, unterschiedliche Gesammtentwicklung, so gut, wie schon die Pflanzenwelt; es geht aus von einem Keime, und steigt auf bis zur vollendeten Frucht. Es hat aber auch eine organische, unterschiedliche Mannigfaltigkeit, so gut wie die Pflanzenwelt; es geht in den Reichthum der Individualitäten, der Völker und Zeiten auseinander, die in ihrer Art ein Vollkommenes zu entwickeln haben. Dieß ist das Wahre in Hegel's und Schubarth's Begriff. Aber damit ist noch nicht der Begriff der geschichtlichen Entwicklung erschöpft. Die Menschheit entwickelt sich nicht blos in jenen Natur-Kategorien, denn sie hat nicht blos ihre Natur, sondern auch ihren Geist, der als solcher in seiner Allgemeinheit, wie in seiner Persönlichkeit über die Natur hinausgeht. Die Entwicklung der Menschheit ist darum nicht blos eine generelle, wie Hegel, nicht blos eine specielle und individuelle, wie Schubarth will, sondern sie ist wesentlich auch eine persönliche und universelle. Sie ist eine persönliche, und darum kann jedes Moment auf jeder Stufe der Entwicklung nicht allein

individuelle, natürliche, ſondern auch freie, geiſtige Selbſtſtändigkeit haben, weil jedes Moment durch den perſönlichen Geiſt an das höchſte, univerſelle Ziel der ganzen Entwicklung gebunden werden ſoll. Als ſolche perſönliche Entwicklung muß ſie aber weſentlich auch eine univerſelle ſeyn. Der perſönliche Menſchengeiſt kann als natürliches Individuum jenes höchſte Ziel immer nur beſchränkter Weiſe erreichen; er muß darum in der Geſammtheit, alſo in der Totalität der Gattung, als Eine ſogenannte moraliſche Perſon darangehen, das Eine Ziel zu erreichen. Um es aber wirklich zu erreichen, dazu vermag der menſchliche Geiſt als ſolcher keineswegs, wie Schubarth meint, „„der einigende Mittler““ zu ſeyn. Dazu gehört mehr, dazu gehört Ein Menſch, der mit ſeinem perſönlichen Geiſte alle perſönlichen Geiſter beherrſcht und gerade dadurch in vollſter Freiheit ihrem Ziele zuführt; Ein Menſch alſo, der in ſeiner individuellen Perſönlichkeit die abſolute Univerſalität des Geiſtes überhaupt, alſo das göttliche Weſen des Geiſtes für alle offenbart und in allen bewährt und bewahrt, — d. h. **Ein Gott-Menſch**, der wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Menſch in Einer Perſon iſt, und ſo durch ſeine Perſon allen andern Menſchen das wahrhaft univerſelle und damit erſt das völlig perſönliche, kurz das ewige Leben zu geben vermag. Solch Einen und Einzigen Gott-Menſchen haben wir nun wirklich in dem Erlöſer; dieſer iſt das perſönliche Haupt der perſönlichen Menſchheit. Wie aber die Menſchheit heranwachſen mußte, bis daß die Zeit erfüllet und der Sohn Gottes Menſch ward; und wie er als Menſchenſohn wuchs bis zu ſeiner männlichen Reife, unterthan auch dem Geſetze der natürlichen Entwicklung: ſo ſoll auch fortan die Menſchheit in der durch Chriſtum gewonnenen Gotteskundſchaft heranwachſen, „„bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden, der da ſei in der Maaße des vollkommenen Alters Jeſu Chriſti““ (Epheſ. 4, 13.) u. ſ. w.“

Und was enthält nun das moderne Bekenntniß der modernen Weisheit? Kein Bekenntniß, wie Simon Petrus und Thomas ablegten; ja noch weniger, als das mitleidige Ecce Homo des Pilatus; es enthält eine lange, aufgeblähte, vornehmthuende Wortmacherei, ohne reelle Grundlage und praktiſche Brauchbarkeit, einen philoſophiſch conſtruirten Chriſtus, einen ſelbſtgeſchaffenen Gott-Menſchen, der eben darum, weil ſelbſt geſchaffen, weder Gott noch Menſch, ſondern ein luftiges Phantaſiegebilde iſt, welches unter der Analyſe eines kälteren und nüchternen Verſtandes auf Nichts reducirt, oder mittelſt der Schärfe einiger Reagentien in ein unſichtbares

geſchmack- und geruchloſes Gas aufgelöst, ſich in die unendliche Leere verflüchtigen wird. Ecce Homo, das iſt der Menſch, Ecce Deus, das iſt der Gott, Ecce Salvator mundi, das iſt der Welterlöſer, den der Berliner Meiſter Hegel's und Schubarth's, den mit ihm die wortreiche, moderne Philoſophie verkündiget! Aber noch mehr: heilloſer Pantheismus, oder, was eben faſt auf das Selbige hinausläuft, ſtolze Vergötterung des Geſammtmenſchengeiſtes durchſpukt das ganze Bekenntniß, und dahinter, aus tiefſtem Grunde, lugt hervor Selbſtvergötterung des Geiſtigſten der Geiſter, des freieſten und perſönlichſten unter aller freier Perſönlichkeit, des wirklichen Inhabers des „völlig perſönlichen, kurz des ewigen Lebens", den dieſe große Weisheit durchdrungen, der dieſelbe erkannt und der Welt verkündet hat.

Wie viel anders Auguſtin und mit ihm die Kirche: Gott Allmächtiger Vater, „Der Du das Heil des menſchlichen Geſchlechtes auf dem Kreuzesholze gegründet haſt, damit von dort, woher der Tod entſprungen, auch das Leben erſtehen möchte, und der, welcher am Holze geſiegt, am Holze auch beſiegt wurde durch **Chriſtum** unſern Herrn!" Das iſt auch ein Ecce Homo! Und dann wieder: „Als unſer Oſterlamm iſt Chriſtus geopfert: denn Dieſer iſt das wahrhaftige Lamm, welches hinweggenommen die Sünden der Welt; der unſern Tod, da Er ſtarb, vernichtete, und unſer Leben, da Er auferſtand, wieder herſtellte." O Tiefe des Reichthumes der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Ecce Homo! Ich ſehe den Menſchen! Dominus meus et Deus meus! Er iſt wahrhaftig mein Herr und mein Gott!

X.

Literatur.

Commentar zum Briefe an die Römer. Von Dr. Fr. X. Reithmayr, ordentlichen Professor der Theologie an der Universität München. Regensburg 1845. S. XII, 787.

War die christliche Kirche von jeher gewohnt, Paulus, den zuletzt aus Allen, aber auch gerade auf die gnadenvollste Weise zum Apostolate Berufenen, mit eigenthümlichem Vorzuge als „den Apostel" zu bezeichnen, so verehrte sie hinwiederum aus dessen reichem Vermächtniß apostolischer Briefe, eben den Brief an die Römer als die ohne Vergleich kostbarste, in ihrer Art einzige Reliquie. In der That, wenn der Apostel überall groß ist, in seinem Wirken, wie in seinen Worten, so entfaltet er im Römerbriefe die ganze Erhabenheit seines Geistes und Gemüthes, die beide, von Natur mit ungewöhnlichen Gaben geschmückt, und dann bis in die innersten Tiefen von dem Lichte der Gnade Christi durchstrahlt, gerade in der Zeit, in welcher der Apostel diesen Sendbrief niederschrieb, durch inneren und äußeren Kampf für den Herrn bewährt und gefördert, auf den Höhepunkt der reinsten Verklärung und Contemplation gelangt waren. Diesen Gedanken hat bereits Origenes hervorgehoben, und mit Hinweisung auf Röm. VI, 11. und VIII, 35. erwiesen. Während in einer Reihe anderer Briefe wir den Apostel auch in seinen persönlichen Beziehungen als Vater und Fürsorger einzelner, ihm theurer Gemeinden kennen, bewundern und lieben lernen, tritt dieses individuelle Moment im Römerbriefe fast ganz in den Hintergrund; dafür aber erhebt er sich in dem Sendschreiben, wie in keinem zweiten, zum vollen, klaren Bewußtseyn seiner Sendung als Weltapostel, um Juden und Heiden das Evangelium zu verkünden, um

Allen Alles zu seyn, und so tief und so mächtig ergießt sich in solchem Bewußtseyn der Strom seiner Ideen, daß das enge Bette der menschlichen Sprache ihn nicht mehr faßt und erträgt, und der Apostel es der geistes- und gnadeverwandten Seele überlassen muß, mehr durch Ahnung und Inspiration, als durch den Buchstaben des innersten Verständnisses mächtig zu werden.

Aus diesen Gründen erklärt sich die Erscheinung, welche schon von den alten Vätern bemerkt wurde, daß wer mit dem Studium des Römerbriefes die Lectüre der paulinischen Schriften beginnen wolle, durch das Dunkle seines Inhaltes eher zurückgeschreckt, als mit Liebe zum Apostel hingezogen werde; während gerade dieselbe unermeßliche Fülle von Wahrheit und Erkenntniß, derselbe feierliche, oft gewaltige Schwung der Rede, die ernste, geheimnißvolle Haltung des Ganzen, das Gemüth des tiefer Eingeweihten mit unwiderstehlicher Macht anziehe, erleuchte und begeistere. — Da die Darlegung des christlichen Dogmas im Römerbriefe vom universellsten Standpunkte aus gegeben ist, so begreift sich's wohl, wie allenthalben, wo diese Reinheit und Allgemeinheit des apostolischen Lehrbegriffes, durch den Einfluß häretischer und separatistischer Meinungen getrübt oder zerklüftet ist, die Möglichkeit einer treuen Auffassung des Gesammtinhaltes, wie der einzelnen Beziehungen dieser weltapostolischen Urkunde unheilbar verloren gehen muß. Von Pelagius bis auf den jüngsten protestantischen Exegeten, der sich am Römerbriefe versuchen mochte, läßt sich die Richtigkeit solcher Behauptung nachweisen. Aus jeder Zeile des Römerbriefes athmet der Geist der Katholicität des Christenthums; darum ist aber auch dessen wahres Verständniß nur dort ermöglicht, wo dieser Geist in ungebrochener Frische lebt und weht, d. h. im Herzen der katholischen Mutterkirche, jener Mutterkirche, welcher die Apostelfürsten mit ihrem Blute auch das vollkommene Erbe ihres Glaubens hinterlassen haben.

Allerdings ist auch die Zahl der katholischen Exegeten des Römerbriefes eine sehr bemessene; allein es sind in der Regel die edelsten, gewiegtesten Geister, welche mit Liebe und wahrem Erfolge sich dieser großartigen Aufgabe zugewandt haben. Wir nennen aus dem Alterthume nur Origenes, Chrysostomus und Theodoret von Cyrus; aus den Mittelalterlichen Thomas von Aquin; später Cardinal Toletus, W. Estius und Justiniani. Es könnte auffallend scheinen, daß katholischer Seits für die Exegese des Römerbriefes, im Verhältniß zu der langen Reihe protestantischer Ausleger — seit 1824 zählen wir deren dreizehn nur für den Römerbrief — in neuerer Zeit wenig geleistet worden ist. Wir unsererseits erachten Solches weder auffallend, noch bedauerlich. Die katholische Kirche begehrt nicht mit der Zahl der Repräsentanten ihrer Wissenschaft zu prunken, sondern wägt dieselben nach ihrem Werthe. Für den

concreten Fall der Exegese des Römerbriefes hat die gewissenhafte Critik den realen Gehalt jener wohlgezählten Schaar protestantischer Commentatoren, im Vergleiche zu deren Nennwerthe, längst bedeutend herabzusetzen sich genöthigt gefunden; die katholische Wissenschaft aber war es sich von jeher wohl bewußt, daß ein tüchtiger Interprete des Apostels etwas mehr, als blos nomenclatorische und philologische Gelehrsamkeit zu seiner Aufgabe beibringen müsse. Indessen, je seltener aus diesem Grunde solche Erscheinungen immer bleiben, mit desto größerer Freude wird sie der Katholik begrüßen und in ihrer hohen Bedeutung zu würdigen verstehen. Zuversichtlich glauben wir daher einen uns ehrenvollen, der deutschen katholischen Welt aber höchst willkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir die oben bezeichnete, neueste Bearbeitung des Römerbriefes in diesen Blättern nach einer, deren Zwecke angemessenen Weise zur Anzeige bringen.

Als langjähriger, öffentlicher Lehrer der gefeierten Hochschule München einem zahlreichen Kreise dankbarer und treuer Schüler bekannt und theuer, in weiterer Sphäre durch die Herausgabe und Vervollständigung der hinterlassenen patristischen Werke des unvergeßlichen Möhlers, seines eigenen Lehrers und Freundes, so wie durch manchen geistvollen Aufsatz als ausgezeichneter Literate bewährt, ist der Verfasser des Commentars zum Briefe an die Römer des vollkommenen Vertrauens, wie der Achtung der theologischen und katholischen Lesewelt überhaupt, zum Vorherein versichert; in welchem ungewöhnlichen Grade aber Herr Professor Reithmayr die vielseitigen und seltenen Eigenschaften besitze, welche eine Aufgabe, wie die Commentation des Römerbriefes erfordert, das hat er uns in dieser vorliegenden Arbeit mit Meisterschaft bewiesen. Doch halten wir unser Urtheil zurück, um den Verfasser selbst über Bestimmung und Inhalt seines Werkes sich aussprechen zu lassen.

In dem Vorworte zur Möhler'schen Patrologie hatte Prof. R. bereits das Vorhaben ausgedrückt, des verlebten sel. Meisters hinterlassene Manuscripte eines Commentars zum Briefe an die Römer zur Publikation zu bearbeiten. Mit jener mühereichen und uneigennützigen Aufopferung, welche Hr. Prof. R. bereits in der Herausgabe der Patrologie dem Andenken des verklärten Lehrers geweiht hatte, schritt er auch entschlossen zu dieser neuen Arbeit. „Im Sommer 1842", erzählt der Verfasser selbst, „gingen bereits die ersten Bogen des vorliegenden Werkes aus der Presse hervor. Was sich mir aber schon bei der Patrologie so oft, noch häufiger aber während dieser Arbeit aufgedrungen, das sollte sich mir am Schlusse des Ganzen evident darstellen, wie es unmöglich sei, in fremden Erzeugnissen dieser Art etwas durch Zuthat oder Erweiterung zu ändern, ohne nicht zugleich ein Anderes daraus zu machen." Der angefangene Druck wurde

daher ſiſtirt und eine ſelbſtſtändige Bearbeitung unternommen, deren Reſultate Hr. Prof. Reithmayr nach langer, raſtloſer Anſtrengung nun mit vollem Rechte unter ſeinem Namen und ſeiner Verantwortung hin der gelehrten Welt und der Kirche insbeſondere vorlegt.

Die Vorrede ſpricht ſich dann weiter über die Principien und die Tendenz der exegetiſchen Bearbeitung mit aller Klarheit und Beſtimmtheit aus. Nirgends erſcheint dieß nöthiger, als bei der Erklärung geoffenbarter Schrift, die eben wieder nur im Geiſte der Offenbarung namentlich der Tradition begriffen werden kann; aber auch keine Zeit fordert dringender zu dieſer Beſtimmtheit auf, denn die gegenwärtige, die außerhalb der Kirche von dem projectirten Standpunkte „vorurtheilsfreier Freiſinnigkeit“ bis zum wunderlichſten, völlig irre redenden „Unſinn“ ſich verlaufen hat. Wie man auf derſelben Partei vom Geſchichtſchreiber verlangt, daß er für ſich abſichtlich geſinnungslos, „ohne Religion und Vaterland“ ſei, ſo ſtellt ſie auch an den Exegeten das Begehren, ſich alles eigenen Bewußtſeyns bis zur völligen Geiſtesleere zu entäußern. „Der Interpret“, ſagt Rückert, „ſoll nicht mit ſeinem Kopfe denken, nicht mit ſeinem Herzen empfinden, er ſoll gar kein Syſtem haben, weder ein dogmatiſches, noch ein Gefühlsſyſtem. Er iſt, wiefern er Exeget iſt, weder orthodox, noch heterodox, weder Supernaturaliſt, noch Rationaliſt, noch Pantheiſt; er iſt weder fromm noch gottlos, weder ſittlich noch unſittlich, weder zart empfindend, noch gefühllos.“ (Rückert Commentar üb. d. Brief Pauli an die Römer S. VIII f.) Gegen dieſe baar ſinnloſe, weil unmögliche Forderung, deren Abſurdität aber eben ſo gewiß eine nothwendige Conſequenz des proteſtantiſchen Principes der Schriftauslegung überhaupt iſt, hält, ohne jene zu erwähnen, unſer Verfaſſer den katholiſchen Grundſatz zur Forſchung im Worte Gottes mit Begeiſterung feſt:

> „Es iſt katholiſcher Grundſatz, älter als alle geſchriebenen Commentarien, daß das Verſtändniß und die Expoſition der heiligen Schriften zu erlernen ſei von den Lehrern der Kirche, und anzueignen auf dem Wege der Ueberlieferung der heiligen Väter. Was Männer, welche die Kirche unter dem hohen Namen Väter verehrt, mit den mannigfaltigſten Gaben des Geiſtes ausgeſtattet, in den verſchiedenſten Zeiten und Orten, durch tiefes Forſchen in den heil. Schriften, dieſem Briefe insbeſondere, ergründet haben, das kennen zu lernen und zu wiſſen, fordert ſchon das Intereſſe der Wiſſenſchaft. Für den katholiſchen Theologen, der ſich auf ſeinem Boden heimiſch weiß und fühlt, ſind ihre Leiſtungen zudem der ächte Standpunkt aller Schrifterklärung. Ich meinerſeits“ fährt der Verfaſſer fort, „bekenne mich nicht allein freudigſt zu dieſem Grundge-

ſetze, ſondern darf überdieß mit innerſter Befriedigung hinzuſetzen, daß ich nichts von allem dem, was die moderne, heterodoxe Exegeſe, unleugbar nicht ohne Anſtrengung und vieles Irren, hin und wieder zu Tage gefördert, und deſſen ſie ſich als eines neuen Fundes rühmen möchte, bei jenen ehrwürdigen Quellen vermißt, nichts, was ich nicht bei einem der Väter oder älteren Exegeten, nur geiſtreicher und gründlicher, vorgebracht und entwickelt angetroffen hätte." (Vorrede S. VIII.)

Vorausſichtlich wird dieß Geſtändniß, zumal in ſeinem letzten Theile, geeignet ſeyn, den bittern Unmuth jener Partei hervorzurufen, welche, gleichwie der Aeltervater, durch einen glücklichen Griff die Bibel aus fünfzehnhundertjähriger Verborgenheit herausgefunden, ſo ihrerſeits deren Exegeſe als Monopol an ſich genommen haben, und durch eine eigenthümliche Demarcations-Linie von aller Vor- und Mitwelt abgetrennt, hinter und jenſeits derſelben das längſt Gewußte immer wieder aufs Neue entdecken, und die transatlantiſchen Eroberungen mit großem Geſchreie der Welt kund geben. Indeß ſcheint Prof. R. dem drohenden Grimme ruhig entgegen zu blicken, da er an einer andern Stelle ſich gegen den Vorwurf, die neueren proteſtantiſchen Exegeten nicht öfter berückſichtigt zu haben, dahin verwahrt: es ſei dieß nicht aus jener vornehmen Nichtkenntniß geſchehen, deren ſie ſich ſchuldig machen, ſondern darum,

„weil, wo ſie Wahres vorbringen, die katholiſchen Theologen ihnen längſt zuvorgekommen ſind; und wo ſie in ihrer dogmatiſchen Haltungsloſigkeit dahin ſchwanken, die einſeitige Verfolgung eines vereinzelten Gegners weder Frucht noch Ehre bringt. Zudem iſt der Commentar zunächſt der Erbauung der katholiſchen Wahrheit, nur nebenher der Enthüllung und Abwehr des Irrthums gewidmet."

Somit iſt in würdigſter Form auch das Ziel bezeichnet, welches der Verfaſſer mit hoher Begeiſterung und raſtloſem Fleiße angeſtrebt, und für welches ihn, wir dürfen nicht zweifeln, als glücklich erreichtes das eigene Bewußtſeyn, wie das Zeugniß der katholiſchen Wiſſenſchaft lohnen wird. Gerne hätten wir gewünſcht, der Verfaſſer hätte ſich überzeugen können, daß es der zweiten, in der Vorrede Seite X gegebenen Rechtfertigung nicht bedürfte, da ſie einer Richtung gilt, die vereinzelt als Ruine aus einer kurz dauernden, nun verſchollenen Bildung daſteht; die eben darum auch zu unbedeutend iſt, als daß wir hier ſie näher charakteriſiren ſollten.

In das eigentliche Innere des Commentars einzugehen, geſtattet freilich Zweck und Raum dieſer Blätter nicht. Es beruht aber die außerordentliche Wichtigkeit des Römerbriefes für die Dogmatik, wie für

Apologetik der Kirche nicht allein in den einzelnen, in demselben vom Apostel behandelten Dogmen, sondern eben so sehr in dem oben angedeuteten universalen Charakter des Briefes und seines Endzweckes überhaupt.

Bekanntlich erschöpfte sich frühzeitig der Scharfsinn in Hypothesen über Veranlassung und Zweck des Römerbriefes. Da es der Frage gilt, warum Paulus sein Sendschreiben an Rom und gerade in der Form gerichtet habe, so läßt sich leicht schließen, daß die Aufstellung von Hypothesen hierüber sehr bedeutsam von dem Verhältnisse bedingt ist, in welchem der eine oder andere Schriftsteller der Kirche Roms gegenüber sich findet, und umgekehrt, wie sehr die Anschauung der historischen Zustände der ältesten römischen Kirche durch die nämlichen Hypothesen bestimmt und modificirt werden könne. Ein donatistischer Autor des fünften Jahrhunderts, von dessen Commentarien zu dem Briefe Pauli wir noch Fragmente besitzen, macht daher allen Ernstes den Koryphäen der protestantischen Exegese, den Herren Eichhorn, Rückert, Baur, Schwegler u. A. die Ehre der Entdeckung streitig, gemäß welcher in der römischen Kirche von Anfang an heftige Zerwürfnisse zwischen Juden- und Heidenchristen geherrscht, und wohl statt der Einen Kirche, eine Doppelkirche, eine judaisirende neben der gentilen, bestanden habe. Sonnenklar folgt dann weiter aus dieser Hypothese, wie Baur, Meyerhof, Schwegler u. s. f. darthun, daß kein Apostel, am wenigsten der felsenfeste Petrus, die römische Kirche gegründet habe, vielmehr das Christenthum von Palästina nach Rom durch Garnisons-Soldaten, Kaufleute u. dgl. auf sehr zufällige Weise verpflanzt worden sei. Ueberdieß argumentirt man weiter, beweisen eben diese Streitigkeiten zwischen Juden- und Heidenchristen in Rom, wie unsicher überhaupt das christlich-dogmatische Bewußtseyn damals gewesen seyn müsse, stets in Fluctuation und darum formlos, bis der bald erwachende, hierarchische Zwang der römischen Bischöfe die jetzige dogmatische Orthodoxie zu schmieden begann; wie schlimm es aber mit der von den Katholiken prädicirten Unfehlbarkeit und Autorität der römischen Kirche, als petrinischer Stiftung, bestellt sei, lasse sich nirgends klarer ersehen, als aus Pauli Brief an die Römer, der des heiligen Petrus nicht einmal nur dem Namen nach erwähnt! —

Auch der Nichttheologe wird nun ohne Mühe erkennen, daß eine tiefgehende, wahre und allseitig begründete Aufhellung, der Veranlassung wie des Zweckes des Römerbriefes, jenen abenteuerlichen Hypothesen gegenüber, von höchst allgemeinem Interesse für das Dogma, für die Kirchengeschichte, und selbst für die christliche Ueberzeugung des einzelnen Gläubigen seyn dürfte.

Die Einleitung zu dem vorliegenden Commentar führt die einschlägige Untersuchung mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit und einem Tiefblick, der ahnungsvoll hinter dem Gewebe der Völkergeschichte, das dem oberflächlichen Beobachter so dunkel und verworren erscheint, die leitenden, goldenen Fäden aufsucht und findet, durch welche die Hand des Ewigen alles Thun und Leiden der Sterblichen Einem Ziele — dem Alpha und Omega, Christo dem Herrn und dem Reiche Seiner Glorie entgegenführt. Die Resultate, welche der Verfasser aus dieser tiefsinnigen Forschung speciell für den Römerbrief und die römische Kirche überhaupt zu ziehen wußte, sind so umfassend und originell, daß wir den Geist des Ganzen aus einer gedrängten Skizze der „Einleitung" am sichersten werden beurtheilen lernen. Zugleich bieten diese großen Anschauungen einen der herrlichsten und unbesiegbarsten Beweise für den Primat Roms und dessen innerstes Verhältniß zum Christenthum überhaupt; Anschauungen, deren wir uns mit so größerer Anerkennung freuen, je mehr gerade die neuesten, sectischen Bewegungen die faule Masse alten, giftigen Hasses gegen den Mittelpunkt der christlichen Einheit, die römische Kirche, aufzuregen sich bemühen.

Roms Bedeutung und Stellung im Reiche Gottes auf Erden — ist der Gegenstand, den die ersten Paragraphen der Einleitung behandeln. Die göttliche Idee, der ewige Plan des Schöpfers, Himmlisches und Irdisches durch den Logos und in Ihm zur Einheit zu vermitteln, wird als tiefster Grund mit unbestreitbarer Wahrheit der gesammten Weltanschauung unterlegt. Verwirklicht ist der Gedanke Gottes in der Kirche, deren Leben das durch alle Zeiten hin fortgesetzte Leben des incarnirten Logos ist, und welche eben dadurch „die bewegende Mitte der Welt- und Völkergeschichte wird." Alle der Erscheinung des Gottessohns im Fleische, mithin der Gründung der Kirche vorausgehende Völkergeschichte trägt aber die Bestimmung in sich, dem Christenthum und dessen Befestigung hienieden Weg und Boden zu bereiten.

Von diesem Grundsatze aus eröffnet sich nun der Ausblick zunächst in die welthistorische Bedeutung der alten Roma, der Herrscherin der Völker. Mit Hinweisung auf die Thatsachen der Geschichte führt nun der Verfasser sein inhaltreiches Thema dahin aus: wie durch das sieggewohnte Schwert der Römer die Vielheit der Völker zur politischen Einigung gesammelt, allmählig auch zur Aufnahme einer ungleich höheren, innerlichen Einheit vorbereitet wurden.

> „Der Uebergang von der bürgerlichen Gemeinschaft zur kirchlichen konnte wenig mehr Anstoß haben; der Gedanke Eines allumfassenden Gottesreiches war durch die Einheit des großen Völkerstaates wesentlich eingeleitet."

Aber nicht blos das politische Centrum, das Herz des Völkerle-

bens der alten Welt, in allseitigster Beziehung, sollte nach der Führung Gottes die waffenmächtige Roma werden. Wie die Krone aller übrigen Reiche, so fanden sich in ihr auch alle Bildung, alle Religionen, alle Culte der Welt zu einer Art von „Universal-Religion", zu einem großen „Pantheon" gesammelt.

„Rom, die Beherrscherin der Völker, war der Sammelpunkt und Sitz des Heidenthums, war in religiöser Beziehung die Gemeine für Alle, die Buhlerin, an die sich Alle hingen, die hinwiederum Keinen verschmähte. Getroffen ist das Bild, welches die Apocalypse davon zeichnet. Aber eben hier, wo alles Heidnische von fern her in Eines sich verschmolzen und verwachsen, wo das Herz der von Gott abgekehrten Welt pulsirte, wo das Machtschwert aller Könige und Völker aufgehoben lag, mußte seiner Zeit der Kampf zwischen diesem abgöttischen Welt- und dem christlichen Gottesreich auch am heftigsten entbrennen . . . . . Der geistige Widerstand, der hier geleistet, der Sieg, der hier erstritten ward, galt dem ganzen Heidenthum und seiner zauberhaften Gewalt, mit der es die Nationen der Erde an sich gebannt; galt hinwiederum der Freiheit und dem Triumphe der Wahrheit, galt der ganzen Christenheit, und der Regeneration der Welt durch das Kreuzeszeichen. Da hieß es: **Dominare in medio inimicorum tuorum.** Die Christenheit durfte sich des Sieges freuen, hatte hier die Einfalt der Taube die Arglist der alten Schlange besiegt, und die Sanftmuth des Lammes in Mitte der Wölfe sich einen festen Thron gegründet."

Von dieser eben so wahren, als erhebenden Betrachtung aus geht der Herr Verfasser über zur Geschichte der Gründung der römischen Kirche durch Petrus, deren historische Wahrheit durch Windischmann, Stenglein u. A. zur wissenschaftlichen Evidenz erhoben ist. Die erste Anwesenheit des Apostelfürsten in Rom setzt Prof. R. in das Jahr 42, worüber zu rechten wir den Chronologen von Fach überlassen. Ungleich bedeutungsvoller, als die Polemik über eine chronologische Differenz von fünfzehn bis achtzehn Monaten — so weit nur variiren die Resultate der gründlichsten Forschungen — tritt die Frage vor uns: was denn Paulus bewogen habe, der seinem Wirkungskreise fremden Kirche zu Rom ein Schreiben dieses Inhalts zu widmen?

Sprechen wir kurz aus, was der Verfasser durch eine längere, scharfsinnig geführte, synthetische Argumentation ermittelt: es ist einerseits das klare, lebensvolle Bewußtseyn Pauli, als berufenen Apostels der Heidenvölker, das ihn drängte, auch an Rom, den Centralpunkt der mythologischen Religion und ihres Kampfes gegen die in solcher Mitte begründete,

zu gleicher Universalität bestimmte Kirche seine Sendung zu erfüllen, „seine Schuld abzutragen"; — andererseits der vom Apostel öfter so lebhaft ausgesprochene, persönliche Wunsch mit einer von Gott zu so hohem Ziele berufenen, hochbegnadigten Gemeinde in möglichst innige Verbindung zu treten.

> „Was dieß Verlangen in ihm entzündete, war das lebhafte Interesse an der schönen, kräftigen Blüthe ihres Glaubens. Gewiß gehört mit unter die Gründe auch die ausgezeichnete Bestimmung der römischen Kirche, welche zur Lehrerin und Führerin aller Gläubigen auserwählt, und darum vor allen würdig war, den bedeutungsvollsten, apostolischen Brief, welcher zugleich den ewigen Grund des Evangeliums mit den wenigsten, blos örtlichen Beziehungen entwickelt, zu empfangen und den übrigen Gemeinden mitzutheilen. Ihre Stiftung und Leitung durch Petrus kann dabei nicht außer Acht gelassen werden ..... Verehrte man in jenem die Einheit des Apostels, so kam etwas Aehnliches der von ihm gegründeten und geleiteten Kirche im Kreise der übrigen Kirchen zu, welche über dem Fundamente der Apostel und Propheten erbaut sind."

Ist mit so klar begründeter Betrachtungsweise das Verhältniß des Weltapostels zur römischen Gemeinde als ein beiderseits höchst ehrwürdiges, und aus dem gemeinsamen Berufe durch den Herrn fließendes, anschaulich geworden, so haben wir auch für den Inhalt des Briefes den einzig wahren, umfassenden Standpunkt gewonnen. Es ist, wie der Verfasser schon oben angedeutet, ohne alle specielle Voraussetzung dogmatischer Zwiste, ein universal gültiger, apologetischer Vortrag, durch die allgemeinen religiösen Verhältnisse der apostolischen Zeit veranlaßt, und gerade jener Kirche geweiht, die den Beruf und damit auch das Bedürfniß hatte, vor allen andern mit Vorzug das christliche Bewußtseyn in sich zu vollenden, das Wesen des Christenthums in seinen tiefsten Gründen zu erfassen.

In wieferne nun seit den heiligen Vätern keine Auslegung des Römerbriefes von einer so universalen Auffassung seines Zweckes den Ausgang genommen, müssen wir auf den vorliegenden Commentar als eine in ihrer Art völlig neue und einzige Erscheinung hinweisen. Begreiflich, daß diese mit solchem Lobe auch die Pflicht der strengsten, kritischen Probe sich zu unterziehen auf sich nimmt. Bekanntlich beschließt der Römerbrief die sublimsten und dornigsten Fragen der Dogmatik, deren Lösung durch den katholischen Exegeten zugleich mit der Nothwendigkeit verbunden ist, die von den Häresien der entgegengesetztesten Richtungen am meisten mißbrauchten und mißhandelten Stellen in ihrem wahren Sinne zu vindiciren.

Die Leistungen des Herrn Verfassers auch auf diesem Gebiete des Näheren zu würdigen, liegt außer der Bestimmung dieser Blätter. Es genügt aber, auf die einzelnen, wichtigsten Punkte namentlich hinzuweisen; so Röm. III. 25, 26. ff. die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, wovon die nähere Bestimmung IV. 3 — 5, 22.; — weiterhin V. 12. ff. Parallele zwischen Adam und Christus, das Dogma von der Erbsünde und der stellvertretenden Genugthuung durch die Erlösung; — VI. 3 — 12. VIII. 3 — 12. das Verhältniß zwischen Gesetz, Gnade und Sünde und der in der Incarnation eingeleiteten, durch das Kreuzesopfer begründeten, durch den heil. Geist objectiv vermittelten Umschaffung; — VIII. 20. IX. 10 — 13. die Prädestination; — XII. 1. ff. die Grundzüge des christlichsittlichen Lebens in der kirchlichen Gemeinschaft. Ueberall hat der in dem Studium der paulinischen Briefe heimische Verfasser die gesammte Darstellung des apostolischen Lehrtypus sich mit zur Aufgabe gesetzt, und hat damit zugleich eine umfassende, biblische Grundlegung der comparativen Symbolik zwischen Katholicismus und Protestantismus gegeben. In dieser Hinsicht dürfte der vorliegende Commentar für die vom selben Verfasser wiederholt edirte Symbolik Möhlers, als Ergänzung oder Erläuterung, von hoher Bedeutung seyn.

Kürzer, aber mit eigentlicher Wärme und Innigkeit ist der parenetische Theil des Briefes behandelt, und auch dieser nicht ohne manche neue Erörterung. So erweist, um ein allgemein verständliches Beispiel zu wählen, der Verfasser aus Röm. XVI. 16. „Grüßet (umfangt) einander im heil. Kuße; es grüßen euch (alle) Kirchen Christi", die erhabene Bedeutung der römischen Kirche in ungemein ansprechender Weise. Es sei uns erlaubt, als Probe zum Ganzen, die Auslegung der allegirten Stelle fragmentarisch mitzutheilen (Röm. B. XVI. V. 16. Comment. S. 774. f.):

> „Wozu die Aufforderung, sich wechselseitig mit heil. Kusse zu begrüßen? Es war", sagt Theodoret, „sein Gemeinschaftskuß, den er aus der Ferne sendete, womit er Alle umfing, den sie ihm mit diesem Wechselgruße Alle zurückgaben ..... Aufgefallen ist (nach der durch die bewährtesten Autoritäten gestützten Variante „Alle" für „die"), daß Paulus der römischen Kirche den Gruß aller christlichen Kirchen übermacht, da er doch nur in der zu Corinth sich eben befunden. Origenes löst sich die Frage so: **Pro eo intelligere debemus, vel quod unus spiritus erat in Paulo atque omnibus ecclesiis Christi, vel salutare dicat, per fidem et per spiritum jungi.** Wahr; wir können aber hinzufügen: In der ganzen Welt ward der Glaube der Römer bewundert; und wir dür-

fen daher wohl annehmen, daß die östlichen Kirchen alle, längst bekannt mit dem Reiseplane des Paulus, ihn um die Begrüßung dieser Kirche gebeten haben ..... Es ist dieser V. 16. der erste und erhabenste Ausdruck der Einheit und Katholicität der Kirche, geknüpft an die fürstliche Mutter von Allen. „Es war", sagt Theodoret, „z. d. St. gewissermassen eine Adresse vom ganzen Erdkreise an die Vorsteherin des Erdkreises."

Nicht unerwähnt können wir den Epilog lassen, mit welchem Hr. Prof. R. seinen Commentar schließt. Es ist das tiefe, bewegte Gemüth, das während der Verstand die Gedanken des Apostels nachdachte, mit glaubensvoller Ahnung und verwandtem Geiste selbst im Herzen des begnadigten Apostels mit gelesen hat; und das nun die Dankbarkeit, die Ehrfurcht, die Christusliebe, welche es in jenem mystischen Rapporte eingeathmet, noch in den letzten Zeilen, als sein christlich-frommes Bekenntniß, niedergelegt hat. Wir wollen keine Linie desselben aus dem Zusammenhange nehmen; gestehen aber gerne, wie freudig uns die feierlichen Schlußworte dieses Buches an jene schönere Zeit erinnert haben, in welcher man nicht studirte, ohne zu beten: nicht schrieb, ohne dem Herrn damit zu opfern; nicht lehrte, ohne das Gelehrte zu leben. Auch die einfache Widmung des Werkes an einen Bischof der Kirche, den hochwürdigsten Bischof Nicolaus von Speier, befolgt eine Sitte der Väter und der alten Zeiten, der wir das Entstehen, wie die Erhaltung manches unserer schätzbarsten, literarischen Kleinodien verdanken.

Möge der Herr dem hochverdienten Verfasser Kraft und Muth beschützen, um noch einem um den andern der paulinischen Briefe eine gleiche Bearbeitung zu weihen.

XI.

Der Hellenismus.

Wenige Zeiträume in der Weltgeſchichte werden regelmäßig von Männern von Fach, wie von bloßen Dilettanten, mit einer ſo geringen Theilnahme, ja mit einer ſo offenen Abneigung betrachtet, als derjenige, in welchem das Königthum in vollſter Pracht und Herrlichkeit die antike Welt ſich eigen machte, und das Streben nach Erringung materieller Intereſſen den höchſten Gipfel im Alterthume erreichte, das Zeitalter der ruhmgekrönten, ländererobernden Feldherren Alexanders des Großen *). Und dennoch, wenn irgend ein Moment längſt verſchwundener Jahrhunderte die Gegenwart zu belehren vermöchte, eine große, ſprechende Aehnlichkeit mit modernen Zuſtänden hat, ſo iſt es dieſer. Nicht deßhalb, weil der Grund der Gewalt, die Baſis der Monarchien etwa in jenen und unſern Tagen dieſelbe wäre. Denn wer hätte auch den Muth, die Austheilung der Alexandriſchen Weltmonarchie in Parallele zu bringen mit den Verfügungen des Wiener Congreſſes über die Welt der Napoleoniden, oder die unerſättliche Ländergier Macedoniſcher Feldherren zu vergleichen mit den im Intereſſe von Geſammteuropa getroffenen Verfügungen über Polen und Sachſen, die

*) Siehe hierüber das intereſſante Werk: „Geſchichte des Hellenismus von J. G. Droyſen. Zweiter Theil. Mit dem Specialtitel: Geſchichte der Bildung des helleniſtiſchen Staatenſyſtems. Hamburg 1843. Bei Friedrich Perthes."

Rheingränze und die ehemals österreichischen Niederlande? Jedweder, der Sinn hat für das historische Recht und den seit Philipp II. unbestreitbaren Grundsatz der Legitimität, daß das fürstliche Recht unabhängig sei von der Anerkennung durch die Unterthanen, muß zwar zugeben, daß faktisch ähnliche Grundsätze bereits in dem Zeitalter der Diadochen galten; allein sie zur Doctrin zu erheben, war erst den großen Staatsrechtslehrern der drei letzten Jahrhunderte vorbehalten. Umsichtiger als in späteren Tagen, wo mit den Zwecken der Herrschaft Begriffe verbunden wurden, welche diese beinahe in die fatale Nothwendigkeit versetzt hätten, die Herrschaft selbst zu mäßigen und die Gewalt zu theilen, beriefen sich die macedonischen Feldherren, als sie aus dem großen Königsmantel ihres ruhmvollen Helden sich ihre Purpurlappen schnitten, nur auf ihr gutes Schwert allein, und wenn auch Versprechungen gemacht wurden, so geschahen diese stets in der Niemanden täuschenden Absicht, sie entweder gar nicht, oder nur in so ferne zu halten, als es dem Interesse des Augenblicks angemessen sei. Man gewann so den nicht zu berechnenden Vortheil, daß alles, was unter andern Verhältnissen und in anderen Zeiten etwa als ein natürliches Recht hätte in Anspruch genommen werden können, jetzt als ein freier Ausfluß der Gnade erschien, jeden Moment wieder zurückgenommen werden konnte, und somit die Rechte aller in Einem concentrirt erschienen, ohne daß derselbe irgendwie lästige Pflichten zu übernehmen, oder gar zu erfüllen gehabt hätte. Denn da in absoluten Monarchien Keiner ein Vorrecht vor dem Andern hat, war, wenn auch nicht die Freiheit, doch thatsächlich der Grundsatz der Gleichheit ausgeführt worden, und es glichen, mittelst der stehenden Heere und einer tüchtigen Schaar abhängiger Beamten, die Monarchien jener Tage den abgeschlossensten Demokratien, der Basileus aber dem Volksführer (δημαγωγος), der zugleich Recht und Gewalt das Volk zu leiten in sich vereinigte. Wie dann die Extreme sich immer berühren, so auch damals. Dieselben, welche, wie Demetrius Poliorketes und so viele Andere, sich

gleichsam absichtlich bemühten, das Volk durch alle Niederträchtigkeit der Gesinnung, des Beispiels und der Regierung zu demoralisiren, waren andererseits heißhungrig nach Popularität, und buhlten um den Beifall des literarischen und nichtliterarischen Pöbels. Es ist wahr, in jenen Tagen hatte sich der Absolutismus noch nicht so ausgebildet, daß ein Seleucus oder Antiochus hätte sagen können: nur der, mit dem ich rede, und so lange ich mit ihm rede, ist etwas, und sinkt in sein Nichts zurück, wie ich mich von ihm entferne; allein er hatte doch bereits die Gestalt angenommen, daß die gräßlichen Bergwerke von Oberägypten bereit standen, jeden aufzunehmen, der eine eigene Meinung thatsächlich auszusprechen den unklugen Muth besaß, und nur gingen vielleicht die Karavanen dahin nicht so regelmäßig ab, als es etwa heutigen Tages nach Sibirien geschieht. Gewiß aber ist die Zeichnung, welche eine geistreiche Ruchlosigkeit im Jahre 1814 von dem Absolutismus entwarf, als tempéré par l'assassinat, nur zu oft im Hause der Lagiden wie der Seleuciden zur gräßlichen Wahrheit geworden. Welchen Werth man aber auch diesen zufälligen Aehnlichkeiten der Diadochenzeit mit der spätern beilegen mag, nicht in ihnen wird der Geschichtschreiber das Charakteristische weder der einen noch der andern suchen; die Parallele, soll sie passen, muß sich in andern Sphären erweisen. Zu den charakteristischen Merkmalen jener uns so fernen, und doch in manchen Zügen so ähnlichen Periode gehört aber das successive Verschwinden alles öffentlichen Lebens, des Gemeingeistes und der bedeutenderen, politischen Charaktere. Wie viel Einzelne der Letzteren nur dadurch zu wirken vermochten, daß sie, einem Wunder gleich, bei der allgemeinen Verkommenheit wirklich sich bildeten, als man bereits an der Möglichkeit zu verzweifeln begann; was ein Mann vermag, der weiß, was er will, haben in schwierigen und drangvollen Verhältnissen Agis III. und dann Cleomenes, die letzten großen Könige des spartanischen Volkes, unter den Achäern aber Aratus und Philopömen, weniger große als willenskräftige Männer bewiesen.

Allein die helleniſche Welt war bereits alt und müde geworden, wie heutigen Tags von der germaniſchen verſichert wird. Das enthuſiaſtiſche Streben früherer Tage fand keinen Anklang, keinen Nachhall bei den Maſſen. Sie ſehnten ſich nach Ruhe. Plurimi justos dominos, pauci libertatem volunt, ſagte ein Schriftſteller jener Periode; allein obwohl die Anzahl der Herren der Welt beträchtlich zugenommen hatte, war bei ihnen das verlangte Prädicat dennoch ſeltener als je geworden. In den vielfachen inneren Streitigkeiten der frühern Periode war das Mark des helleniſchen Volkes aufgezehrt worden; die Seele war verflogen, und wie in der Mythe bei der Echo nur Sprache und Knochen geblieben.

Vox tantum atque ossa supersunt,
Vox manet.

Jener aber, der Sprache, bediente man ſich nur, um zu lügen und zu ſchmeicheln, und ſelbſt die beſten Fürſten konnten dieſer Verſuchung nicht widerſtehen. Die Feilheit der Geſinnung, das Kriechen vor jeder noch ſo unbedeutenden irdiſchen Größe, das Haſchen nach äußeren Ehren neben der tiefſten, inneren Leere, waren ſelbſt bei dem Verfalle der römiſchen Welt nicht ſo arg, als in den äußerlich glänzenden, innen faulen Staaten der Nachfolger Alexanders, welche, was den Luxus und die Pracht der Höfe, die Maſſe der ſtehenden Heere, die ſcheinbare Pflege der Künſte oder der Wiſſenſchaft, die Beförderung materieller Intereſſen, die Ausdehnung des Beamtenſtandes betraf, eine ewige Dauer in Anſpruch zu nehmen ſchienen. Was in unſern Tagen das Ziel ſo vieler ſehnſuchtsvoller Wünſche iſt, die möglichſte Ueppigkeit des Lebens, war erreicht, durch Religion und Sitte geheiligt, und man hatte nicht Noth, erſt noch die Schminke ſchöner Worte, der Humanität oder eines doch nicht ehrlich gemeinten Liberalismus aufzukleben, um, während man der bethörten Maſſe Sand in die Augen wirft, allen Gelüſten des Ehrgeizes, der bodenloſen Frivolität, des abgezogenſten Egoismus zu huldigen. In dem Einen war jene Zeit wahr. Sie verſchmähte es nicht, ihre Nie-

verträchtigkeit offen zur Schau zu tragen. Da die olympischen Götter durch das Fortschreiten des hellenischen Aufklärungsprocesses bereits mediatisirt worden waren, nahm man sich die Freiheit, es auch offen zu gestehen, und Hermippus, der im Namen Athens an den liederlichen, höhnischen Demetrius Poliorketes das Gebet der Stadt richtete, hatte den Muth, dem angebeteten Fürsten gegenüber, auch geradezu die Existenz der „ohrenlosen, Niemanden erhörenden" Götter zu läugnen. Gestehen wir es nur offen, mehr als wir selbst es ahnen, sind wir die Nachbeter der Hellenen, und zwar nicht immer in ihrer Blüthezeit. Oder ist der Cultus des Genius, dem unser jugendliches Alter und unsere bartlose Jugend mit naiver Sentimentalität sich hingibt, etwas anderes, als die Nachahmung der Adoration der Helden einer nichts weniger als heroischen Zeit? Seit man es für langweilig und unanständig erklärt, den sittlichen Maaßstab an Geister anzulegen, die sich für bevorzugt halten oder von andern dafür gehalten werden, haben wir in Deutschland Großes in diesem Stücke erlebt, und vielleicht zu viele möchten sich auf's Aeußerste schämen, wenn sie später erinnert werden, welch unfläthigen Götzen der Alltagswelt sie in korybantischer Begeisterung Weihrauch angezündet haben. Viel natürlicher wäre es deßhalb, die unzweifelhaften Verdienste einer Zeit offen zuzugestehen, welche zuerst Schule und Leben, Religion und Wissenschaft gründlich zu trennen verstand, eine große Büchergelehrsamkeit zu Ehren brachte, und in der kritischen Beurtheilung vergangener Autoren eine überreiche Entschädigung fand, sei es für die eigene Ideenlosigkeit, sei es für die geringe Einbuße nationaler Freiheiten, von welchen man, wie heutigen Tages, ohnehin die richtige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nur der ihren Werth gehörig zu würdigen wisse, der mit ihnen die Prärogativen eines Einzigen zu vermehren verstand! Weiter, wann gab es eine größere Anzahl von Gelehrten, als in den Tagen der Blüthe von Alexandria? wo eine größere Bibliothek? wo herrlichere Museen? Speisten nicht die Weisen der literarischen Metropole der civi-

Herr Bleek an den Lehrer der Klasse, in der Bleeken lebte, so daß gerade während seiner Zeit in Bordesholm (1829—1833) ein lebendiger Verkehr zwischen ihm und Bleeken stattfand. Ein Brief Bleeks an seinen Lehrer, worin er ihm Nachricht über seine Lage gibt, ist ein Dokument dieses guten, auf jungen wie alten Menschen gleich wohlthuenden Verkehrs. Bleek hatte sich Ostern 1829 in Bordesholm zur Prima gemeldet, und Herr Reinhard Dietrich Hellmuth gab Ostern 1829 seine Zustimmung dazu. Bleek hatte sich in Bordesholm gut eingelebt, in Lehrer hatte, und war sich selbst treu geblieben, und eben in Ostern, wo er Secundaner geworden war, hatte er sich mit einem Mitschüler, Namens Hermann, zu einem Bunde verbunden, der, obgleich 1829 Bleeken heimlich, aber in Ostern 1830 Allen bekannt, doch nicht über die Grenzen der Schule hinausging und nur den Zweck hatte, sich, wie einer, auch den andern, bei vor ihm sich geltend machenden Fehlern zu warnen und zu bessern. Dieser Bund hatte den Namen des Tugendbundes.

Bordesholm gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo es noch ein Augustiner-Kloster hatte, ein Dorf, jetzt ein Flecken, liegt 3 Meilen südlich von Kiel, 1 Meile nördlich von Neumünster und 1831 etwa 1200 Einw. Hier und dort in der Gegend stehen noch einzelne Ueberreste von Eichenwald, der in alten Zeiten fast das ganze Land bedeckte. Auf einem Hügel, wo ein Forsthaus, eine Ziegelhütte gebaut ist, liegt ein Stein, der Opferstein genannt, und in der Nähe ist ein Platz, der Galgenberg heißt. Hier, wo jetzt Bordesholm liegt, war ehemals ein Wald, in welchem Wenden, Slaven, Obotriten, Wagrier, Polabier, Sorben, Heiden, Christen, Ungläubige, Gläubige, Ketzer, Mönche, Ritter, Bauern, Leibeigene, Freie, Fürsten, Könige, Kaiser, Päpste, Bischöfe, Aebte, Pröbste, Priester, Diakonen, Kanoniker, Scholaster, Kantoren, Vikarien, Schüler, Lehrer, Gelehrte, Ungelehrte, Reiche, Arme, Kranke, Gesunde, Lebende, Todte, Menschen aller Art, alle Jahrhunderte hindurch, bis auf unsere Zeit, wo in ungefähr 1000 Jahren Alles sich so verändert hat, daß man kaum noch eine Spur davon findet, wo Alles, was da lebte, lebt und liegt, Alles, Alles zum Staube und zu Asche geworden ist, Alles, Alles, Alles

die Taktik des Pyrrhus an römischer Mannszucht und Tapferkeit, und erhob sich drohend damals die Zuchtruthe im Westen, welche für spätere Zeiten, dem Propheten zufolge, im Norden aufgesteckt ist (omne malum ab aquilone). Würden die Hellenen und helleniſirten Völker nicht in ihrer Nationalität und Selbstvergötterung so sehr befangen gewesen seyn, daß sie sich für den Mittelpunkt der Welt ansahen, und alle auswärtigen Ereignisse als mit einer gewissen Naturnothwendigkeit zu ihrem Dienste, zu ihrer Ehre und zu ihrem Ruhme berufen glaubten; hätte nicht der Mangel an geistiger und moralischer Solidität, die beständige und natürliche Folge eines religiösen Bankerottes, wie er damals bei den Griechen ausgebrochen war, sie in Bezug auf die einfachsten und wichtigsten Interessen verblendet, sie würden sich jene schmerzhaften Erfahrungen haben ersparren können, die sie, von den Monarchien wie von der römischen Republik verrathen, bei dem Untergange ihrer politischen Existenz zu machen hatten. Allein, haben wir nicht vor wenigen Jahrzehnten ganz ähnliche Zustände bei einem neueren Volke erlebt, das sich, aller furchtbaren Erfahrung einer dreifachen Theilung ungeachtet, der politischen Illusionen so wenig zu erwehren vermochte, daß es bereit stand, das Signal zu einem europäischen Kriege zu geben, um nur jene Vereinigung zu erzwecken, die sie 15 Jahre später (1830), grausam gewitzigt, um jeden Preis zu zerstören suchte. Und wie kann man kleinen, demokratischen Staaten den Vorwurf politischer Kurzsichtigkeit machen, wenn die großen, monarchischen Staaten noch nicht einmal zur Zeit als nur eine allgemeine Coalition der Monarchen gegen die römische Republik sie retten konnte, von der einfachen Wahrheit überzeugt waren, natura inimica esse civitatem liberam et reges. Besser haben dieß die Lenker der europäischen Staatenverhältnisse im neunzehnten Jahrhunderte verstanden, und um die Revolution zu bändigen, den reinrepublikanischen Staatsformen möglichst ein Ende gemacht, sie bis auf geringe Denkmäler der alten freieren Zeit aus Europa hinweg nach Amerika verwiesen. Ohne

zu untersuchen, ob hiedurch wirklich das Hauptziel des Eliminirungsprocesses erreicht worden oder nicht, und der Grund des Uebels anders, als imaginär gehoben sei, wenn dem neuen Proteus es schwer oder unmöglich gemacht wurde, sich wieder in der alten und veralteten Form zu zeigen, stehen freilich den neueren Staaten ganz andere Erfahrungen zu Gebote, als den Königen von Macedonien, Syrien und Aegypten wider den gemeinsamen Erbfeind. Diese verdarben durch ihre innere Zwietracht, durch die Präponderanz, die in ihrem Rathe das Interesse des Momentes gegen das gemeinsame der Selbsterhaltung erlangte, durch die kleinliche Eifersucht des Einen auf den Andern, durch die Habsucht, die sie verleitete, gerade die Periode des allgemeinen Kampfes zur Selbstbereicherung auf Kosten der Schwächern zu benützen, durch die Ungleichheit der politischen Fähigkeiten von Seite der Lenker des Ganzen und ähnliche Krebsschäden, die gewöhnlich zu Haufen mit einer Coalition von Mächten gegen einen willenskräftigen, entschlossenen und wohlgeordneten Staat mit zu Felde zu ziehen pflegen. Der Untergang dieser Staaten war entschieden, ehe es noch zum Kampf gekommen war. Der Raub der asiatischen Welt, die Schätze Macedoniens, über die der letzte macedonische König, zur Rettung des Königthums, verfügen konnte, aber nicht wollte, da er zwar den Zweck im Auge hatte, aber, von Geiz verleitet, sie durch die wohlfeilsten Mittel zu erreichen hoffte, fielen in die Hände der Römer, die alle die gewöhnlichen Triebfedern kleinlicher Seelen meisterhaft in Bewegung zu setzen wußten, um in dem kritischen Momente der alten Geschichte, bei der Entscheidungsfrage, ob hellenisch-macedonische Staaten, oder der eine römische die Welt beherrschen sollte, ihre Gegner zu theilen, die Coalition zu sprengen, Herren des Ganzen zu werden. Vergeblich hatten die Seleuciden in Syrien die materiellen Interessen mit dem entschiedensten Eifer zu fördern gesucht. An allen für den Handel wichtigen und wohlgelegenen Plätzen waren Städte erbaut worden; wo jetzt vom Euphrate gegen das Meer die Wüste den Herren

ſpielt, und die Karawanen unter Städtetrümmern im Sandmeere Halt machen, waren in der Seleuciden-Herrſchaft blühende, volkreiche, fruchtbare Landſtriche; der Welthandel hatte von Indien und China her über Seleucia und Antiochien an das ſyriſche Meer neue Straßen gewonnen. Aber was ſie begründet hatten, fiel theils an die orientaliſchen Völker, welche von dem Eroberungszuge Alexanders im erſten Anlaufe niedergeſchmettert, hinter demſelben ſich wieder erhoben, und in Parthien, Armenien, Pontus, das alte perſiſche Reich, im Kleinen wieder herzuſtellen ſuchten. Der ſchönſte Theil aber kam an die Römer, die ihre Kraft zu ſparen gewußt hatten, und während ſie anderen Völkern die metaphyſiſche Traumwelt zur freien Benützung überließen, und der Krämergeiſt die Welt entſittlichte, ſich zur Eroberung derſelben rüſteten. Auf denſelben Straßen, welche den Orient mit dem Occidente verbanden, wurden dann die Erzeugniſſe des fernſten Oſten zum Schmucke, zur Ueppigkeit der neuen Weltbeherrſcher nach der Tiberſtadt verführt, und von allem Glanz der Seleuciden blieb nur das Andenken der Thorheit übrig, mit welcher ſie, was ſie errungen hatten, wieder verloren. Die Weltgeſchichte war um eine große Erfahrung bereichert worden, daß auch die höchſte Förderung materieller Intereſſen, die ausgedehnteſte Concentrirung aller Gewalten in der Hand eines Einzigen die nachhaltige Kraft nicht verleihe, welche in einem weniger gebildeten, aber ſeiner Stellung und ſeiner Volksthümlichkeit bewußten Staate einzutreten vermag. Aber auch alle wiſſenſchaftliche Blüthe Alexandriens, aller welthiſtoriſche Ruhm, der ſich hieran knüpft, konnte nicht die Selbſtſtändigkeit dieſer Stadt, nicht die Freiheit Aegyptens vom römiſchen Joche retten. Die hier eingetretene Verſchmelzung des Fremden mit dem Einheimiſchen, die Leichtigkeit, Allem eine geiſtreiche Seite abzugewinnen, der nicht zu ſtillende Durſt nach Neuem, und die Unfähigkeit, aus den gewonnenen Reſultaten wahren Genuß zu ziehen, die zuletzt unheimliche Ueberſchätzung des eigenen Verdienſtes, ein unerträglicher, geiſtiger Hochmuth haben dieſer Stadt ein Ge-

präge verliehen, welches an Mirabeaus Ausspruch über eine Stadt ähnlicher Art erinnert: pourriture avant maturité. Diese, so oft sie vorkömmt, immer die innere Fäulniß andeutende Erscheinung, vor jeder Macht zu knieen, jeden Flitterstaat zu beräuchern, für jede Schlechtigkeit oder Thorheit, die von oben ausgeht, Gründe ausfindig zu machen, jede Schmach zu vergessen, jede Schande zu beschönigen, niederträchtig zu schmeicheln, sich mit Nichtigkeiten zu brüsten, ist zwar mannigfach erstrebt, aber in so umfassender Weise bis jetzt doch nie wieder erreicht worden. Ein geistreicherer, vornehmerer Pöbel hat wohl niemals gelebt; Witz und Satyre haben dreister und ungescheuter ihre Geissel wohl niemals über Vornehm und Gering, König oder Bettler geschwungen, als hier. Nichts war dem Volke von Alexandria so heilig, daß sie es nicht profan gemacht hätten, nichts so profan, daß es nicht auch im Momente zum Tagesgötzen hätte verwandelt werden können. Die Fremden drängten sich nach dem Sitze der Weisheit; es machte den Ruf eines Arztes, eines Philosophen, eines Gebildeten, hier studirt, gegen den Firniß einer äußern Bildung den bessern, einfachen Sinn eingebüßt zu haben. Wer in der Wissenschaft etwas gelten wollte, mußte hier erst seine Anerkennung gefunden, seine wissenschaftliche Befähigung erlangt haben. Selbst eine Vereinigung des Unvereinbaren, der Religionen, ward hier versucht, und nach dem Willen des Königs der pontische Gott Serapis bestimmt, zwischen uralter, ägyptischer Mythologie und der religiösen Spielerei der Hellenen eine Union zu begründen, in deren Hintergrunde freilich die euemeristische Anschauungsweise, gleich einer garstigen Fratze, von dem Phantasiebilde häßlich abstach, und die alte Mythologie, welche, so lange sie lebendiger Proceß war, Sinn und Bedeutung hatte, theils lächerlich, theils sinnlicher Aberglaube wurde. Man kann nicht anders sagen, als man hat es in Alexandria weit, sehr weit gebracht; der Barometer für den Fortschritt der Zeit war hier aufgerichtet. Alle die kleinlichen Bedenken einer bürgerlichen Moral, welche den unerleuchteten Geist zu fesseln vermögen,

waren als lästige Geistesschranken vor dem kritischen Messer Alexandriens erlegen. Es stand an der Spitze aller geistigen Bestrebungen, der Welthandel war hier concentrirt, eine geistreiche Ueppigkeit durchdrang mit verführerischem Gifte alle Verhältnisse, die bessere Naturen durch eine höhere, edlere Seite, die wieder durch das Denksinnliche unwiderstehlich an sich ziehen. Dabei wußte man auch Krieg zu führen, und selbst glückliche Negotiationen zu machen. Während ein allgemeines Bündniß der Könige die Welt von der römischen Weltmonarchie bei Zeiten zu befreien vermocht hätte, hatte der Laquaieninstinkt der alexandrinischen Diplomatie bereits früh herausgerochen, welche Vortheile sich für den Thron der Ptolemäer durch innigen Anschluß an den Erbfeind aller hellenisirten Staaten vermitteln ließen, und im ächtesten Geiste eines Parvenu war auch frühzeitig das Bündniß fertig, das den Ptolomäern den ruhigen Anblick des Unterganges der verschiedenen Staaten Karthagos, Macedoniens, Syriens ꝛc., Monarchien und Republiken, verschaffte. Und glaube man ja nicht, daß, als Aegypten allein noch übrig war, dieses sich gutwillig dem römischen Sieger ergeben hätte. Beinahe wäre Cäsar im Hafen von Alexandria ertrunken, nachdem kurz vorher Pompejus, der den Orient bezwungen, am ägyptischen Gestade, wo er Hülfe suchte, ermordet worden war; beinahe hätte die ägyptische Flotte bei Actium den Octavianus Augustus geschlagen, und daß es nicht geschah, soll etwa der Kleopatra zur Last gelegt werden; beinahe hätte sie den Augustus bezwungen, wie sie den Cäsar und Antonius besiegt, als sie klug genug gewesen war, den Antonius sich allein erstechen zu lassen. Sind das nicht Thaten, welche würdig wären, die patriotische Begeisterung der Aegyptier noch spät zu entflammen, und wer wird auch nur nach dem Erfolge den wahren Werth der Sache beurtheilen wollen?

Gewiß, wenn politischen Rechenmeistern der späteren Zeit, den Freunden einer officiellen Wissenschaft, und den „auf der Höhe des Momentes“ schwebenden Enthusiasten für die mate-

riellen Interessen, die Lagiden- oder Seleucidenherrschaft als Original vorgeschwebt haben sollte, so könnte man ihren feinen Geschmack nur bewundern, und der Beifall der Gebildeten müßte, selbst wenn sie nur instinctmäßig gehandelt hätten, ihnen schon deßhalb zu Theil werden, weil sie die moderne Welt nach einem classischen Muster einzurichten für gut fanden. Zwar ist es wahr, diese Staaten sind alle der Arglist, dem Wolfshunger der Römer erlegen, die jeden noch so elenden Zwiespalt der Fürsten nährten, Einen gegen den Andern in Waffen brachten, sie isolirten, entwaffneten, und dann die Verblendeten als leichte Beute mit sich fortschleppten; ja man kann nicht einmal sagen, die Gefahr, welche über sie hereinbrach, sei ihnen, warnend und drohend, nicht lange genug vor Augen geschwebt. Eine kostbare Frist von hundert bis zweihundert Jahren war ihnen gewährt, um sich zu ermannen, ihre Staaten zu ordnen, ihre Zwistigkeiten zu tilgen, die höhern Interessen zu bedenken, statt des Flitterhaften und Vergänglichen das Dauernde zu wählen, für die Fortdauer ihrer politischen Existenz Sorge zu tragen. Brachten sie diese damit zu, durch geistreiche Feste oder üppige Gelage die Zeit angenehm zu tödten, durch Pflege einer entarteten Wissenschaft oder einer Kunst, die zu ihrer wahren Blüthe ganz andere Vorbedingungen verlangte, sich eine eingebildete Unsterblichkeit zu erwerben, oder den Fanatismus der Aufklärung wider ein Volk und eine Religion in Spiel zu setzen, deren innere Hoheit die hellenische Bildung mit allen ihren Vorzügen zu begreifen unfähig war, so steht es Jedem frei, solchem Treiben, wenn er will, die verdiente Bewunderung oder seinen Abscheu nicht zu versagen. Ihr Lohn jedoch ist ihnen nicht ausgeblieben; der eitle Dünkel, in welchen sie sich eingehüllt hatten, und der jämmerliche Hochmuth, in welchem das Gezücht der Belsazare sich gefiel, war ihr Theil geworden. Ihre Staaten aber gingen unter; ihre Dynastien wurden ausgerottet, ihr Andenken erlosch, und der stolze Römer, welcher die griechischen Philosophen unter sein Hausgesinde aufnahm, und ihnen den Platz neben den Possenreiß-

sern anwies, blickte auf alle die Prachtbauten früherer Zeiten, die Werke angebeteter Könige nieder, als auf instrumenta servitutis. Ueberwundene, meinte er, haben keine Geschichte mehr. —

XII.

Erwiderung.

Der bekannte würtembergische Professor der Exegese, Hr. Prof. Gehringer, hat diese Blätter im 15. Band, 12. Hefte mit einer geharnischten Erklärung beehrt, in der er, undankbaren Sinnes, das ihm in diesen Blättern wiederholt gespendete Lob zurückweist und sich darüber höchlich entrüstet gebärdet. Bezöge sich nun seine Erklärung blos auf den Artikel im 15ten Band 6. Hefte, so könnte der Unterzeichnete die Erwiderung mit allem Fug dem betreffenden Einsender anheimstellen und ihm das Verdienst, jenes Lob wider übertriebene, mädchenhafte Bescheidenheit als wohlgegründet zu erweisen, überlassen. Allein Hr. Prof. G. geht in seiner Erklärung auch auf die früheren Artikel zurück, die er nicht blos gleich „sehr entstellt und theilweise erdichtet", sondern auch Erzeugnisse „eines und desselben Anonymus" nennt; desgleichen richtet er durch die Bemerkung: „Ich beklage es, daß er jedes Jahr aus zwei ehrlichen Studirenden unehrliche Verläumder macht", seinen Angriff auf eine, über dem Kreis der Studirenden, und doch wieder denselben nach Ort und Beruf sehr nahe stehende Person, womit blos einer seiner Herren Collegen gemeint seyn kann. Solches Beginnen erfordert eine gebührende Zurückweisung von Seite des Unterzeichneten, der bei solcher Gelegenheit auch die kurze Antwort für den zweiten Einsender übernehmen will.

Unwahr ist es für's Erste, wie bereits angedeutet wurde, und wie auch von der verehrlichen Redaction bezeugt werden wird, daß die Artikel von einer und derselben Person herrühren, da der Unterzeichnete vielmehr weder den Einsender des letzten Artikels kennt, noch diesen selbst vor gegenwärtigem Anlaß zu Gesicht bekommen hat. Unrichtig ist es zweitens, daß der Unterzeichnete, wie die verehrliche Redaction gleichfalls bezeugen wird, den Studirenden nach seinem Domicil und Beruf irgendwie nahe steht, weshalb Hr. Prof. G. sich wider die Herren Professoren der theologischen Facultät, denen er ohne den mindesten Nachweis eine gemeine Corruption der Studirenden Schuld gab, eine sehr grobe Injurie erlaubt hat. Unbegründet ist es endlich, daß die bezüglichen Artikel sehr entstellt und theilweise erdichtet seien, da Hr. Prof. G., mit Rücksicht auf die Artikel des Unterzeichneten, den Nachweis gar nicht versucht, und in seiner Erklärung gegen den letzten Artikel die Richtigkeit desselben im Wesentlichen blos bestätigt hat.

Herr Prof G. scheint von dem Interesse des großen Publikums an den neuen Resultaten seiner Exegese und von dem Eifer, mit dem solche allerwärts in weitern Kreisen dargeboten und empfangen werden, nur eine sehr geringe Ahnung zu haben, da er die genannte Conjectur über den Verfasser der Artikel gewagt hat. In der That können wir ihn versichern, daß nicht blos „jedes Jahr zwei Studirende" sich zu der Rolle von Herolden seiner Gloire verstehen, daß vielmehr sein sämmtliches Auditorium, namentlich zu den Ferienzeiten, beflissen ist, seine frappanten Geisteserzeugnisse in alle Theile des Landes zu tragen, und möglichst zum Gemeingut zu machen. Wenn Hr. Prof. G. deßungeachtet auf der Behauptung von unehrlichen Verläumdern bestehen, und dieses Prädicat seinem ganzen Auditorium in die Tasche schieben wollte: so müßte er zum Wenigsten zugeben, daß „die ehrlichen Studirenden nicht zu unehrlichen Verläumdern gemacht" sind, davon ganz zu

ſchweigen, daß die objectivſten Zeugniſſe, die Collegienhefte, vorliegen, deren Stimme ebenſo untrüglich iſt, wie wenn — und mit Worten der heil. Schrift zu ſprechen — die Steine redeten. Glaubte Hr. Prof. G. überhaupt in den Berichten über ſeine Vorleſungen die Wahrheit entſtellt: weßhalb hing ſich derſelbe, die frühern ausgedehnten Artikeln bei Seite laſſend, einſeitig an den jüngſten Artikel, der nur zwei matte Abbilder ſeiner früher referirten, zahlreichen, genialen Aeußerungen preis gab? Indeſſen hat Hr. Prof. G., wie bemerkt, ſelbſt durch dieſe Erklärung gegen den jüngſten Artikel ſeinen exegetiſchen Ruhm bewährt, und neueſte Aeußerungen deſſelben mögen noch zur Uebergenüge darthun, welche geiſtige Schwungkraft, verbunden mit tiefer Anſchauung und exegetiſchem Scharfſinn, ihm eigen iſt.

In der mehrgenannten Erklärung gibt Hr. Prof. G. zum Beſten, daß er den Herrn nicht „unter die Nichtvermöglichen, wohl aber unter die Armen“ gezählt, daß die Kleider Chriſti nicht blos, wie die heil. Schrift bemerke, weiß wie Schnee, ſondern auch „glänzend wie das Licht“ geweſen ſeyen, daß ſie ſchon urſprünglich weiß geweſen ſeyn müſſen, weil die heilige Schrift beiſetze: „wie kein Walker ſie weiß machen kann.“ Er weiß zwar recht wohl, daß auch ein rothes Kleid weiß gemacht werden kann; aber ihm entgeht auch keineswegs, daß „der Evangeliſt nicht von der Umwandlung der Farben, ſondern von der Gradation des Weißen ſpricht“, d. i., daß es blos möglich iſt, ein urſprünglich weißes Kleid ſchön weiß zu machen, nicht aber etwa auch ein urſprünglich rothes in ein ſchönes weißes umzuwandeln. Iſt es für den großen Exegeten ausgemacht, daß die Kleider Jeſu bei ſeiner Verklärung weiß geweſen ſeien; ſo folgt hieraus für ihn von ſelbſt, daß das Unterkleid, das Jeſus auf dem Weg zur Kreuzigung trug, ebenfalls weiß geweſen, d. i. entweder, daß Jeſus ſtets nur dieſelben Kleider getragen, oder daß er von ſeiner Verklärung an die weiße Farbe zu ſeiner ausſchließlichen gewählt haben müſſe. Denn

ohne dieſe Suppoſition iſt ja gar nicht denkbar, weshalb der gefärbte Rock Chriſti zu Trier, von dem ja blos geltend gemacht wird, daß er vom Herrn bei ſeiner Kreuzigung getragen worden ſei, darum unächt ſeyn ſoll, weil dem Hrn. Prof. G. anzunehmen beliebt, die Kleider Chriſti ſeien bei ſeiner Verklärung weiß geweſen. Der gelehrte Herr weiß ferner, daß das Unterkleid Chriſti zu Trier weiterhin nicht blos darum unächt iſt, weil daſſelbe länger iſt, als das kurze Unterkleid der Israeliten; er hat ſeinen Maßſtab auch an die σπολαὶ angelegt, und gefunden, daß das Unterkleid Chriſti zu Trier gerade das Längenmaaß einer στολὴ hat, die Chriſtus nach ihm durch die Worte: „καὶ μὴ ἐνδύσησθε δύο χιτῶνας" ſeinen Jüngern zu tragen verboten hat, und darum ſchicklicher Weiſe nicht ſpäter ſelbſt hat tragen können. Freilich vernehmen wir nicht, auf welche Weiſe er zur Kenntniß ſolchen Längenmaaßes gekommen iſt; er hat weder ſich die Mühe genommen, das Unterkleid zu Trier, oder die alten Unterkleider und Stolen der Israeliten ſich zu beſehen, noch ein fremdes Zeugniß in dieſer Sache beizubringen ſich für bemüßigt gehalten. Deſſen bedarf es aber auch für ihn nicht, da ſich bekanntlich der Rock nach dem Manne zu richten hat, und kundige Kleiderkünſtler in der Länge, wie in der Breite, trefflich zu- wie nachzugeben verſtehen. Die Bemerkung des alten Maldonats zu Mtth. 27, 35: „Consequi possumus, tunicam fuisse eam, quae post interulam (si ea tamen Christus utebatur) corpori proxime adhaerebat, totumque tegebat hominem" kann ihn desgleichen nicht beirren, da er vor ihm die Jugend voraus hat, und da „Maldonat über dieſen Gegenſtand ſehr wenig hat und von ſich ſelbſt abweicht." Manche wollen zwar dem entgegen Maldonat's einſchlägige Bemerkungen, wie z. B. zu Luk. 3, 11; Mtth. 10, 10 ſehr ausführlich und eben ſo treffend, als übereinſtimmend finden. Aber dafür könnte ſie letztlich nur der Vorwurf treffen, den Hr. Prof. G. dem Einſender des letzten Artikels gemacht, nämlich daß ſie „den Maldonat nicht gele-

sen haben." Freilich finden wir die Behauptung des Einsenders: „Der alte Maldonat meint, im Hinblick auf Joh. 19, 23 f., Christus habe nicht blos die Tunica getragen, und erklärt überhaupt das neque duas tunicas habeatis etwas anders" beim Nachschlagen vollkommen bestätigt. Die Ursache unserer Differenz liegt aber wahrscheinlich in einer einzig authentischen Ausgabe Maldonats, die Hr. Prof. G. in Händen hat, unsertwegen auch darin, daß derselbe die Kunst erfunden hat, einen Commentar wieder auf frappante Weise zu commentiren.

Doch Pikanteres hat uns Hr. Prof. G. noch in seinen jüngsten Vorlesungen dargeboten. Den 28. Juni l. J. (wir bezeichnen den Tag, um von unserer Theilnahme an seinen überraschenden Leistungen den schlagendsten Beleg zu geben) kam endlich der große Synoptiker auf das heilige Abendmahl zu sprechen, und machte dabei buchstäblich folgende, gewiß ebenso geistreiche, als in dogmatischer Beziehung überraschende Bemerkung: „Einige katholische Asceten, wie Rosa Limana, Catharina von Siena u. A. haben das Fasten so weit getrieben, daß sie außer der Eucharistie nichts Anderes genossen. Diese haben dadurch bewiesen, daß in der Eucharistie noch eine sinnlich nährende Kraft sei: Es ist dieß aber eine Entwürdigung und Profanirung des Sacraments; denn da ißt man den Leib des Herrn nur der (körperlichen) Nahrung wegen, nicht, wie der Christ soll, um den Leib Christi zu empfangen." Gleich darauf gab das große Kirchenlicht sein Urtheil über die Communion unter Einer Gestalt folgendermaßen Preis: „Die katholische Kirche hält bekanntlich darauf, daß das Abendmahl nur unter Einer Gestalt gespendet werde. Das ist gewiß, daß Christus den Genuß seines Leibes und Blutes uns darbot. Aber die katholische Kirche führt mehrere Gründe für ihre Praxis an. Wir wollen nun einige durchgehen. Zuerst sagt man, es gebe viele Gegenden, wo kein Wein wachse und wo man auch keinen haben könne. Allein da ist die

Sache einfach die, daß man es eben bleiben läßt — nämlich mit dem Weine — wo man keinen hat (Lachen). Weiter sagt man, es könne leicht etwas von dem Blute verschüttet werden. Aber da müßte man ebenso auch die Austheilung der Hostie bleiben lassen; denn es kommt oft vor, daß man solche auf den Boden fallen läßt. Weiter sagt man, es gebe viele Leute, welchen selbst der Genuß des Weines zuwider sei. Allein solcher Leute gibt es äußerst wenige (allgemeines Lachen). Dann sagt man auch, es würden sich Viele ekeln, wenn Alle von dem Kelche trinken, und besonders, wenn Leute mit ansteckenden Krankheiten ihre Lippen hinbrächten. Allein, wenn Einer einen bösen Mund hat oder sonst krank ist, der könnte ja wegbleiben, und man könnte ihm die Communion besonders reichen. Aber es wird noch ein Grund angegeben, welcher haltbarer ist, und wohl der richtige seyn mag, nämlich die Widerspänstigkeit und Rechthaberei; indem bekanntlich die Kirche nicht gefehlt haben will (wörtlich so!), so will sie nicht zugeben, daß sie einmal Unrecht gehabt habe. Allein die allgemeine katholische Kirche (wohl im Gegensatz zu der römisch-katholischen) hat auf dem Concil zu Trient in zwei Sitzungen entschieden, wenn es von einer Nation verlangt werde, so müsse man ihr den Kelch gestatten. Wenn es also die deutsche Nation verlangen würde, so müßte er ihr nach dem Concil von Trient gestattet werden. Diesen letzten Passus trug der gelehrte Herr mit beißender Ironie vor, wie er denn diesen Sommer überhaupt sehr gegen den Hochmuth und die Eitelkeit der Kirche eifert. So bemerkte er unter Anderm zu den Worten Christi: „Ihr sollt euch nicht gnädige Herren nennen lassen", dieß gehe die weltlichen Fürsten Nichts an, aber in der Kirche lassen sich Viele „gnädige Herren" heißen, weil überhaupt in ihr die Demuth nicht sei, die der Herr wolle, und Einer sich über den Andern erhebe. „Wäre nicht so viel Hochmuth in der Kirche, so sähe es darin viel besser aus."

Doch wir sind mit unserm Referat über den Maldonatus redivivus noch nicht zu Ende gelangt. In demselben ausgezeichneten Manne, den die alma Eberhardina zu Tübingen zu besitzen das außerordentliche Glück hat, ist auch Gavantus, der große Liturgiker, wieder aufgestanden. Die Zahl seiner originellen Aussprüche und Behauptungen über Gegenstände des Cultus ist Legion. Heben wir aus der großen Masse Einiges als Muster hervor! Wie alle Liberalen, ist auch der neue Gavantus gegen die lateinische Kirchensprache, und zur Widerlegung derjenigen, welche die Beibehaltung derselben schon um der Einheit der Kirche willen für wichtig halten, behauptet er, wer in der lateinischen Sprache ein Band der Einheit sehe, stelle damit Christum den Herrn und die Apostel aus der Kirche hinaus, weil diese der lateinischen Sprache sich nicht bedient hätten. Merkwürdigerweise stimmt aber Gavantus redivivus dennoch für die Beibehaltung der Exorcismen, z. B. bei der heil. Taufe, in der lateinischen Sprache, weil es durchaus besser sei, daß das Volk von dem schaudervollen Inhalte derselben Nichts verstehe. Daß in dem Taufritus drei Exorcismen vorkommen, tadelt er in folgender Schlußform: Wenn dem ersten Exorcismus ein zweiter folge, so sehe man daraus, daß der erste nicht viel gewesen; komme aber auf den zweiten noch ein dritter, so können alle zusammen keine Bedeutung haben. Die Frohnleichnamsprocession will er aus mehreren Gründen von Außen in das Innere der Kirche verlegt wissen. Einmal regne es doch so gewöhnlich alle andere Jahre, und ein Paar Regentropfen liefern dann den traurigen Beweis, daß es den Leuten mehr um die Kleider, als um die Andacht zu thun sei; ferner werde öfters Aergerniß erregt, weil alte Geistliche aus Schwäche zu Boden stürzten; endlich seien es zwei Menschenklassen, die durch den feierlichen Umzug genirt seien und sich deßwegen Spöttereien erlauben, nämlich — die Fuhrleute und die Protestanten. Von den Bruderschaften urtheilt er, sie hätten sich nicht auf die allgemeine Nächstenliebe, son-

ſondern auf die Liebe auserwählter Brüder gegründet, auch ſeien ſie im beſten Falle eine Anklage gegen die chriſtliche Kirche. Noch eine Behauptung des Gavantus wollen wir zum Schluſſe ausheben, die zwar auf einem andern Gebiete vorgekommen, aber als Krone und Blüthe ſeines wiſſenſchaftlichen Scharfſinnes genannt werden muß und überall ſich gut ausnehmen wird. Er nahm irgendwo den Stammvater Adam gegen die maßloſen Injurien, die ihm von allen Seiten her wegen ſeines Falles gemacht werden, ganz ernſthaft in Schutz, mit der Begründung, es ſei wohl gut geweſen, daß ſchon Adam gefallen ſei; denn wenn dieß dem Noe begegnet wäre, ſo wären die Folgen noch weit empfindlicher geweſen, weil zu der letztern Zeit ſchon eine tiefe Verderbniß der Sitten ſtattgefunden habe.

Einſtweilen tragen wir darauf an, daß der neue Gavantus in die congregatio rituum aufgenommen, und mit der durchgreifenden Reviſion des römiſch-katholiſchen Cultus beauftragt werde.

Der Einſender der zwei erſten Artikel.

XIII.

Die Jesuitenfrage.

I.

Der heilige Ignatius von Loyola und sein Orden.

Unter die großen historischen Charactere, die weil sie einen starken Willen der Verderbniß der Zeit entgegengesetzt, und große Mittel zur Bestreitung ihrer Absichten gegen sie aufgebracht, aufs härteste von ihr angefeindet worden; und die, weil ihre ernste unbeugsame Strenge keiner Halbheit einen Anlehnungspunkt und keiner Accomodation einen Vorwand hergeben wollten, den heftigsten Widerspruch aller hassenden Kräfte gegen sich herausgefordert, welche als die Person ihnen unerreichbar geworden, ihr Andenken wenigstens in aller Weise mißhandelt, verspottet, verhöhnt, und wie sie eine Zeitlang wähnten, zugleich mit ihrer Schöpfung gänzlich aus dem Andenken der Menschen vertilgt, gehört vor vielen Andern der heil. Ignaz von Loyola. Jüngster Sprößling eines edeln Geschlechtes in Biscaya, trug er in seinem ganzen Wesen des dortigen kräftigen, uralt spanischen Volksstammes Art und Naturanlage; schnellkräftig, warmblütig, lebendig, unerschrocken, kühn, dabei von eiserner Kraft des Willens, und aus Naturtrieb unerschüt-

terlich in seiner Beharrlichkeit; mit solchem Naturell ausgerüstet, war er 1491 ins Leben eingetreten. Es war die Zeit Ferdinand des Katholischen, in der das Ritterwesen, das im Säcularkampfe mit den Mauren alle seine Stufenalter durchlaufen, jetzt nach Beendigung desselben zum Niedergange neigte; während das neue Kriegswesen aus dem Zwielichte des abgeschlossenen Weltalters auftauchend, dem Neuen entgegenstieg, und ihm als Morgengabe zum Einstand im fernsten Sonnenuntergange eine neue Welt eroberte. Eine solche Zeit mußte im spanischen Charakter jenen erneuten Schwung erwecken, der nach der Natur des Erregungsmittels, das ihn hervorgerufen, gegen das Irdische gewendet war; und Ignaz in den Strom hineingezogen, in allen Künsten des alten Ritterthums zu Ernst und Schimpf wohl ausgelernt; Alle seines Gleichen bald durch Kühnheit, Muth, Tapferkeit und zierliche Hofsitte übertreffend; darum frühe durch die Gunst der Fürsten ausgezeichnet, fand die Bahn der Ehre sich weit geöffnet. Aus der alten Zeit in die Neue eingeboren, mußte er die Eine noch als lebendige Tradition in sich beschließen; seinem scharfen Verstande aber konnte es nicht entgehen, daß es ihm in der Neuen, der er angehörte, nur dann auf dieser Bahn gelingen möge, wenn er mit ihren Formen und Prinzipien vertraut, in ihr nach ihrem Geiste wirkend, die poetische Freiheit des alten Ritters in die prosaische Disciplinirung des neueren Heergesellen übersetze; und so mußte er ein Mann des Ueberganges in beiden Gebieten gleich heimisch werden. Auf diesen Wegen finden wir ihn, als sein Beispiel und sein Muth die Uebergabe Pampelonas an die Franzosen so lange aufgehalten, bis er mit zerschmettertem Schenkel niederstürzte. Während er nun der Heilung abwartend, ins Leben Christi und den Palmgarten der Heiligen sich vertiefte, bereitete eine neue Crise die kräftige Natur zur Umkehr; der welcher als der Sohn zweier Jahrhunderte bisher auf der Bahn der Ehre zur Würde eines berühmten Feldhauptmanns vorgeschritten; wurde plötzlich gewendet, und an die Gränze hingeführt, wo das Gebiet der Na-

tur mit ihren Gaben und Ehren sich scheidet von dem der Gnade mit ihren Mühen und ihrem Lohn. Er, der bisher ein vielvermögender Einsasse des ersten Reiches am Uebergange der Zeiten gewesen, sollte nun auch das höhere Indigenat im andern Reich gewinnen; und alle Errungenschaft, die er unten gewonnen, als Einstand in die neue Ansiedlung mit hinübernehmen. Der Uebergang konnte nicht ohne Kampf geschehen; als dieser sich entschieden, und er die neue Heimat zu betreten Willens geworden, mogte die Aufnahme nur nach ernster Vorbereitung erfolgen; die neue Schwertleite mußte bei der Jungfrau auf dem Montserrat vor sich gehen, wo er die alten Waffen aufgehängt, und die Harnischwacht nach Rittergebrauch abhielt. Im Hospitale von Manresa hielt er seine ersten Waffenübungen in der Ascese; machte dann die ganze mystische Schule mit allen ihren Kämpfen bis zur Extase durch; in deren Gefolge dann die Schule des Siechthums ihn durchübte. Zum Edelknecht also geschlagen, trat er seine Fahrt nach dem heiligen Lande an; dort hatte er den Ritterschlag im Dienste der höheren Minne erlangt, und die erste Hälfte seines neuen geistigen Lebens war vollendet. Nun senkte er den Flug gegen die irdische Wissenschaft, und durchlief binnen zwölf Jahren den ganzen wissenschaftlichen Curs von den grammatischen Studien in Barcellona an, bis zu den philosophischen in Alcala und Salamanca; immer von Almosen lebend und doch wieder Werke der Barmherzigkeit übend, zwischendurch aber von der geistlichen Polizei der Inquisition vielfach angefochten. Nachdem er auch dort, die academischen Würden erlangend, bis zum Magister der Philosophie aufgestiegen, ging er über zur Theologie; die er in Gesellschaft mit den Edelsten und Besten seiner Zeit auf der hohen Schule von Paris, wieder unter vielfältigen Anfechtungen betrieb, bis er auch hier zum Ziele gelangte. So also in beiden geistigen Welten heimisch und in allen Gebieten durchgeprüft, legte er sich mit seinen Gefährten in der Fahrt nach Italien noch die practische Waffenprobe auf; indem sie durch die Halbinsel wandernd, in der Ausübung des erwor-

benen Geschickes sich versuchten; und nun vereinigten sich alle erst in Rom, und Ignaz hielt dort im sieben und vierzigsten Jahre seine erste Messe.

So war dieser große Mann geartet, und so hat er es mit sich gehalten. Ein Künstler ohne gleichen hat er die schwere Kunst geübt, sich durch sich selber durch und durch zu bezwingen; und nachdem die heroische, muthige Willenskraft den harten Streit mit einer lebensvollen, triebereichen, heißkräftigen Anlage siegreich durchgestritten, hat die Besiegte dem siegenden Gesetze in Unterwürfigkeit gehuldigt; und fortan ein treuer Dienstmann ihm in Allem hilfreich zugethan, haben Beide vereint sich in die äußere Umgebung ausgebreitet, und das Gepräge des ausserordentlichen, gotterfüllten Geistes ihrer Zeit und vieler Zeiten nach ihm aufgedrückt. Sie beschuldigten vor dem Caiphas den Erlöser: er habe sich gerühmt diesen Tempel Gottes kann ich abbrechen, und nach drei Tagen ihn wieder aufbauen; der Beschuldigte aber hat geschwiegen, weil er mit den Worten sich gemeint. Dieser Baske hat seinen Naturmenschen, in dem er sich gefunden, durch seines Willens Macht formal umgebaut; also daß er, der in allen seinen Trieben und Richtungen auf die Erde, die ihn ausgeboren, gegangen, fortan sich nur gegen Gott hingerichtet; ein ethisch plastischer Künstler hat er aus dem rohen Granite, langsam in vielen Jahren das Bild eines Heiligen herausgeschliffen. Es konnte nicht fehlen, eine so große durch den höchsten ethischen Heldenmuth und die tiefste religiöse Ergebung gesättigte und gesänftigte Natur; ganz durchdrungen und getränkt von dem Aether einer höheren Welt, in dem sie allein athmen mag; umflossen von dem Zauber moralischer Schönheit; innerlich erfüllt mit dem tiefsten Frieden eines Gemüthes, das wie ein wolkenloser, ewig heiterer, tief blauer Himmel, nur von dem Sonnenscheine aller Tugenden eines thätigen, in Liebe und Menschenfreundlichkeit erglühenden Lebens überflossen; dann wieder von dem Sternenlichte einer in den Tiefen der Gottheit versenkten Andacht bestrahlt; äußerlich ausgestattet mit allem Reize, der ausgeht von jeder Seele, die ihrer selbst ganz mäch-

tig geworden; der alle Kräfte und Vermögen für ihre höheren Zwecke zu Gebote ſtehen, und die ſie mit Energie und Gewandtheit beherrſcht; eine ſolche Perſönlichkeit mußte eine wunderbare Gewalt über Alle üben, die in den Wirkungskreis ihrer Anziehungskräfte eingetreten; und das Beſte, das Kräftigſte, von Gott Begabteſte, was in ihrer Zeit ihr nahte, um ſich her vereinigen, und mit wunderbarer Gewalt binden und an ſich feſſeln. Vor ihm, der früher in ſeiner weltlichen Laufbahn als ein ſtattlicher Kriegsmann ſich gehalten; der dann durch alle Stufen der Heiligung anſteigend Gottes voll geworden; der zuletzt die Wiſſenſchaft ſeiner Zeit beherrſchen gelernt, und nun noch obenein durch die Macht eines großen Charakters Alles überragte und niederhielt; bei allem dem aber beſcheiden, demüthig, unterwürfig, nicht blos in äußerer Haltung, ſondern bis ins innerſte Bewußtſeyn hinein geblieben, konnte keine Eigenliebe, keine Eitelkeit und kein Hochmuth beſtehen. Alle erkannten vielmehr willig und neidlos eine Ueberlegenheit, die weil ſie mehr noch und ſtrenger ſich ſelbſt als Andere beherrſchte, für Niemand drückend war. Es mußte ſich daher die Blüte der Jugend ſeiner Zeit um ihn verſammeln; und die Herzen, die des Meiſters liebreiche Milde ſich gewonnen, hielt ſein edler Ernſt und ſeine ſanfte Strenge feſt; und indem ſein unerſchütterlich Vertrauen auf Gott die Schwachen ſtärkte und befeſtigte, erhoben ſich die Starken an ſeinem großen Beiſpiel, das ihnen wie eine Lichtſäule immer voranging. So war er von der Vorſehung ſichtbar zum Rüſtzeug auserleſen, daß er eine mächtige Gegenwucht dem aus ſeinen Schranken ausgetretenen Gegentrieb in ſeiner Zeit bereite; die große Bewegung der Geiſter, die er hervorgerufen, dämme; die Einheit in Mitte der heftigſten Anfechtungen, die ſie erfahren mußte, aufs Neue befeſtige; und während er den romaniſchen Süden von Europa gegen die anſchlagenden Fluthen der neuen Lehre eindeichte, ihnen auch einen Theil des germaniſchen Nordens noch entriß, und dem geſicherten alten Glauben überdem neue Provinzen in andern Welttheilen gewann. Darum verſtand er, wie Alle, denen eine

Sendung von Oben zu Theil geworden, vollkommen ſeine Zeit; er begriff gar wohl die Art und Natur der Kräfte, die in ihr erwacht; und ſah mit Klarheit ein, wie ſie mit höherem Beiſtand nur durch ſich ſelbſt bezwungen werden konnten; und wie nur ein allgemeines Aufgebot der Intelligenz in der alten Kirche, wohl organiſirt durch eine ſcharfbindende Disciplin, zu einer weit verbreiteten, in ſtrenger Zucht gehaltenen Genoſſenſchaft, die ſich zugleich der Erziehung der Jugend angenommen, gegen den alles bedrohenden Andrang der neuen Begriffe ſchützen könne. Darum hatte Gott zu dieſer klaren Einſicht von der Lage der Dinge, die ſein ſcharfer Verſtand gefaßt, auch noch jenen mächtigen, auf große Fernen ſeine Wirkſamkeit ausbreitenden Magnet in ſeine Bruſt gelegt, der die Kräftigſten und Beſten ſeines Glaubens zum großen Zweck in ſeine Nähe zog, und um ihn ordnete; die als ſie die Ueberlegenheit ſeiner geiſtigen und Willenskräfte erkannt, ihn auch als den Tüchtigſten und Berufenſten zum Werke an ihre Spitze ſetzten. So nur konnte es ihm gelingen, in einer ſchon vielfältig geſunkenen, immer noch kräftigen, aber ſchon tief durchkälteten Zeit ein großes Werk zu gründen, und mit Glück und Erfolg zu vollbringen, wozu ihn Gott berufen. Geweckt durch ſeine höhere Fügung gerade um dieſelbe Zeit, als Luther aufgeſtanden, ſollte er was dieſer auf dem Wege des Verſtandes von auſſen herein im germaniſchen Norden erwirken zu können glaubte, gründlicher und dauernder von innen hervor, aus dem innerſten Marke der Geſinnung, und aus der tiefſten Wurzel des religiöſen Lebens hinaufzutreiben unternehmen. Wenn Jener zu ſeinem Werke aller Kraft und leidenſchaftlichen Stärke einer zornkräftigen Natur bedurfte, um dem Mißbrauch ſich mit Erfolg entgegenzuwerfen; ſo mußte der Andere dieſer Natur erſt vollkommen ſich bemeiſtert haben; ſie mußte vollkommen gezähmt ſeinem Willen dienſtbar ſeyn, damit er ihrer ganz ſicher in all ſeinem Thun, und doch in der ganzen Macht all ihrer Energien, Kräfte und Inſtincte voranſchreiten mochte; und nachdem er das Feuer gelöſcht, das, in der Entartung der Zeiten aufgegangen, in ihrem dürr ge-

wordenen Gezweige brannte; das noch grüne Leben, getrennt und gereinigt von dem Erstorbenen, Modernden und Brandigen, zu neuem Trieb anregen konnte. Ohne Zweifel war seine Aufgabe die Größere, Schwierigere, Weitaussehenste; es war die Fortsetzung des alten Kampfes der zwei Linien im Menschengeschlechte; der Sieg war seinem Glauben verbürgt, aber in weite Ferne gerückt; den Zwischenraum füllten stete Opfer und unablässige Wechsel von Sieg und Niederlage, je nach dem Steigen oder Sinken der Streitbarkeit. Er aber, für sich und für die Seinigen, war keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, was ihm zu thun obliege; seine ganze Führung in der größeren Hälfte seines Lebens war ja auf dies Endziel hingegangen. So hat er denn auch in der Andern diese seine Bestimmung festgehalten, und es konnte ihm nicht geschehen, was dem Gegner widerfahren: die wilden Feuergeister im Blute hatten ihn nicht übermannt, und ihn gebunden, und ihn dahin geführt, wohin er nicht gewollt.

Ein so klarer, wohlverständigter, durchschauender und überschauender Geist; ein so starker, entschlossener, in allen seinen Energien wohlgegliederter, in seinem Antagonism wohl abgewogener, in seiner Wahl so entschiedener, in seinen Mitteln so überreicher, im Entschlusse wie Stahl geschmeidiger, in der Ausführung demantharter und unbeugsamer Wille; ein so sympathienreiches, in Wahlverwandtschaft allem Guten allum zuneigendes Leben, wie sie seiner Persönlichkeit eingewohnt, die innere Einheit und Einigkeit desselben nur in verschiedenen aber zusammenklingenden Tönen aussprechend; sie mußten, sollte diese reichbegabte Persönlichkeit ihrer Bestimmung gemäß als eine Macht in die Geschichte eintreten, sich einen socialen Organismus anbilden; damit sie in allen ihren Kräften und Energien durch das Organ armirt, in ihm sich auslassen mochte. Sein Geist mußte die ähnlich gestimmten Geister anziehen, und, selbst in sich geordnet, sie um sich her ordnen; und indem sein ihm einwohnendes geistiges Licht das ihre spannte und temperirte, mußte er um sich her ein geistiges Medium bilden, in dem seine eigene Geistesklarheit maßgebend nach allen Seiten sich auslassen

kennt. Sein gehegener Wille wußte in seiner ganzen Mysterie-
rung und dem vollen, schönen Ebenmaße, in dem er und der
Gesammtheit, in der er die wahrhaft Verborgenen, Verwirrten,
Sich dem harmonisch gestimmten Streben, wo sich an ihr gelegt,
eingeben, damit sie in allen ihren Angelegenheiten die Steigerung
wiederbekamen, und diese eigene Freiheit und Selbstordnung in
sich aufnehmen und bedeutsich durchdringen, zu einem ausdrin-
gendvorgegenwärtigen Bilde von ihrer Art gebildet. Sein
Leben den Dinge durchdringend, magische Actionen, von gehei-
mer Wirksamkeit sind, den ganzen Organismus erbauen, erhalten
und durchschauen kann; traut er sie den communicativen Individuen
in der Weltheit der Seelen nicht, durch sie in allem ihren
Verschluß anzuschauen, und so wahrnehmend zu einer Freiheit
erhebe. Im Reiche der Natur bildet sie so Eine, auch Wir-
kung des geistgebenden Naturgeistes, ihren Leib ist, so,
daß er die gesammt Gemeine ihrer Innerlichkeit mit ihrer
Mannichfaltigkeit in alle Offenbarung folgt; im ethischen Reiche ist
er der Einige, der alle in sich aufgenommen, Einzige Ver-
binden Gott gebietet; hier im Reich der Gnade mag es nicht
sein, daß Einheit sich verbürgen. In allen Reichen ist er
unmittelbar Gemeinschaftlicher, wo nur auch ihrer Selbstheit
in sich Knechtschaft aufgehoben, und auch die wieder sich
zusammenziehende Mitte auf sie im geistigen Medium unmittel-
bar Bedingung, die geistige Freiheit nicht zu verletzen. In
einem solchen geheimwissenden Sein hat sich Ignaz, in Meinem
seiner zum Gesetzlose, wie sich gezeigt sein beigestellt, nachdem
er in der Stadt der Mörte: ego vobis Roman propilus sum!
und dem Mörte den Gesetzen verwiesenen, seinen Thron ge-
gründet, und am dritten Feiertage sich die ganze Stadt herzuge-
zogen, und Mörte, in Ignaz, Christ mit allen den Gesetzlosen
Feindschaften, sich hat nach dem Tode und Gräbniß seines
Urhebers zusammen. Gott muß aus dem Geist sich Körper,
Ihn er zum geistigen Medium der Geister durchgegangen,
mit einer seligen Verschmelzung, die irgend einmal in der Ge-
schichte zu gewinnen, vorgesehen, in welcher aus die Heiligen

am füglichſten die Pythagoräer des Chriſtenthums nennen. Wie dieſe, waren auch ſie zu einem thätigen Leben, und einem raſchen Eingreifen in den Gang der Welt angewieſen; und gleich ihnen durch eine ernſte Zucht in fortdauernder Selbſtentſagung zu dieſem Berufe vorbereitet; und auch für Sie hatte die Formel Geltung: Er hats geſagt! Ausdruck der ſtrengen Unterordnung der Perſon unter die Geſammtheit der Körperſchaft und ihre Zwecke. Wie die Männer des Alterthums die tiefſinnige Prieſterlehre des Orients gegen die moderne Verflachung des eroteriſchen Profanglaubens in gemeiner Mythologie vertheidigten; wie ſie in der Philoſophie gegen die ſchon erwachenden Anmaßungen des Verſtandes die großen Anſchauungen der Vorzeit, und ihre ernſte, alles auf die Monas beziehende, und von hochragender Mitte aus in großen Maſſen ergreifende Denkweiſe vertraten; wie ſie in der Politik die Reibungen jenes raſchen, demokratiſchen Geiſtes, der alle die kleinen, ſtädtiſchen Gemeinheiten Großgriechenlands in ſteter Bewegung und in unaufhörlicher Sorge vor drohender Tyrannei erhielt, dadurch zu mildern ſich beſtrebten, daß ſie eine ähnliche Einheit, wie ſie die alten Prieſterſtaaten gehegt, neuerdings in ihnen zu pflanzen ſich bemühten: ſo hatten auch die Jeſuiten, in anderer Zeit, unter andern Formen und Verhältniſſen, in unverhältnißmäßig größerem Maaß und Umfang, doch im Grunde ähnliche Beſtrebungen; ſie ſuchten mit ähnlichen Mitteln zu ähnlichem Ziele zu gelangen. Wie jene die große Prieſteranſchauung der alten Zeit, und ihre Ideen dem Sinnen- und Begriffsglauben, und der einſeitig ſinnlich äſthetiſchen Cultur der Neuen entgegenſetzten; ſo haben Dieſe die alte Ueberlieferung des Chriſtenthums mit den neuen Grübeleien; ſeinen großen, ſtrengen Dogmatism mit dem Criticism der Reformation, und ſeine geſchloſſene Ideeneinheit mit ihrer vielfältigen Begriffsſpaltung in Gegenſatz gebracht. In eine engeſchloſſene Körperſchaft verbunden, die mehr als zwanzigtauſend Theilnehmer bei der Aufhebung begriff, haben ſie, ein neues kräftig hebendes Ferment die Kirche durchdrungen, und

indem sie lehrend, zugleich auf der Kanzel, im Beichtstuhl und auf dem Catheder, den entschiedensten Einfluß auf die europäische Gesellschaft übten, und ununterbrochen Talente weckten und einen Theil der Geweckten an sich zogen, um durch sie wieder Andere anzuregen, ist es ihnen hauptsächlich zuzuschreiben, daß die alte Lehre gegen die ungemeine Schnellkraft der Neuaufgekommenen, hinter dem Bollwerk, das sie aufgeworfen, sich gegen den ersten Anlauf zu sichern, und aufs Neue zu befestigen vermogte. Was jene alten Weisen in Mitte der ihrem Untergange entgegeneilenden antiken Gesellschaft, ohne Erfolg zu erwirken gesucht; das ist ihnen in den Zeiten der dringendsten Gefahr theilweise unter höherem Schutz gelungen. Während Jene aber den Versuch mit dem Leben bezahlt, haben diese durch die Anhänglichkeit der katholischen Völker gegen solches Unterfangen geschützt, doch die Auflösung über sich ergehen lassen müssen.

Wollen wir tiefer in den Geist und das innere Gefüge dieses Ordens schauen, so dürfen wir nur vernehmen, was sein Gründer selbst über das Grundprinzip, das er ihm untergelegt und das Gesetz, in dem er über demselben sich erbauen sollte, ausgesprochen. In seinem Briefe an seine Brüder und Genossen in Lusitanien, im Jahr 1553 geschrieben, hat er sich gegen sie in folgender Weise ausgelassen: „Mögen andere religiöse Orden in Fasten, Wachen und sonstiger Strenge des Lebens, die sie jeder nach seiner Weise und Vorschrift mit heiliger Entsagung auf sich genommen, den Unsrigen übertreffen; so mögte ich doch, daß Alle, die in ihm Gott unserem Herren zu dienen sich vorgenommen, hauptsächlich durch einen wahren und vollkommenen Gehorsam, mit Entsagung alles Eigenwillens und Eigenurtheiles, sich auszeichneten; also daß die wahrhaften und ächten Genossen dieser Gesellschaft daran als ihrem Zeichen und Merkmal kenntlich seien, daß sie niemal die Person anschauen, der sie gehorchen, sondern in ihr nur Christus den Herrn sehen, um dessen willen sie Gehorsam leisten. Denn dem Obern, sei er auch durch Klugheit, Voll-

kommenheit und jede andere göttliche Gabe ausgezeichnet, soll man nicht um seinetwillen gehorchen; sondern allein deswegen, weil er an Gottes Stelle und in der Autorität dessen gebietet, der gesagt: wer Euch hört, der hört mich, und wer Euch verachtet, der verachtet mich; der daher auch aus dem Seinigen ergänzt, was dem Diener an Erfordernissen seines Amtes abgeht. Auch das wird Euch klar vor Augen liegen, und es ist meines Herzens Verlangen, daß Ihr es Euch aufs tiefste einprägt: es sei nur eine untere und darum unvollkommene Form des Gehorsams, die Gebote nur schlechthin ins Werk zu richten; das mag nicht als eine Tugend gelten, wird nicht damit zugleich die zweite Stufe erstiegen, indem der Wille des Obern nicht blos äusserlich ausgeführt wird, sondern auch eine innere Concordanz besteht; so daß nicht blos auf die Wirkung die Ausführung sich beschränkt, sondern auch eine Uebereinstimmung im Affecte eintritt, indem Beide das Gleiche wollen und nichtwollen. Darum heißt es in der Schrift: Gehorsam ist besser als Opfer; denn sagt der heil. Gregor, das Opfer bringt nur das fremde Fleisch dar, der Gehorsam aber den Eigenwillen. Darum soll nicht blos in Sachen, die Fleisch und Blut angehen, sondern selbst in heiligen Werken von der Vorschrift keineswegs abgewichen werden, im Thun wie im Lassen soll sie gleich verbindlich seyn. Also ihr meine geliebten Brüder! gebt so viel thunlich ist, die Freiheit, die euer Schöpfer Euch verliehen, ihm in seinen Dienern frei zurück; ihr werdet sie dann nicht verlieren, sondern vielmehr sie stärken und mehren, indem der, welcher in Gottes Namen Euch vorsteht, eure Willen nach der sichersten Regel des göttlichen Willens ordnet. Wollet daher nie den Willen des Vorgesetzten zu dem Eurigen hinabziehen! das hieße nicht den Euern Gott, sondern den göttlichen Willen euerm eigenen gleichförmig machen, und also die göttliche Regel umkehren. Jeder soll also schlechthin seinen Eigenwillen ausziehen, und den Göttlichen, wie ihn der Vorgesetzte bietet, anziehend zum Seinigen machen. Wer aber sich ganz und gar Gott darbringen will, muß

neben dem Eigenwillen auch, im dritten und höchsten Grade des Gehorsams, seine Intelligenz opfern; so daß er nicht blos dasselbe will, was der Vorgesetzte vorgewollt; sondern auch dasselbe empfindet, und so weit ein gläubiger Wille die Intelligenz bestimmen kann, das eigene Urtheil dem Seinigen unterwirft. Diese Seelenkraft nämlich erfreut sich nicht ganz der gleichen Freiheit wie der Wille, und wird von der Natur selbst zur Form der Wahrheit hingedrängt; aber in vielen Dingen doch, da wo nämlich die Evidenz der erkannten Wahrheit ihr nicht Gewalt anthut, kann sie durch die Macht des Willens mehr auf die eine oder die andere Seite hingezogen werden. In solchem Falle muß jeder, der zum Gehorsam sich bekennt, auf die Seite des Vorgesetzten neigen. Denn da er sich dem Herrn ganz und gar zum Opfer dargebracht, und auf all sein Recht verzichtet, damit Gott ihn durch diesen Vorgesetzten unbedingt leite; so wird auch der vollkommene Gehorsam nicht blos auf den Vollzug, der thut, und auf den Willen, der gern thut, sich beschränken; sondern auch die Urtheilskraft in sich begreifen; so daß das Gebot des Vorgesetzten dem Untergebenen recht und geboten erscheint, so viel das nämlich thunlich ist. Solche Unterwürfigkeit, wie sie Gott genehm ist, so nothwendig wird sie auch für Alle seyn, die im religiösen Verbande leben. Denn wie es bei den Himmelskörpern, indem Einer den Andern anzieht und bewegt, erforderlich ist, daß in einer gewissen Einstimmung und Ordnung der Untere dem Obern unterworfen sei; so wird unter den Menschen, wo einer durch des Andern Autorität bewegt werden soll, was im Gehorsam geschieht, nothwendig seyn: daß der, welcher vom Winke des Andern abhängt, ihm dienend behülflich werde; also daß die Kraft des Gebietenden zu ihm übergeleitet, also in ihn einwirke; das aber mag nicht geschehen, wenn nicht der Wille und die Urtheilskraft des Untergebenen, auf ihre eigene Klugheit nicht vertrauend, mit dem Willen und Urtheil des Vorgesetzten übereinstimmt. Schon in menschlichen Dingen, die uns nahe berühren, ist fremdes Urtheil auch eines nicht Vor-

gesetzten dem Unsrigen vorzuziehen; um wie viel mehr in göttlichen Dingen das desjenigen, dem wir, als dem Ausleger des göttlichen Willens, die Leitung des Unseren in den Gefahren der geistlichen Wege überlassen. Auch kann ohne eine solche Zustimmung der Urtheilskraft, die Ausführung nie vollkommen seyn; denn von Natur sind wir also geartet, daß die begehrenden Triebe den in Ueberlegung Weisenden folgen; und die Willenskräfte nur gezwungen, wenn diese widersprechen, auf die Dauer gehorchen. Die Beharrlichkeit wird also fehlen, die Raschheit der Ausführung sich schwächen; die Einfalt des blinden Gehorsams unter stetem Zweifel, ob recht oder unrecht geboten worden, sich verwirren; aller Eifer und Muth in schweren Vornahmen sich verlieren, und alle Kraft und Würde dieser Tugend zu Grunde gehen; an ihrer Stelle aber Verdruß, Unlust, Trägheit, Lässigkeit, Murren, Ausflüchte und andere nicht unbedeutende Fehler und Uebelstände treten. Darum ermahnt der Apostel (Rom. 15. 5) Alle das Gleiche zu empfinden und auszusprechen, damit sie in Uebereinstimmung des Urtheils und des Willens sich gegenseitig fördern und erhalten." Nachdem er nun den Brüdern drei Mittel angegeben, wie sie zu dieser vollkommenen Consonanz gelangen mögen, will er ihnen keineswegs untersagen, wenn ihnen etwas dem Urtheil des Vorgesetzten Widersprechendes einkomme, es diesem nach vorhergehendem Gebet mitzutheilen; wenn es nur mit vollkommenen Gleichmuth vor wie nach der Eröffnung, sowohl in Bezug auf die Handlung, wie auf das zu fällende Urtheil ohne alle Eigenliebe, und mit dem Vorbehalte der endlichen Conformität mit dem Vorgesetzten geschehe. Nachdem er nun noch hinzugesetzt: das was er hier vom Gehorsam schlechthin gesagt, gelte in gleicher Weise von dem des einzelnen Untergeordneten gegen den nächsten Vorstand; und so auch von dem der Rectoren gegen die Provinzialen, dieser gegen den General, des Generales gegen den Stellvertreter des Herrn auf Erden, damit Liebe und Friede in der Gesellschaft von unten nach oben durch die Mitte durchgehend sich ausbreite, schließt er, womit er auch

dieſen Brief angefangen, indem er ihnen zu Gemüthe führt: wie Chriſtus unſer Herr ihnen damit im Beiſpiel vorgegangen; indem er das Menſchengeſchlecht, das durch die Sünde des Ungehorſams gefallen, durch den Gehorſam wieder gerettet hat, indem er bis zum Tode gehorſam geweſen, bis zum Kreuzestode.

Das iſt das Poſtulat, worauf der Meiſter des Baues ſeinen Orden gegründet hat; jeder, der ihm angehört, ſoll, wie er nach dem Worte des höheren Meiſters, ſich ſelbſt entſagend und ſein Kreuz auf ſich nehmend, dem Vorangehenden nachzugehen geheißen wird, ſo ſich ſelbſt ohne Vorbehalt entſagend, ſeinen freien Willen durch die höhere göttliche Freiheit; ſeinen endlichen Geiſt durch die unendliche Vorſehung, wie ſie ſich durch ſeine Vorgeſetzten ihm mittheilen, zu allem Guten, in Liebe und nicht in Furcht lenken und ordiniren laſſen; alſo daß er wird wie ein Stab in der Hand der höheren Macht, nicht durch irgend einen äußern Zwang zuvor dazu bereitet und gefeſſelt; ſondern ſich ſelbſt in voller Freiheit dazu ordinirend, und ſeine perſönliche Freiheit zur göttlichen in Harmonie ausſtimmend, daß jedem Ton von oben der harmoniſche Gleichklang im Herzen reſonirt. Das iſt alſo nichts als dieſelbe Forderung, die im Anfang der Dinge aller Creatur angeſonnen worden; und die Weiſe, wie ſie dieſem Anſinnen entſprochen: ob ſie ihr Folge leiſtend Conſonanz in ſich hervorgerufen, oder ihr widerſprechend Diſſonanz, hat über ihr Schickſal auf alle Folgezeit entſchieden. Als die Erlöſung eingetreten, mußte dieſelbe Forderung, die damal zur Standeswahl an die Creatur erging, nochmal wiederkehren für die, welche damals den übeln Stand gewählt, nun aber zur Rückkehr und Wiederherſtellung ſich beſtimmen ſollten. Alle Ordensſtifter, die als Leiter und Wegweiſer voranzugehen zur Beſtimmung ſich gemacht, mußten daher vom Gehorſam ihren Ausgang nehmen; ſo Baſilius für den Orient, Benedictus für den Occident, Franz von Aſſiſi für die Seinigen, und ſo auch Dominicus. Ignaz von Loyola, der ſeine Geſellſchaft insbeſondere

zu einem bewaffneten Wegegeleite des, durch die Unsicherheit der neueren Geschichte wandernden Menschengeschlechts bestimmt, mußte vor Allen diesen Grundstein der Geschichte auch zu seinem Schlußstein machen, in dem alle Schwibbogen seines Werkes sich durchkreuzend ihren Schluß gefunden. Darum der Ernst, mit dem er immer wieder auf das Fundament seines Planes zurückkömmt. Darum hatte er gelebt, und in so vieles sich eingelebt, damit er den menschlichen Willen in allen seinen Tiefen und Untiefen ergründe, und lerne wie er zu behandeln, und welche Disziplin ihm anzumuthen sei. Aus der Fülle dieser gewonnenen Anschauungen ist jener Brief, und alles in seinen Constitutionen darauf Bezügliche geschrieben; er erkennt alle Schwierigkeiten seiner Aufgabe, und weiß ihnen mit Geschick auszuweichen. Die ganze Oeconomie des Willens ist ihm, dem vorzugsweise Willensstarken, wohl bekannt; er kennt auch seine innere Gliederung, und weiß jedem sein gebührend Theil zuzulegen. Alle die feineren Fragen über das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit sind practisch an seinem aufmerkenden Geiste vorübergegangen; und er weiß seinen Worten mit solcher Klugheit Maaß zu geben, daß sie nirgendwo über die feine, haarscharf gezogene Linie des Maaßes, hinüberschwanken. Er beruft sich zweimal auf die Ordnung, die im Weltall herrscht; es fällt ihm aber mit keinem Gedanken ein, ihren Mechanism in seine Gesellschaft hinüberzutragen; denn wohl bewußt, daß die menschliche Schwäche und Trägheit immer nach dieser Seite hinüberneige, dringt er immer darauf, daß Alles in ihr mit Bewußtseyn, Freude und Lust und zur größeren Ehre Gottes geschehe; und da er sich nicht verhehlt, daß trotz aller Vorsicht und kluger Berechnung, in eine Verbindung von Menschen, das Verderben sich nur zu leicht den Zugang zu bahnen wisse; hat sein Gottvertrauen sich durch solche Betrachtung nicht irren lassen; und er hat mit Sicherheit darauf gerechnet, die Macht, der er vertraut, werde auch dem Werke, das er ihr erbaut, sich nicht entziehen; und in dasselbe eingreifend, ergänzen, wo es die Beschränktheit mensch-

licher Einsicht, und die Wandelbarkeit menschlichen Vorsatzes versehen.

Das Fundamentalprincip wollte nun der Gründer des Ordens seiner Gesellschaft also einpflanzen, daß es nicht etwa als ein blos gewußtes, und im Geiste blos Heimisches im Gedächtnisse sich aufbewahre; sondern daß es, in Fleisch und Blut aufgenommen, in's Leben gehe; und als Grundgedanke dem Gedankenkreise des weisenden Geistes untergelegt, und dem Willen zu seinem Ziele folgend, als ein Gethanes die ganze Ordenswirksamkeit bedinge, und so in seinem Verhalten sie realisire. Dazu aber bedurfte es einer langen Uebung; weil, wie das Denken fortgesetztes Studium und ununterbrochener Gedankenbewegung bedarf, so das Thun einer anhaltenden Uebung, in der die Kräfte in Thaten sich fassen und gebrauchen lernen. Ihn selber hatte das Leben in solcher fortgesetzten Uebung in diesem Principe erzogen; und so nun suchte er die Bildungsschule, die er in seinem Orden errichtete, seiner eigenen Lebensschule getreu nachzubilden; damit, wie der Orden durch seinen ganzen Bestand ein Abbild seines, unter schweren Kämpfen herausgebildeten innern Menschen wurde, so auch die Stadien seines Lebens mit allen diesen Kämpfen, nur in einer geordneten, friedlichen Weise sich spiegelten in denen, die jeder Hinzutretende durchzustreiten hat; damit auch er in ihnen eine möglichst nahekommende Selbstmacht sich erringe, und die Gesellschaft also ganz im Ganzen und in jedem einzelnen Theile, das Gleichniß ihres ersten Urbildes, nach dem sie genannt wurde, und das auch ihr Gründer sich aufgeprägt, in der Ordensschule ausdrücken möge. Um zu diesem Ziele zu gelangen, urtheilte er, möge kaum eine geringere Zeit hinreichen, als sein eigener Umbau in der Weltschule erfordert hatte; und so ist es geschehen, daß er eine so bedeutende Anzahl von Jahren der Vorbereitung festgesetzt, durch die ein Neuaufgenommener sich durcharbeiten mußte, ehe dann er zur Profession gelangte. Zwei Jahre dieses Zeitraumes hat er dem Noviciat bestimmt, entsprechend seiner eigenen Uebergangszeit auf dem

Montserrat, und im Hospitale und der Höhle von Manresa. Es ist die Uebergangszeit des Novicen aus dem Raupenzustand der Welt, durch die Verpuppung in den höhern Zustand, in dem die Seele Flügel gewinnen soll. Darum bringt er diese Zeit in großer Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu; jedes Auslaufen, selbst des Gedankens in Studien, ist ausgeschlossen; Gebete, Nachdenken, Selbstverläugnung, stete Kämpfe gegen die bisherigen Neigungen und die störenden Naturtriebe füllen den Zeitraum aus, während dessen Verlauf er mit voller Kenntniß und Freiheit sich über die Wahl des Berufs entscheidet. Hauptsächlich für diesen Uebergangszustand hat der heil. Ignaz seine Exercitia spiritualia geschrieben. Die Kriegsdisciplin bildet widerstrebende Willenskräfte durch das Band der Subordination, die ein Ausfluß ist der Naturnothwendigkeit, eng zusammen; und nachdem sie die Verbundenen auf den Exerzierfeldern, in allen den Bewegungen und verketteten Bewegungszügen, die die neuere Feuerwaffe nöthig gemacht, durchgeübt, führt sie dieselben, unter dem Panier der Ehre, auf die Schlachtfelder zum Dienste der Welt hinaus. Hier will ein vielversuchter, vielgeprüfter Feldherrengeist in einer andern Region die widerstrebenden Willensfreiheiten, nicht mit blinden Naturkräften, sondern mit Freiheitskräften zusammenbinden; so jedoch, daß mit moralischer Sicherheit auf die Haltbarkeit und Festigkeit des Bandes sich rechnen läßt. Damit es aber zu dieser Sicherheit gedeihe, müssen die Entsagungen wieder zu einer Gewohnheit werden, die mit einer Art von physischer Gewähr sie trägt und hält; und so müssen auch hier wohldurchdachte, in bestimmter Ordnung einander folgende Vorübungen eintreten, die das gebrauchte Mittel erst handhaben lernen, damit es wirklich zum Zwecke führe. Alle Handgriffe müssen eingelernt werden, und die Genossen der Schaar alle Evolutionen, die gefordert werden, mit Leichtigkeit, Gewandtheit und Sicherheit auszuführen wissen; ehe dann er sie unter dem Panier einer höheren Ehre, ad majorem Dei gloriam, auf das Schlachtfeld hinausführen kann. Dazu ist nun dieses

Werk des heiligen Mannes bestimmt. Was eine reiche Lebenserfahrung ihm zugeführt; was er den Menschen umher, und, ein aufmerksamer Beobachter, sich selber abgesehen; was stetiges Nachdenken hinzugefügt, das ist alles in diesen seinen Vorschriften niedergelegt. Den Willen hat er in seiner innersten Werkstätte belauscht; alle andern Geisteskräfte, die ihm in seinem Thun hülfreich beispringen können, hat er beizuziehen gewußt, damit sie wirklich sich ihm unterstützend zugesellen. Alles, was sonst ihn zu fördern im Stande ist, hat ihm Zuzug leisten müssen; und wie er das ganze Werk immer in der lebendigen Nähe des Evangeliums und seines Verkünders gehalten, ist auch dieses ihm beigesprungen; und indem er es, nach seinem Bedürfnisse massenweise in Gruppen zerlegt, den Einzuweihenden vorführt, übt es auf diese dieselbe erlösende Macht, die, von ihrem Urheber ausgehend, nie von ihm weicht. So ist es ihm gelungen, diese Regel der Selbstdisciplinirung in der ersten Vorschule seines Ordens durchzuführen; die anhebt mit der Selbstprüfung, im Durchblicke des Zustandes der ganzen Seele, in allen ihren Kräften und Vermögen, im Durchgange durch ihre ganze Vergangenheit, damit diese zur Kenntniß ihres wahren Zustandes gelangend, durch Demüthigung sich vorbereite. Dann aber an ihrem evangelischen Vorstreiter sich wieder aufrichtend, schreitet sie nun in voller Freiheit zur Wahl ihres Berufes vor; um dann zur rechten und fruchtbaren Liebe zu gelangen, die sich werkthätig äußert, und in der gegenseitigen Mittheilung der errungenen Güter besteht.

Der Gründer des Ordens, nachdem er durch die mystischen Wege, die er durchschritten, zur vollsten Praxis der Autonomie des Willens, in der Unterordnung seiner Freiheit unter die höhere gelangt, hat sich darauf den Wissenschaften zugewendet, und in zwölfjähriger Anstrengung, sie mit gewohnter Beharrlichkeit betrieben, damit auch dem Geiste sein Recht werde und seine Uebung. Er nun urtheilend, daß auch seine Angehörigen auf ähnlichen Wegen voranschreiten sollten, auf denen er zu seinem Ziel gelangt, hat ihnen, nachdem sie den zweijährigen Cursus des Noviciats durchlaufen, und das ein-

fache Gelübde abgelegt, eine zweite Probation vorgeschrieben; indem er sie ausgesendet, die lange Laufbahn der Wissenschaft zu durchwandern. Fünf Jahre verwendet er auf das theoretische Studium des ganzen Cyclus, von den vorbereitenden Disciplinen bis zur Philosophie und den mathematischen und Naturwissenschaften hinauf; fünf andere zur praktischen Mittheilung des Gelernten im Lehramte; endlich vier Jahre werden in der Regel den theologischen Wissenschaften geweiht. Es war keineswegs darauf abgesehen, Genies zu bilden, die ihre Zeit beherrschend, die wissenschaftlichen Kreise zu erweitern zur Sendung hatten. Ein katholischer Lehrkörper vielmehr sollte gebildet werden, der langsam solchen zur Anerkenntniß gelangten Erweiterungen folgend, die wissenschaftliche Tradition von Anfang herein bewahren sollte, damit kein Faden abgerissen, das geistige Gewebe lückenhaft machte, und den Zusammenhang im Gewebe unterbreche. Nichts ungewöhnlich Ausweichendes war daher zugelassen; die in der katholischen Schule geltende Regel, die in ihr anerkannten Schriften, in der Theologie besonders die des Thomas von Aquin, bildeten die Norm; unnütze, veraltete, absurde Meinungen von ehemals, sollten auf sich beruhen; neuere wurden nur, nachdem die Obern an der heiligen Schrift, den Concilien, den Vätern sie geprüft, zugelassen. Bei Gegenständen, die das Urtheil frei lassen, sollte Grund und Gegengrund in's Licht gesetzt werden. Die Philosophie sollte als Vorbereitung auf die Theologie so betrieben werden, daß sie die Gemüther zu Gott zu erheben diene. Aristoteles wurde ihr zum Grunde gelegt, aber mit Ausschluß alles dessen, was dem Glauben widerspricht; Logik, Physik, Psychologie und Metaphysik nach seiner Eintheilung gelesen, und seine darauf bezüglichen Schriften, so wie die des Euclid den mathematischen Vorlesungen, untergelegt. Die Ratio et Institutio Studiorum, dem damaligen Zustande der Wissenschaften angepaßt, rührt jedoch nicht von Ignaz her; unter dem General Aquaviva hatten zwölf der gelehrtesten Mitglieder des Ordens, nach den bisher gemachten Erfahrungen sie entworfen; damit sie ihm eine Regel würde, um abnehmend und zugebend eine gewisse

Temperatur, sowohl seinen inneren Bedürfnissen, wie auch seinen äußeren Verhältnissen zur Zeit und ihren Ansprüchen zu geben. Nun erst, nachdem der Aufgenommene die ihm hier vorgezeichnete Bahn mit Eifer und Frucht zurückgelegt, trat die Priesterweihe ein. Ehe aber der neue Priester in feierlicher Professio der Gesellschaft sich unbedingt verpflichtete, mußte er noch durch eine dritte Probation hindurchgehen, die noch ein Jahr in Anspruch nimmt. Der Gründer, der sie vorgeschrieben, hatte sie zuvor selber durchgemacht; da, als er in Italien die Kräfte, die er durch seines Lebens Mühen sich gebildet, praktisch in Thätigkeit versetzt; und von seinen Gefährten unterstützt, in Venedig in den Spitälern Werke der Barmherzigkeit geübt; auf freiem Felde in der armen Hütte bei Vicenza gewohnt, das Volk gelehrt, und über die Universitätsstädte, in gleicher practischer Unermüdlichkeit, sich zuletzt nach Rom gezogen. Das innere Leben, das in der Zeit der Studien sich erkaltet, sollte unter den Uebungen dieser Zeit aufs Neue sich erwärmen und entflammen. „In der Schule des Affectes sollen sie nochmal mit Fleiß und Hingabe sich in allem üben, was geistig und leiblich sie in Demuth und gänzlicher Verläugnung aller sinnlichen Liebe im Willen und Eigenurtheil vorwärts bringen, und zur größeren Liebe und Erkenntniß Gottes anleiten kann; damit indem sie also innerlich sich gefördert finden, sie um so besser Andere zum Fortgang im Geiste zur größeren Ehre Gottes unseres Herren anleiten können." Die Exerzitien werden daher noch einmal durchgemacht, Gebet und Meditation gewinnen weiteren Spielraum und dringen tiefer ein; der Geist der Gesellschaft, die Bedingungen des Apostolates, Armuth, Entbehrung, Gehorsam werden auf's Neue ernster erwogen und durchgründet. Das Alles wird zum Theil practisch nach außen in christlichen Lehren vor den Kindern, in Missionen in der Nachbarschaft auf das Land hinaus, durchgeübt; also daß der Vorbereitete einen Vorschmack seines künftigen Berufs gewinne. Nun erst wird ihm der Grad gegeben, und er als Profeß oder Coadjutor, nach Ablegung je von vier oder drei Gelübden, in den innersten Kern des Ordens aufgenommen.

Der Ordensstifter hat am Eingang einer Zeit gestanden, die eine vorherrschend constitutionelle werden sollte. Er hat eine Vorahnung auch davon gehabt; und seine Gesellschaft steht als ein erster Versuch da, durch eine Trennung der Gewalten in moderner Art ein schwebendes Gleichgewicht zwischen ihnen hervorzurufen. Daß keinerlei Art von Hochmuth, und keine Spur von Herrschsucht in ihm zurückgeblieben, zeigt sich bis in die Vision hinein, die der Gründung des Ordens vorangegangen und ihm dem Namen gegeben. Der Herr hat in ihr nämlich nicht etwa zu ihm gesagt: ego *tibi* Romae propitius ero, sondern ausdrücklich *vobis*, dadurch also ihn nicht ausschließlich, sondern mit ihm auch die neun, die sich um ihn gesammelt hatten, als die erklärt, in denen wesentlich der Orden beruhe. Es war also nicht wie in der Kirche, bei deren Gründung Petrus als ihre Einheit ihr sich vorgesetzt gefunden; die übrigen Apostel um ihn her, als die ihm zugetheilte Mehrheit; aber mit ihm zusammen die ganze Kirche bildend, und ihr ganzes Wesen in sich befassend. Der Orden bildete also keineswegs eine Kirche in der Kirche; denn er hatte keine durchgreifende, selbstständige, von oben herab autorisirte Einheit in sich; der Papst war ihm als die absolute Einheit untergestellt, und er bildete nur ein Glied unter diesem Gesammthaupt in der Ordnung des Ganzen. Da er aber doch für die Einheit und die Förderung der Einheit gegründet war, mußte ihm ein Reflex derselben einwohnen. Die Verbundenen wählten also aus ihrer Mitte den Würdigsten zu ihrem General; der mithin all seine Macht in der Gesellschaft von unten aus dieser Wahl ableitete, sohin ihr von dieser Seite verpflichtet war. Folgerecht mußte der Gewählte daher ihren Nachfolgern die gesetzgebende Gewalt im Orden einräumen. Die allgemeine Versammlung der Provinzialen, und übrigen dazu berechtigten Vorgesetzten übten diese aus in den Generalversammlungen, die in vier Fällen: zur Wahl oder allenfalsigen Absetzung eines Generals, auf den Wunsch der Provinzialversammlungen oder des Generals mit seinem Rathe, versammelt werden müssen; sonst aber auch bei dringenden Veranlassungen außer der Regel vereinigt werden kön-

nen. Diese Versammlungen, die für die engeren Kreise in den Provincialversammlungen sich enger gefaßt wiederholen, haben also die oberste, gesetzgebende Gewalt in der Gesellschaft; sie sind mithin in dieser Eigenschaft die weisende Macht im Orden; seine theoretische Vernunft, um in der neuen Schulsprache zu reden. Er bedarf aber nun auch einer praktischen Vernunft, in der ihr kategorischer Imperativ zur Vollziehung gebracht wird. Das ist der General, den sie ihr durch Wahl gewiesen; er ist die vollziehende Macht in der Gesellschaft, und gebietet daher unumschränkt über alle die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, und richtet sie zum Ziele. Er verkündet die Gesetze, doch nur im Namen der sie gründenden Versammlung; da seine Proclamation ihnen nur die praktische Wirkung für die gouvernementale Vollziehung geben soll *). Alle, die so nach der einen Seite weisend gewesen, die Glieder der allgemeinen Versammlung, werden aber wieder vollziehend nach der Andern seyn; also Mittel in der Hand des Generals, dem sie zu vollem Gehorsam verbunden sind; der sie seinerseits auf Lebenszeit wählt und ernennt, und also auch über sie verfügt. Damit er, die von oben abhängige, nach unten freie Macht, aber in der Uebung seiner centralen Function, doch auch allzeit eine gleich centrale, weisende Intelligenz zur Seite habe, hat die Generalversammlung ihm die Assistenten aus den Provinzen Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, Portugal, später auch Polen zum Rath und zu Gehülfen an die Seite gesetzt; die eine Controle über ihn, selbst bis zum Absetzungsrechte in dringenden Fällen, üben. Da derselbe Grund des Bedürfnisses, der für die Centralmacht besteht, auch für die peripherischen Mittelmächte gültig ist; so ist den Provincialen, die in den Provinzen, als untere Mittelpunkte, die vollziehende Macht ausüben, ein gleicher Rath von Assistenten, zur Beihülfe und Controlle zugegeben, die der General von der Mitte aus bestellt. So wird es dann in gleicher Weise um jeden untergeordneten Mittelpunkt, um jeden Vor-

*) Le roi gouverne, mais ne regne pas.

gesetzten eines Hauses der Gesellschaft beschaffen seyn, der sich von einem solchen Rathe gewiesen und in der Vollziehung gefördert und beobachtet sieht. Ueber allen diesen Assistenzen übt endlich der Admonitor, durch die Wahl der Generalcongregation dem General zugegeben, seine Verrichtung aus; er der Ausdruck des Gewissens im Willensgebiete, das warnend und strafend über jeder Handlung schwebend steht. Der Admonitor soll dem Haupte der vollziehenden Macht, bei der Lenkung der Mittel zum Ziele, in dieser Eigenschaft des Gewissens zur Seite stehen; und ihm, jedoch mit Ehrfurcht und Mäßigung, Vorstellungen machen über Alles, was seiner Aufmerksamkeit Unregelmäßiges um und an ihm vorgekommen. Da das Gleiche auch bei allen Unterhäuptern wiederkehrt, werden auch für sie ihren Assistenten untergeordnete Repräsentanten des gesammten Ordensgewissens beigegeben. So ist also eine wahrhaft constitutionelle Ordnung in der Trennung, der Abwägung und dem Gleichgewicht der Gewalten im Orden eingeführt; im einfachen Mechanism haben diese Kräfte das freieste Spiel, und sie werden in ihrem Ausgange von derselben Macht getragen, auf die sie auch an ihrem Endziel hingerichtet sind.

Was sohin der Heilige im Laufe seines thätigen Lebens, mit stets aufmerksamem Sinne, seiner willenskräftigen Natur, in Bezug auf ihre Anlage, und das Gefüge der Kräfte und Vermögen, die in ihr zur That wirksam sind, so wie über die Gesetze ihres gegenseitigen Durchdringens und Durchspielens sich abgemerkt; das Alles hat er in seiner Gesellschaft zu reproduziren versucht; so zwar, daß er ihre einzelnen Persönlichkeiten, in Hierarchien sie zusammenfassend, als die Grundkräfte eines großen Gesammtwillens untergelegt, und sie nach seinem Vorbild also durcheinander verwebt, daß sie im möglichst gleichen Gesetze sich durchspielend, zum Abbilde des untergestellten Willens sich zusammenfügten; und also die concrete persönliche Willenswelt in der universalen, aus wohl disciplinirten, persönlichen Willenssphären gefügt, sich mit möglichster Aehnlichkeit reflectirte. So war also der Orden nur das vergrößerte Conterfei seines Gründers; sein Riesenschatten, in den

durch seine Diöcese; von Seite des Adels wahrte Graf Fürstenberg, der ihm ein Fest gab, und ihn gleichfalls auf seinen Ausflügen begleitete, die Ehre der rheinischen Gastlichkeit. Wenn sich daher ein Cölner Correspondent in der Augsburger Allgemeinen über die Auszeichnung, welche dem edlen Grafen von Rom zu Theil geworden, tadelnd vernehmen läßt, als sei sie von den Katholiken wie ein Mißgriff aufgenommen worden: so muß ich entschieden widersprechen. Es ist nicht das erstemal, daß Graf Fürstenberg die Honneurs der katholischen Rheinlande macht, wie in ähnlicher Weise das fürstliche Haus Borghese es für Rom thut; nichts war daher natürlicher, als eine so anerkennende Auszeichnung, und wir sind überzeugt, der Freiherr von Loe und der um die Provinz so vielfach verdiente Hr. Dietz von Koblenz haben sich am herzlichsten über diese Ehre gefreut, welche einem Mann zu Theil geworden, den sie seit lange nicht wegen seines Güterbesitzes, sondern wegen des Gebrauches, den er davon macht, und wegen seines edlen Charakters und seines an Wohlthun sich freuenden Gemüthes schätzen und lieben.

Um nur Eines anzuführen; damit die Waisenkinder der Stadt Cöln auch zum Dombau beitragen können, und nicht in ihrer Verlassenheit den begünstigtern Kindern der Reichen nachstehen, zahlt der Graf für sie jährlich einen Beitrag von fünfhundert Thalern, während er für jedes seiner Kinder, wenn ich nicht irre, auch nicht mehr als einen Thaler zahlt, so daß sie also nicht das Mindeste vor den Waisenkindern voraus haben. Als vor mehreren Jahren der König an dem Apollinarisberge vorbeifuhr, that er einen Ausspruch, der hier noch in gutem Gedächtniß lebt. Er rief mehrere seiner Begleiter mit lauter Stimme herbei, und sprach: „Sehen Sie, meine Herren! die schöne Kirche dort, die baut ein Edelmann, Graf Fürstenberg, und ich muß leider gestehen, daß ich in meinem Reiche nicht gar viele Edelleute habe, die ihr Geld in solch edler Weise anwenden.“ Diese Worte waren auch so gut, wie eine Deco-

ration; statt daher die dem Grafen von Rom gewordene Auszeichnung auf eine so unpassende Weise zu bekritteln, möchte ich lieber meinem Vaterlande wünschen, daß es nur mehrere solcher Männer hätte, über deren Auszeichnung sich jeder Rheinländer nur freuen kann. Daß wir aber eine ähnliche Anerkennung des Verdienstes, würde sie morgen Loe oder Dietz zu Theil, nicht minder willkommen heißen würden, versteht sich gleichfalls von selbst. Inzwischen sind Decorationen bei Männern, die, wie z. B. Loe, noch eine weite politische Laufbahn vor sich haben, und nicht sich, sondern die Sache wollen, gar oft nur ein Hinderniß ihrer Wirksamkeit, indem die Gegner es nicht unterlassen, ihre Absichten zu verdächtigen, und dadurch den Eindruck ihrer Worte schwächen: „Seht da! ein Ordensband", so hören wir sie sprechen, „ist das letzte Ziel ihres Ehrgeizes; ihm haben sie die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung und das Interesse ihres Vaterlandes aufgeopfert; was ist von ihnen noch zu erwarten?"

Da ich nicht der Einzige bin, der so denkt: so erwarten die Katholiken keineswegs mit der nächsten römischen Post eine Decorationensendung; die Rheinländer wissen Männer, wie Dietz und Loe, auch ohne Ordensband gar wohl zu schätzen, und haben dieß namentlich durch den festlichen Empfang von Dietz, nach dem vorletzten Landtage, vor aller Welt bewiesen.

Dermalen sieht man hier der Ankunft der hohen Herrschaften und den Festlichkeiten am Rheine entgegen; unterdessen werden die großen Fragen der Politik in der Schwebe gehalten; kein Mensch weiß, welche Richtung die Dinge nehmen werden; in Berlin soll man es am allerwenigsten wissen; ein Gerücht durchkreuzt das andere, und sichere Anhaltpunkte in diesem Meere von Wirrnissen und Gegensätzen gibt es keine. Keine Verfügung, die nicht durch Ausnahmen wieder theilweise neutralisirt würde; auch die Dissidenten haben dieß erfahren; die Ueberlassung einer reformirten Kirche in Danzig an dieselben mußte nothwendig für das Ministerium Eichhorn eine neue,

nicht geringe Verlegenheit ſeyn. Schien früher die Berufung Bunſens in das Miniſterium, nach ſeinen diplomatiſchen Präcedentien, nicht nur in den Augen der Katholiken, ſondern auch vieler Proteſtanten, eine wahre, moraliſche Unmöglichkeit: ſo ſehen gegenwärtig gar Manche dieſen verhängnißvollen Schritt als nahe bevorſtehend an.

Wie es bei unſerem ordinären, ſogenannten Liberalism um das Rechtsgefühl beſtellt iſt, hat ſich neuerdings wieder ſchlagend gezeigt; während die Blätter dieſer Farbe nicht Worte genug hatten, ihren Unwillen über die Ausweiſung der badiſchen Deputirten auszuſprechen; eine nackte Polizeimaaßregel, die auch wir keineswegs geſonnen ſind, irgendwie zu rechtfertigen: ſehen ſie es ſchweigend mit an, oder geben noch ihren Beifall dazu, wenn der Senat der freien Stadt Frankfurt, der den Katholiken rechtmäßig zuſtehenden freien Religionsübung zum Trotz, einſeitig und ohne Urtheil und Recht, einen katholiſchen Prieſter mit Gensdarmen aus der Stadt transportiren läßt. Daß die Cölner Zeitung, die ſich der badiſchen Deputirten mit ſo warmem Eifer angenommen, auch in dieſem Falle ihre Glaubensgenoſſen, ohne ein Wort der Vertheidigung, ihrem Schickſal preisgeben würde, war voraus zu ſehen; zu verwundern iſt es aber andererſeits auch nicht, wenn die Katholiken deſſen endlich überdrüßig werden; das Blatt ſoll bereits nicht unbedeutend in der Zahl ſeiner Leſer abgenommen haben, und wird es gewiß noch mehr, wenn der Herausgeber, wie er unlängſt feierlich angekündigt, auf der betretenen Bahn fortfährt.

XV.

Zeitläufte.

Die Lichtfreunde.

Die Schrift des Predigers Wislicenus in Halle: Ob Schrift? ob Geist? gewährt über Zweck und Vorhaben der Lichtfreunde so authentische Aufschlüsse, daß wir unsere Leser nicht dringend genug auf dieselbe aufmerksam machen können. Sie ist das Beste, was man lesen kann, um sich in der Kürze über den Charakter jener zweiten Reformation Aufschluß zu verschaffen, mit welcher, als mit dem Abschluß und der Vollendung der ersten, die genannte Partei unser deutsches Vaterland heimzusuchen in diesem Augenblicke beschäftigt ist.

Seinem Zwecke nach ist dieses Büchlein eine Lossagung vom Christenthum, die wir vollkommen aufrichtig und offen nennen würden, wenn der Verfasser nicht noch den auf Unwissenheit und Selbsttäuschung beruhenden Versuch machte, an dem leeren Namen festzuhalten, nachdem er die Sache längst weit von sich geworfen hat. — Auf einem Convente der Antichrist-Protestanten zu Köthen hat er beispielsweise eine Anzahl von biblischen Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente aufgeführt, „welche wir jetzt nicht mehr für wirklich geschehen halten."

„Wir fangen", sagt er, „billig mit dem Alten Testamente an. Gleich im ersten Kapitel begegnen wir der Er-

zählung, daß Gott in ſechs Tagen die Welt geſchaffen und am ſiebenten geruht habe. Wir dagegen haben nach den Ergebniſſen der Naturforſchung und unſeres Nachdenkens eine ganz andere Vorſtellung von der Schöpfung, und denken uns eben ſo die Gottheit nicht einmal arbeitend, und dann wieder ruhend, ſondern in ewigem Leben und Schaffen. Und ebenſo verhält es ſich mit der weitern Erzählung, daß Gott den erſten Mann aus einem Erdenkloſe, aus Staub von der Erde, und das erſte Weib aus einer Rippe gemacht habe, die er jenem aus dem Leibe genommen, wie ein Künſtler ſein Kunſtwerk. — Für die erſten Menſchen pflanzt Gott dann einen ſchönen Garten, und den Baum des Lebens und den der Erkenntniß des Guten und Böſen mitten hinein, verbietet denſelben aber, von dem letztern zu eſſen, während er ihnen alle andern Bäume zur Nahrung geſtattet. Die Schlange aber verleitet das Weib durch trügeriſche Reden zur Uebertretung dieſes Verbots, und dieſe wieder den Mann. Da werden ihnen die Augen aufgethan, und ſie erkennen ihre Nacktheit. Gott aber, welchem Adam durch ſein Reden von ſeiner Nacktheit die Uebertretung verräth, verdammt zur Strafe die Schlange zum Gehen auf dem Bauche und zum Erdeſſen; das Weib zu den Schmerzen der Geburt; den Mann zur Arbeit im Schweiße ſeines Angeſichts, indem er beide aus dem lieblichen Garten vertreibt, und den Weg zum Baume des Lebens durch Cherubs verwahrt, damit die Menſchen nun nicht auch etwa noch vom Baume des Lebens eſſen, und dadurch das ewige Leben erwerben. Eine ſchöne Dichtung können wir wohl hierin finden, aber keine wirkliche Geſchichte, und ſelbſt der darin enthaltene Gedanke, daß der Menſch urſprünglich zu einem Leben in Unſchuld und ohne Arbeit und Noth beſtimmt geweſen, beſteht vor unſerm Denken nicht, indem wir vielmehr meinen, daß er nach ſeiner ganzen Natur beſtimmt ſei, durch Arbeit und Kampf Leibes und der Seele ſich ſein Paradies, darein er geſetzt iſt, anzubauen." — „Daß von Joſeph erzählt wird, Gott habe durch ihn dem Pharao und ſeinem Schenken und

Bäcker in Träumen die Zukunft auf das Bestimmteste kund gethan, bewegt uns nicht, die Traumdeuterei in irgend einer Zeit für etwas Anderes als Wahn, die Träume in dieser Art für etwas Anderes als Schäume zu halten, und eben so wenig zu Gunsten des Joseph darin eine Ausnahme zu machen. — Auch die Zauberei halten wir nicht deshalb für etwas Wirkliches, weil nach dem zweiten Buche Mosis die ägyptischen Zauberer mit Mose in ihren Künsten wetteifern, und theils beide, theils Mose allein, Frösche, Läuse, Heuschrecken, Finsterniß, blutiges Wasser, Pest, Blattern, Hagel, Sterben der Erstgeburt über Aegypten bringen und wieder hinwegnehmen, und der Stab Aarons zur Schlange wird, und die ebenfalls zu Schlangen gewordenen Stäbe der ägyptischen Zauberer verschlingt, und beim Schwanze erfaßt, wieder in die Form des Stabes zurückkehrt. — Mose theilt mit seinem Wunderstabe das rothe Meer, und schlägt mit ihm Wasser aus dem Felsen. Die Israeliten gehen dann eben so trocknen Fußes durch den Jordan, dessen Wasser vor der Bundeslade weicht. Die Mauern von Jericho fallen vor dem Schall der Posaune ein, und auf Josua's Befehl stehen Sonne und Mond still und verlängert sich der Tag. Dem Gideon gibt Gott ein Zeichen, indem er nach dessen Begehr an dem einen Morgen das auf die Tenne gebreitete Fell trocken von Thau seyn läßt, während dagegen die Tenne naß ist, und am andern umgekehrt. Elias wird auf seiner Flucht von Raben gespeist, und fährt zuletzt in einem feurigen Wagen gen Himmel. Elisa läßt ein Beil schwimmen und theilt die Fluth mit seinem Mantel. — Noch weniger als alle diese Dinge können wir es glauben, daß Gott den Israeliten beim Auszuge aus Aegypten wirklich befohlen habe, von den Aegyptern goldene und silberne Gefäße und Kleider zu leihen und sie ihnen zu entwenden. Wir meinen, Stehlen und Betrügen könnte auch in diesem Falle nicht göttlicher Wille gewesen seyn, und dieser Befehl sei vielmehr Ausfluß des jüdischen Sinnes, der gemeint habe, das auserwählte Volk Gottes könne sich dergleichen gegen die andern, von Gott verwor-

fenen Völker, wohl erlauben. — Nur für ſolch einen Ausfluß jüdiſchen Sinnes können wir ebenſo den Grimm halten, mit welchem, nach dem alten Teſtamente, Gott die nichtjüdiſchen Völker verfolgt. Es iſt uns nimmermehr göttlicher Sinn, wenn Jehova das Herz Pharao's wider Moſis Verlangen, daß er das Volk ziehen laſſe, verſtockt, um nur deſto mehr ihn und ſein Land züchtigen, und ſeine Macht an ihm beweiſen zu können. So ſehen wir auch in dem Befehle Gottes, die Einwohner Kanaans, Männer, Weiber und Kinder, auszurotten, und in ſeinem Zorn, wenn die Israeliten, barmherziger als er, Einigen das Leben laſſen, nur den Blutdurſt eines wilden, erobernden Volkes, nicht aber göttlichen Rathſchluß, ſo wie in dem Grimme Gottes über Verletzung gottesdienſtlicher Ordnungen nur den Grimm der Prieſter, und in den Gott in den Mund gelegten Befehlen zur Verfügung der Todesſtrafe über die, welche etwa die Beſchneidung unterließen oder am Sabbat eine Arbeit thäten, nur unmenſchliche Prieſterſtrenge."

„Wenn wir dann zum Neuen Teſtamente übergehen, ſo treten uns auch in ihm viele Vorſtellungen und Erzählungen entgegen, die wir nicht der Wirklichkeit entſprechend achten können. Die vier Evangeliſten insbeſondere ſind voll wunderbarer Erzählungen, die wir für Dichtung halten müſſen. — Jeſu wunderbare Geburt iſt ſchon oben erwähnt. Sie wird den Weiſen im Morgenlande durch einen Stern angekündigt, der dann auf dem Wege von Jeruſalem nach Bethlehem vor ihnen hergeht, und zuletzt über dem Hauſe ſtehen bleibt, in welchem das neugeborne Kind liegt. Bei der Taufe des erwachſenen Jeſu kommt der heilige Geiſt in leiblicher Geſtalt einer Taube über ihn, und Gott ruft vom Himmel herunter: „„Dieß iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."" Dann verſucht ihn der Teufel, und redet mit ihm im Zweigeſpräch. Jeſus heilt während ſeines öffentlichen Wandels alle Kranken ohne Ausnahme, die zu ihm gebracht werden, und zwar immer augenblicklich, durch ſein bloßes Wort oder durch Berührung, auch Blindgeborne,

Digitized by Google

Stumme und Aussätzige. Ja er wirkt mit seinem Worte heilend in die Ferne. Er weckt Todte wieder auf. Er geht auf dem Meere, und ein andermal stillt er den Sturm durch seine Drohung vom Schiffe aus. Mit einigen Broden und Fischen sättigt er fünftausend Menschen, so daß noch mehr übrig bleibt, als vorher da gewesen ist. Da es auf einer Hochzeit an Wein fehlt, macht er welchen aus Wasser. Da es ihm an der nöthigen Münze fehlt, den geforderten Tempelzins zu zahlen, schickt er den Petrus zum Angeln aus, und dieser findet die Münze im Maule des gefangenen Fisches, wie der Meister ihm vorhergesagt. Einen Feigenbaum, auf dem er vergeblich Früchte sucht, macht er durch sein Wort verdorren. Als er am Kreuze verscheidet, zerreißt der Vorhang im Tempel, und die Todten kommen aus ihren Gräbern hervor. Der Auferstandene ißt zwar und läßt sich betasten, zum Zeichen, daß er kein Geist sei; aber er tritt doch auch wieder durch verschlossene Thüren ein, und verschwindet plötzlich, und endlich fährt er vor den Augen der Jünger sichtbar auf einer Wolke in den Himmel. Und nun soll er von dort eben so wiederkehren in den Wolken des Himmels, begleitet von den Engeln, und die Todten sollen dann auferstehen und die noch Lebenden mit diesen ihm in der Luft entgegengerückt werden, wo dann sich Alles verwandeln, ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen, und das Reich Christi aufgerichtet werden wird; und zwar wird das noch bei Lebzeiten der Apostel erwartet."

„Von diesem Letzten wissen wir, daß es nicht geschehen ist, aus der Erfahrung. Was die andern wunderbaren Erzählungen betrifft, so haben wir freilich nicht mit Jesu gelebt, daß wir sagen könnten, wir hätten von alle dem nichts wahrgenommen, wie die Gegner uns thörichter Weise gern einwenden; Himmel und Erde, die ganze Welt und das ganze Menschenleben, all unser Wissen und Denken zeugen aber dafür, daß dergleichen nicht geschehen könne, als nur im Reiche der Einbildungskraft. Und auch die Schriften, welche es uns berichten, zei-

gen dem irgend schärfern und unbefangenen Blicke gar mancherlei Spuren, die schon für sich selbst die Sachen sehr unsicher machen. Wir sind von diesen Dingen eben so gewiß, daß sie nicht geschehen sind, als von den Wundern, die in den Schriften der alten Griechen und Römer, im Koran, in den apokryphischen Evangelien u. s. w. erzählt werden."

„Die bis hieher gegebenen Beispiele sind alle aus dem geschichtlichen Inhalt der Bibel entnommen, greifen aber eben deßhalb auch in das Gebiet des Glaubens tief ein, ja gehören sogar in dasselbe ganz hinein. Aber auch die Sittlichkeit wird durch dieselben schon mehrfach berührt, wie durch die Erzählung, daß Gott den Israeliten die Entwendung der Gefäße und Kleider, und die Ausrottung der Kananiter befohlen. Die neutestamentliche Sittlichkeit steht zwar sehr hoch über der alttestamentlichen, aber dennoch können wir auch in ihr nicht überall die höchste Entwickelung und den reinen Ausdruck des heiligen Geistes finden. In der Bergpredigt heißt es z. B.: „„Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel, sondern wie dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den linken auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich Jemand nötigte eine Meile, so gehe mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will." Diese Worte, nach ihrem einfachen und klaren Sinn genommen, ohne die gewöhnliche Deutelei, werden von uns nicht allein nicht befolgt, sondern nicht einmal als eine moralische Forderung festgehalten, denn wir wissen wohl, daß ihre Befolgung der Schlechtigkeit das Weltregiment überliefern müßte. Wir sind im Gegentheil der gewissen Ueberzeugung, daß — wenn auch aller kleinliche und jähe Eifer für die eigene Person höchst verwerflich, und es dagegen edel und weise ist, zu tragen, so lange es irgend geht, wir auch dem Reuigen und Bessernden ohne Maaß und Gränze vergeben sollen in Liebe und

Selbstverläugnung, — daß doch gerade ein tapferes Widerstreben gegen das Böse von der lebendigen Liebe zum Guten unzertrennlich und für den Sieg des Guten nothwendig bleibe, und daß auch der einzelne Mensch aus eben demselben Grunde, ja schon allein um seiner selbst willen, sich der Ungerechtigkeit und Bosheit Anderer nicht ohne Maaß preisgeben könne und dürfe. — So haftet auch noch manchen, die Sittlichkeit betreffenden Ansprüchen ein Fordern äußerlichen Lohnes an, während wir (!!) dagegen meinen, daß das Gute seinen höchsten Lohn schon unmittelbar in sich selbst habe, in der innern Beseligung, dem Gefühl oder Bewußtseyn der Einheit mit Gott und dem heiligen Geiste in den Menschen, die mit der wahren Hingabe an dasselbe nothwendig verbunden sind, und daß die höchste Tugend zwar äußerlichen und künftigen Lohn hinnehmen und sich seiner freuen könne, wo er sich biete, daß sie aber seiner nicht als Antrieb bedürfe, sondern vollen Antrieb schon in sich selber habe, und volle Befriedigung, auch wo andrer Lohn sich nicht zeigt."

Noch deutlicher spricht sich Wislicenus an einem andern Orte über die Person des Welterlösers aus. Man habe ihn (den Verfasser) angeschuldigt, daß er den Herrn der Herrlichkeit laut schmähe. „Die große Unthat besteht darin, daß ich seine übernatürliche Geburt leugne, nicht etwa seine geistige Geburt aus dem heiligen Geiste, sondern seine leibliche von einer Jungfrau, daß ich ihn also zu einem wirklichen Menschensohne mache. Das ist die „„Verfolgung"", die Christus von mir erfährt. An diesem Verbrechen hat nicht allein das ganze rationale Denken, haben nicht allein alle unbefangenen Männer der neueren Zeit Theil, sondern sogar die Evangelisten Marcus und Johannes und der Apostel Paulus. Freilich nicht so, daß sie dieselbe ausdrücklich verneinen, dazu fehlt mindestens der Anlaß; aber so, daß die erstern von derselben durchaus schweigen, und der letztere die ordentlich menschliche gelegentlich erwähnt. Marcus und Johannes, die doch das Leben Jesu beschreiben, erzählen nichts von seiner übernatürlichen

Geburt." — „Ist es denn nicht lächerlich von jedem Vernünftigen, weil ich diese übernatürliche leibliche Geburt Jesu für Dichtung erkläre, zu sagen, ich schmähete und verfolgte ihn ohne Furcht und Scheu? Ist's denn eine Schmach, Vater und Mutter zu haben, wie jeder Mensch? Ist euch denn die natürliche Erzeugung und Geburt des Menschen etwas Unreines? Wehe euch, wenn sie in euern Augen das wäre; ihr richtetet euch dadurch nur selbst." Und nun der Schluß: „Die kirchliche Person Christi ist ein gemeinsames Erzeugniß von der Geschichte, Dichtung und Speculation; und wenn man denn die geschichtliche Person Jesu haben will, so kann man sie nicht anders bekommen, als indem man die kirchliche „„antastet"". Heut zu Tage geht nun einmal ein unwiderstehlicher Trieb der Menschen darauf hin, in allen Dingen die Wirklichkeit zu erkennen; dem kann denn auch die Person Christi nicht entzogen werden, was auch die Kirche dagegen einwende. In der kirchlichen Person Christi tritt das Geschichtliche ganz in den Hintergrund, es ist bloß Unterlage für die Dichtung und Speculation."

Der katholische Leser wird nach diesen Proben bereits mehr als zur Genüge wissen, was er von diesem Manne und seiner Partei zu halten und zu erwarten hat. Das merkwürdigste an diesem offenen Bekenntnisse ist die Ruhe und Sicherheit, fast möchten wir sagen die Unschuld, mit der hier frank und frei das Ungeheure und Entsetzliche gelassen ausgesprochen wird. Der lichtfreundliche Wortführer weiß, daß er unter den heutigen Protestanten eine Majorität für sich hat, neben welcher das kleine Häuflein der mit Absicht und Bewußtseyn Widersprechenden (numerisch wenigstens) wie der „Tropfen am Eimer" verschwindet. — Wer darf und wer wird es wagen, ihm ein Haar zu krümen? Deshalb setzte er, nachdem er das Mysterium iniquitatis vor den Augen alles Volkes entschleiert hat, mit der unbefangensten Miene von der Welt hinzu: „dieß seien eben nur einige Beispiele, und zwar die augenfälligsten, um daran zu erinnern, daß wir wirklich Vielerlei in der Bibel

nicht für das annehmen, als was es uns geboten ist." — „Sie werden Manchen sehr überflüßig erscheinen, und es wandelt mich, da ich sie niederschrieb, in der That oft ein Gefühl an, als müsse ich um Verzeihung bitten, daß ich über Dinge, die sich heutzutage ganz von selbst verstehen, noch viele Worte mache." — Er ist sich gar nicht bewußt, etwas Ausserordentliches, Etwas, was sich nicht längst von selbst verstehe, gesagt zu haben. Daher weist er auch den, ihn allerdings nicht treffenden Vorwurf der Heuchelei mit Entschiedenheit, ja mit einer gewißen Ueberlegenheit über seine quasiorthodoxen Gegner von sich. Ob er etwa in einer Predigt oder sonst die Bibel als übermenschliches Gotteswort, als unfehlbar durch und durch behandelt habe? Herr Professor Guerike, sein Hauptgegner, sei ganz wahr berichtet, wenn man ihm gesagt habe, daß er (Wislicenus) das apostolische Symbolum nicht mehr gebrauche. Das könne ihm seine ganze Gemeinde bezeugen.

„Etwa in meinem ersten Amtsjahre, das ich nebst mehreren folgenden auf dem Lande verlebt habe, ist es von mir gebraucht worden. Nicht als wenn ich damals in demselben den Ausdruck meines und des Gemeindeglaubens wirklich gefunden hätte, sondern des Herkommens wegen, indem ich es poetisch deutete und auf diese Weise sogar ein Wohlgefallen an ihm fand! Dieß hielt aber auf die Länge nicht vor. Von einem ausdrücklichen Glaubensbekenntnisse, in das ich mich doch mit einschließen mußte, verlangte ich bald, daß es wörtlich und ohne Deutung der Ausdruck meines Glaubens sei. Darum hörte ich auf, jenes zu gebrauchen. Wie es in dieser Beziehung gerade mit der einzelnen Landgemeinde stehe, in welcher ich angestellt war, untersuchte ich nicht näher. Ich sah dagegen auf die große Gesammtgemeinde der evangelischen Kirche, und stützte mich in meinem Bewußtseyn darauf, daß eine sehr große Menge der Glieder dieser Gemeinde den Ausdruck ihres Glaubens in diesem Symbolum nicht findet. Ich meinte, ein Glaubensbekenntniß, welchem so viele Glieder der

Kirche nicht zustimmen, dürfte auch in dieser Kirche nicht für das gemeine Bekenntniß ausgegeben werden, sondern man dürfe nur ein solches gebrauchen, dem alle zustimmten, und hätte man kein solches, so müsse man es ganz unterlassen, einen allgemeinen Glauben zu bekennen, bis man eins habe. *Sollte* aber das apostolische Symbolum fort und fort gebraucht werden, so müßten, wenn man nicht spielen wollte, alle Andersgläubigen deren Tausende und aber Tausende sind, sich von der Kirche trennen und eine eigene Gemeinschaft bilden, was doch auch wieder die gegenwärtige Kirche und die Staatsgewalt nicht wolle. Es hat auch bisher kein Mensch, weder in meiner frühern, noch in meiner jetzigen Stellung, Einspruch gegen die Weglassung gethan, worauf ich nicht etwa den Schluß bauen will, als sei dieselbe ganz in Aller Sinne gewesen; aber das meine ich sicher daraus schließen zu können, daß die Herzen keineswegs an dieses Symbolum gewachsen sind, daß dasselbe kein Leben in ihnen hat, denn sonst hätten es die Gemeinden gefordert. Sie sind mir aber nicht einmal gram deßhalb geworden. Es könnte das bei einigen Einzelnen geschehen seyn. Es ist ja auch bekannt, oder läßt sich denen, die es nicht wissen, leicht nachweisen, daß das apostolische Symbolum keineswegs aller Orten und zu allen Zeiten unverändert und unverkürzt in der evangelischen Kirche gebraucht worden ist und gebraucht wird."

Man würde sehr irren, wollte man die Lossagung vom christlichen Glauben, welche in solchen Erklärungen liegt, einer besondern Herzenshärtigkeit der Führer dieser Partei, oder Verhältnissen beimessen, die sich erst von heute und gestern schreiben. Der Fehler liegt tiefer: in den Fundamenten des Protestantismus, wie sie vor dreihundert Jahren gelegt wurden. Der heutige Abfall vom Christenthume folgt mit derselben Nothwendigkeit aus dem damaligen von der katholischen Kirche, wie die Lösung einer algebraischen Gleichung aus der ersten Aufstellung des Problems. Da einige Pietisten sich dem gesunden Menschenverstande und der Logik zum Trotz noch immer die

undankbare Mühe geben, dieſe evidente Thatſache zu läugnen, ſo wollen wir ſie ihnen zum tauſendſten Male aus der Broſchüre des Herrn Wislicenus nachweiſen.

Die Concordienformel ſagt ausdrücklich: „Wir glauben, bekennen und lehren, daß die einzige Regel- und Richtſchnur, nach welcher alle Dogmen und alle Lehren gewürdigt und gerichtet werden müſſen, durchaus keine andere ſei als die prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften des alten und neuen Teſtaments.“ „Daß aber“, ſetzt Wislicenus hinzu, „dieſe Anſicht von der Bibel nicht etwa nur in den ſymboliſchen Büchern ſteht, ſondern in den Zeiten der ſogenannten Rechtgläubigkeit ohne Abzug gegolten hat, ja gegenwärtig noch als hergebrachte Vorausſetzung, wenn auch ohne Kraft und Leben, vielfach durchbrochen und abgeſchwächt, nur noch als ein Schatten vergangener Zeit, und vollends auſſer ihr ohne alle Geltung in der Kirche daſteht, wird Niemand läugnen wollen.“

Ungeſtraft kann Niemand ſich von der Wahrheit losſagen. Von der Nothwendigkeit gefeſſelt, wird er der Knecht der Lüge, die ihn gefangen fortführt, auch wohin er nicht will. Wer jenen Satz der Concordienformel unterſchreibt, unterwirft ſich ſtillſchweigend allen den Folgerungen, welche, den Verfaſſern ſelbſt unbewußt, wie die Schlange unter Blumen in deſſen Worten liegen.

Die Berufung auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift ſollte bekanntlich im ſogenannten Reformationszeitalter als Mauerbrecher gegen das Dogma der Kirche dienen, und hat als ſolcher in den Händen des Vorurtheils und des böſen Willens der Sache der Neuerung treffliche Dienſte geleiſtet. — Aber eben dieſer Satz machte es zugleich, woran damals Niemand gedacht hatte, auch für die Zukunft unmöglich auf dieſer Grundlage ein neues kirchliches Gebäude aufzuführen, und mußte durch eine naturnothwendige Rückwirkung im Laufe der Zeit ſelbſtmörderiſch auch jedwedes Symbol der neuen Kirche untergraben und ſtürzen.

Nach dieſem Grundſatze iſt jeder Einzelne Richter über

jedweden, angeblich oder wirklich aus der heiligen Schrift abgeleiteten Glaubenssatz, und jedwedes Bekenntniß muß sich dieser Kritik unterwerfen. — Die kirchliche Behörde selbst, wie sie auch immer zusammengesetzt oder beschaffen seyn möge, steht unter diesem Richter; sie hat nur insofern Autorität, als ihre Aussprüche auf die heilige Schrift gegründet sind. Und ob dieß der Fall sei, darüber kann, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, nur die Gesammtheit der Gemeinde selbst, oder, was dasselbe ist, da hier keine Majorität gelten kann, jeder Einzelne für sich entscheiden.

Allein hiemit waren die Schwierigkeiten in der Stellung der neuen Kirche noch keineswegs erschöpft. Das Symbol, das Dogma, das Bekenntniß der Kirche soll also nach der heiligen Schrift geprüft und gerichtet werden! — Aber wonach wird die heilige Schrift beurtheilt und ausgelegt? — Hier kehrt immer wieder das unabweisliche und unvermeidliche Dilemma wieder. Entweder der irdische, auf sich selbst stehende, natürliche Verstand, die menschliche oder die mystische Erleuchtung, die Inspiration des Individuums legen die heilige Schrift aus. — Tritt der letztere Fall ein, so ist der Weg in das bunteste Labyrinth des Sectenwesens geöffnet. Dann wehre sich wer kann gegen die Anhänger Knipperdollings oder Swedenborgs, gegen Distel und Ebel, gegen die Mormonen und wie sie sonst heissen, die tausend und aber tausend Ausgeburten einer verwilderten Phantasie und hoffärtigen Willkühr. — Oder der nackte Verstand interpretirt die Schrift, wie er Homer und Virgil, oder Baghavadghita erläutert und commentirt; dann ist es unmöglich nicht, in einer gemessenen Frist auf dem Standpunkte anzulangen, auf dem wir heute den Prediger Wislicenus erblicken. Dann muß die Kritik nothwendig und unvermeidlich auch im Laufe dieses Prozesses die Frage nicht bloß nach der Aechtheit, sondern eben so wohl nach der Autorität und dem Werthe der einzelnen Theile der Bibel aufwerfen, da es einleuchtet, daß der Auslegende über dem ausgelegten Buchstaben steht. — Evangelio non crederem, nisi

me commoveret Ecclesiae catholicae auctoritas, ſagt der heilige Auguſtin. Wo dieſe den Text, den Inhalt und den Sinn des heiligen Buches verbürgende Autorität weggefallen iſt, kann keine Gewalt auf Erden die natürliche Folge abwehren: den Unglauben. Daraus folgt von ſelbſt für Jeden, der einer logiſchen Folgerung fähig iſt, das Reſultat: die Bibel ſtatt der Kirche zur alleinigen Grundlage des Dogma's machen, heißt (indirect) den chriſtlichen Glauben an ſeiner Wurzel angreifen. — Meine Herren von der Berliner Orthodoxie! halten Sie ſich wegen der Reſultate nicht an den Prediger Wislicenus, ſondern an die Concordienformel und die Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts.

Wislicenus beſeitigt in ſeiner Brochüre mehrere Scheingründe, durch welche, wie er ſagt, ſelbſt „proteſtantiſche Freunde" ſich über ihr Verhältniß zur Bibel zu täuſchen bemüht ſind. Man ſage: nicht nach ihrem Buchſtaben, ſondern nach ihrem Geiſte ſei die Schrift Glaubensnorm. Dieß läuft auf die Unterſcheidung des Weſentlichen und des Unweſentlichen in der Bibel hinaus. Wislicenus antwortet darauf ſiegreich: „Aber Freunde, wer macht denn dieſen Unterſchied? wer ſagt denn, was in der Bibel weſentlich oder unweſentlich ſei? wer entſcheidet denn, was in der Schrift zum Buchſtaben und was zum Geiſt gehöre? Doch nicht etwa die Schrift ſelbſt? Sie ſagt doch nicht dem Leſer: ſiehe, das iſt an mir Buchſtabe, und du kannſt es fallen laſſen; jenes aber iſt Geiſt, das mußt du behalten? Nur ihr ſelbſt macht dieſen Unterſchied, und beſtimmt, was in der Schrift Buchſtabe und was Geiſt ſei, wenn es überhaupt zu einer Beſtimmung darüber kommt. Alſo ihr folgt den Weiſungen und Geboten eures eigenen Geiſtes, indem ihr ſo handelt; ihr richtet über die Schrift, verwerft in ihr das Eine, und behaltet das Andere, ihr ſetzt euch mit eurem Urtheil über ſie, ſtatt daſſelbe ihr zu unterwerfen. — Und dann iſt es doch gewiß eine ſehr ſchwere Frage, was denn nun das Weſentliche, der eigentliche Geiſt an der Schrift ſei, und was dagegen als unweſentlich

dem Buchstaben angehöre, und man kann darüber so verschiedener Meinung seyn, und so viel streiten, als über irgend etwas. Eine Norm also, etwas festes, was dem Streite und der Ungewißheit ein Ende macht, ein ausser euch selbst liegendes, euch gegebenes, unwandelbares Gesetz, eine bestimmte Regel, wonach Lehre und Lehrer beurtheilt werden könnten, habt ihr doch gewiß an ihm nicht. — Hinter dieser Rede, daß der Geist der Schrift, aber nicht der Buchstabe, Glaubensnorm sei, verbirgt sich eine Willkühr in Behandlung der Schrift, und ein Mangel an Muth, der Sache in's Angesicht zu schauen. Unter dem Schilde dieses Satzes kann man sich aus der Schrift auslesen, was man will, und fallen lassen, was Einem nicht zusagt, und was man gern anders hätte, in eine andere Form giessen, sich seine eigene Bibel zurecht machen, — und bei alle dem doch sagen, man hielte sich an die Schrift, und sich selbst einbilden, man hätte sie noch als einen festen Grund unter den Füßen. Aber darauf hin kann Niemand sagen, daß die Schrift ihre Norm sei."

In ähnlicher Weise beleuchtet der Verfasser die Ausflucht: daß die richtig verstandene Schrift Glaubensnorm sei. „Zuvörderst ist hiergegen zu bemerken, wie es sich ganz von selbst versteht, daß, wenn man die Schrift Glaubensnorm nennt, die richtig verstandene und nicht die falsch verstandene gemeint, und also mit diesem Einwande eigentlich nichts gesagt sei. Er hat aber einen geheimen Sinn, den der, welcher ihn macht, meist selbst nicht weiß, der aber Allen, welche die Kunst der Schriftgelehrten durchschauen, dennoch nicht verborgen ist. Unter dem richtigen Verständniß der Schrift ist hier nämlich, wenn auch, wie gesagt, nur unbewußt, eben auch jene willkührliche Erklärung der Bibel gemeint, von der wir vorhin schon geredet haben, welche das Nichtzusagende weg, und das Gefällige an seine Stelle zu bringen, den biblischen Schriftstellern allerlei zu nehmen, und etwas anderes ihnen unterzuschieben, was nicht da ist zu sehen, und was da ist, zu übersehen versucht, wenn denn jeder aus der Bibel

macht, was er will, und insbesondere der rationale Theolog ein Buch daraus macht, das ganz in seinem Sinne geschrieben ist. Was für den unbefangenen Leser sonnenklar darin steht, das soll nun nicht da stehen, denn das könne ja unmöglich gemeint seyn; und dieß soll das, und das soll jenes bedeuten, so wenig man begreift, warum es denn der Verfasser nicht gesagt hat; und etwas Anderes soll wieder Bild seyn, was doch ganz offenbar als wirklich gemeint ist. Mit Worten nimmt man es bei dieser Erklärungsweise nicht genau, und darum denn auch nicht mit Begriffen, oder umgekehrt; es fließt und gleißt alles durcheinander. Das ist „„die richtig verstandene Schrift.““

„Man hört dann weiter noch sagen: Wir halten uns an die klaren Aussprüche der Schrift, oder: an die klaren Aussprüche Jesu. Aber erstlich liegt dieser Unterscheidung zwischen klaren und unklaren Aussprüchen ebenfalls eine Willkühr zu Grunde, indem Stellen, wenn auch an sich noch so klar, doch zu den unklaren gezählt werden, sobald sie der Vernunft des Erklärers nicht entsprechen. Es wird auf diesem Standpunkte im Allgemeinen vorausgesetzt, daß alles Biblische mit der gegenwärtigen Vernunft in Einklang stehe, und dann also, wenn doch etwas sich nicht einfügen lassen will, dieß auf die angebliche Unklarheit geschoben. — — Ein solches Aussuchen des angeblich oder vermeintlich allein Klaren ist aber der Geltung der Schrift als alleiniger Glaubensnorm durchaus nicht angemessen. Und wenn man sich nun gar auf die klaren Aussprüche Jesu beschränken will, so bleibt von der Schrift noch viel weniger übrig, und sie hört immer mehr auf, Glaubensnorm zu seyn. Auf diesem Standpunkte benutzt man wohl die Bibel einem ausgewählten Theile nach, und schließt sich in diesem Maaße ihr an; aber man thut das in eignem freien Geiste, nach eignem Urtheile, unterwirft sich ihr aber nicht mehr als einer Norm. Alles Aussuchen zerstört die normative Geltung.“

Es bleibt nach diesen, unbestreitbar richtigen Bemerkungen nur noch die Frage übrig: ob denn nicht etwa der Buch-

ſtabe der Bibel Norm des Glaubens ſeyn könne? Wislicenus ängſtigt ſeine after-orthodoxen Gegner durch einige ihnen vorgelegte Beiſpiele, wo ſie ſelbſt, oder wenigſtens die unermeßliche Mehrheit unter ihnen, dem Wortlaute der heil. Schrift den Glauben verweigern. Er hätte einen andern Fall hinzufügen können, in welchem die außerkirchlichen Vertheidiger des buchſtäblichen Verſtändniſſes ihm die Antwort ohne alle Rettung ſchuldig bleiben, oder ihre Unehrlichkeit nothgedrungen vor aller Welt eingeſtehen müſſen. Wenn der Buchſtabe allein gelten, und gar keine Interpretation geſtattet ſeyn ſoll, ſo könnte er fragen, warum verwerft ihr denn gerade in einem der entſcheidenſten Punkte dieſe buchſtäbliche Annahme des Bibeltextes? warum verſteht ihr das Wort des Herrn, beim letzten Abendmahle: dieſes iſt mein Leib! ganz und gar nicht ſo, wie der Buchſtabe lautet? und wenn ihr vielleicht auch hier, der Wahrheit zuwider, das Gegentheil behaupten und Ausflüchte verſuchen wolltet, warum haltet ihr euch denn fortwährend von der katholiſchen Kirche getrennt, deren Auslegung gerade in dieſem Falle mit dem Buchſtaben zuſammenfällt? Daſſelbe Princip der Auslegung, welches ihr in dieſem Cardinalpunkte des chriſtlichen Glaubens zum Grunde legt, warum ſollen wir „proteſtantiſche Freunde" es nicht überhaupt bei der geſammten Behandlung der heiligen Schrift zur Anwendung bringen? — In der That iſt aber ſchon das Princip: daß der Buchſtabe der Bibel Glaubensnorm ſeyn ſolle, an ſich kein ſchriftmäßiges, in der Bibel ſelbſt ausgeſprochenes, ſondern ein von anders woher entlehntes, mithin bereits nach dem oben angeführten Grundſatze der Concordienformel ſelbſt durchaus verwerfliches. — Außerdem: wo ſpricht ſich denn die Schrift über ihren eigenen Canon aus, wo erklärt ſie, welches bibliſche Buch, welche einzelne Stelle, welches Wort ächter und wirklicher Buchſtabe ſei? — Hierüber entſcheidet bekanntlich, nach Verwerfung der Tradition, im Proteſtantismus nothwendig und ausſchließlich nur die wiſſenſchaftliche Critik, und wie weit dieſe es gebracht hat, iſt welt-

kundig. Nennt uns die Theile der heiligen Schrift, deren Aechtheit noch nicht von dieser Critik angefochten wären!

In sofern also Wislicenus die Unmöglichkeit behauptet: daß die Bibel, die Bibel allein und nichts als die Bibel Norm des Glaubens sei oder seyn könne, — steht er auf dem Felde der Wahrheit, und seine Beweisführung ist unwiderleglich. Schon vor zwei Menschenaltern ist Lessing in demselben Kampfe gegen den Hauptpastor Götze in Hamburg allbekanntermaßen Sieger geblieben. — Allein dieser Streit betrifft nur die verneinende Seite der Wahrheit und die Abwehr eines Irrthums. Die weitere Frage ist immer: was ist sonst Glaubensnorm, wenn es das isolirte, todte, geschriebene Wort nicht seyn kann? —

Hierauf ist zweierlei Antwort möglich, eine christliche und eine widerchristliche. Die Kirche lehrt: daß Christus den Aposteln, als er sie in alle Welt sandte, den heiligen Geist gegeben habe, das Evangelium aller Creatur zu predigen, und daß der Ausspruch dieser mit ihrem Mittelpunkte vereinigten, lebendigen und immer gegenwärtigen, lehrenden Kirche, die unfehlbare Richtschnur für die Gläubigen sei, und bis an das Ende der Welt bleiben werde. — Es ist hiernach der durch die Kirche sprechende heilige Geist, der vom Vater und vom Sohn ausgeht, der über den richtigen Sinn der Schrift entscheidet, die Tradition der rechten Lehre bewahrt, die Irrthümer verwirft und die Symbole aufstellt, welche allen Christen den Inhalt des Glaubens zum Bewußtseyn bringen, außer welchem Niemand selig seyn kann.

Die antichristliche Lösung des Problems gibt uns die Schrift von Wislicenus. Nicht die Schrift, wie der ehemalige Protestantismus, und nicht der Ausspruch des heiligen Geistes, wie die Kirche lehrt, sondern der freie Geist des Menschen soll die Richtschnur und Regel der Christen seyn. — „Ueber die Meinung der schmalkaldischen Artikel, daß Alles, was außer der Bibel vom Geist gerühmt werde, der Teufel sei, sind wir unwiderruflich längst hinaus. Der Geist hat seit-

dem so große Thaten gethan, daß er sich kräftiglich als einen Sohn Gottes erwiesen hat, und die verstockten Herzen, die nicht sehen mit den Augen, und die verstockten Herzen, die nicht hören mit den Ohren, daß er ihnen hülfe und sie sich bekehrten, hindern mit all ihrer Lästerung nicht, daß er leuchtet vom Aufgang bis zum Niedergang. Aber selig sind die Augen, welche sehen, und die Ohren, welche hören."

„Dieser Geist ist denn also nicht der Teufel, sondern vielmehr der heilige Geist, freilich nicht nach kirchlicher Satzung eine besondere Person in der Gottheit, aber vielmehr das göttliche Leben in der Menschheit. Es ist der Geist, der von Anbeginn, wo es geschehen ist, die Menschen inbrünstig gemacht hat, die Wahrheit zu erkennen, und ihnen die Herzen aufgethan hat, sich als Brüder zu finden, — es ist der Geist, der die Menschen begeistert hat von Anbeginn, lieber im Licht als im Dämmerschein oder in der Finsterniß zu leben, sich selbst zu verläugnen mit ihren hergebrachten Vorurtheilen und ihrem Haß und ihrer Selbstsucht, und sich dem allgemeinen Leben, der Wahrheit und der Menschheit hinzugeben. Er ist ein heiliger Lebenszug, der durch die Menschheit geht, dessen Anfänge wir nicht kennen, dessen Wege wir oft nicht ahnen, der alles Gute hervorbringt, der den großen Denker beseelt und aus dem Auge des Kindes leuchtet, wenn eine neue Erkenntniß ihm aufgeht, der Christum an das Kreuz getrieben, und alle Märtyrer für Wahrheit und Gerechtigkeit gestärkt hat, und der auch das Vater- und Mutterherz in den Kindern leben lehrt. Dieser Geist spricht: wie auch die Wahrheit laute, ich will sie erkennen, und weiß im Voraus gewiß, daß sie mich nur zum rechten Leben und zur wahren Seligkeit führen kann, ich hab's bisher noch immer erfahren; und wenn ich mich absondere von Welt und Menschen in Selbstsucht, so löst sich das Glied von seinem eigenen Leibe, nur verbunden durch die Liebe hab' ich das rechte Leben mit den Andern."

„Dieser Geist ist nun zwar in einzelnen Zeiten und Men-

schen ganz besonders mächtig aufgeflammt, aber er ist nicht zu irgend Einer einzelnen Zeit ganz neu und plötzlich gekommen, hat sich auch in keiner erschöpft, hat niemals sein Werk beschlossen, hat nie Worte und Schriften hervorgebracht, die für ewige Zeiten Gesetz für ihn selber wären; sondern er treibt immer neue, höhere Gestalten, erkennt sich selbst und die Welt immer klarer, er ist in einer ewigen Weiterentwickelung, wie der einzelne Mensch."

„Dieser Geist ist uns nicht Autorität, wie er zu irgend einer vergangenen Zeit gewesen ist, sondern wie er in unserer Zeit ist."

Wir stehen hiermit zugleich an der Gränze des Geistes der Lichtfreunde. Ein Schritt weiter, so wäre ihre Lehre vollendeter Pantheismus, dessen Kehrseite bekanntlich der reine Nihilismus und absolute Skepticismus ist. Bloß die ordinäre Oberflächlichkeit und Bornirtheit der protestantischen Freunde hält sie zur Zeit noch ab, in die Tiefe zu gehen, und sich dieses Standpunktes bewußt zu werden. Den unbedeutenden Schritt aus diesem kläglichen Deismus heraus in das große Pan zu thun, und die individuelle Unsterblichkeit, die sittliche Freiheit und den, seiner selbst bewußten Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, eben so aufzugeben, wie sie den Dreipersönlichen und die Menschwerdung Gottes bereits aufgegeben haben, — diesen nothwendigen Folgerungen aus ihrem Grundprincip der „ewigen Weiterentwickelung" werden sie sich weder entziehen können, noch auf die Dauer entziehen wollen.

Schon jetzt werden in der Ronge-Czerskischen Schwester-Freikirche Stimmen laut, welche auf eine Vermittelung des Hegel'schen Pantheismus mit dem verdorrten Rationalismus der Excommunicirten, so wie auf die Verschmelzung dieser beiden Elemente mit Strauß'scher Bibelkritik und jungdeutscher Revolutionspoesie hinarbeiten. So sagt die in Berlin erscheinende Monatsschrift der Freikirchler: „Katholische Kirchenreform" (herausgegeben von A. M. Müller, unter Mitwirkung der Herren Czersky und Ronge), in einem: „Katholische Reformbriefe"

überschriebenen Aufsatze unter Anderm Folgendes: „Ich kannte das Evangelium nicht mehr, sonst hätte ich wohl wissen können, daß Christus und die Apostel nicht einen solchen blödsinnigen Glauben gelehrt und verlangt haben, der das Denken ausschließt. — — Wodurch ward ich zur Erkenntniß Christi und seines Evangelii gebracht, vom längst verläugneten, positiven Glauben zum affirmativen geführt? durch Friedrich von Sallets Laienevangelium! Dieser Dichter hat mit seiner philosophischen Weise im Verständnisse des Evangelii den höchsten Triumph errungen. Er hat mit Christi eigenen Worten uns Gott in seiner Welt, und diese in ihm offenbart. — — Hier erscheint Christus in seinem wahren, göttlichen Lichte, worin seine historische Persönlichkeit in der idealen gleichsam aufgeht, und er den lebendigen Mittelpunkt jener geistigen Weltbewegung für die wahrhaft Gläubigen bildet, wogegen er die pharisäischen Heuchler nicht anerkennt, welche im Frohnzwange des Gebets und der sogenannten guten Werke sein historisches Lebensbild am Kreuze bereichern, und in falscher Demuth an die Brust schlagend sich selbst beschimpfen, um seine Gnade zu erschleichen. — — Durch Sallets evangelische Jamben erst war ich ein wahrhaftiger, gläubiger, weil erkenntnißvoller Christ geworden, und stolz auf meinen Heiland. — Die wahre Gemeinde des Herrn mochte zahlreich genug seyn, allein sie war zerstreut, über ihr Glaubensbekenntniß unverständigt und unverbunden, und mein Gemüth empfand noch die alte, schmerzliche Leere. — Da flog Ronge's Brief als eine hochlodernde Fackel durch die Glaubensnacht Europas. — — Die christ-katholische Kirche Deutschlands erstand, und mein höchster geistiger Wunsch war erfüllt: die Idee der wahren Kirche in die Erscheinung getreten zu sehen u. s. w." *).

---

*) Für diejenigen katholischen Leser, welchen das junghegel'sche Laienevangelium des königl. preußischen Dichter-Lieutenants nicht zur

Einſtweilen iſt der Standpunkt der großen Maſſe der proteſtantiſchen Freunde wie der erkatholiſchen Freikirchler, der des abſoluten Indifferentismus, in dem von einem Bedürfniſſe der Erlöſung, von der Unterwerfung unter eine Offenbarung, von

---

Hand iſt, theilen wir hier wiederholt (ſ. Bd. 9, S. 164) folgende Probe der Lehre mit, die darin gepredigt wird:

„Hab ich euch Zwölf vor Allen nicht erwählt
„Und Euer Einer iſt ein Teufel doch?
Der Ausſpruch wird von Chriſto uns erzählt,
Und mancher andre gleichen Inhalts noch.

Wie man zum Apoſtel wählen darf,
Solch Einen, den als Teufel man erkannt?
Der Menſchenkenntniß nöthiger Bedarf,
Muß doch dem Heiland bleiben zugewandt.

Statt zu geſtehn: Er wußte nicht zuvor
Den ſchlechteſten und feig'ſten Schurkenſtreich;
Läßt man ihn lieber wählen wie ein Thor,
Und ſich benehmen einem Heuchler gleich;

Ja, dem Deſpoten gleich, der frech und kalt,
Den Menſchen nur als Sache braucht und bricht.
Hat er mit ſeines Wortes Allgewalt
Zu beſſern je geſucht den Böſewicht?
— — — — — — — — — —

„Einer verräth mich heut aus euerm Kreis."
Johannes flüſtert: „Welcher aus der Schaar?"
„Der iſt's, dem ich" (erwiedert Jeſus leis)
„Den eingetauchten Biſſen reiche dar."

Er taucht ihn ein, recht hold und gütig ſchier,
Und reicht ihn Jenem ſonder Gram und Scham.
Wer iſt von Zwei'n der größte Judas hier?
Der ſo den Biſſen gab, der ſo ihn nahm?

Weh, dem Verblendeten! wer es auch ſei,
Der ſolche Züge von dem Herrn erdacht,
Und ihm dieß Bischen Menſchenkennerei
Zu retten, ihn zum Zerrbild uns gemacht.
— — — — — — —

einer Anerkennung: daß auch der Glaube zum Heile des Menschen nothwendig sei; überhaupt, wenn man einige verwässerte Redensarten von der Feindesliebe u. dgl. abrechnet, von einer christlichen Reminiscenz, ja von irgend einem Ueberreste, irgend einer positiven Religion gar keine Spur mehr zu entdecken ist. Der Zeitgeist ist ihr Gott. — Dieß gesteht Wislicenus ausdrücklich und ganz unbefangen, jedoch mit einer Unterscheidung zu, welche die ganze Plattheit dieser vorletzten Entwicklungsstufe des Protestantismus (die letzte ist das unterschiedlose Alles und Nichts!) treffender characterisirt, als wir es vermöchten. Er sagt (S. 35): „Ja, ruft ihr, der Zeitgeist ist euer Gott, der schlechte Zeitgeist. Der schlechte nun freilich nicht aber der gute Geist, wie er jetzt ist." Wo die Norm sei und das Gesetz, welches über die Prädikate gut oder schlecht entscheidet, ist nicht gesagt. — Gut ist, was die sächsischen Lichtfreunde im Bahnhofe von Köthen, auf der Kegelbahn, im Schützenhause als solches anerkennen und ausmachen; Zeitgeist, worüber sie beim Bierglase übereingekommen sind. Mit dieser rohen Willkühr kann füglich nicht weiter gestritten werden, wenn gleich die natürliche Gerechtigkeit fordert, ihr einzuräu-

---

Darum erschuf er und erzog sich den
So wohl, daß er dem Zwecke ganz entsprach.
Und als das Werkzeug seinen Dienst versehn,
Gab er's der Hölle preis und ew'ger Schmach.

Das ist ein saubrer Gott! — Er sei verflucht,
Der mit euch Spott treibt, gebt ihm wieder Spott!
Bringt dar Verruchtheit ihm, der selbst verrucht,
Und Unvernunft dem unvernünft'gen Gott.
— — —

Und diese Religion constituirt sich heute unter dem Schutze der Polizei und Censur zur (antichristlichen) Kirche, während unsere Priester, die den alten Glauben predigen, „wegen Störung des confessionellen Friedens" verfolgt, verbannt, auf die Festung geschleppt werden! —

men: daß sie sich nothwendig und unabweislich aus den ersten Anfängen des Protestantismus heraus, auf dem Wege der in Preußen vielbelobten und beliebten „allmähligen, historischen Entwicklung" gebildet hat, wie so vieles Andere. Nicht darüber muß man sich wundern, daß dieses Resultat heute da ist, sondern daß es nach den vielen bedeutenden Vorläufern, die ihm schon im sechszehnten Jahrhundert, und seitdem immer häufiger vorausschritten, daß es von Ochini, Socinus, Schwenkfeld, David Joris u. s. w.; bis auf Bahrdt und Paulus in Heidelberg ausbleiben, und daß die Saat, von Luther und Calvin ausgestreut, so überaus langsam heranreifen konnte. Der tiefere Grund hiervon liegt in der barmherzigen Langmuth Gottes, ein sekundärer in der Territorialgewalt, welche sich der Absolutismus frühzeitig beizulegen, und durch welche er die naturgemäße Entwicklung des Protestantismus wenigstens äußerlich und dem Scheine nach, so lange anzuhalten wußte. — Jetzt ist die hemmende Kette gesprengt, wer kann den Wagen auf der abschüssigen Eisenbahn der Zeit aufhalten!

Daß heute die innern Verhältnisse Deutschlands in eine große Crise getreten sind, daß in diesem Augenblick die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts sich vollende, daß dieser Moment einer der entscheidendsten für unser Vaterland sei, wird von allen Seiten laut ausgesprochen, aber von Wenigen in seiner ganzen Tiefe begriffen. — Die heutige Bewegung sagt sich vom Christenthume los, wie die des sechszehnten Jahrhunderts von der Kirche. — War damals „Glaube ohne Werke" das Losungswort der Zeit, so sind heute „Werke, nicht eben gute, aber ohne Glauben" die leitende Idee der Neuerer. — Es ist eine heuchlerische Lüge, wenn die ausserkirchliche Journalistik von einer Bewegung in der katholischen Kirche spricht. — Nicht in dieser geht der Entwicklungsprozeß zum Antichristianismus vor sich, sondern der Protestantismus ist es, der das letzte Ziel und Ende seiner Bestrebungen erreicht. Hier, und nicht in der Kirche ist der Sitz des Uebels.

Die Apostasie einiger schlechter Priester und vieler Concubinarier, geschiedener und wieder verheiratheter Eheleute, Indifferentisten und sonstiger schon längst excommunicirter Katholiken ist nichts als der nothwendige und naturgemäße Auswurf, den das Treiben der protestantischen Freunde, der Freimaurer und der Gustav-Adolfs-Vereine im katholischen Körper erzeugen mußte. Der Protestantismus kann nicht zu Grunde gehen, zumal in solchen Landestheilen, wo beide Bekenntnisse vermischt zusammen leben, ohne daß die Auflösung, nachdem sie endlich jetzt in ihr letztes Stadium tritt, hinübergreifend in das katholische Gebiet, sich mehr oder weniger Opfer holt. Dieß kann im Interesse des Seelenheiles derer, welche verloren gehen, bedauert werden; — aber dieser Reinigungsprozeß ist ein mit menschlichen Mitteln nicht abwendbares Ereigniß, welches in der Haushaltung Gottes, wie jedes Unglück, seinen wohlthätigen Zweck und Nutzen hat, und in seinen Resultaten doch wieder dem Plane der Vorsehung und deren Verherrlichung auf Erden dienen muß, wie alle andern Bestrebungen des verneinenden Geistes. Unsere Pflicht ist es, festzuhalten an der erkannten Wahrheit, die Lüge zu entlarven, die Schwachen zu stärken, die Wankenden zu befestigen, — die Verräther aber ihres Weges ziehen zu lassen. — Für alles Uebrige wird Gott sorgen.

Wir können der Kirche deshalb nur Glück wünschen, daß die weltliche Macht, aus welchen Gründen es immer sei, dieser Bewegung auch nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt, sie nicht im ersten Augenblicke erstickt hat, wozu sie auf dem juristischen und polizeilichen Gebiete berechtigt, verpflichtet, und mit den ausgiebigsten, factischen und gesetzlichen Mitteln versehen war. Ein eigenthümliches Verhängniß hat die Gegner der Kirche in dem Maaße über ihr eigenes Interesse verblendet, daß sie aus dämonischem Hasse gegen die katholische Wahrheit, die Ronge-Czerskische Secte in jeder Weise förderten und schützten, ohne zu bedenken, daß sie eben dadurch die Waffen gegen die protestantischen Freunde, die den letzten

Resten des ältern Protestantismus selbst Untergang und Vernichtung drohen, unwiderbringlich aus der Hand gegeben haben. — Allein eine andere Frage ist es, welche Aussichten sich hiedurch auf dem politischen Gebiete für unser armes Vaterland eröffnen. Wer da erwägt, welche Zerrüttung aller socialen und politischen Verhältnisse bereits die vermeintliche Reformation des sechszehnten Jahrhunderts über Deutschland gebracht hat, wer die viel dringendere Gefahr zu ermessen im Stande ist, welche heute der europäischen Societät von der öffentlichen Verschwörung gegen das Eigenthum droht, die als Communismus wie ein raubgieriges Ungeheuer im Hintergrunde liegt, jeden Augenblick bereit, das Glück und den Frieden aller Jetztlebenden zu verschlingen, der wird zittern, wenn er an die Folgen der Umwälzung denkt, vor deren Schwelle wir stehen. Der Bauernkrieg mit allen seinen Gräueln dürfte nur ein mattes Vorspiel der Revolution gewesen seyn, mit welcher eine zwar macchiavellistische, aber dennoch so unglaublich kurzsichtige Politik das neunzehnte Jahrhundert beschenkte, als sie die Religion des Radicalismus unter ihren Augen Gestalt gewinnen und die Staatskirche unsrer dereinstigen Schreckenszeit in diesen Bewegungen zum Durchbruch kommen ließ. — Videbitis in quem transfixistis.

XVI.

Zeitbetrachtungen.

Wenn ich unsere Tagesliteratur zur Hand nehme, und sehe so an, wie die Zeitereignisse auf dem kirchlichen Gebiete hingenommen und gewürdigt werden, so kommt mir oft der Gedanke, daß sie katholischer Seits geringer beherziget und in ihrer Bedeutung veranschlagt werden, als sie es meines Erachtens verdienen dürften. Es will mich zuweilen sogar bedünken, als ob der Böse, welcher umhergeht, suchend, wen er verschlinge, dießmal sein Unternehmen mit einer gewissen Unscheinbarkeit, man dürfte sagen, wenn die Sache eine andere wäre, mit einem Umwurfe von Erbärmlichem und Lächerlichem absichtlich umkleidet habe, um die Augen der Zuschauer an die Außenseite des ganzen Aufzuges zu fesseln, und von der Aufmerksamkeit auf die tiefer liegenden Ursachen und die hintennachtrabenden Wehen abzuhalten. Dort, wo die sectirerischen Kämpfe eben über die Bühne gehen, ist das getheilte Publikum dem Wechsel und Widerstreite der sich rasch drängenden Empfindungen so sehr hingegeben, daß über dem momentanen Eindrucke und Interesse das Vor und Nach weniger beachtet wird; und außerhalb des Bewegungskreises scheint das Gefühl der eigenen Sicherheit das Haupthinderniß, den Gang der sich treibenden Ereignisse mit beobachtendem Blicke beharrlich zu verfolgen, vielleicht auch das Gefühl des Widerwärtigen so mäch-

tig, daß man, wie unwillkührlich, sein Angesicht davon abwendet. Indessen, da die Protestanten, unstreitig in richtiger Empfindung, den Gegenstand von mehreren Seiten zu würdigen und zu discutiren unternommen haben, dürften auch Aeußerungen, wie die Katholiken die Sache anschauen, von Zeit zu Zeit an ihrer Stelle seyn.

Die Bewegungen, welche von Schlesien zunächst ihren Ausgang genommen, haben ihre zwei Seiten, eine kirchliche und eine politische; und es dürfte kaum voreilig seyn, jetzt schon zu sagen, daß der politische Einfluß, — wir meinen der Einfluß auf die politischen Verhältnisse, — ungleich bedeutender ist und seyn wird, als was die Kirche davon zu befahren hat. Denn, — um dieses zuerst zu erwägen, — was die Natur dieses Abfalles von Kirche und Christenthum im Ronge-Czerskianismus anlangt, so ist das Urtheil der Katholiken vom ersten Beginne bis zur Stunde sich überall ziemlich gleich geblieben: Es fallen die vergelbten Blätter, welche entsäftet nicht länger am Baume der Kirche zu haften vermögen. Der Verlust wird darum als solcher von Niemanden betrauert, und von nicht Wenigen sogar als Gewinn angeschlagen. Und die so denken, haben nicht ganz Unrecht. Die katholische Kirche ist seit gewissen Zeiten in Situationen gekommen, wo sie vielfach sich behindert und außer Stande sah, eine Selbstreinigung vorzunehmen, und jene Säuberung des Heiligthumes herzustellen, wie sie ihr Stifter gelegenheitlich ihr im Tempel zu Jerusalem vorgezeigt hatte. Die Ungunst von Verhältnissen, auf die weiter unten die Rede kommen soll, zwängte sie in ihrer freien Bewegung; und sie mußte sich gefallen lassen, Glieder zu dulden, welche angefressen von fremdem Gifte, von ihrer Lebensströmung übrigens abgelöst, nur noch an ihr zu hangen schienen, um sie mit Verwesungsmoder zu gefährden. Da hat nun Gott selbst Gericht gehalten, die Schaufel ergriffen, um seine Tenne zu reinigen. Und die Umstände, unter welchen dieß vor sich ging und noch geht, sind sehr geeignet, mit Trost zu erfüllen. Auf ihrem Wege

durch die Geschichte hat die Kirche es mit Auflehnungen der verschiedensten Art es aufnehmen müssen. Oft hatten einreißende Verweltlichung des Clerus, Aergernisse, Privatinteressen angeblichen Reformatoren zum Impuls oder Vorwand gedient, auszuziehen, und einen gesonderten Hausstand neben der Kirche zu errichten. War, was sie unternahmen, verwerflich an sich, so mochte der Anblick der Uebel, von welchen sie zu heilen prätendirten, ihr Attentat einigermaßen beschönigen. Ein sittliches Motiv, — ob rein oder unrein, ob aufrichtig oder nur vorgeschützt, gilt hier gleichviel, — umgab ihr Treiben noch mit einem Nimbus von Moralität oder dem Scheine von Ehrenhaftigkeit. Von dieser Art ist ein Theil der Ketzereien des Mittelalters. Dießmal haben wir einen Fall entgegengesetzter Art vor uns. Niemand täuscht sich: es ist die mit dem Erdbeben des Kölner Ereignisses glorreich sich einleitende, seitdem sichtlich wachsende Selbsterhebung der katholischen Kirche in Deutschland, womit diese Abfälle innerlich und äußerlich zusammenhängen. Sobald diese aus ihrer aufgezwungenen Knechtschaft und Gedrücktheit wie mit einem Schlage in selbstständiger Würde sich aufrichtete, mußte nothwendig das Alles wegfallen, was nur mit schwachen oder halben Fasern, und nur auf so lange, als sie darniederlag, an ihr klebte, und nunmehr, vom natürlichen Schwergewicht gezogen, erdwärts in das Element zurücksank, wovon es noch am meisten in sich hatte. Man kann, seit Männer wie W. Menzel, Witte, Wuttke, und selbst Organe protestantischer Ansichten von der Richtung des „Rheinischen Beobachters" über die Natur dieser Neuerer und Neuerungen sich ausgesprochen, ohne Umschweife von der Sache reden. Wenn Leute von der renomirten Geistesleerheit und Unwissenheit eines Ronge, und von der Lüderlichkeit eines Czersky u. s. w., auf welche Protestanten höhnisch uns mit dem Finger hinweisen, so lange sie innerhalb unserer Kirche sind, überrascht in ihrer unbedeckten Blöße vom aufgehenden Tag, schimpfend von dannen ziehen, und mit Virgil zu reden: ***Conjugium vocat: hoc praetexit nomine culpam***, ihre Sünde

durch eine Regierungssignatur zum Tugendacte legalisiren lassen: so sollte alle Welt daraus sich die Lehre ziehen, es müsse dort an eine Restauration der Zucht gehen, wo die Sittenlosen sich vereinsammt fühlend auswandern, dort das Glaubensleben frisch in die Zweige treiben, wo die dürre Plattheit, — gleichviel, wohin, — die Post mit dem Winde nimmt. Selbst Theiner, der letzt Gefallene, muß Dem Zeugniß ablegen. Sicherlich ist er das Beste, was diese Genossenschaft aufzuweisen hat, und sie, wie sie nun einmal dasteht, seiner kaum würdig. Indeß auch er hat seit circa zwanzig Jahren in seinen kirchlichen und literarischen Bestrebungen das unerquickliche Bild eines Priesters gegeben, welcher, — mit wie viel Schuld, weiß Gott, — im Innern mit dem Glauben der Kirche, an deren Altar er figurirte, zerfallen war. Fragt man, was ihn aufgehalten, das zu thun, was er eben jetzt erst gethan, so ist die Antwort dieselbe: Er ist nicht anders geworden, wohl kaum um einige Grade tiefer gesunken. Die Kirche dagegen ist um viele Grade höher gestiegen. Mochte er, so lange die Gefesselte am Boden lag, noch an eine Gemeinschaft mit ihr denken, und über seine eigene Gesinnung noch im Zweifel seyn, so konnte er doch nicht länger über sich im Trüben bleiben, als die kirchliche Gesinnung in einer Weise erwachte und erstarkte, der zu folgen er nicht Kraft in sich verspürte. Die Wahl konnte von dem Momente an ihm kaum mehr schwierig seyn; es bedurfte nur der Gelegenheit und des äußeren Anstosses, um die innere Entfremdung in der äußeren Apostasie zu vollenden. Beides bereitete ihm die Zeit und die öffentliche Meinung; und so ließ er sich denn aus der Schwebe auf die weiche und schrankenlose Unterlage nieder, welche ihm in dem Ronge-Czerskianismus unterbreitet ward. In den Christusläugnern des Leipziger Conciliabulums hat der Gelehrte seine Geistesgenossenschaft gefunden. Dasselbe gilt auch von Dr. Schreiber; Anderer nicht zu gedenken, welche, wie ein Würmle vom Correctionshause her an die Spitze dieser Sippschaft treten, oder wie ein Wangenmüller von eben daher diesen Brüdern ihre

Gemeinschaft zu wissen thun. — Ueber die Natur dieser Erscheinungen also täuscht sich, wie gesagt, Niemand mehr unter den Katholiken. Alle, welche den Interessen des Christenthums ergeben sind, können der Kirche von dieser Seite her nur Glück wünschen. Die Lebenskraft, die sich frisch und mächtig in die noch gesunden Glieder gießt, hat das Angefaulte nach versäumter gesetzlicher, wie in natürlicher Excommunication von sich ausgestoßen.

Auch unter einer andern Rücksicht könnte man den Vorgängen eine für die Zukunft der Kirche tröstliche Seite abgewinnen, die nicht ganz übergangen werden soll. Die sich vorbereitende Scheidung der Geister scheint allen Anzeichen nach eine große Entscheidung auf mehreren Gebieten mit anzubahnen. Wenn das allgemeine Gefühl, das weit umher aller Kreise sich bemächtiget hat, nicht trügt, so wird die Gährung, welche sich überall an- und eingesetzt, zu einer Lösung des Bestehenden, und anderweitigen Gestaltung und Ordnung der Dinge hinausführen. Tumultuarisch geht es an vielen Orten im politischen Haushalt zu. Die alten Traditionen des Herrschens und Gehorchens haben sich verloren, und die Principien wogen wie Fluth und Gegenfluth an einander, suchen, wo es angeht, Ausweichbahnen zu gewinnen, und wo es nicht geräth, die Strömung sich streitig zu machen. Nebenan bereiten sich das Christenthum und das wieder heraufbeschworene Heidenthum in der Form des Pantheismus zu einem abermaligen Entscheidungskampfe. Letzteres, der gott-lose und sich selbst vergötternde Unglaube, die Ausgeburt des Criticismus, bietet nach allen Seiten hin den Taumelbecher aus, ruft Groß und Klein herbei, sich in seinem Weine zu berauschen. Da ist's denn die schale Unwissenheit, welche nie Besseres gekostet, die cretinartige Geistesflachheit, die des Denkens nicht mächtig wird, die aufgedunsene Hoffart, welche in ihrer windigen Rundheit das absolut Vollkommene erkennt; vor Allem aber der Materialismus, der aller sittlichen Erhebung und jedes Sinnes für Geistiges und Göttliches baar und unempfäng-

lich ist, welche in langen Zügen aus diesem Kelche gesoffen, davon lichte Augen bekommen, und nun sich an alle Straßenecken postirt haben, um in diesem Geiste Allen zu prophezeien, die des Weges ziehen. Und wo es an dergleichen Subjecten fehlen soll, wie z. B. am Rheine, werden sie auf Staatskosten bestallt, um Bileamsdienste für Balaks gutes Geld zu leisten. Die politischen Gewalten haben ihrerseits ebenfalls ihre Wahl getroffen. Um der Macht des Geistes in der Kirche, der beschränkenden Zucht des Evangeliums sich zu entringen, haben sie allgemach den des Widerchrists heraufbeschworen, von dem verhängnißvollen Becher genippt, auch andere nippen, kosten, trinken lassen, — und was Wunder, wenn nun auch diese, wie jene in „Faust" singen:

„Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!"

Die Tagespresse ist nun toll geworden, und überläßt sich den Eingebungen ihrer Bestialität, schimpft auf Alles, was Anstand nimmt, sie zu veneriren; verfolgt und drillt mit Schmach und Lug Alles, was sich weigert, das, was sie haßt, mit anzufeinden, und was sie geistreich nennt, sei's auch heller Wahnsinn, für Weisheit hinzunehmen. Die der Kirche getrotzt, fürchten sich jetzt vor dem Schatten des Schlangenschweifes, lassen das Unthier lästern und höhnen, sich beschimpfen und bedrohen; verbieten dagegen, durch eine Erwiderung den Zorn der Lügenbrut zu reizen, und ihr das Kreuz zu zeigen, vor dem sie einzig scheut und schweigt. — Zwischen diesem Ungethüm und dem Christenthum ist kein Friede; und je kecker das Heidenthum oder der Unglaube sein Haupt erhebt, je gewaltthätiger er, begünstigt von den irdischen Gewalten, sich heranwagt: desto dringender die Aufforderung für die Kirche, sich ebenfalls nach denen umzusehen, welche in ihrem Bereiche das Zeichen des „Lammes" auf der Stirne tragen. Die gegenwärtige Sichtung nimmt sich aus wie eine Revüe, welche Gott in seinem Lager hält. Als Gideon seine Schaaren gegen die Madianiten führte, ließ er Allen bedeuten: die da wollten, könnten

nach Hause ziehen; und behielt am Ende nur die noch übrig, welche an der Quelle nicht bequemlich mit dem Munde den Labetrunk sich suchten, sondern mit der Hand ihn reichten. Schwächliche, denen sittlicher Ernst nicht beiwohnt, Feiglinge, welche erblassen vor dem Martyrium des Kreuzes, können nicht unter der Fahne der Kirche stehen. Sie thun wohl, daß sie gehen. So zeigt es sich, welche bewährt sind, die Kirche kennt die Kräfte, über welche sie zu gebieten hat. ***Cognoscite vos invicem***, rief dereinst der Diacon in der Messe der versammelten Gemeinde zu, um zu verhüten, daß ein Ungläubiger, Heide oder Jude sich unter die Communicanten mische. Dieser Ruf: ***Cognoscite vos invicem***, schien vom Dom zu Trier zu erklingen: und so sehen wir die, „welche nicht zu uns gehört", den Anwalt der „Henker" von Parasceve, Ronge, an der Spitze, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, von dannen wandern. Und so darf von dieser Seite her die Kirche frei athmen, wie einst ihr Stifter, als der Iskariote nach jenem Liebesbissen in sein Verhängniß rannte.

Diese Sprache könnte lieblos scheinen, und in so fern fremd den wahren Gesinnungen der Kirche. Gewiß, sie hat Mitleid mit den Gefallenen, und sicher unendlich tieferes Wehe um die, welche in Blindheit ihrem Untergange entgegenstürzen, als die Feinde des Kreuzes im blasphemischem Jubel auflachen, einen katholischen Priester in solcher Gottverlassenheit fallen zu sehen. Die Geduld und Langmuth, mit welcher Gott manche darunter getragen, mag der Maaßstab dafür seyn. War aber jene Gewaltthat, der man gegen die Kirche sich unterwunden, und die wie ein elektrischer Schlag durch deren ganze Gliederung erschütternd fuhr; war der Ausdruck frommen Glaubens, wie er sich zu Trier kund gegeben; waren endlich auch die Wunder daselbst, weit entfernt, zur Besinnung zu bringen, nur das Reizmittel, ihr Herz mit Galle, ihren Mund mit überjüdischen Lästerungen zu füllen: da hat die Gnade ihr Maaß erschöpft, die Strafe der Verstockung, — die schrecklichste, welche das Evangelium kennt, — tritt an die Stelle.

Da weicht dann auch das Mitleid dem richterlichen Pflichtgefühl, im Bewußtseyn deſſen, der geſprochen: „Wer die Kirche nicht hört, ſei dir wie ein Heide und ein Zöllner.“

Der Kampf, der jetzt entbrennt, iſt ein Principienſtreit, und die Kirche ſteht allein und muß auch möglichſt allein ſich ſtellen. Vom Staate darf ſie keinen Beiſtand ſuchen, noch erwarten. In den Gegenden, die der ſogenannten Reformation verfallen und wo die Organe der politiſchen Gewalt in ihren Schulen aufgewachſen ſind, beſtimmte bis zur Stunde ein doppeltes Intereſſe, dem „Fortſchritt,“ d. h. der conſequenten Fortentwicklung des autoritätshaſſenden proteſtantiſchen Princips den ſchützenden und ſtützenden Arm zu reichen. Man erblickte darin einmal die ſicherſte Waffe, jene Macht ſich vom Leib zu halten, vor deren bloſſen Namen alle proteſtantiſche Natur erſchaudert, weil nur durch Bekämpfung dieſer, der kirchlichen Gewalt, der Proteſtantismus ſein geſondertes Daſeyn ſich errungen und erhält; vor der darum auch jedes proteſtantiſche Gubernium ein geheimes Grauen hat, weil ſie allein ſeiner Omnipotenz wenigſtens im geiſtigen Bereiche Schranken zieht. Aus gleichem Grunde wollten die proteſtantiſchen Regierungen in Deutſchland ſelbſt nicht mehr den Schatten alter kirchlicher Autorität, z. B. von Conſiſtorien ꝛc. neben der ihrigen recht ertragen. Man gewährte ſeit faſt einem Jahrhundert dem Rationalism allen Vorſchub, den er wünſchte; — denn je weniger poſitiv Chriſtliches, argumentirte man, deſto freier können wir gebieten. Daher die ſo höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß alle deutſchen proteſtantiſchen Fakultäten, mit Ausnahme der unter katholiſcher Hut ſtehenden Univerſität Erlangen, der alten Orthodoxie in ihrer großen Mehrheit ab-, und dem Rationalismus zugeſagt haben. Und wie das Verhältniß außerdem ſtehe, braucht keines beſonderen Nachweiſes. Der Ausgang der Controverſe über die Geltung der ſymboliſchen Bücher bezeugt, wer zur Stunde im Beſitz der Herrſchaft ſei. Der Rationalism, oder wie er jetzt in ſeine Mannheit ausgewachſen als Hegelia-

nismus in den „Lichtfreunden“ ſich präſentirt, iſt das herzeigenſte Schooßkind der proteſtantiſchen Staatsweisheit. Für ſie war, ſo träumte ſie wenigſtens, die ſalomoniſche Friedensperiode eingetreten, wenn kein Glaube mehr zwiſchen Geiſt und Welt die Gränzen markte, einzig der kantiſche Imperativ die ſtaatszünftigen Gewiſſen, und der „bekannte Stock“ die Füße der Unterworfenen dirigirte. — War dieſes Motiv mehr negativer Natur, — nämlich Fern- und Niederhaltung aller geiſtlichen und kirchlichen Gewalt und Autorität im Staate, — ſo war das andere ſchon mehr poſitiv. Die Regierungsgewalt, welche bei und mittels der Auflehnung gegen die kirchliche und göttliche Oberhoheit in dieſes neuere Seyn eingetreten war, konnte begreiflich im Fortgang ihres Strebens den beſonderen Grund ihres Ausgangs nicht verleugnen. Nachdem ſie einmal auf den Wogen des den überlieferten Glauben mit allen ſeinen Inſtitutionen bekämpfenden Zeitgeiſtes im ſechszehnten Jahrhundert unter Segel gegangen, konnte ſie natürlich auch keine andere Ueberzeugung haben, als daß ſie mit dieſem Winde, der ihre Segel ſo mächtig gefüllt, auch am beſten fahren werde. Und wie ſollte ſie auch anders denken? Konnte ſie ſich doch nur dann den Beifall und Dank der großen Wortführer der Zeit verdienen, wenn es ihr gelang, dem Kaiſer irgend ein Recht abzutrotzen, der alten Kirche irgend ein Unbill zuzufügen! Wurde ſie doch nur dann glorreich geprieſen, wenn ſie mit Friedrich dem Einzigen Alles, was Religion heißt, mit gleicher Verachtung behandelte! War ſie ferner einmal der göttlichen Autorität entrückt, und allmächtig geworden auf Erde: welcher andere Maaßſtab übrigte ihr noch, ſich zu meſſen, als der des Zeitgeiſtes, deſſen bon plaisir es iſt, nicht zu bauen, ſondern an dem Beſtehenden zu rütteln und zu zerren, oder wie er ſich ſelbſt beſchreibt:

Ich bin der Geiſt der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde.

So iſt denn Alles, was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Es kommen nun zwar Perioden in der Geſchichte des Proteſtantismus und der proteſtantiſchen Staaten vor, wo es denen, die am Ruder ſtanden, bei dieſer Fahrt mit dieſen Winden ſchwül und ſchwindlich um die Schläfe wurde. Man wollte, wenn es Angeſichts von Felſenriffen eben recht voll in die Segel blies, plötzlich innehalten, oder den Winden „rechtsum" commandiren. Ein natürlicher Inſtinkt trieb in Kriſen der Auflöſung, wie z. B. unter der Regierung des höchſtſeligen Königs von Preußen, eine Vermittlung aufzuſuchen. Einheit ward zum tiefgefühlten, unabweislichen Bedürfniß. Dieß beſtimmte zum Ausgleichen. Man erſann alle Mittel, die divergenten religiöſen und geiſtigen Richtungen zur Verſöhnung zu vermögen, um einen conſervativen Standpunkt zu gewinnen. Begreiflich ließen dabei die kirchlich Radikalen, ſonſt Rationaliſten genannt, ſich nicht ſo weich finden, was ſie einmal abgelegt, mittels ernſtlicher Selbſtbekehrung zum alten Glauben ſich wieder anzueignen; und ſo wird natürlich den Altgläubigen zugemuthet, ihrerſeits die Hand zur Eintracht darzubieten. So endigte denn die Einigung und Vergleichung auf Geheiß der weltlichen Gewalt jederzeit damit, daß vom Ueberreſt des Chriſtlichen auf's Neue wieder das Eine und das Andere abgelaſſen werden mußte. Der ganze Gewinn fiel darum abermals dem Princip des kirchlichen Fortſchritts, d. h. dem Rationalism, jetzt Criticismus genannt, in die Taſche, der nach dieſer Eroberung ſofort auf's Neue mit Staatserlaubniß die Segel beiſetzte, um ſeine Fahrt bis zur Ausmündung in den Nihilismus fortzuſetzen. Wer von den Beſtrebungen für die preußiſche Union gehört, wird das Geſagte beſtätigen; und wird zugleich auch über den Standpunkt ſich orientiren, auf dem dieſe Regierung jetzt in dieſem Augenblick angekommen iſt. — Was ich aber mit dieſer kurzen Betrachtung gewollt, iſt: die proteſtantiſchen Regierungen können ſich dem Princip des das

Christenthum destruirenden sogenannten Fortschritts nicht entschlagen, kaum es aufhalten, nie bewältigen; und die Kirche kann daher da, wo sie in nähere Beziehungen zu solchen gesetzt ist, nimmermehr verlangen oder erwarten, daß ihr eigenthümliches Bestehen oder Leben ihr unverkümmert belassen, oder wohl gar beschützt werde. Sie steht im Kampfe mit dem Widerchristenthum allein, auf ihre Kräfte angewiesen.

Es ist damit nicht die mindeste Klage gegen den Staat erhoben. Es liegt dieses Wechselverhältniß so sehr in der Natur der Sache, daß es ungerecht erschiene, wenigstens unbillig, diesem zuzumuthen, eine Institution in seinen Schirm zu nehmen, mit welcher ihn hin und wieder jüngst ein ganz äußerliches Motiv, wenn nicht der Zufall, zusammengeführt hat; deren Nähe allein schon ihn ängstiget, der abhold zu seyn ihre Natur und seine Geschichte ihn antreiben, die zu schwächen er darum ständigen Reiz in sich empfinden muß. Die Kirche ist kein Institut im Staate, sie ist eine mehr als blos ebenbürtige Macht, und das mißfällt ihm an ihr. So lange darum eine protestantische Staatsgewalt nicht ihre Natur auszieht, — und das wird sie wohl nie, — so wird die Kirche auch nie eine gleichheitliche Behandlung zu hoffen, nie zu erwarten haben, daß ihr gegen die äußeren Angriffe und das Andringen zerstörender Tendenzen der Arm geboten werde. Nur zu oft wird die Gewalt zu dem Wahne sich neigen, Alles fromme ihm, was der Kirche schadet; — und sie denkt so, weil sie nicht auf die Zukunft zählt, sondern bloß den momentanen Vor- oder Nachtheil auf die Wage bringt. Anders verhält sie sich natürlich zum Protestantismus. Dieser hat sie zu dem erhoben, was sie ist, zur Cäsaropapie; und der Protestantismus hinwiederum verdankt seine Selbstständigkeit dem guten Schwerte. Zwischen beiden besteht darum eine engere Wechselseitigkeit, als sie je das Kaiserthum und die Kirche aneinander flocht. So erklären sich Erscheinungen, wie sie so eben in diesem Augenblicke im deutschen Norden zu aller Welt Verwunderung vorüberziehen. Jedermann erinnert sich, mit welcher

Freude Seitens der protestantischen Behörden die Wühlereien der sogenannten Dissidenten begrüßt, gehegt, gefördert wurden. Die bübische Epistel eines Ronge an einen Bischof des Reiches ward von den königlichen Censurbehörden nicht im geringsten beanstandet; die Tagespresse wiederhallte gleich der wilden Jagd von Lügen, Verleumdungen, Hohn und Lästerungen; da regnete es Adressen für die Apostaten, wie sie nur immer der infernale Lügengeist erdenken konnte: — die politische Gewalt reibt sich die Hände. Man schreibt nach Leipzig eine Versammlung aus: die Koryphäen des Abfalls erscheinen von nah und fern: die protestantische Regierung findet nichts Verfängliches in der Sache. Was sollte man auch thun? Es besteht nach der Charte, und in Preußen ohne Charte, Freiheit der Gewissen. Man entwirft ein sogenanntes Bekenntniß, publicirt es: es fehlt darin Alles, was den Christen bisanhero von dem Nichtchristen oder Heiden unterschied. Ein preußisches Regiegierungsmanifest erklärt: Man sei noch nicht klar über die Natur dieser Bewegung in der katholischen Kirche, wolle den weiteren Verlauf abwarten, sie aber einstweilen den Altlutheranern gleich achten, und provisorisch dem Protestantismus einverleiben. Die Religionswühler legen ihr Symbolum den Behörden vor, worin sie vom Christenthum sich förmlich trennen, und weil unter das Princip des Christenthums, darum auch tief unter und außer das, was man „christliche Secte" nennt, sich setzen: das Alles gibt der Regierung keine Indicien zur Diagnose in der Sache!! Was geschieht? Da wirbelt derselbe Wind den Staub zum zweiten Male in Breslau auf. Dießmal hebt er die Protestanten vom rongeanischen Gewichte. Es erfolgt eine Versammlung protestantischer „Dissidenten," um ein Pronunciamento gegen die sogenannte herrschende Orthodoxie zu erlassen. Da erkennt die Behörde in natürlicher Inspiration sogleich die ächte Natur dieser Bewegung, sie ist ihr kirchen- und staatsgefährlich. Sie zieht urplötzlich die Polizei, womit sie die Clubbs der sogenannten katholischen Dissidenten geschützt, zu-

rück, um sie wider die Conventikel der protestantischen Dissenters auszusenden. Da empfiehlt dieselbe Ministerhand, welche dem Apostaten Czersky, noch ehe dieser von seinem rechtmäßigen Richter abgeurtheilt ist, drei Tage vor dessen Excommunication, das Heirathspatent zusignirt hatte, den Pastor Wislicenus bei dessen Behörde zum Amtsurlaub, d. h. zur provisorischen Entsetzung; da werden die Stadtcommunen von derselben allerhöchsten Weisung, welche die Einziehung katholischer Pfarreien in Schlesien angeordnet, ermächtigt, den „Dissidenten" Kirchen zu überlassen u. s. w. u. s. w. Auch Anderwärts treffen wir dasselbe. In Leipzig sind die Katholiken noch in Untersuchung, welche gegen eine unconcessionirte Versammlung im Börsenlokale laute Einsprache erhoben haben; das Leipziger Concilium ward dort unter den Augen einer protestantischen Regierung abgehalten. Nun auch dort die Protestanten, wie natürlich, Aehnliches unternehmen, und die Kirschen mitessen wollen, welche sie den „katholischen Dissenters" vom Baume geholt: so wird hier, wie in Preußen, mit einem Male die Parole gewechselt. Das schlummernde Staatsgewissen erwacht, die höchsten Organe der vollziehenden Gewalt erkennen, daß diese Tendenzen „offenbar" über die Gränzen der garantirten Gewissensfreiheit führten, besinnen sich auf ihre geschwornen Eide, und fühlen sich bemüssigt und verpflichtet, allen denen Versammlungen auf das Entschiedenste entgegen zu treten, welche von daher der bestehenden protestantischen Kirche gefährlich zu werden drohten, u. dgl. m. *). Katholischer Seits, ich gestehe es, ist man versucht, über solche Disparitäten sich zu beklagen, wo Gleichheit der Rechte und des Schutzes verfassungsmäßig gewährleistet ist; ja man ist geneigt, solches Verhalten für baare Perfidie zu erklären. Versetzt man sich aber auf den gegnerischen Standpunkt, so fällt eine Anklage der Art als unbegründet weg. Die Staatsgewalt hat in diesem Sinne sich der Kirche nie verpflichtet; und gesetzt auch,

*) Vgl. Augsb. Postzeit. Nr. 205.

ſo hätte ſie vielleicht in einer Anwandlung von Liberalität mehr verſprochen, als ihre Natur an ſich und ihre Abhängigkeit von dem Zeitgeiſt zu leiſten ihr geſtatten. Es iſt unbillig, dem Fuchſe zuzumuthen, daß er Hühner gleich ſeinen Jungen ſchütze. Es vermag eine katholiſche Regierung allerdings proteſtantiſche Confeſſionen gegen Zerſtörung zu ſchirmen und zu conſerviren, weil ſie ſelbſt ihrer Natur nach conſervativ iſt; die bayeriſche Regierung hat davon der Welt einen glänzenden Beweis geliefert *). Aber es mag keine proteſtan-

*) Es iſt noch allerwärts in friſchem Andenken, wie die Majorität der Reformirten in der bayeriſchen Rheinpfalz, von rationaliſtiſchen Doctrinen ergriffen, aus allen Kräften dahin arbeitete, ſich von den beiden anerkannten proteſtantiſchen Confeſſionen und der über ihnen ſtehenden gemeinſamen geiſtlichen Behörde (Oberconſiſtorium) abzutrennen und zu einer eigenen Gemeine ſich zu conſtituiren. Empfand die bayeriſche Regierung Reiz in ſich, Proteſtantismus und proteſtantiſches Kirchenweſen zu ſchwächen, ſo hatte ſie die günſtigſte Gelegenheit zu Handen: **Divide et impera.** Verfielen ihr die Abgetrennten in ihrer Vereinzelung ohnedem, ſo konnte ſie auch die Autorität der geiſtlichen Behörde herabdrücken, indem ſie ſelbe theilweiſe an die „Diſſidenten“ veräußerte. Wie proteſtantiſche Regierungen der katholiſchen Kirche gegenüber in Fällen der Art handeln, lehrt **figura.** Die bayeriſche hat jahrelang und zuletzt mit Erfolg dem tobenden und drohenden Begehren widerſtanden, und den wilden Strom wieder in ſeine Bahn zurückgelenkt. — Ein anderer Fall. Wollte ſie ein anderes Cabinet in ſeinem Verfahren an der katholiſchen Kirche Schleſiens zum Muſter nehmen, ſo war ihr ein Leichtes, die Univerſität Erlangen entweder mit zweckdienlichen Subjecten zu beſetzen, oder die dortige theologiſche Facultät ſo verarmen zu laſſen, wie die katholiſche zu Breslau. Ja es war, wollte ſie gleich anderen mit dem Zeitgeiſt fahren, dieß ihr vom äußeren Intereſſe geboten. Waren nicht alle proteſtantiſchen Facultäten unter proteſtantiſchem Schutze dem Rationalismus erlegen? Durfte ſie nicht für die gleiche deſtructive Politik auf den Beifall der proteſtantiſchen Preß-Celebritäten rechnen? Sie dachte ſittlicher, — zog die ehrenhafteſten Männer nach Erlangen, conſervirte einzig den Proteſtantismus, während er überall der deſtructiven Critik preisgeben wurde, und ließ ſich lieber vom geſammten proteſtantiſchen

tische es über sich zu gewinnen, eine gleiche Wohlthat der katholischen Kirche zu erweisen. Sie kann eben nicht. Man soll daher, meine ich, die Sache nehmen, wie sie liegt. Die Kirche möge aufhören, in jenen Ländern das Unmögliche, nämlich eine paritätische Behandlung zu fordern, die ihr nicht geleistet werden kann. Das Einfachste bleibt, ihre Sache von

---

Deutschland verunglimpfen, als das christliche Element in ihm dem Muthwillen glaubenloser, sogenannter Theologen überantworten. Harleß, dessen Gesinnung gegen die bayerische Regierung, jedem Protestanten unverdächtig ist, möge reden. In diesen Blättern (Jahrg. 1842, III. Heft) ward behauptet, daß der Protestantismus „unter katholischer Hut" in Bayern sich besser als anderwärts conservirt habe. Darüber bricht Harleß gegen den Verf. dieses Aufsatzes los (Zeitschrift für Protest. u. Kirche 1842, Bd. III, S. 407), deutet auf Oesterreich hin, schließt aber alsdann: „Das erkennen wir mit demüthigem Danke, und alle unbefangenen gläubigen Protestanten mit uns an: durch die Gnade und Obhut des Herrn ist unsere protestantische Kirche dießseits des Rheins (er meint damit im dießseitigen Bayern) von der Macht und dem Einfluß des Alles zersetzenden und zerstörenden Unglaubens mehr verschont geblieben, als manche unserer Schwesterkirchen (scil. in Würtemberg, Baden, Preußen ꝛc.). Der Lehrstand und das Volk sind nicht in dem Maaß und der Allgemeinheit von der verheerenden Seuche angesteckt worden, wie in vielen andern Ländern; „ja auch das dürfen und wollen wir nicht verkennen, daß die persönliche Glaubensüberzeugung unseres Königs im hohen Grade segensreich auf die Erhaltung und Wiederherstellung unseres positiv kirchlichen Glaubens eingewirkt hat und fortan einwirkt. Solches wolle Gott dem Könige in Gnade lohnen!" Welche deutsche protestantische Regierung hat sich aus eines Gegners Mund solches Lob erzwungen? Welche hat, ich will nicht einmal sagen, für die katholische Kirche, sondern nur für ihre eigenen Confessionen so viel und so günstig gewirkt, wie die bayerische für die Protestanten? Welche deutsche protestantische Universität darf sich an Christlichkeit mit der Erlangerin messen? Das ist katholischer Conservativismus; wie anders dagegen der .....! Erntet sie dafür schlechten Dank von Innen und Außen: was verschlägt's? Sie wird trotz alledem doch nicht mit in's Bockshorn des Radikalismus blasen.

der des Staates abzutrennen, und dem zu übergeben, der ihr auf seinem Leidensgange zugerufen: „Vertraue, Ich habe die Welt überwunden.“

Zu dieser tiefgreifenden Veränderung der wechselseitigen Stellung ist nun ein mächtiger Schritt geschehen, und — was für die Sache der Kirche von hoher moralischer Bedeutung ist, — der Staat selbst hat die Initiative dazu genommen. Er hat in die seit einiger Zeit sich dehnende Klüftung Keile hineingetrieben, welche dem zweideutigen Wesen für immer ein Ziel gesetzt, auch der Kirche die Wahl benommen haben. Es sind nun circa zwei Jahre, daß man gezogen von einem finstern Verhängniß eine protestantische Association begünstigte, welche die frische Erhebung des Protestantismus auf der ausgesteckten Fahne, die volle Destruction des Christenthums dagegen im Herzen, die des Bestehenden aber als Arrière pensée im Hinterhalte führte. Wir meinen damit den Gustav-Adolph-Verein. Der erste Gedanke war wohl von redlicher Gesinnung eingegeben. Kaum aber hatte er den Kopf seines Erzeugers verlassen, so haschte der Böse ihn auf, um ihn für seine Zwecke auszubeuten. Auch die wilden Zerstörungskräfte, sonst auf das Verschiedenartigste gerichtet, suchen sich, durch die gleiche Tendenz angezogen, einander auf, um, was sie gemeinschaftlich hassen, zu bekriegen. So fühlte sich auch hier, was sonst in weiten epicyclischen Bahnen schweift, vom formalen Princip der Negation getrieben, sich aneinander hingezogen, als es galt ein Drittes, den verhaßten traditionellen Glauben in der katholischen Kirche zu bekämpfen. Die Staatsweisheit hatte nicht so viel Besinnung, um das Wohin einer solchen Richtung zu durchschauen. Sie trug sich, seltsam genug, sogar mit dem Gedanken, eine Association der Art als Hebel für ihre Zwecke zu dirigiren. Noch mehr: man eignete, trotz aller Warnung, selbst von „orthodoxer“ Seite her, deren Princip sich an: „man hoffe, sagte das Patronatsmanifest, daß nicht der Streit, welche der Parteien die christlichste sei, abermals ein so frommes Unternehmen stören werde!!!“ Man

wollte also sogar diese Association selbst um den Preis des Bekenntnisses, man wollte selbst die Fusion! Die Wahrheit zu gestehen, uns Südländern steht der Verstand still ob solcher Weisheit, und wir fangen an, mit Hegel zu glauben, seit Aristoteles habe der menschliche Verstand seine Haus- und Grundgesetze abgeändert. — Doch es ist geschehen: Man war so verrannt in den Gedanken, daß man es sogar überhörte, als das ganze katholische Deutschland, wie wenn man ihm eine kaum narbende Wunde aufgerissen, laut aufschrie in Zorn und Schmerz bei dem Namen. Sie folgte der über sie brütenden Macht des finstern Verhängnisses: es ward der erste Keil in die Kluft zwischen Kirche und Staat getrieben.

Diese Erscheinung, schon bald nach ihrem ersten Auftreten mehr politischer, als religiöser Art, war indeß nur die Vorbereitung zu Anderem. War in so weiten Kreisen möglichst Alles, was verneinender und destructiver Natur war, sich einander nahe gerückt, so bedurfte es nur des äußern Anstosses, um sofort zu einer mächtigen, in ihren Folgen unabsehbaren Bewegung sich zu erheben. Er ließ nicht auf sich warten. Unwissenheit und Lüderlichkeit machten die Choragen; Lossagung von den Grundlagen des überlieferten Christenthums ging voran, der sociale Communismus trappte als Sacristan hinterdrein. Kaum war die rongeanische Procession in Gang gebracht, als Alles, was in der Richtung des Gustav-Adolf-Vereines, somit, wie ein höherer Wille es verlangte, hoch über allem Streit über plus oder minus „christlich" stand, in einen Beifallssturm ausbrach, und den Vertretern der Apostasie ein endloses Hosanna aus allen Ecken der Monarchie entgegenrief, — ein Beweis, wie es um die Christlichkeit der Massen stehe. Und als der erste Lärm verbrauſt, als die erste Manie von Adressen- Pokalen- Trauring- nebst Geldlieferungen etwas erschöpft war, richteten sich Aller Augen mit Spannung nach dem Mittelpunkte des Reiches. Alles, Freund und Feind des Geschehenen, war sich bewußt, es sei ein großer Wurf gemacht worden. Man wollte nun auf den Gesichtern der poli-

tischen Gewalthaber lesen, wie diese das ernste Spiel aufgefaßt hätten, wie diese ihrerseits bei dem kecken Wagestück rechnen. Ja oder Nein, das erwartete man, und nichts weniger. War dieses doch so leicht gemacht. Denn die religiöskirchliche Seite der Bewegung war ganz unverhüllt bloß gelegt; — selbst der Frage: „bis wohin?" war man mit der Antwort zuvorgekommen. Nicht viel anders verhielt es sich mit der politischen. Der Anstifter selbst hatte mehr als einmal auf die Unrechtsständigkeit des dermaligen Güter- und Besitzwesens hingedeutet, und Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen socialen Verhältnissen an den Tag gelegt, und das nicht bloß in Predigten innerhalb der Mauern, sondern sogar in Schriften. Auf der anderen Seite ging man noch weiter. Auf der Leipziger Versammlung ward eine Art Symbolum verhandelt und angenommen. Die Bekenner desselben verwerfen darin die ersten Elemente aller geoffenbarten Religion, und beschränken sich auf einen nackten Deismus, der von allen christlichen Dogmen Umgang nimmt *). Denn wenn sie noch von christlichen Lehrsätzen oder Ceremonien, z. B. Taufe, Abendmahl sprechen, so verstehen sie das alles nicht einmal im Zwinglischen Sinne mehr. Ihre Sprache hat hierin beiläufig die Bedeutung, wie wenn in der Zeit der glorreichen Republik Gewisse sich in Kirchengewänder steckten, — sicher nicht in der Absicht, damit einen Act der christlichen

*) Die Declaration, welche Dr. Regenbrecht und Consorten darüber zur Verständigung des französischen Volkes an das Journal des Debats richteten, drückt diese Gesinnung unumwunden aus. Die Herren verwahren sich darin sogar nachdrücklich gegen jede Vergleichung mit einer protestantischen Secte, welche irgend einen Rest von positivem Dogma festhalte. Das genannte Journal, gewiß der Gläubigkeit nicht verdächtig, hat das Manifest nach Verdienst gewürdiget, praktischer mindestens, als es in der Heimath geschehen ist. Was das doch für eine Religion sei, fragt der Commentator des Rechenbrecht'schen Schreibens, welche keine Dogmen, keinen Cult, keine Priester habe? Man nenne eine solche in Frankreich Spitalreligion (S. Augsb. Postzeit. Nr. 200 Beil.)

Religion zu feiern. Dieſe förmliche und radikale Losſagung von allem Chriſtenthume ward ſymbolmäßig ausgeſprochen und den Behörden mitgetheilt. Die Staatsbehörde befand ſich daher nicht in der Lage einer geheimen, z. B. einer Freimaurergeſellſchaft gegenüber. Sie kannte, was man lehrte, was man intendirte; ſie kannte ihre Rechte, ihre Pflichten, wie ſie Conſtitution oder Landrecht vorzeichnen. Die Sache war ſpruchreif. Was geſchah? Nachdem man an fünf Monate dem Treiben zugeſehen, und mitunter die Hand geboten, ein längeres Schweigen wegen der Nachbarn nicht möglich war, ſo gab ſie eine welthiſtoriſche Erklärung ohngefähr des Sinnes: „Man wolle noch nichts Definitives feſtſetzen, und zuwarten, bis die Natur dieſer Bewegung ſich entſchiedener herausgeſtellt haben würde. Einſtweilen ſolle man die Diſſenters den proteſtantiſchen Pfarreien einverleiben, mit dem Vorbehalte, ſie ſeiner Zeit förmlich anzuerkennen.“ Im nichtpreußiſchen Style heißt dieß: Wenn die aus der katholiſchen Kirche hervorgegangene Bewegung (des Abfalls) ſich zu behaupten weiß, und weit genug in unſerem Staate um ſich gegriffen hat, um eine bedeutende moraliſche Macht zu bilden, gleichviel welcher Natur und Tendenz, ſo werden wir keinen Anſtand nehmen, ſeiner Zeit auch die politiſche Autoriſation zu verleihen. Daß dieſe Interpretation die richtige ſei, iſt kein Zweifel mehr, da eine weitere, dieſe (30. April l. J.) erklärende Ordre vom 8. Juli den Communen die vorher benommene Befugniß zugeſteht, den ſogenannten „Diſſenters“ ihre Kirchen zum Mitgebrauche einzuräumen. Damit hat die politiſche Gewalt die Frage ihrerſeits nun gelöſt: die vorher ſogenannten katholiſchen Diſſenters hat ſie einſtweilen als Mitgenoſſen der proteſtantiſchen „Kirche“ erklärt, wird aber demnächſt in die Lage kommen, an Orten, wo die Majorität der Apoſtaſie ſich angeſchloſſen, auch Kirche und Kirchengut dieſer zuzuweiſen, und damit das Proviſorium zum Definitivum ſiegeln. Damit wird

oder ist schon vielmehr der zweite Keil zwischen die katholische Kirche und den Staat hineingetrieben. Letzterer hat den Rubicon überschritten, und der ersteren steht es nicht fürder frei, zu pacisciren. Es scheiden sich ihre Lager: „doch du, du hast es so gewollt."

Wie der Ausgang dieses Dramas seyn werde, ist wohl kein Zweifel mehr. So oft die politische Gewalt Versuche dieser Art auf dem Gebiete des Religiösen und Kirchlichen gemacht, nämlich zu conserviren durch Mischung der heterogenen Elemente, ist das Resultat zum Vortheil des destructiven Fortschritts ausgefallen. Diesesmal hat sie das Aeußerste hierin erreicht. Während sie ringsum den politischen Radikalismus zum Theil bereits mit blutiger Waffe grinzen sieht; während dessen Gefährte und Wegbereiter, der Communismus, von den Dächern herab gepredigt wird; während die Journalistik wie eine Windsbraut, die dem Hochgewitter vorausreitet, Staub und Spreu und Dreck aufwirbelt um jedes Edle her, und laut auffauchzt, wenn es Einem dieser Sippe gelungen, einen Ehrenmann zu bespritzen oder ein christliches Institut zu demoliren; während die neuere Poesie, aus dem Hegelianismus aufgegangen, zum Hasse und zur Verachtung der fürstlichen Gewalt das Volk fanatisirt genau mit denselben Principien, womit der protegirte Rongeanismus Lästerung gegen die Kirche speit; während, sage ich, alles dieß ringsum vorgeht, vermeint die Staatsweisheit, der beantragte Umsturz begnüge sich mit der Kirche schon; sie dürfe darum ruhig zusehen, oder werde wohl gar die Liebe der Wühlenden in dem Maaße sich zu Dank verpflichten, als sie mit ihrer Macht durch ihre neutrale Haltung deren Sieg wesentlich gefördert. Doch ihre Zeit ist um; das Verhängniß, das sie sich selber angethan, beginnt sich unaufhaltsam zu erfüllen. Während sie auf der einen Seite den „Dissenters" die Hände frei macht und machen läßt, bindet sie sich selbst die Hände gegenüber den radikalen Protestanten. Nimmer kann sie diesen fortan verweigern, was sie jenen zugestanden. So scheiden diese, die „Lichtfreunde", in ebenso

lichten Schaaren aus den protestantischen Kirchen aus, als die aus der katholischen Gemeinschaft Ausgeschiedenen mit Staatsverlaub von der anderen Seite her in dieselben einziehen; und die Regierung büßt eben so viel an Macht und Rechten in geistlichen Dingen an ersteren ein, als sie eine vermeintliche Schutzpflicht übt an letzteren. Die beiden aber, welche ihre Herrin in ihrer Schwäche gesehen, würdigen sie gleichmäßig nach Verdienst. Sie schlingen die Hände zum Kreis um sie her, dazu einverstanden, sich ihres Joches vollends zu entledigen, nicht, weil es ein Joch ist, oder sie drückt, sondern weil sie auch nicht mit dem Scheine eines solchen sich wollen den Nacken fürderhin reiben lassen. — „Diese Weissagung braucht keine Besieglung mehr; denn die Zeit ist nahe."

Muß die Kirche unter diesen Umständen den Staat seine betretene Bahn verfolgen lassen, weil sie ihn nicht hindern kann, mit den Zerstreuern zu halten, bis er selbst zerstreut wird; und darf sie ihm in der Richtung nicht weiter folgen, weil sie sich selbst durch ihn gefährden würde; und kann sie es auch nicht, weil ihre innerste Natur sich dawidersträubt: so haben die, welche ihre Sache zu vertreten haben, auf dieser Grenze angelangt, wo Gott selbst Halt geboten, nun rückwärts zu schauen, und zu fragen, was auch von anderen Seiten her diese betrübnißvollen und gefahrbringenden Zustände, namentlich diesen Abfall hervorgerufen und befördert habe? — Die Ereignisse der neueren Zeit haben der Rechenkunst der Politiker des vorigen Jahrhunderts schlechtes Lob gespendet. Man kann und muß sich aber auch gestehen: die gegenwärtigen Vorgänge haben auch der noch jüngeren kirchlichen Politik, oder besser Tactik, ein nicht minder furchtbares Dementi gegeben. Es gab leider Manche, die nur darum die Schlüssel der Kirche zu führen schienen, um allem Profanen gefälligst aufzuschließen; Depositare des heiligsten Gutes zu seyn, um damit zu mäckeln, und custodes canonum, um deren Anwendung zu hindern. Würden sie nun aufstehen, oder hätten sie sonst noch Licht genug, um zu erschauen, was Folge von unkirchlicher, ungöttlicher Weisheit

ist! Könnten sie sehen, wie zerschmetterte Glieder der Kirche in ihrer Verirrung nun büßen, was eine unzeitige Connivenz gesündiget; und den Staat selbst vom jähen Schwindel fortgeschleudert und umgetrieben sehend, den Dank sich nehmen, den ein unzeitiges Preisgeben der göttlichen Ordnung ihnen einträgt! — Gebührt die Schuld dieser gegenwärtigen Erscheinung allerdings größtentheils der Politik des modernen Staatenwesens, so sind doch die Sprecher der Kirche nicht weniger dafür verantwortlich. Man kann von der Seite her alle die veranlassenden Ursachen leicht auf zwei zurückführen. Die eine liegt im Clerus, die andere im Volke, beide aber laufen von Einem Ursprung aus und Einem Ausgang zu. Die Eine ist die Förderung der Mischehen, die Andere die Vernachläßigung der ordentlichen Bildung des Clerus.

Um von der letzteren als der hauptsächlichsten und unheilvollsten zuerst zu reden, so ist die Denkschrift, welche Dr. Movers, Professor zu Breslau, über die Geschichte der theologischen Fakultät daselbst von 1811—1845 so eben veröffentlicht, und ganz zur rechten Zeit veröffentlicht hat, wohl mehr als bloß geeignet, auch dem Befangensten die Augen zu öffnen. Fürwahr, das Verhalten kann weder der Gewissenhaftigkeit einer Regierung gegen eingegangene Verpflichtungen Ehre, noch auch ihren Interessen andere als bittere Früchte eintragen. Der katholischen Kirche als Gemeinschaft und der geistlichen Behörde selbst wird dem gewichtigern Theile nach die Last der Unehre und des Vorwurfs abgenommen, welche aus den häufigen Apostasien auf die schlesische Kirche und Clerisei zurückfallen könnten. Die Schmach gebührt denen, welche contra jus et fas die Bildung und Erziehung des Clerus, ohnehin schon gefährdet durch die Uebermacht der protestantischen Fakultäten, durch solche Vereinsamung der Lehrstühle, durch Verkümmerung und theilweise gänzliche Entziehung des nothwendigsten Unterrichts, mit feindseliger Staatsweisheit die Candidaten des Priesterstandes, und durch sie das Volk zur Glaubensverarmung, und durch Unwissenheit zum Abfall vorbereitet

haben. Man rechnete dabei so übel nicht; man darf die Katholiken nur in Unwissenheit versinken machen, um für den Protestantismus Prise damit zu machen. Möge sich diese Politik eine kurze Weile ihres Sieges freuen, bis ihr von der göttlichen Gerechtigkeit Capital mit Zins-Zinsen heimbezahlt werden wird! — Damit man aber nicht wähne, daß dieß rein zufällig, oder vielleicht in nationalen Zuständen die tiefste Wurzel davon sei, so vergleiche man damit andere Länderstriche, wo der Rongeanismus die Geister angesprochen hat. Nach Schlesien ist es Hessen, welches ihm den empfänglichsten Boden dargeboten hat. Wer die Zeitungen gelesen, weiß wohl, wie die Erstlinge dieser „Kirche" dem Bischofe von Mainz sich präsentirt haben. Doch was soll ich sagen? Eine alte Wunde aufreissen? Wessen Gedächtniß wäre die Riffel'sche Geschichte (1841) schon entschwunden, und wer wüßte nicht, daß man mit Giessen fast eine ähnliche Politik vorhatte, wie mit Breslau! Möchte der, welcher damals sich mit beruhigenden Worten abspeisen ließ, nie Ursache zur Reue finden, daß er damals die theologische Bildungsanstalt nicht aus der protestantischen Umgebung nach Mainz zurückgezogen hat! Es ist damit natürlich kein Vorwurf gegen die Lehrer dieser Anstalten ausgesprochen, noch auszusprechen. Sie haben ihrerseits wohl das Möglichste geleistet, und es stünde vielleicht noch schlimmer, hätten sie nicht, wie ein Riffel, selbst ihr zeitliches Interesse für die Sache der Kirche losgeschlagen. Ihnen gebührt Lob, und schon dafür der Dank der Kirche, daß sie in so peinvoller Lage sich dem Opfer unterziehen. Hätten Andere, in deren Hand die Interessen der Kirche gelegt waren, um mit einiger Energie Besseres zu erzielen, sich immer gleichen Dank bei der Mit- und Nachwelt einlegen mögen! Doch darüber zu rechten, ist so schwer. Konnte indeß die Gefahr, so lange sie ferne drohte, die Ungläubigen nicht schrecken, so möge das Elend der Gefallenen sie erschüttern. Man ließ die Candidaten aufathmen in freundnachbarlicher Umgebung des Rationalismus, in Städten, wo sie, außer ihren Collegien, fast nichts an ihren künftigen Stand

erinnert. Die canonische Disciplin wird nicht immer anerzogen; das Einheitsband selbst in der Liturgie gelockert, schlaff und los gelassen. Wie das auf die Laien hinüber wirken müsse, braucht keine Dissertation. Was aber den Geistlichen halten solle, der kein kirchliches und kein Standesbewußtseyn hat, ist nicht abzusehen. Freilich haben die, welche dieses angeht, eine doppelte Antwort: die Ungunst der politischen Verhältnisse, und die Unthunlichkeit, strengere Disciplin zu halten. Von Letzterem hier nichts weiter. Die erstere betreffend, so wissen sie, was Augustinus sagt: Non calcatur nisi inferior. Non calcatur ab hominibus, qui patitur persecutionem, sed qui persecutionem timendo infatuatur. Die Aufgabe ist nicht, durch menschliche Klugheit die Kirche retten zu sollen, sondern nur einfach, sie nach *ihren* Gesetzen zu regieren, und soll's seyn, — warum nicht? — für sie zu sterben. Alles hinüber und herüber Aeugeln hilft nichts; nichts alles Abreiben der katholischen Formen, alles Schminken und Umfärben mit Fremdem. Die Kirche haßt diese abscheuliche Mäckelei, und wird sie immer, über kurz oder lang, sammt denen, welche sie getrieben, von sich weisen.

Doch genug hievon für dießmal; die Zeit führt unsere Betrachtung wohl nochmal auf diesen Gegenstand zurück. Was hier angedeutet ward, soll nicht verwunden, sondern nur bewegen, von einer fürder unmöglich gewordenen Stellung abzugehen.

Die andere ergiebige Quelle der neuen Apostasien und der daran sich knüpfenden politischen Wehen liegt mehr im Volke, und wir haben sie in den *Mischehen* zu erkennen. Es war, wie der Ausgang gegenwärtig lehrt, das unheilvollste aller politischen Projecte, durch Förderung der gemischten Ehen zunächst die Confessionen einander zu nähern und miteinander auszusöhnen; dann, war dieß erreicht, war das kirchliche Gehorsams- und Einheitsband gelockert, den weltlichen Arm um alle zu schlingen, und fortan in süßer Ruhe zu herrschen. Man argumentirte dabei, es verhalte sich bei diesen confessionellen Mischehen, wie mit nationalen und bürgerlichen Wechselheirathen, wodurch Volksstämme und Stände zu coalesciren pflegen.

Bezüglich der proteſtantiſchen Confeſſionen unter ſich war dieſer Schluß auch ſo übel nicht berechnet: mit der Kirche aber hat man ſich hierin verrechnet. Man hat überſehen, oder vielmehr vom proteſtantiſchen Standpunkte aus nicht geahnet, daß das Fleiſch hierin unendlich fügſamer und indifferenter ſei, als der Geiſt; daß ſich wohl leicht Körper mit anderem Blute, nicht aber Geiſter mit anderem religiöſen und ſittlichen Bewußtſeyn miſchen und miſchen laſſen.

Doch machte ſich, wie bemerkt, die Staatsweisheit aus obigem Grunde die möglichſte Förderung der gemiſchten Ehen zur Herzensangelegenheit; ſo ſieht die Kirche dagegen die Sache anders an. Sie verbietet Ehen der Art nicht abſolut, weil früher kein impedimentum dirimens dagegen ſtatuirt wurde. Sie mag ſie aber auch nicht. Warum? Aus Herrſchſucht? Aus Feindſeligkeit gegen den Staat? Mit Nichten. Sie hat eine Anſchauung von der Ehe, die den Proteſtanten durchaus abgeht. War die Ehe urſprünglich nach dem über ſie geſprochenen Segen: *Crescite et multiplicamini* beſtimmt, die Erde zu bevölkern, ſo hat ſie ſeit Chriſtus und in der chriſtlichen Kirche die unendliche höhere Beſtimmung, eine Pflanzſchule zu ſeyn für das Reich Gottes. Die erworbenen Kinder der Kinder der Kirche gehören eben ſo bald dieſer und durch dieſe dem Himmelreiche an durch die Wiedergeburt aus dem Geiſte, als durch die natürliche den leiblichen Eltern. Bräutigam und Braut, — das wird Allen am Altare eingeprägt, — ſtehen nach dem Ausſpruche eines Apoſtels parallel Chriſtus und der Kirche. Das göttliche Wechſelverhältniß von dieſem reflectirt ſich in dem ihrigen. Daß eine gemiſchte Ehe dieſer Anſchauung von der moraliſchen Seite her nicht entſpreche, liegt auf flacher Hand, hinwiederum auch, daß die katholiſche Kirche nie und nimmer das Geringſte hieran ändern könne; ſie müßte ſich ſelbſt verleugnen, und das vermag ſie nicht. Andererſeits begreift man daraus ihr Verhalten in der Sache. Wie ſie Vieles mit Schmerz geſchehen läßt, weil es abzuwehren nicht in ihre Macht gegeben iſt, ſo hat ſie auch hierin zu rein paſſivem Widerſtande ſich

erklärt. Hätte man doch ihren Rathschlägen Gehör gegeben, um wie viel besser stünde es jetzt! Nach den täglichen Erfahrungen und den Berichten selbst der protestantischen Presse sind es vorzüglich die Mischehen, welche gegenwärtig dem kirchlichen Radikalismus in jenen Gegenden zuwuchern; die ungeheuere Mehrheit der vom Christenthume Apostasirenden sind Theile oder Sprößlinge gemischter Ehen.

Es sind diese demnach zum Gegentheil von dem umgeschlagen, was sie nach christlichem Sinne und Zwecke sind oder seyn sollen; — sie sind fruchtbar für den Abfall, und zwar nicht etwa bloß vom Katholicismus, sondern, wenn man die Leipziger Confession und Dr. Regenbrecht'sche Declaration vereint zum Maaßstab nimmt, von allem Christenthum. Und begreiflich: Stellt sich ja schon in ihrem Werden eine Ehe der Art, genau betrachtet, über oder außer dem Princip und Inhalt jeglicher besonderen Confession. Der Fortgang kann in den Massen seinen Ursprung nicht verleugnen. Fühlen schon die Gatten sich gedrungen, des lieben Friedens halber allen besondern Ausdruck ihres Glaubens sich einander thunlichst zu verbergen, so wird diese praktische Religionsverheimlichung auch auf die Kinder übergehen. Sind erstere selbst nicht immer nach Erforderniß unterrichtet, so erfahren letztere auch von diesem Wenigen wenig in häuslicher Erbauung; — und was Wunder, wenn darum in manchen Gegenden aus solcher Saat das aufgeht, was wir sehen?

Nun aber jetzt ernst die Frage: Was hat der Staat dabei gewonnen, was darf er noch zu gewinnen hoffen? Es genügt hiefür ein flüchtiger Blick auf das Gebahren derjenigen Stadtcommunen, welche das politische Patronat für den Rongeanismus auf sich genommen. Da ist überall wenig oder kein Fragen mehr nach Gesetz und Landrecht. Da ist Eigenmächtigkeit, da ist des sogenannten „Demonstrirens" gegen die oberste Gewalt kein Ende; da drängen sich Pronunciamento's in hastiger Eile; und man sieht sich genöthiget, heute einzuräumen, was man mit einigem Schein von Conservatism noch

gestern den Neuerern verweigert hatte. Die wilden Flammen von Hüben und von Drüben, „Lichtfreunde" und Rongeaner, trachten zusammen. Diese legen die Fackel an die katholische Kirche, jene an den Ueberrest des protestantischen Kirchenwesens an. Beide winken, beide rufen sich, beide tauschen die Parole aus. Der sociale Radikalismus in Mitten, als politische Tiers-Parti, streckt die Hände rechts und links den Kommenden entgegen; und haben sie sich nur erst recht gefaßt, Aug in Aug, Herz an Herz sich verständigt, dann gehts unaufhaltsam vorwärts zum ——— Doch weg den Blick von diesem grausen Bilde, das jetzt schon meduſenhäuptig wirken will!

Ja gewiß, es war eine unglückselige Eingebung, auf diesem Wege die Compactheit des Staatswesens fördern zu wollen! Oder ich frage Jeden, was kann ein durchgeführtes Streben nach diesem Plane Anderes bedeuten, als jenen beweinenswerthen religiösen Riß, der in das Gemeinwesen der Angehörigen desselben Stammes, desselben Staatsverbandes eingeschlagen, und, was durch Natur und Glauben ein einiges Ganzes war, stückweise durchklüftet hat, nun durch fortgesetztes Sprengen in's Endlose zersplittern; und statt den Spalt auf größere, compacte Massen möglichst zu beschränken, ihn bis in alle Gliederungen, bis in die einzelnste Familie treiben? Ist jenes ein Unglück für das Vaterland, so führt letzteres mit der Schwächung der Religion und Gottesfurcht nothwendig zum moralischen Ruin eines Staates. Dort ist bald auch kein Patriotismus mehr, wo kein Nationalgefühl, und kein Nationalgefühl ohne Gott und Ehetreue. Wir verweisen, um nur Eines charakteristischen Zuges zu gedenken, nur hierauf hin, daß die D. A. Zeitung vor einer gewißen Zeit gar nicht undeutlich dem deutschen Publikum insinuirt hat: „Ronge hätte noch ein Hinterpförtchen am Czar!" Nun ja, unser unübertrefflicher Cornelius hat in unserer St. Ludwigskirche dem Fürsten der Hölle den Fußschemmel bereitet aus zweien: — dem Verräther Jesu Christi und dem Verräther des deutschen Vaterlandes, Judas Iskariot und Segestes.

Von jenem zu diesem ist kaum ein Schritt. Wer den christlichen Gott nimmer im Herzen trägt, hat höchstens ein werthloses Leben, aber keinen Himmel zu verlieren, wie er für seine Nichtswürdigkeit keine Hölle fürchtet.

Von dieser Betrachtung ausgehend, hätten die, welche die Kirche vertreten, aller Zudringlichkeit der Politik widerstehen sollen. Diese durch die Grundsätze der Reformation aus ihrer ordentlichen Stellung herausgetreten und überschwenglich geworden, kann die rechten Bahnen nicht so leicht wieder finden. Nachdem sie von der Zeitströmung ergriffen ward, war es freundnachbarlich, die Kirche als einzigen festen Anhaltspunkt dem Staate zu wahren. Daß die Staatsweisheit sie nicht dafür erkennt, verschlägt nichts. Die auf dem Dampfer dahin Schnellenden meinen auch, die Ufer-Berge laufen — sie stehen doch. Daß die Politik meint, ihre Meinung sei oder müsse das Rechte seyn, und darum zusetzt, droht, Gewalt braucht u. s. f., berechtiget nicht, Staat und Kirche durch unzeitiges Preisgeben der göttlichen Ordnung zu Schaden kommen zu lassen. Um wie viel besser stünde es um beide, hätte man zu jenen momentanen Palliativen nie gegriffen! Dieß gilt namentlich von solchen protestantischen Regierungen, die sich vom katholischen Kirchenwesen keine auch nur halbe Vorstellung zu machen wissen. Doch dieß Capitel ist zu lang und schwer. Die, welche darin anders sich verhalten, haben zumeist dermalen vor dem Oberherrn der Kirche bereits Rede gestanden; und die Betrachtung soll nicht länger dabei weilen. Was die Gegenwart an leidigen Folgen zu kosten gibt, wird allseitig zur Lehre dienen. Die Kirche halte sich fest innerhalb ihres Gebietes, gebe weisen Rath, wo man sie hört; leide getrost, wo sie um ihrer göttlichen Stellung willen angefeindet wird. Im äußersten Falle nehme sie ihre Sache für sich, und überlasse das Uebrige Gott, der von den Anderen das harte Wort gesprochen: Ibunt in adinventionibus suis!

XVII.

Die Rede vor den Lichtfreunden in Naumburg.

Vor einem Monat etwa hat Herr v. Florencourt zu den verſammelten Lichtfreunden bei Naumburg geredet. Mit derſelben Naivität, mit der Schleumiger den politiſchen Lichtfreunden in Aarau ihren Beichtſpiegel vorgehalten, hat er die religiöſen Sachſen in den Ihrigen blicken laſſen; Beide haben keineswegs ein geſchmeicheltes Bild darin geſehen. Begreiflich, daß die, welche ein ganz anderes in der Camera clara der beiden Redner zu ſchauen erwartet, darüber ungehalten worden. Die Schweizer Freiſchaarenmänner hatten nicht übel Luſt, ihrem Sittenprediger am Ende ſeiner Predigt ein Lebehoch in ihrer Weiſe darzubringen; hätten einige hundert Katholiſche, die ſich aus dem Freiamte eingefunden, ihnen nicht unwillkührliche Achtung eingeflößt. Hr. v. Florencourt ſeinerſeits rühmt uns an: wie er von ſeinen Hörern ausgeziſcht worden; wie man thätliche Drohungen gegen ihn ausgeſtoſſen, und die ehrwürdigen Hände Vater Jahns ihm die Ehre des Märtyrerthums zu bereiten geſucht. Er konnte das voraus wiſſen; dieſe Gottesfreunde ſind zornmüthige Leute; ſie prätendiren von der Wahrheit, die ſie ausrufen, daß ſie auch wieder Reſpect vor ihnen habe; und weigert ſie dieſe ihre Schuldigkeit, dann machen ſie kurzen Proceß mit ihr. Um ſo

ehrenvoller ist es für ihn, daß er so unverholen vor ihnen Allen geredet, wie es ihm ums Herz gewesen; unbekümmert um das Zischen des Lügengeistes, der Schlange, die er durch seine Worte beunruhigt und gestört, und die nun aufgestiegen gegen den Lästerer, und in den Knoten sich legend, zum Sprunge gegen ihn ausgeholt. Darum haben wir es für Schuldigkeit gehalten, diesen seinen Exorcism in unsere Blätter aufzunehmen; um auch von unserer Seite dazu beizutragen, damit das seltene Beispiel von unerschrockener, nur, wie sie jetzt in ihrer Verblüffung sagen, einseitiger Wahrheitsliebe erhalten werde; um einst als Zeugniß zu dienen gegen die Lüge, die wie Wahrheit thut; in dieser Zeit, die solche Worte ins Angesicht geredet, hingenommen, wie eine Metze, der man die Scandale ihres Lebens vorgehalten, die aber, nachdem sie die Schmach abgeschüttelt, thut, wie sie zuvor gethan.

Die Rede aber lautete:

„Meine Herren! ich bin kein Redner und verstehe es nicht, frei zu sprechen, es fällt mir daher auch nicht ein, Sie überreden zu wollen. Nur um meine eigene Ansicht zu wahren, erlaube ich mir, einige Sätze auszusprechen. Ich wende mich damit vorzugsweise an diejenigen Herren Geistlichen, welche sich Rationalisten nennen oder Lichtfreunde. Ich muß voraussetzen, daß Sie die zehn Gebote kennen. Auch daß Sie mit dem Inhalt derselben übereinstimmen, setze ich voraus. So rufe ich Ihnen denn eins dieser Gebote in's Gedächtniß zurück, welches da lautet: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden! Verstehen Sie wohl, Du sollst nicht falsch Zeugniß reden! Bis jetzt haben Sie falsch Zeugniß geredet, das können Sie nicht leugnen, Sie haben Zeugniß abgelegt für eine Sache, an die Sie selber nicht glaubten. Dieses Ihr unwahres Treiben hat die schlimmsten Folgen gehabt, schlimme Folgen für Sie, schlimme Folgen für das ganze Volk. Der geistliche Stand ist in allgemeine Verachtung gekommen, man betrachtet ihn allgemein als ein Lügenhandwerk, welches keinen andern Zweck habe, als seine Genossen zu nähren und zu kleiden. Ich rede hier nicht von einzelnen Ausnahmen, sondern von der allgemeinen Regel. Ja, das ist die weitverbreitete Ansicht von Ihnen und von Ihrem Stande in der großen Masse des Volkes; dahin haben Sie es allmählig gebracht durch das falsche Zeugniß, welches Sie fortwährend ablegen. Sie selbst merken es nicht, oder wollen es nicht merken, wie es in der öffentlichen Meinung mit Ihnen steht, Sie wollen sich Ihr eigenes Elend vielleicht

nicht selber eingestehen; Sie schmeicheln sich noch mit einem Wirkungskreise, den Sie längst verloren haben. Ja, meine Herren! wer einmal an die Oeffentlichkeit appellirt, der darf sich nicht wundern, wenn Alles zur Sprache kommt, was die öffentliche Meinung auf dem Herzen hat. Ihre Stellung, meine Herren! wie sie bis jetzt war, verträgt das helle Tageslicht der Oeffentlichkeit nicht. Warum haben Sie selber den Schleier weggezogen, der Ihre Blöße nothdürftig verhüllte? Aber auch für Ihre übrigen Mitmenschen ist diese Ihre fortgesetzte Unwahrheit von den schlimmsten Folgen gewesen. Das Beispiel der Geistlichen hat seine Früchte getragen. Wenn mit dem Heiligsten, was der Mensch besitzt, so offen ein lügenhaftes Spiel getrieben wird, sollte das nicht einwirken zuletzt auf den ganzen Volkscharakter? Wer mit unwahrer Phrasenmacherei aufgenommen wird in die Gemeinde der Christen, wie das durch Sie geschieht am Tage der Confirmation; wer ein Glaubensbekenntniß nachsprechen muß, von dem er längst gemerkt hat, daß der Vorsprecher es selber nicht glaubt, meinen Sie denn, daß er es später genau nehmen wird mit seinen eigenen Worten und Ueberzeugungen? Ja, unser Volk ist unwahr geworden, unwahr durch und durch. Hohle, pomphafte Phrasen, von denen das Herz nichts weiß, gehen geläufig von Mund zu Mund, falsch Zeugniß wird geredet auf allen Gebieten des Lebens, und Sie sind es, welche das Volk diese Kunst gelehrt haben. Fragen Sie unsere Juristen, wie viele falsche Eide wohl jährlich geschworen werden mögen. O, was haben Sie aus uns Deutschen, was haben Sie aus der Kirche Christi gemacht? Aber es soll anders werden, sagen Sie ja. Sie wollen diese Unwahrheit aus Ihrer Stellung und Ihren Gemüthern herausschleudern; Sie wollen wieder Priester der Wahrheit werden, wie Sie bis jetzt Priester der Unwahrheit gewesen sind. Wohl, ziehen wir denn für immer einen Schleier über die Vergangenheit, nehmen wir an, daß die Feuertaufe der Wahrheit plötzlich über Ihre Gemüther ausgeströmt sei, und dieselben rein gefegt habe von der täglichen Gewohnheit pfäffischer Lüge; nehmen wir an, daß Sie wirklich einen völlig neuen Menschen anziehen wollten, anziehen könnten. Ich glaube es nicht, ich wage es nicht zu hoffen, aber — ich wünsche es. Also die Vergangenheit sei begraben, und eine bessere Zukunft öffne ihre Thore. Von jetzt an also kein falsches Zeugniß mehr. Verstehen Sie mich wohl, meine Herren! kein falsches Zeugniß mehr, unter keinerlei Bedingung, unter keinerlei Gestalt, unter keinerlei listiger Ausrede! Von jetzt an also keine Accomodation, keine **reservatio mentalis**, keine doppeldeutigen Redensarten, bei denen sich Jeder nach Belieben denken kann, was er will; kein hohles Pathos mehr, kein erkünsteltes Feuer, während es im Herzen todt und kalt ist! Diese ganze ekelhafte, widerliche Jämmerlichkeit, an die ich nur mit Scham zu denken vermag, an die ich mit dem tiefsten Widerwillen herangetreten bin, sie sei denn mit einem Male aufgegeben, nicht wahr, meine Herren? Das ist es

doch, was Sie wollen, das ist es doch, was ich bei meiner Untersuchung über die Zukunft ernstlich voraussetzen darf? Nun denn, so werden wir uns leicht einigen. An der Spitze der Zukunft stehe also der Satz: „„Von nun an kein falsch Zeugniß mehr!““ Er sei die Richtschnur, die unsere Schritte in Zukunft leitet. Kein falsch Zeugniß mehr werde also von Ihnen abgelegt bei der Taufe. Tragen Sie bei der Taufe nicht ferner mehr Glaubenssätze vor mit feuriger Stimme, mit zum Himmel gerichteten Blicke, an die Sie selber nicht glauben! Verpflichten Sie die Taufzeugen ferner nicht mehr auf ein Glaubensbekenntniß, das Sie selbst für falsch halten; Sie glauben nicht mehr an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, — wohl, so legen Sie auch ferner kein falsches Zeugniß dafür ab bei der Taufe; — Sie glauben nicht mehr, daß Christus der Sohn Gottes sei, der zu seiner Rechten sitzt, — legen Sie dafür nicht wieder falsches Zeugniß ab: — Sie glauben nicht an Auffahrt gen Himmel, an Niederfahrt zur Hölle; — nun wohl, so unterlassen Sie Ihr falsches Zeugniß dafür in Zukunft. Es ist ein elender Nothbehelf, der die Lüge nur noch schlimmer macht, wenn Sie dem Glaubensbekenntnisse eine Einleitung in dunkeln, verblümten Redensarten vorausschicken, worin Sie leiser oder deutlicher anzudeuten versuchen, daß die Sache nicht so ernstlich gemeint sei. Wenn Sie nicht strict und entschieden Alles hinauswerfen, was Sie für Irrthum halten, so verharren Sie in Ihrem falschen Zeugnisse. Haben Sie es denn in Ihrer unwahren Selbstgefälligkeit nie gemerkt, meine Herren! haben Sie es denn auf den peinlichen, schmerzlichen Gesichtszügen der Eltern nie gelesen, wie sehr Sie die Gemüther verletzten, indem Sie sich selbst im Voraus als Lügner ankündigten? Glauben Sie, daß es uns nicht tief in die Seele geht, wenn unsere Kinder, denen wir Herzensreinigkeit von Gott herabflehen, gleich beim Eintritt in die Welt, in demselben Augenblicke, wo sie in den Bund der Wahrheit aufgenommen werden sollen, mit unlautern Histrionen-Manieren empfangen und mit dem Makel der Lüge bespritzt werden? Also eine andere Taufformel, ein anderes Glaubensbekenntniß in Zukunft für Sie. Die Forderung werden Sie ganz gewiß selber an sich stellen, wenn Sie wirklich kein falsches Zeugniß mehr ablegen wollen. Eine zweite Forderung: Um der Wahrheit künftig die Ehre zu geben, werden Sie auch bei der Confirmation ein Glaubensbekenntniß zu Grunde legen, welches nichts enthält, was Sie für irrig halten könnten. Sie müssen demnach auch Ihren Religionsunterricht reinigen von allem dem, was Ihrer Ansicht im Wege steht, und zwar offen und frei müssen Sie dabei verfahren, nicht mit halben Andeutungen, und in jesuitischen Schlangenwindungen. Sie müssen die Bibel gerade so erklären, wie Sie sie auffassen. Drittens: Sie müssen demnach den lutherischen Katechismus abschaffen und einen neuen an seiner Stelle einführen, der bloß reinen Deismus und christliche Sittenlehre in Ihrem Sinne enthält. Auch

dieſe Forderung der Wahrhaftigkeit werden Sie nicht in Abrede ſtellen. Viertens muß ein neues Geſangbuch durch Sie in Ihren Gemeinden eingeführt werden, worin jede Hindeutung auf ein Wunder, auf die Verſöhnungslehre, auf die Auferſtehung des Fleiſches, auf den jüngſten Tag gänzlich fehlt. Mit Geſängen, die nur ein einziges Wort davon enthalten, dürfen Sie Ihren Gottesdienſt nicht ferner einleiten, wenn Sie nicht von Neuem falſch Zeugniß ablegen wollen. Durch Textverfälſchungen der alten, ſchönen Geſänge, wie dieſes von Ihrer Partei leider ſo häufig geſchehen iſt, dürfen Sie ſich dabei auch nicht zu helfen ſuchen, wenn Sie nicht neben der Sünde eines literariſchen Falſums auch noch eine Sünde gegen den guten Geſchmack begehen wollen. Fehlt es Ihnen an jener tieferen Poeſie und an jener innigeren Frömmigkeit und Glaubensfreudigkeit, von welchen jene ſchönen alten Geſänge durchwebt ſind, ſo müſſen Sie warten, bis wieder begeiſterte, fromme Dichter auch unter Ihnen erſtehen. Einſtweilen müſſen Sie ſich ſchon mit matterer Waare begnügen. Die ganze Perikopen-Ordnung müſſen Sie ferner fünftens umwerfen. Wenigſtens drei Viertel der Evangelientexte, über die Sie bis jetzt gepredigt haben, dürfen Sie nicht ferner in den Mund nehmen. Sie glauben nicht an das Wunder, darum dürfen Sie der Gemeinde auch das Wunder nicht mehr vorleſen, oder Sie fallen in Ihren alten Fehler zurück, Sie legen abermals falſch Zeugniß ab. Jene unwürdige Taſchenſpielerei, vermöge welcher Sie, nachdem Sie den Text mit ſeinem Hauptinhalte, dem Wunder, der Gemeinde vorgetragen hatten, plötzlich ein ganz anderes Thema unterſchoben, welches mit den Haaren herbeigeholt war, und in gar keiner inneren Beziehung zu dem bibliſchen Texte ſtand, dürfen Sie nicht mehr exerciren. Sie dürfen die Wunder nicht mehr wegeskamotiren, wie Sie bisher gethan, ſondern Sie müſſen ſie ganz aus dem Spiel laſſen. Wenn man einmal einen Text zu Grunde legt, ſo muß man auch wahrheitsgetreu bei dem Sinne deſſelben anknüpfen. Das Wunder muß nicht mehr dazu dienen, um Ihre Geſchicklichkeit im Volteſchlagen zu zeigen. Was iſt es anders, als ein Taſchenſpielerkunſtſtück, wenn Sie das Evangelium der Speiſung des Volkes durch wenige Brode und Fiſchlein an die Spitze Ihrer Predigt ſtellen und dann mit einer geſchickten Seitenſchwenkung davon reden, wie Chriſtus uns auch mit geiſtiger Speiſe erquickt habe? oder wenn Sie das Evangelium vortragen, in welchem Chriſtus den Sturm auf den Waſſern beſchwört, und Sie nun davon Gelegenheit nehmen, uns aufmerkſam zu machen, wie er den Sturm in unſerer Bruſt beſchworen habe? Was iſt ein ſolches Gebahren anders, als ein taſchenſpieleriſches Wortkunſtſtück, durch welches der Sinn wegeskamotirt und ſtatt deſſen ein bloßes Wort unterſchoben wird? Ziemet ſich ein ſolches Gaukelſpiel für Männer, welche Lehrer chriſtlicher Moral ſeyn wollen? Sie werden es alſo in Zukunft gewiß unterlaſſen, und um es zu können, müſſen Sie drei Viertel

die Berufenen antworten und die Not über sie zu Hauptmann, so sie mit ihm Gebetbuch am nächsten an seiner sterbenden Seele beten. Denn die wissen, daß Gebetbuch und Bibel nicht zu trennen sind. Sie wissen, daß Gebetbuch ohne Bibel Irrtum ist, Bibel ohne Gebetbuch Unglaube. Sie wissen, daß Bibel und Gebetbuch zusammen gehören. Sie wissen, daß Bibel und Gebetbuch zusammen gehören. Sie wissen, daß Bibel und Gebetbuch zusammen gehören

nen Kirche zu entfernen. Iſt das Ihre Abſicht? Meine Herren! bedenken Sie wohl, was Sie zu thun haben, bedenken Sie, auf welche Weiſe Sie Diener dieſer Kirche geworden ſind? Durch Lüge und Verſtellung ſind Sie es geworden, durch tägliche Lüge und Verſtellung ſind Sie als ſolche darin erhalten. Sie haben ſich darin eingeſchlichen durch falſches Zeugniß, und jetzt, da Sie die Stärkern zu ſeyn glauben, wollen Sie die alte Sünde der Lüge mit der neuen Sünde der Unterdrückung vertauſchen? Meine Herren! ich mag über dieſen Punkt mit Ihnen nicht ſtreiten; wer nicht ſo viel Rechtsſinn beſitzt, daß er auf den erſten Blick das Niederträchtige eines ſolchen Verſuchs einſieht, der iſt überhaupt alles Rechtsſinnes baar und ledig. Das Blut dringt mir zum Herzen und empört ſich in meinen Adern, wenn ich daran denke, wie vor meinen Augen ein ſolches Attentat gelingen könnte, ich würde an der Gegenwart, ich würde an meinem Volke verzweifeln. Ja, ich verſchmähe es, mit Ihnen hierüber zu ſtreiten, wie ich es verſchmähen würde, mit dem Betrüger über das Unmoraliſche ſeiner Handlungsweiſe Anſichten und Ideen zu wechſeln. Aber ich rufe Ihnen die Worte jenes franzöſiſchen Deputirten zu, die er bei einer ähnlichen Gelegenheit ausſprach: Ihr wollt frei ſeyn, und verſteht nicht einmal gerecht zu ſeyn. Nein, meine Herren! nicht durch ſolche ungerechte Mittel wird die Glaubensfreiheit errungen, die wir erſtreben. Nur wenn wir gerecht ſind gegen Andere, können wir Gerechtigkeit für uns fordern. Wo ſteht denn geſchrieben, daß überhaupt nur eine einzige proteſtantiſche Kirche ſeyn ſoll? Der Proteſtantismus kann nicht nur in verſchiedenen Secten ſich darſtellen, ſondern er muß es auch. Bei den verſchiedenen Glaubensrichtungen der heutigen Zeit führt die Idee einer einzigen Kirche nothwendig zum Glaubenszwange. Weſentlich verſchiedene Glaubensrichtungen können nicht zuſammen in einer Kirche leben, ohne daß die eine oder die andere unterdrückt wird. Das Zuſammenbleiben derſelben in einer Kirche führt zum Glaubenszwange, auch wenn der Staat ſich nicht hineinmiſcht. Die wahre kirchliche Freiheit, ſie wurde unter dem verſtorbenen Könige uns genommen; mit Bajonetten wurden wir in ein und dieſelbe Kirche zuſammen getrieben. Sie iſt wieder hergeſtellt. Der einzige große Sieg, den die Freiheit in Preußen kürzlich gewonnen hat, es iſt die wieder errungene Sectenfreiheit! Meine Herren, benutzen Sie dieſe Freiheit, bilden Sie eine neue Secte, wenn Sie Kraft und inneren Beruf in ſich fühlen. Und wenn nicht, ſo legen Sie lieber Ihre Aemter nieder und entſagen Sie der traurigen Alternative, entweder Lügner oder Unterdrücker zu ſeyn. Legen Sie nicht ferner falſch Zeugniß ab, aber begehren Sie auch nicht Ihres Nächſten Haus."

So der Redner, deſſen Worte nicht allein für Naumburg, und nicht für eine Confeſſion allein gültig ſind, ſondern im Kreiſe rund umher, ſo weit ſie vernommen werden können.

Wir aber, Angesichts dieser hellen Haufen protestantischer und katholischer Lichtfreunde, fragen Alle, die es angeht, und deren Amtes es gewesen: wer hat uns diese falsche Zeugen gebracht? wer hat solche zu Hütern des Volks bestellt, daß sie fort und fort, mit dem Heiligsten ein lügenhaftes Spiel treibend, es unwahr gemacht durch und durch; daß es, in hohlen, pomphaften Phrasen verkehrend, keinen Verlaß mehr hat, und, gleich seinen Leitern, falsch Zeugniß redet auf allen Lebensgebieten? Wer hat in der katholischen Kirche die Mattherzigkeit, Lauheit, Schwäche, Gleichgültigkeit, Geschmeidigkeit für irdische Zwecke und weltliche Gesinnung als nothwendige Erfordernisse zur Aufnahme in die Classe, aus der die Hirten gewählt werden, aufgestellt? und wer hat aus diesen Bevorzugten, der Heerde nun solche Miethlinge vorgesetzt, die dem Wolfe selber seine Beute in den Rachen treiben? Wer hat alle katholischen Lehranstalten, von unten auf bis zur Höhe, sophisticirt, gefälscht, desorganisirt, mit zerstörenden Elementen durchgesäuert, in allen ihren Lebensadern unterbunden, daß sie in sich zerfallen, und vermodert, sich selber aus dem kalten Brande ihr Verderben erziehen mußten? Wer hat alle Bande der innern Kirchenzucht gelöst, und sie dem Mäusefraß elender Schreibergesellen preisgegeben? Wer hat so bei den katholischen, wie bei den protestantischen Bildungsanstalten eine durch und durch heidnische Erziehung eingeführt, in die etwa von Zeit zu Zeit einzelne christliche Laute, wie aus einer Fabelwelt eingefallen; nur um durch ihre unkörperliche, geisterhafte Schwäche den Spott der kecken Gesellen, die ganz andern Göttern dienen, herauszufordern? Wer hat alljährlich Schaaren von Hunderten, die von Kindesbeinen an in der Schule des Unglaubens erzogen worden, wenn sie es endlich bis zur Doctorwürde gebracht, in das Land ausgesendet, daß sie sich massenweise in das protestantische Volk getheilt, und es wieder in den freien Künsten mit kluger Vorsicht unterrichtet, in denen sie selbst es zur Meisterschaft gebracht? Sie haben ein Volk im Volke nach ihrem Bilde sich erzogen, das grundsatzlos, wie sie selber, weil ohne religiösen Grund, auch ohne nachhaltigen sittlichen ist; darum weil ohne Glauben auch ohne

Treue, ohne Ehre und Bestand; beweglich wie der Staub auf der Landstraße; und wie der Nebel, der in Wolken zieht; ohne Liebe zwar, aber keineswegs ohne Haß; ein Pöbel, leicht und hohl, wie die Spreu, die der Wind von der Tenne jagt. Und diese lose Masse, sie hat man mit dem Winde eines oberflächlichen Wissens aufgebläht; also, daß sie vollends hoffärtig in ihrer Leere geworden, sich in alle Lüfte hinaufgehoben, und nun wie ein Heerrauch die Lande überzieht. Die gänzliche Abwesenheit alles Principienhaften; die ausgehöhlte Nichtigkeit des ganzen Daseyns hat man zum System erhoben, und diese Lehre predigen lassen, so weit der Heerrauch sich hingezogen. Alle Redearten, gebundene und ungebundene; alle Formen der Darstellung, alle Künste und Wissenschaften hat man dazu angekuppelt; alle Formate haben sich dieser Doctrin eröffnet; der Buchhandel hat sein Bestes gethan; die Censur hat gewacht, daß Jeder seinen Bedarf erhalte, und nichts Fremdes stören möge. Damit das Gas der Lichtfreunde allerwärts sich hinvertheile, hat man die Röhren durch alle Logen gelegt; Journale und Zeitungen haben es in alle Welt getragen; da die Gewinnlust noch allzu saumselig sich gezeigt, hat man sie durch Begünstigungen gespornt; alles, was Einrede zu thun versuchte, wurde, weil es das Volk nur irren konnte, an der Gränze abgewiesen. Denn es war ein Geschrei ausgegangen, die Kirche, der alte Erbfeind, stehe vor den Thoren. Nach der beliebten Weise ihr einen Gegensatz zu suchen, und dann zwischen Beide in die Mitte sich auf den Thron zu setzen, und von da mit der leichten Hand des Bereiters die Gegenparte zu lenken und gegeneinander zu führen, wurde auch hier der Gesuchte bald gefunden; der Radikalism war als die zweite revolutionäre Partei zur Stelle. Es war klar: auf der einen Seite stand die wälsche Ultramontanin, die alte, gottgegründete Kirche, die mit der neuen Geschichte seit achtzehnhundert Jahren groß gewachsen; auf der Andern der Radikalism, der überall ist und nirgendwo; gottloser Natur, gefräßig, unversöhnlich, nicht zu behandeln und zu beschwichtigen. Gegen Beide muß also die rechte Mitte Fronte machen, und die Intelligenz mit dem glänzenden, lichten Heergefolge aller Wissen-

ſchaften zu ihrer Bundesgenoſſin nehmen; daß ſie rechts dem Aberglauben, links dem Unglauben wehren. Alſo wurde der intelligente Landſturm, groß gewachſen in jener Bildungsſchule, aufgeboten. Freund oder Feind, Alles, was nur eine Partiſane brachte, wurde willig aufgenommen und einrangirt, um gegen die böſe Feindin auszuziehen. Der Radikalism lachte, lief mit zu, und rüſtete mit zum Streite gegen den gemeinſamen Feind. Man ignorirte den fingirten Bundesgenoſſen, man werde am Ende ſich wohl mit ihm auseinanderſetzen. Da wollten die Verhänguiſſe, daß in der Schweiz ſich ein ähnlicher Streit erhob. Dort hatte die Ultramontanin auch in den Gebirgen ſich blicken laſſen; in vier Wochen ſollten zwei Jeſuiten in Luzern eintreffen. Darum haben achttauſend Mann ohne Verzug gegen die Eindringlinge ſich aufgemacht. Da dieſe aber inzwiſchen Bürgen gefunden, die ſich ihrer Sache angenommen; ſo iſt der Feldzug, wider Verhoffen, gar übel ausgeſchlagen. Der Zug, wenn er glücklich ausgefallen, ſollte der rechten Mitte in der Schweiz die Herrſchaft verſchaffen; alſo hatte dieſe ſich geſchmeichelt; aber unverſehens war ſie in Zürch am Tage zuvor abgeſetzt worden. Sohin blieben der Radikalism und der Ultramontanism der Urcantone allein auf dem Schlachtfelde zurück. Der Zug war alſo geordnet, daß die Radikalen des Cantons Luzern an ſeiner Spitze zogen; der Canton wäre, wenn er erlegen, ein Opfer des Selbſtmordes gefallen. Er ſiegte aber gegen alle Abrede, und nun mußte Leu mit dem Leben den Sieg bezahlen. Die Seinen klagten auf Meuchelmord, zu dem die Geſchlagenen ſich zuſammengenommen; dieſe aber legten, zwiefache Meuchelmörder, die Anſchuldigung des Selbſtmordes auf die Seele des Todten, zwiſchendurch die That für eine Tellsthat erklärend. Die Welt fand das Alles glaubhaft. Der Kampf aber hatte das Kirchliche recht derb gemeinverſtändlich in's Politiſche überſetzt, und alle Worte auf ihren rechten Werth zurückgebracht; und die Welt ſtutzt nun freilich ein wenig. Darum leſen wir zu ihrer Rechtfertigung in Nr. 202 der Leipziger Allgemeinen Zeitung: weil die ſüddeutſchen Regierungen dem Uebergreifen des Ultramontanismus und des Jeſuitismus keine Schranken geſetzt, darum hätten die Nord-

deutschen auch die Secte, die sich unter dem Namen der Altlutheraner gebildet habe, das heißt den protestantischen Ultramontanismus und Jesuitismus, geduldet; und überdem das Unglaubensbekenntniß des Deutschkatholicisms als ein Glaubensbekenntniß sich gefallen lassen: der Bruch innerhalb des Katholicismus sei also die Folge der ultramontanen Bestrebungen. Das war vor vier Wochen etwa ausgeredet; seither aber, rasch wie die Strömung der Dinge fließt, hat diese Kette von Ursache und Wirkung sich um viele Glieder fortgeschlungen. Die Lichtfreunde haben das Credo des katholischen Unglaubens zu dem Ihrigen gemacht, und verlangen, wie billig, noch ein Weiteres. Die Freunde und Heger der Reformbewegung im Katholicism wollen in ihren Eingaben die schließliche Reform der Reformation: das Altlutherthum gleich sehr verwerfend, wie die unirte Mischkirche. So sind wir nach Wolle ausgegangen, und kommen selbst geschoren nach Hause; tausend Hände reichen längst verfallene und vielfach verlängerte Wechsel der Nemesis dar, und verlangen endliche Befriedigung. Der Gallimathias, den man längst schon in seiner grammatischen Unform als eine vollkommen berechtigte Sprache anerkannt, und mit rühmlicher Geläufigkeit geredet; die Zudringlichen wollen sich durch ihn nicht beschwichtigen lassen; die Schwindelbank droht zu brechen. So ist die unbeschreibliche Confusion entstanden, in der sich die Union aller Ungläubigen gegen die Glaubenden vollbringt. Ein Baumeister nach dem andern schleicht davon, um sich der Landwirthschaft zu ergeben. Adrastea, die Jägerin im Gebirge, hat zu der kleinen Hunderace, nur zur Kaninchenjagd brauchbar, einige Bluthunde in den Leitriemen genommen; denn sie scheint auf Hochwild auszugehen. Unterdessen werden die Tänze der Phantome auf den Kirchhöfen sich forttanzen; nur Eines ist bei ihnen wundersam, daß sie also eifrig die Kirchen wie Irrlichter umschweben. Sie sollten die Theater beziehen; dort ist schon seit lange aller Apparat: Glocken, Orgeln, Kreuze, Meßgewänder und Kelche angeschafft, und die Beleuchtung von unten für größeren Effect eingeführt.

XVIII.

Ueber katholiſche und proteſtantiſche Geſchichtſchreibung.

Erſter Artikel.

Es gehört bereits zu den nichts weniger als ſeltenen Dingen, daß, wenn der Wunſch laut wird, es möchte ſich doch recht bald die Philoſophie zur chriſtlichen geſtalten, und damit an dem chriſtlichen Aufbau der Wiſſenſchaft auch ihren gebührenden Antheil nehmen, ein ſolcher Aufſchwung aus dem Grunde für unſtatthaft gehalten wird, weil es dann eine katholiſche, lutheriſche, calviniſtiſche, Philoſophie geben müſſe, dieß aber eine Abſurdität ſei. Zweifelsohne glauben diejenigen, welche dieſe bannale Phraſe einem Schilde gleich zur Abwehr ihres eigenen Gewiſſens aufpflanzen, hiemit etwas ungemein Bündiges und Unwiderlegliches geſagt zu haben, und ſie mochten auch das Stillſchweigen, welches bisher auf dieſe Argumentation erfolgte, in dieſem Sinne auslegen. Allein wenn man ſchwieg, geſchah es in der That nicht wegen der Gründe, auf die ſich dieſe Behauptung ſtützt, ſondern wegen der Widerlegung, die wenn nicht die platteſte Gedankenloſigkeit jetzt an der Tagesordnung wäre, von ſelbſt bei der Analyſe der nur ſcheinbaren Begründung ſich ergibt. Denn es heißt dieſer Satz entweder, es müſſe wirklich, weil und wenn es eine katholiſche Philoſophie gäbe, auch eine lutheriſche, proteſtantiſche geben, oder es gibt keine chriſtliche, weil es keine katholiſche oder proteſtantiſche gibt. Einen andern Sinn kann der Satz nicht haben;

nothwendig ist er aber in der einen wie in der andern Beziehung widerlegt, wie es wirklich eine Philosophie gibt, die, entweder aus den Prinzipien des katholischen Dogma's oder der Auffassungsweise einer protestantischen Confession geflossen ist. Und da wohl Niemand ebensowenig läugnen wird, daß es vom heiligen Augustinus bis Baader und Rosmini eine katholische Philosophie gegeben, als daß, seitdem die protestantische Welt sich mit Philosophie beschäftigt, eine Philosophie aufkam, die den Principien des Katholicismus so ferne steht, wie die protestantische Confession der Kirche, und schon durch das Charakteristische des Protestantismus, die systematische Negation alles Katholischen, sich als ächt protestantisch erweist, so geht aus allem diesen von selbst hervor, daß die guten Leute, welche durch die erwähnte Behauptung Andere ad absurdum geführt zu haben glaubten, offenbar nicht wußten, was christlich, was katholisch, was protestantisch sei. Ob sie wissen, was Philosophie sei, wollen wir billig nach diesem unerforscht lassen. Es ist vergeblich, dieser Widerlegung durch die Waffen einer von den Philosophen nur zu oft aufgegebenen Kunst, der Logik, etwa die nichts sagende Behauptung von der absoluten Freiheit der Philosophie entgegenzustellen. Mag man immer von dieser sagen, sie behaupte nicht, daß sie die Wahrheit habe, sondern sie vindicire sich nur das mühevolle Geschäft des Suchens; der Zwiespalt des Lebens, Gegensätze und Parteien seien für sie nicht vorhanden, sie schwebe mit freiem königlichen Schritte in stolzer Unparteilichkeit über den Personen und über den Sachen, und biege nicht zur Rechten und nicht zur Linken aus. Stets bleibt wahr, daß, wenn die Philosophie nicht eine geistige Phantasmagorie werden solle, sie vorerst, wenn auch nicht immer die Philosophen, an Logik gebunden sei; für's Zweite steht ihr die Natur und endlich auch die Geschichte als eine große Nothwendigkeit zur Seite. Und hier läßt sich nichts düpfeln und nichts deuten! Thatsachen haben die eigenthümliche Dreistigkeit in sich, von Jedermann Anerkennung zu verlangen, und den, der sie ignorirt, als einen Ignoranten zu

constatiren. Die vielgepriesene Freiheit der Philosophie ist deshalb nur scheinbar. Sie besteht nur im Irrthume allein. Will sie Wahrheit erstreben, so muß sie von Principien ausgehen, welche nicht selbst der Wahrheit den Zugang verweigern, freventlich die natürliche wie die göttliche Offenbarung in Frage ziehen. Sonst tritt sie in Zwiespalt mit der menschlichen Natur, mit sich, der Welt, und hat keine andere Action als die der Selbstzerstörung.

Sonderbar ist es, daß diese Frage nach den Prinzipien so sorgfältig von denen vermieden wird, welche mit der größten Emphase das Prädicat wissenschaftlich für sich in Anspruch nehmen und das Recht zu haben glauben, auf diejenigen, welche an festen, unerschütterlichen Principien festhalten, als parteiische Forscher, beschränkte Geister und dergleichen mehr, mit schlecht verhehlter Verachtung niederzublicken. Woher wohl diese Erscheinung zu erklären ist? Etwa daher, weswegen, wie Horaz meint, den Gesunden der Kranke beneidet, den Sehenden der Blinde? Weil es schwerer ist, als so Viele glauben, ein festes Princip ausfindig zu machen, welches einerseits aller Forschung die nothwendige Freiheit gewährt, und andererseits, auf daß die Freiheit nicht in Willkühr ausarte, und die Forschung sich nicht selbst zersetze und zerstöre, eine allgemein anzuerkennende, unvergängliche Basis enthält. Daß ohne eine solche ein Verständniß zwischen Männern verschiedener Ansichten überhaupt unmöglich sei, wird Niemand bestreiten wollen; eben so gewiß ist es aber auch, daß, sei es aus Leichtsinn, sei es aus Unverstand oder Böswilligkeit, gerade in Deutschland diese Basis auf der einen Seite eben so Preis gegeben wird, als man sie auf der andern Seite festzuhalten sucht, dafür aber Haß und Verläumdung ärndtet.

Es wäre eine interessante Untersuchung, aus den Werken jetzt lebender und in Ruf und Ansehen stehender Historiker, etwa in ähnlicher Art, wie bei einem Sallustius oder Tacitus, untersucht wird, ob ein Götterglauben, oder nur die Annahme eines bloßen Spieles des Zufalles bei ihrer Weltanschauung

herrsche, die Grundsätze zu untersuchen, nach welchen sie sich die Leitung menschlicher Schicksale zu erklären suchten. So weit unsere Kenntniß der deutschen Literatur reicht, glauben wir versichern zu können, es würde das Resultat meist ein erbarmungswürdiges seyn. Wenn der hohle Bau philosophischer oder philosophisch klingender Phrasen weggeräumt wäre, möchte wohl bei der Mehrzahl eine Gesinnungslosigkeit zur Schau treten, eine Scheu, Gott die Ehre zu geben, ein Buhlen mit der deistischen Hefe unseres literarischen Pöbels, daß die antike Welt wie die christliche von solch kläglicher Halbheit sich mit Unwillen hinwegwenden müßte. Vom Jahre 1830 bis 1840 glaubte man dem lieben Gotte noch alle mögliche Ehre erwiesen zu haben, wenn man statt seiner „den Weltgeist" als Regierer der Welt annahm. Das hieß vom christlichen Standpunkt aus nichts anderes, als dem Teufel die Leitung der Welt zuzuschreiben, und an die Stelle christlicher Weltanschauung die manichäische zu setzen. Allein, Gott oder Teufel, über solche kleinliche Unterschiede setzt sich das deutsche Bewußtseyn um so leichter hinweg, als ja nach dem neuesten Systeme der positiven Philosophie es sich der liebe Gott hat gefallen lassen müssen, daß Ihm von Hinten der Teufel angepappt wurde, und Er Gott und Teufel in einer Person ist. Dreht Er sich gegen Vorne, so ist er Gott, dreht Er sich gegen Hinten, so ist Er der Teufel; alles, ohne daß ein Widerspruch zwischen dem Einen und Anderen wäre. Gerade so, wie es Puppen gibt, die der Spielmann vornen als Bajazzo, hinten als alte Frau maskirt. — Seit 1840 avancirte der Weltgeist, jedoch nur langsam und nicht ohne Rückfall bis zur „Gottheit", dem unbekannten Gotte der Athener, und selbst Gelehrte, welche in Bezug auf positive Kenntnisse der Deutsche mit großer Achtung nennt, glauben, wenn sie, gleich Robespiere, ein être suprême in der Wissenschaft anerkennen, bereits das Aeußerste gethan zu haben. Mehr von ihnen zu fordern, überschreite die Gränzen der Billigkeit, und was darüber sei, sei ultramontan, fanatisch und vom Uebel. Doch gibt es Andere, welche mit

großer Geläufigkeit von Zeit zu Zeit von höherer Leitung und dergleichen zu sprechen wissen. Es ist dieß, um ihrem Buche das nothwendige θεῖον zu verschaffen, eine Modefarbe, ohne welche das Buch in gewissen, übrigens sehr genügsamen Kreisen keine Leser erhielte, und die jetzt auch in Norddeutschland wieder einigen Absatz findet. Leider ist dieses aber in vielen Fällen so übel angebracht, daß man gerade bei den erhabensten Stellen sich des Lächelns kaum erwehren kann. Nicht, als seien wir der einmal in diesen Blättern ausgesprochenen Ansicht, der berühmte Verfasser eines solchen Geschichtsbuches habe selbst das nicht geglaubt, was er Erhabenes verkündet. Dieß erscheint uns als ein Eingriff in die Gerechtsame seines Inneren; allein so viel ist sicher, der Eindruck, den er hervorruft, ist von der Art, daß der Leser unwillkührlich bei dem Erhabenen zum Scherze gestimmt wird, da die göttliche Intervention meist nur dann zu Hülfe gerufen wird, wenn der grübelnde Scharfsinn des Verfassers eine Sache in ein neues Licht gesetzt hat, und nun das kleine Ich des Autors mit dem herbeigerufenen Gotte in eine Person zu verschmelzen vermag.

Nichts ist leichter, als aus voller Kehle Wahrheit, Licht, Licht zu schreien. Wenn es auf das Geschrei ankäme, wäre Mancher ein großer Held, und die Baalspfaffen auf dem Berge Karmel wären in ihrer Art eben so unter die Zeugen der Wahrheit zu zählen, als das himmelstürmende Pygmäengeschlecht unserer Tage. Mit welcher Begeisterung spricht z. B. Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Tugend und Menschenwürde. Aber wo sie in der Geschichte auftritt, hat er schnell Unrath gewittert; es zwingt ihn unwiderstehlich, sie zu begeifern, was rein ist, zu beschmutzen, was größer ist als er — und was ist es nicht — zu bekritteln. Er vermag sich über Alles, was von einer moralischen Bedeutung ist, zu ärgern; er ruht nicht eher, als bis es in den Koth gezogen ist, und freut sich dann dessen so kindisch, daß man sich unwillkührlich zum Mitleide gestimmt fühlt. Zehn

Widersprüche in einem Athemzuge auszusprechen, rasendes Wehgeheul über alle diejenigen zu erheben, welche sich nicht gutwillig ihre Rechte durch irgend einen Theoretiker, der bei ihm Gnade fand, entziehen lassen wollen, und eben so hämisches Bekritteln der Absichten derjenigen, die dem Wesen nach dieselben Grundsätze vertheidigen, welche sonst vor dem Verfasser Gnade finden; das kleinlichste Absprechen aller guten Eigenschaften bei denjenigen, welche Deutschland zu seinen trefflichsten Söhnen zählt; ein cynischer Eigendünkel, der mit dem groß thut, was Anstand und Sitte mit Stillschweigen zu umgehen gebieten; eine rohe Sprache, gemeine Ausfälle, leidenschaftliche Wuth, die Zügel und Meister abgeworfen hat, weisen dieser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts einen Platz unter den Pamphleten an, die zu Erreichung eines augenblicklichen Endzweckes geschrieben werden. Kein Anblick wäre widriger, als der einer verblichenen Schönen, welche eben so hungerig Huldigungen begehrt, als sie dem Anscheine nach bemüht ist, sie abzuwehren, oder eines Enthusiasten für Ascese, der eben deßhalb sich selbst über alle Anforderungen gewöhnlicher Moral erhaben dünkt. Keine Weisheit wäre lächerlicher, als wenn sie aus dem Munde der Eitelkeit stammte, die sich mit dem brüstet, um was sie andere beneidet, und dessen Besitz bei ihr selbst zur Caricatur wird. Wir verlangen von Niemanden, daß er dieselben Empfindungen hege, wie wir; allein Schlosser, der ohnehin, wie er von Zeit zu Zeit drucken läßt, nichts liest, was über ihn geschrieben wird, wird es uns in seiner Imperfectibilität nicht verargen, wenn die Lectüre seiner Werke solche Bilder bei Lesern hervorruft, die, mit der Leine der Logik versehen, das Danaidenwerk unternehmen, Zusammenhang in die Schlosserschen Ideen zu bringen. Und dennoch wird uns versichert, Schlossers Geschichte soll ein Nationalwerk der Deutschen seyn. Armes Deutschland! Vermagst du keine andern Koryphäen deiner historischen Literatur aufzuweisen, wird dir nichts besseres geboten, als diese Verhöhnung aller Moral, des Anstandes, des Rechts und der Billigkeit, so möchte die

Zeit deines geistigen Bankerottes unaufhaltsam angebrochen seyn! —

Allein, die warmen Verehrer Schlossers haben Recht, wenn sie gerade ihn auf den Thron erheben, der das Princip individueller Willkühr zur Grundlage der historischen Critik machte, und dadurch das Princip des Protestantismus bis zur äußersten Consequenz brachte. Nicht als ob dieses etwa bei Raumer und Ranke nicht auch der Fall wäre. Allein Beide haben ein unbestritten künstlerisches Talent, welches bei dem Einen in dem Sichergehenlassen, durch eine zu große Vernachlässigung der Form erstickt wurde, bei dem Andern der Berliner Officialität zu Liebe aufgeopfert wurde; im Ganzen genommen aber bewahrte es doch Beide vor so groben, historischen Verirrungen. Schlosser's formlose, polygonische Natur aber hat die Consequenzen viel unumwundener hervortreten lassen, und wer nicht mit einer Gedankenlosigkeit ohne Gleichen an die Lectüre seines Buches geht, oder mit jener künstlich und absichtlich erregten Bewunderung, welche auch das Absurdeste richtig und das Trivialste schön findet, muß sich mit Unwillen von dem Hokuspokus-Raisonnement wegwenden, das, der wilden Jagd zu vergleichen, über Wiesen, Gärten, Saaten, Stoppeln, Wald und Flur der Geschichte athemlos hinüberrennt. Man muß deshalb nur die Leute gewähren lassen; der künstliche Enthusiasmus legt sich, wenn man ihm nicht entgegentritt, von selbst am ehesten, und die Sorte von Leuten, welche sich diesem hinzugeben pflegt, hört in der Regel damit auf, das zu verabscheuen, was sie anfänglich bewunderten.

Es ist nicht meine Absicht, diesen Blättern eine Critik der lebenden Historiographen einzuverleiben, sondern nur im Allgemeinen auf dem Gebiete der historischen Literatur das Hervorragende der beiden Richtungen zu bezeichnen, innerhalb welcher das ganze politische und geistige Leben der Deutschen bereits mit einer Art von Naturnothwendigkeit verfließen muß. Da ist es nun ein interessantes Schauspiel, theils die öffentli-

chen Blätter, theils die biographischen Lexica, durch welche Buchhändler ihren Autoren Ruhm und Unsterblichkeit zu verschaffen pflegen, zu durchgehen, und das Primat der Historiographie nach Wohlgefallen austheilen zu sehen. Eine Stimme vom Rheine her weist mit Ungestüm Hrn. Schlosser dasselbe an; der Leipziger Apollo Musagetes, Hr. Brockhaus, nimmt es für den Mann zweier Erdtheile, Hrn. Raumer, in Anspruch, dessen Unglück es nun einmal ist, ein Publikum zu haben, das Alles liest, was er schreibt, und ihn dadurch aufmuntert, über Alles zu schreiben, was er versteht und auch nicht versteht. Dagegen ist in neuester Zeit von einer Seite, welche sich durch Reichthum der Ideen, schlagenden Witz, geistreiche Behandlung und Fruchtbarkeit selbst für die Palme qualificirte, wenn die Authenticität ihrer Darstellungen immer erwiesen wäre, den beiden Erstgenannten Ranke nicht als Dritter, sondern als Einziger und Größter angereiht worden. Freilich haben einstmals die deutschen hallischen Jahrbücher ein anderes Urtheil gefällt, welches zur unparteiischen Würdigung nicht vergessen werden darf. Sie behaupteten, „durch Ranke's willkührliche Zusammenstellung, durch die eitle Effectmacherei werde die wahre Wirklichkeit der Geschichte, ihr reicher, innerer Organismus verdunkelt. Die Anekdotengeschichte, welche sich an nebelhaften Allgemeinheiten und Halbwahrheiten eine Art von vornehmem, philosophischem Hintergrunde zu geben suche, leide an einer solchen Unruhe und Zersplitterung, daß der Leser wohl für den Augenblick in Spannung erhalten und immer von Neuem angestachelt werde; wenn er aber das Buch aus den Händen lege, habe er so gut wie gar nichts profitirt." Diese Worte, welche sich auf die Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter beziehen, bezeichnen zugleich auch sehr richtig den Eindruck, den „die römischen Päpste" desselben Autors machen. Ranke hat schlagender als irgend ein anderer Schriftsteller bewiesen, daß man, um das katholische Leben aufzufassen, und die Personen, welche sich im Mittelpunkte desselben bewegten, richtig zu würdigen, noch einige höhere Qualitäten

besitzen müsse, als bloß geistreich zu seyn. Seine historischen Figuren gleichen den Darstellungen mancher durch ihre Conceptionen berühmten deutschen Maler, welchen das eigentliche Leben fehlt, und die eben deßhalb mehr Larven als Personen sind. Es gelingt ihm, einige Seiten derselben mit unläugbarem Geschicke darzustellen; allein, wenn die Seele hinzutreten solle, um die einzelnen Theile zu einem Ganzen zu vereinigen, so schwinden diese dahin, es sind Nebelgestalten, keine Persönlichkeiten. Doch ist ein Eindruck des Buches bleibend gewesen, und wir glaubten denselben bei den großen, politisch-kirchlichen Fragen des Jahres 1837 wiederholt hervortreten zu sehen. Ranke's Scharfsinn hat ihn zwar nicht immer die großen, aber doch sehr regelmäßig die kleinen und schwachen Seiten der Päpste bemerken lassen; er hat einen tieferen Blick in die Verwaltung des Kirchenstaates und der Kirche geworfen, als viele Andere. Zwar nicht so tief, um die, eine Art von Nothwendigkeit erzeugenden Verschlingungen und Verwicklungen von tausenderlei Ansprüchen, Rechten und Freiheiten aufzufassen, aber doch, um zu sehen, daß Manches daselbst vorkömmt, oder vorgekommen ist, welches in streng geordneten, monarchischen Staaten so leicht nicht statt findet, und, wo es sich zeigt, den Stempel menschlichen Gebrechens an sich trägt. Noch mehr. Die vielfältigen Zwistigkeiten, welche unter Katholiken und den ehemals katholischen Mächten statt fanden, und die durch die Glaubensspaltung entstandenen Grundsätze und Gewalten zu einer Macht kommen ließen, welche dieselben sonst wohl nie erlangt haben würden, und in der That nur zur verdienten Züchtigung katholischer Kurzsichtigkeit erlangten; dann die Unterstützung, welche in sehr seltenen Fällen, und auch da nur nothgedrungen, protestantische Mächte dem römischen Stuhle gegen seine Dränger verliehen, dienen ihm nicht zum Beweise, daß etwas Unverwüstliches in der Verfassung der Kirche und ihrer uralten, nimmer erlöschenden Dynastie liege, gegen welche schlechte Katholiken so wenig, als gute Protestanten etwas auszurichten vermögen, sondern mit der Sophistik, welche so

häufig bei Parteileuten die Stelle der Logik ersetzen muß, geht nach Ranke aus allem diesem nur hervor, daß, wenn dem römischen Stuhle seine weltliche Macht entzogen wird, er selbst nothwendig in den Staub sinken müsse. Das ist die Logik unseres Jahrhunderts, welches den Vordersatz wie den Nachsatz zugibt, und nur die Consequenz läugnet. Gerade weil bisher alles das ein entgegengesetztes Resultat hervorrief, was man zum Sturme der Kirche in Anwendung brachte, muß der Sturm selbst nicht aufhören, sondern derselbe mit neuen Waffen und neuem Muthe geführt werden! Um aber demselben eine vermeintliche, moralische Basis zu geben, wird er selbst künstlich rückwärts datirt, auf ähnliche Weise, wie, je mehr der Protestantismus bei seiner Selbstzersetzung als Confession die Bürgschaft einer Zukunft verliert, seine Theologen ihn künstlich rückwärts zu datiren streben, und nicht bloß rechtschaffene, gläubige Kirchenlehrer, sondern auch Heilige mit einemmale Protestanten („unsere Heilige") gewesen seyn müssen. Da muß jetzt das ganze deutsche Mittelalter mit seiner reichen, organischen Blüthe, seinem vielgegliederten Leben im beständigen Gegensatze zu Rom sich entwickelt haben — eine kolossale Lüge, welche kein ernsthafter Forscher je als wahr zugeben wird, und die ihre Aechtung am meisten durch die Geschichte jener Zeiten findet, wo die Kaiser, im Kampfe mit Rom begriffen, regelmäßig die eigentlich patriotische Partei unter den Deutschen wider sich mit Rom verbündet trafen. Allein was kümmert sich diese Geschichtforschung, welche die Geschichte nach einem bestimmten Systeme construirt, und nur so viel in dieselbe aufnimmt, als diesem zusagt, um das Gewicht unbeliebiger Thatsachen. Genug, daß durch einen solchen künstlichen Gegensatz — aber auch nur durch diese Mißgeburt allein — es möglich ist, die Deutschen glauben zu machen, deutsch und protestantisch sei immer eins gewesen; schon Arminius mit seinen Cheruskern habe den Sieg im Teutoburger Walde eigentlich mit dem Wittenberger Katechismus erfochten, und eben deshalb müsse denn auch das ohnehin nur durch seinen Fanatis-

mus bekannte Häuflein deutscher Katholiken von Rechtswegen mundtod, politisch nicht existirend angesehen werden — eine Theorie, die bekanntlich dem Wesen nach Arndt's süßelndes Buch an die lieben Deutschen mit unwürdiger Perfidie adoptirte.

Welche Anerkennung ein Schriftsteller findet, welcher, wenn gleich Protestant, die ewigen und unvergänglichen, die allen gemeinsamen Grundlagen der Moral und des Rechtes der individuellen Willkühr zu Liebe nicht aufgibt, hat K. A. Menzel bewiesen, um von Hurter nicht zu reden, den wir in dieser Beziehung als Koryphäen zu nennen uns bewogen fühlen müßten, würde er nicht von den Protestanten schon vor seinem Uebertritt den katholischen Schriftstellern beigezählt worden seyn. — Im Gegensatze zu Ranke, dessen Werke die innern Zwistigkeiten der Deutschen eher fördern, als beilegen, zeigt K. A. Menzel die Wunden, welche sich Deutschland durch den Streit seiner Confessionen schlug, mit der sorgsamen Hand eines Arztes, der das Schmerzliche berührt, um Heilung zu geben, nicht um eine profane Neugierde zu laben, oder einem wissenschaftlichen Kitzel zu fröhnen. Man hat unlängst etwas Treffendes zu bemerken geglaubt, als man K. A. Menzel einen theologischen Historiker nannte. Allein, obwohl in seiner Geschichte Deutschlands die Theologie eine stärkere Rolle spielt, als in andern Geschichtsbüchern derselben Periode, so ist dieses doch nur, weil in den von ihm beschriebenen Jahrhunderten das deutsche Nationalbewußtseyn gänzlich vor den confessionellen Streitigkeiten weichen mußte. Menzel erkannte dieses, die Nation beherrschende Element in seiner ganzen Wichtigkeit an, und hielt es seiner unwürdig, wie so viele Andere, vor dem vorüberzugehen, was der Nation zu tiefest im Herzen sitzt. Es war eine dringende Nothwendigkeit, die Deutschen aufmerksam zu machen, wohin sie mit ihrer hochgepriesenen, religiösen Emancipation, mit dem großen Lichte, das die Reformation aufgesteckt haben soll, in politischer, in socialer, in geistiger Beziehung gekommen waren. Welcher Tyrannei stupider Büreaukratie, welchem Despotismus des widrigsten Cäsaropapismus,

welcher inneren Zerſplitterung, welchem Mangel an nationalem Gefühle, welcher politiſchen Nichtswürdigkeit ſie und ihre Leiter, groß und klein, hoch und gering verfielen! Sollte daher jener Ausdruck, Menzel ſei ein theologiſcher Hiſtoriker, ſo viel heißen, als, es ſei ihm nur um die Theologie zu thun geweſen, oder er ſei von einem beſtimmten theologiſchen Standpunkte ausgegangen, ſo müßten wir dieſes auf das Beſtimmteſte in Abrede ſtellen. Gerade ein gewiſſer Indifferentismus gegen die mit einander ſtreitenden Confeſſionen hat, neben den bedeutenden Vorzügen des Styles und der Quellenforſchung, das Glück des Buches ſelbſt bei Männern gemacht, welche nichts weniger als indifferent in Bezug auf religiöſe Dinge ſind. Freilich iſt es gerade dieſer Gleichmuth gegen alle Confeſſionen geweſen, welcher ihm auch die bitterſten Vorwürfe der wirklich theologiſchen Hiſtoriker, wie eines Marheineke, zuzog, ſo wie das ſouveraine Stillſchweigen, das manche Blätter Norddeutſchlands in Betreff ſeiner mit großer Gewiſſenhaftigkeit beobachten, während dieſelben doch ſonſt keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, ihre literariſche Trödelwaare mit vollen Backen anzupreiſen. Wenn ſich aber in Deutſchland, ſowohl in Bezug auf die furchtbare Kataſtrophe des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als in Betreff der Auffaſſungsweiſe der Glaubensſpaltung in den letzten Jahren eine bedeutende Veränderung ergab, ſo ſteht dieſe mit K. A. Menzel's Werke in Cauſalzuſammenhang. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, es ſei jeder Band mit einer Art von Jubel aufgenommen worden, und die Wiederkehr des katholiſchen Selbſtbewußtſeyns, das erſtarkte Gefühl eigener Kraft und Würde, dieſer große moraliſche Umſchwung der Gemüther iſt, in wie fern die Literatur auf ſeine Geſtaltung Einfluß hatte, nicht zum geringſten Theile eine Folge des Erſcheinens dieſes Buches. Die Katholiken waren durch den lauten Chorus der Monopoliſten aller Literatur, ja, wie dieſe glaubten, ſelbſt aller Gedanken, ſchon halb und halb reſignirt, in der ganzen Geſchichte Unrecht zu haben, von dem Mitleiden und der Gnade ihrer Gegner zu leben, und

sich von diesen, nach guter Löwenart, die deutsche Geschichte, ja ihren Rang und ihre sociale Stellung zuschneiden zu lassen, als K. A. Menzel, nachdem kurz vorher das Reformationsjubileum die Selbstvergötterung bis zum äußersten Grade der Intoleranz getrieben hatte, den Schleier von dem Heiligthume heterodoxer Theologie hinwegzog, und sich den erstaunten Blicken des Menschlichen mehr als man zu ahnen den Muth gehabt hatte, zeigte. Das Denkmal, welches er den Doctrinen und der daraus geflossenen Handlungsweise errichtete, die für sich die Prädicate der Sittenreinheit, der höchsten Lauterkeit der Absichten, der höchsten Interessen des Menschengeschlechts in Anspruch nahmen, ist freilich nicht sehr schmeichelhaft, und die Entlarvung des neuen Pharisäismus eine vollständige gewesen. Aber nicht bloß deshalb nimmt dieses Werk in der deutschen Historiographie einen ausgezeichneten Rang ein. Unter den Händen der protestantischen Historiker war die Geschichte auf dem Punkte angekommen, sich in subjective Ansichten aufzulösen, ihren eigentlichen Werth, ihre Bedeutung als magistra vitae, als objective Wissenschaft, ihre Thatsächlichkeit zugleich einzubüssen. Bereits war die Subjectivirung der Geschichte, diese ihre Auflösung in das Nichts widersprechender Meinungen als die Glorie der Geschichtschreibung gepriesen, und was im Vergleiche zu den unvergänglichen Mustern der Alten vielmehr als eine unwürdige Verzerrung der Geschichte erscheint, als das Ideal der Historiographie vorgehalten worden. Diesem Principe, das den Tod aller Wissenschaft mit sich führt, ist Menzel eben so thatsächlich entgegengetreten, als er scharf und kühn seiner Consequenz, der Ausbeutung der Geschichte zur confessionellen oder politischen Parteisache, sich widersetzte. Der natürliche Abscheu, den K. A. Menzel gegen alles Extravagante, insbesondere aber gegen den Zelotismus seiner eigenen Confession in sich trägt, zeigt sich selbst noch in den letztern Theilen seines Werkes, wo er daran zu denken scheint, den Frieden mit den Ketzerriechern seiner Confession abzuschließen. Noch im neunten Bande spricht er sich

auf's Entschiedenste „gegen solche Wissenschaftliche aus, welche von Ingrimm erfüllt werden, wenn historische Wahrhaftigkeit gewisse, dem Parteiwesen lieb gewordene, neuere Mythen aus dem Glanze der Tradition an das Licht der Geschichte zieht. Sollte auch nur die eine oder die andere dem Gegner zu Unrecht aufgebürdete Schuldpost, die zeither als Activum in der Rechnung gestanden, verloren gehen, z. B. der vermeintliche, vom Kaiser Karl V. an dem Landgrafen Philipp verübte Wortbruch und Tilly's angebliche Freude an Magdeburgs Zerstörung." Da er von vornherein keinen, die Freiheit der Forschung beschränkenden Plan, keine besondere Nebenabsicht hegt, vermag er auch unbemerkt den Leser auf den Weg der Critik, der ruhigen Abmessung und Würdigung der Thatsachen zu lenken. Er übernimmt keine Last, die er nicht zu tragen fähig wäre, und fällt nicht in ein ihm fremdes Gebiet, gleich einem Freibeuter ein, der sich mit Schande zurückziehen muß. Noch viel weniger ist ihm hochmüthiges Ignoriren eigen, und die Geschichte des sechszehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts zu schreiben, indem man lebensvolle Entwicklungen, für deren Erkenntniß aber nicht Jeder das geistige Auge mitbringt, mit beliebigen Phrasen von Aberglauben, Pfaffenwesen, Schwärmerei ꝛc. stempelt, ist seine Sache nicht; wie auch überhaupt sein Standpunkt höher steht, als eine veraltete Symbolik, die in ekelhafter Pedanterie beständig gegen Menschensatzung declamirt, während sie selbst nach den nichtswürdigsten Kämpfen von theologischen Klopffechtern zusammengehämmert wurde, und die beständig edlere Naturen schulmeistert, weil sie etwas höher emporgeschossen sind, als die Länge des veralteten Maaßstabes beträgt, in dessen Prokrustesdimensionen nun einmal Glaube, Sitte, Leben, Wissenschaft, Politik und Religion hineingezwängt werden sollen.

Vergleicht man den Zustand der protestantischen Historiographie in der Zeit, wo die literarische Blüthe Deutschlands eine vorzugsweise gegenchristliche war, mit derjenigen, welche sich in neuerer Zeit kundgegeben hat, so kann man, einzelne

Auswüchse abgerechnet, nicht anders sagen, als, es habe ein löblicher Fortschritt stattgefunden. Die lutherische Glaubensspaltung war bekanntlich so wenig, als die calvinistische einer Erweiterung des Ideenkreises besonders förderlich, und wie die Gelehrten und die Bildung der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts weit hinter den ersten Jahrzehnten oder dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zurückstehen, so ergeht es mit der umsichtigen und freien Behandlung der Wissenschaft überhaupt. Große Männer haben sich unter den Protestanten nur in sofern gebildet, als sie sich von den Fesseln ihrer Confession frei machten, und der ganze Aufschwung der deutschen Literatur im verflossenen Jahrhunderte ist zwar zu einem großen Theile ohne eine gleichzeitige katholische Erhebung eingetreten, aber auch eben so sehr den Principien der protestantischen Confessionen entgegengesetzt. Protestantisch ihn zu nennen, ist nach den Gesetzen der Logik nur in soferne gestattet, als man darunter eine Anfeindung des Christlichen versteht. Sicher stand in Luther's oder Calvin's Berechnung oder Principien eine Aufgehung des deutschen Bewußtseyns in eine metaphysische Traumwelt, in Kant, Jacobi, Fichte, Schelling so wenig, als je das katholische Element die Philosophie von sich ausstieß. Das war nun die natürliche Folge geworden, daß der Deutsche, welcher mit Luther gelernt hatte, in der Vernunft das Spielwerk des Satans zu sehen, nachher gerade der vom Glauben losgeschälten Richtung rettungslos verfiel, und wäre nicht durch das Katholische ein beständiger Gegensatz gegen diese vage und principienlose Richtung vorhanden gewesen, es würde das deutsche Bewußtseyn nimmermehr zu einer Consistenz gekommen seyn. Die Dürftigkeit der Ideen, welche Niebuhr mit Grund in der Klopstokischen Periode der deutschen Literatur nachwies, war in den eigentlich positiven Wissenschaften, wie zum Beispiel der Geschichte, festgesessen; und was war denn bequemer, als sich aus allen Verlegenheiten, aus aller inneren Anforderung an eine nothwendige Erweiterung der Forschung und des Ideenkreises damit zu trö-

ſten, es ſei ja doch alles Andere nur Pfaffentrug, Machination römiſcher Hierarchen, Aberglauben und Finſterniß, von welcher das Licht der Reformation erlöst habe? Die Geſchichte begann eigentlich erſt mit dem ſechszehnten Jahrhunderte, und die früheren Zeiten wurden etwa noch nach den Bedürfniſſen der Rechtsgeſchichte beſprochen, oder um den Abfall des ſechszehnten Jahrhunderts zu legaliſiren. Daß man hier neue Welten entdecken könne; daß das innere, geiſtige Leben der Nation eigentlich noch gar nicht berührt worden ſei; daß man ſich bisher nur an der Außenſeite, an der Oberfläche bewegt habe, das tritt jetzt klar hervor; aber in jenen Tagen fühlte man ſich in der Beſchränktheit der Anſchauung noch ſo glücklich, daß es unrecht geweſen wäre, in dieſes literariſche Stillleben eine Störung hineinzubringen. Und es war auch ganz der Natur dieſer Verhältniſſe angemeſſen, daß eine tiefere Ergründung der Geſchichte nicht ſowohl auf dem Wege der Hiſtoriographie, als der Romantik und Poeſie ſtatt fand, welche zuerſt die poetiſchen Schätze des Mittelalters erſchloß, und als ein Born mit ſo reichem Waſſer dem ſo lange für ſteril gehaltenen Felſen entquollen war, wurde die neue Richtung auch hiſtoriſch verfolgt. J. v. Müllers Schweizergeſchichte, welche durch ihre Selbſtſtändigkeit hievon eine Ausnahme macht, erlangte durch das Feuer der Begeiſterung, welches daraus ſtrömt, nicht blos ein Publikum, ſondern auch Nachfolger in dem Gebiete anderer Völker. Hormayr's Geſchichte von Tyrol, Zſchokke's Geſchichte von Bayern ſind hievon ſprechende Beiſpiele. Allein die Bedeutung J. v. Müller's liegt nicht hierin, noch in ſeiner ſtupenden Gelehrſamkeit, ſondern in der Stellung, die er in ſeiner Zeit als conſervativer Hiſtoriker behauptet. Gleich nach ihm nahm die Hiſtoriographie den radikalen Charakter, welchem er ſich faktiſch entgegenſetzte, immer mehr an, und man kann es nicht anders als ein Glück nennen, daß der von J. v. Müller gegebene Impuls aller Caricatur ungeachtet fortzuwirken vermochte. Das machte nun das große Verdienſt Voigt's aus, der es unternahm, die Geſchichte Papſt Gregors VII., dieſes großartigen Steins des Anſtoſſes,

endlich einmal aus der Mythe herauszureissen, und der Geschichte zugänglich zu machen; ebenso das wahrhafte Verdienst F. v. Raumer's, durch dessen Geschichte der Hohenstaufen das Mittelalter aus langer Vergessenheit, und dem Bannfluche der Magdeburger Centurien allmählig in seine Rechte als großartige, selbstständige Periode der Geschichte eintrat. Und da Niebuhr, obwohl in Bezug auf historische Behandlungsweise radicaler als radical, sein Gewicht in die conservative Wagschale der Geschichte legte, so hätte man glauben sollen, es werde diese Richtung nothwendig die vorherrschende in der deutschen Historiographie werden.

Allein man vergaß, daß der Einfluß der übrigen Wissenschaften auf die Geschichtschreibung überaus groß ist, und der Fortschritt jener ein atomistischer, realistischer oder ganz idealer genannt werden mußte, in keinem Falle aber ein conservativer war. Wir können es getrost einer künftigen Geschichte der deutschen Literatur überlassen, nicht dieses erst zu erweisen, sondern es nach allen Seiten hin nachzuweisen. Für unsern Zweck genügt es, beispielsweise den Einfluß der Philosophie und Naturgeschichte auf die Geschichte an Herders Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit zu erwähnen. Wohl wissen wir, daß Herders Name seit gewissen Parteidemonstrationen als eine Art von unantastbarem Heiligthume angesehen wird, und nicht in diese einstimmen, will nichts anders sagen, als sich den Vorwürfen der Inhumanität, der Verachtung höherer, wahrhaft menschheitlicher Bildung u. dgl. aussetzen. Weitentfernt, läugnen zu wollen, daß Herder'n nicht auch ein Platz in der protestantischen und unkirchlichen, auch unchristlichen Literatur der Deutschen zukömmt, ja sein Ausfall eine wahre Lücke hervorbringen würde, sind wir doch von unserm, dem Standpunkte der Geschichte der Historiographie aus, so kühn oder so verblendet zu glauben, daß die Principien, die er in die Geschichte einführte, dieser Alteweibersommer eines Christenthums, oder richtiger dieser künstlich geschaffene Gegensatz der Humanität zum Christenthum eine Fluth schlechter Ideen in

die Geschichte brachte. Von ihm her stammt die Krankheit der Deutschen, in der thatsächlichsten aller Wissenschaften, in der Geschichte, nicht Thatsachen, nicht positive Belehrung, sondern nur Ansichten zu suchen und sie dazu zu verwenden, wozu man längst die Bibel verwandte, das plus oder minus vom Christenthum, das Jedem noch beizubehalten beliebte, mit denjenigen Stellen zu belegen, die dafür sprachen oder sich in solchem Sinne deuten ließen, die übrigen aber zu ignoriren, gleich als ob nicht die einen wie die andern gehört werden müssen. Diese Uebertragung protestantischer Bibeleregese auf die Geschichte hat derselben ihren wahren Charakter geraubt und alle Objectivität zerstört, und jene Erscheinungen hervorgerufen, welche wir als die besseren und besten, als das tüchtigste, was diese Richtung hervorzubringen vermag, im Eingange berührten. Im Gegensatze zu den Ovationen, welche zum Theile vor nicht zu langer Zeit in Zeitungen und Wirthshäusern Herder'n als dem Apostel der Humanität gebracht wurden, tönt das Urtheil eines Mannes, dem Niemand protestantischen Sinn und scharfen Verstand absprechen wird, noch viel schärfer als das unsere. Niebuhr (Lebensnachrichten I. S. 532. II. S. 482) erklärte ihn für stolz und herrschsüchtig. „Er war sich nicht mehr ähnlich, als er aufhörte, religiös zu seyn." Er nennt Herders Schriften über Unsterblichkeit, Johannes, geradezu „poetisch-religiöse Wortspiele; in seinen spätern Schriften sei vieles geradezu Unleidliches, und nur der Jammer, daß man noch die entstellten Züge seines Jugendglanzes hie und da wieder erkennt." Fügt man hinzu, daß, nach Merkel, der Apostel der Humanität auf dem Todbette den erschütternden Klageruf ausstieß: o mein verlornes Leben! so möchte die Begeisterung über das maaßlose Verdienst Herders um die deutsche Literatur bei besonnenen Naturen etwas abgekühlt werden. Seine Ideen sind verschollen; salbungsreich ohne gläubig und tief zu seyn, kann er sich in die Länge nicht halten, und hätte er sich nicht zum Schutzheiligen der Freimaurer aufgeschwungen, welche gegenwärtig wieder, zwar nicht den Himmel, aber doch die Erde

an sich zu reissen suchen, das Resultat der Bilance zwischen Verdienst und Nichtverdienst möchte bereits trotz seiner Klägelichkeit dem deutschen Volke zum Bewußtseyn gekommen seyn. Die vermeintlich philosophische Behandlung der Geschichte ist bei den Deutschen etwas zu früh gekommen. Noch war man des Materials viel zu wenig Meister, und so ist denn das wirklich Positive und Bleibende den philosophischen Windbeuteleien zu Liebe aufgeopfert worden, und wenn man deshalb Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten alten Völker mit den Herderschen vergleicht, so wagen wir es allen Angriffen des Schlosser- und Berchtischen Journals gegen Heeren zum Trotze, diesem für die wahre Auffassung und Behandlung der Geschichte ein bleibenderes Verdienst zuzuschreiben, als Herdern, der eine Richtung begründete, wobei man durchaus kein Ende, keine Ruhe, somit also auch keinen bleibenden Gewinn abzusehen vermag. Seit ihm tritt es immer klarer hervor, daß die protestantische Geschichtsschreibung ein für allemal zu keinem Abschluße kommen kann. Es fehlt jene Basis, welche die Wissenschaft nur dann zu geben vermag, wenn sie nicht mit der Skepsis sich verbindet, welche ihrer ganzen Natur nach zuletzt über jeden, der sich ihr hingibt, eine solche Herrschaft erlangt, daß ihr zu dienen als einziger Endzweck des Lebens erscheint. Daher denn auch das stete Wiederaufwärmen längst beantworteter Fragen, das ruheloſe Eindringen in ein Detail, das als Theil einen Werth hat, aber gewaltsam zum Ganzen sich erhebend, bedeutungslos wird; dieses Außerachtlassen des innern großartigen Zusammenhangs, der nur dem Auge erkennbar ist, welches hinter dem menschlichen Treiben eine höhere Führung gewahrt; daher die historische Kleinlichkeitskrämerei, deren Spreitzen und Großthun in neuester Zeit vor allem in dem Rostocker Cakus seine Spitze erreichte, der alles fremde Verdienst ignorirend, sich desselben dennoch zu bemeistern versteht, und dessen literarische Dreistigkeit an eine unverfängliche Person in Prutz politische Wochenstube erinnert.

Es war der Natur der Sache angemessen, daß die historische Literatur unter den Katholiken stets das religiöse Element mehr beachtete, als die protestantische, welche ja im Allgemeinen, wie uns Schlosser lehrt, im Gegensatze zu ihrer Orthodoxie entstanden ist. Gerade aus dieser Hinneigung zu der inneren Seite des Lebens mußte auch, wenn gleich nicht immer eine Abrundung der Form, doch der Anlage, der Conception entstehen, und das Princip einer allgemeinen Geschichte, einer nicht blos partiellen Historie ist eben deßhalb immer von ihnen festgehalten worden. Es geschah dieses, ungeachtet die Blüthezeit der sogenannten protestantischen Literatur der Wissenschaft in den katholischen Ländern nichts weniger als günstig war, die Schulanstalten in die Hände der belletristisch gebildeten Jugendverbilder kamen, und die positiven Wissenschaften unter dem Gluthhauche der neuen Aufklärung verdorrten. Sieht man aber auf den charakteristischen Unterschied des protestantischen und katholischen Elementes, so ist bei dem letztern das Bestreben deutlich, nicht für den Moment, sondern für eine bessere Nachwelt, als die Gegenwart ist, zu schreiben. Diesen Stempel tragen die Werke eines Meichelbeck, Calles, Hansiz und Schannat in früherer, eines Gudenus, Würdtwein, Ussermann und Neugart in späterer Zeit. In der deutschen Reichsgeschichte hat Ignaz Schmidt einer freien und umsichtigen Bearbeitung den Weg gebahnt, wie etwas später der Abt von Ebrach, Eugen Montag, durch seine Geschichte der staatsbürgerlichen Freiheit für die Behandlung der deutschen Rechtsgeschichte eine neue Aera eröffnete. Es wäre den Prätensionen der Protestanten gegenüber eine interessante Arbeit, die Verdienste der Katholiken um die deutsche Geschichte zu würdigen. Allein die Aufgabe dieser Zeilen ist dieses nicht. Wohl aber muß hervorgehoben werden, daß wenn in irgend einem Kreise der Wunsch Göthe's nach einer Weltliteratur realisirt werden kann, dieses in der katholischen Welt zu geschehen vermag. Hier nur ist noch ein allgemeines Bewußtseyn, und damit die Möglichkeit eines Verständnisses vorhanden; die Lite-

ratur ist hier nur der Ausdruck der bereits vorhandenen Gesinnung, die nicht erst geschaffen zu werden braucht, die in Frankreich, England, Italien wie in Deutschland verständige Leser findet. Dank sei es dem Zeitalter der religiösen und politischen Umwälzung, die die Völker unter einander warf; jeder Pulsschlag, der hier auf katholischem Gebiete statt findet, theilt sich schnell nach allen Seiten mit. Unter den Verfolgungen der Impietät, des Fanatismus, der sich mit erkünstelten Staatsrechten schminkt, und der Gesinnungslosigkeit, die gern das Ansehen einer Partei gewinnen möchte, werden die katholischen Völker einander näher gebracht. Jede Ungerechtigkeit, da oder dort geübt, wird allgemein empfunden, und eben so jeder geistige Aufschwung, jede erkämpfte Erfahrung das Gemeingut Aller. Hier nun hat die Geschichtschreibung eine große und glänzende Aufgabe. In den Tagen, als der Patriarch des Unglaubens, der ein ganzes Jahrhundert mit seiner Iniquität beherrschte, Voltaire geboren wurde, schrieb Bossuet seinen unvergänglichen discours pour l'histoire universelle, der in allen Gemüthern, die nicht die fadeste Ideenlosigkeit erfüllt, für alle Zeiten einen erschütternden Eindruck zu machen vermag, und die Großartigkeit göttlicher Anstalten zur Rettung des Menschengeschlechts dem Klügsten wie dem Blödesten gleich erhaben enthüllt. Mehr als hundert Jahre später, in dem Zeitalter, als bessere Gemüther sehnsüchtig die Frage aufwarfen, welcher Religion sie sich zuwenden sollten, begründete F. v. Schlegel eine neue Doctrin, die Philosophie der Geschichte, die ihre Gesetze aus den Tiefen des geistigen Lebens der Völker schöpfte, und gegen deren Solidität Herder's Ideen nicht mehr aufzukommen vermochten. Beide Werke, des Franzosen und des Deutschen, sind zwei große Gränzsteine der katholischen Entwicklung, zwischen denen die mühevolle Arbeit, der Danaidenversuch der deutschen Philosophie, aus sich selbst und mit Verläugnung aller christlichen Grundlagen zu fester Erkenntniß zu kommen, sich bewegt. Während diese genöthigt ist, die unendliche Weite der antiken Entwicklung noch einmal durch-

zumachen, noch einmal, wenn es gut geht, die traurige Erfahrung menschlicher Unzulänglichkeit bestehen zu müssen, hat sich das katholische Bewußtseyn diesen Irrweg erspart, und steht, wie das Gold geläutert aus dem Ofen kömmt, reiner da als je, bereit, den Kampf gegen Irrthum und Lüge auf's Neue zu bestehen. Keiner Wissenschaft aber, das fühlt man in Deutschland wie in Italien, in Frankreich wie in Irland, kömmt hiebei eine wichtigere, bedeutungsvollere Rolle zu, als der Geschichte, und der dämonische Instinkt der Lüge, welcher, die Gefahr witternd, ihr gleich im Voraus zu begegnen sucht, hat bereits die ganze Kraft der Verdächtigungen und der Calumnie aufgeboten, sein Reich zu schützen, und den Strahlen der Wahrheit undurchdringliche Bollwerke entgegenzusetzen. Es ist ein großes und rühmliches Werk, den Augiasstall von dem Mist zu reinigen, den seit dreihundert Jahren der confessionelle Haß zusammengetragen hat; es ist ein hehres und lohnenderes Bewußtseyn, als aller irdischer Lohn zu verleihen vermag, im Dienste einer nicht unbestimmten Wahrheit, sondern des Einen wahren und geoffenbarten Gottes sich anzureihen an die siegreiche Schaar christlicher Apologeten, die den Kampf gegen das Heidenthum mit der Feder geführt, mit ihrem Blute besiegelt; die den Arianismus bekämpft und denselben überwältigt; die die Häresien des Mittelalters bestritten, und fort und fort, durch alle Jahrhunderte, nicht der Gewalt, nicht dem Uebermuthe, sondern nur dem Rechte sich gefügt haben. Es ist ein freundliches und patriotisches Gefühl, hinter denen, welche die Straßen aller Einigung und des Verständnisses abgruben, alle Brücken geistiger Verbindung zerstörten, alle Fluren zertraten und die üppig sprossenden Saaten verwüsteten, mit der Palme des Friedens und dem Schwerte der Gerechtigkeit einherzuziehen, das eingedrungene Wild zu verjagen, die zerstörten Dämme wieder herzustellen, die Aecker von Disteln und Dornen wieder zu befreien, den Auen den alten Blüthenschmuck wieder zu geben. Wer immer hiezu die Hand reicht, ist willkommen, und es gibt, Dank sei der siegenden Kraft der Wahrheit, edlere Naturen

genug, die freiwillig oder unwillkührlich, auch ohne von denselben Grundlagen auszugehen, zu gleichen Zwecken Schaufel und Spaten zur Hand nehmen. Es ist ein harter, aber gegründeter Vorwurf: durch die protestantische Geschichtschreibung sind wir um Anfang, Mitte und Ende der Geschichte gekommen, wie auch der Lebenszweck selbst, die Aufgabe des Menschengeschlechts an und für sich zwar nicht eine andere geworden ist, aber doch als eine andere bestimmt wird. Die Geschichtschreibung hat durch das Eindringen zersetzender Principien ihre richtige Grundlage verloren; diese muß ihr erst wieder gewonnen werden. Bereits hat man begonnen, bei der Unzulänglichkeit bisheriger Forschung die Mythologie neu zu begründen, und ihr als ein organisches Ganze den Rang anzuweisen, Schlüssel zu den mannigfachen Räthseln der alten Welt zu seyn. Eben so hat in der Geschichte des Mittelalters die Hagiographie, früher als eine Art von Mythologie betrachtet, eine ausgezeichnete Stellung errungen, und wird, je mehr man fühlt, daß nicht alle Völker und alle Zeiten nach einem Leisten zu behandeln seien, der dürftige Rahmen lutherischer oder calvinistischer Weltanschauung nicht ausreiche, als Quelle für innere oder äußere Geschichte betrachtet. Die Tiefen des Lebens öffnen sich, und die geistige Bedeutung von Ereignissen und Personen tritt hervor, an welchen man früher mit Achselzucken vorüberging. Je mehr man fühlt, daß die Weltanschauung des sechszehnten Jahrhunderts, in die sich die Gegenseite festgebannt hatte, nicht mehr ausreicht, werden wissenschaftliche Köpfe nothwendig zu dem Gedanken kommen, die bisherige Befehdung des katholischen Elements, welche daraus entsprang, und die der dürftige Nothbehelf sogenannter aufgeklärter Katholiken gegen die Vorwürfe ihres eigenen Gewissens geworden ist, sei falsch, und wenn irgend etwas universeller Natur, Freiheit und Gesetzmäßigkeit, einen festen, unerschütterlichen Grund, und dadurch neben der ungehinderten Entwicklung der wirklich fruchtbaren Kräfte des menschlichen Geistes die Bürgschaft gegen unfruchtbares Streben in's Unbestimmte, die

Kraft alles aufzunehmen und doch immer im Weſen unverändert zu bleiben, enthält; wenn auf dieſer Welt ſich die Möglichkeit vorfindet, auch das ſcheinbar Unvereinbare zu vereinigen, ſo iſt es allein durch das katholiſche Element. Dieſe große Wahrheit geſchichtlich zu erweiſen, und damit den Anſprüchen der zerſtreuten Confeſſionen zu begegnen, die gleich den Gliedern, die ſich gegen das Haupt empörten, ohne Sinn und ohne Bedeutung, nur ein Scheinleben führen, und von der Poſitivität des katholiſchen Lebens zehren, hat in glänzender Entwicklung bereits begonnen. Ging die proteſtantiſche Entwicklung von der Philoſophie und dem Kampfe gegen das Poſitive aus, welcher der Philoſophie nicht mehr geſtattete, ihrer ſelbſt mächtig zu werden, ſo geht der Aufſchwung der katholiſchen Literatur von der Geſchichte aus. Hat die Eine ſich das achtzehnte Jahrhundert eigen gemacht, und die allgemeine Zerſtörung, die Sündfluth erzeugt, mit der dieſes endigte, ſo iſt bereits keine Gewalt auf Erden mehr ſtark genug, den Aufſchwung des katholiſchen Bewußtſeyns im neunzehnten Jahrhunderte zu hemmen; es beginnt bereits ein Aufbau, ein neuer Tempel, zu deſſen Grundlage die ewigen Steine göttlicher Weltordnung genommen werden, zu deſſen Schmuck, was eine freie Entwicklung des menſchlichen Geiſtes als wahres Reſultat errang, ſich willig fügen muß, und der Bund der Freiheit mit der Kirche, der Religion mit der Wiſſenſchaft den Bau von der Erde bis zu den Wolken führt, wo ihn das Kreuz an ſeiner Spitze ſchließt. Noch einmal unternimmt, wie in den Tagen der Römerherrſchaft, das Kreuz die Eroberung der Welt. Die Bewegung wird immer innerlicher. Immer mehr ſcheidet ſich das Politiſche von ihr aus, und die katholiſche Welt bereitet ſich vor, dem Erdkreiſe, wie in den ſchönſten vergangenen Tagen, die Beweiſe der Kraft und des Geiſtes vor Augen zu legen, der Geſinnung und der That, des Lebens und der Wiſſenſchaft, und das Zeichen, das Conſtantin erſchienen, iſt auch jetzt das Panier, unter dem die Freunde katholiſcher Wiſſenſchaft ſich ſammeln, an dem ſie ſich erkennen, und das den offenen, vom Lichte durchdrungenen,

kein Licht scheuenden Bund von Land zu Land, von Volk zu Volk weiterpflanzt.

XIX.

Die Jesuitenfrage.

II.

Das erste Noviciat des Ordens in der Geschichte.

Ignatius von Loyola hatte seinen Orden gegründet, damit er in die Geschichte eingehe, und als eine Macht Theil an ihr nehme. Er sollte das Reich der Gnade auf Erden, so viel an ihm war, fördern, damit es mehr und mehr eindringe in's Reich der Natur; und also das Ziel aller Geschichte herbeiführen helfen. Das Reich der Natur, insofern es im Geiste steht, hat durch natürliche Instincte den Staat zu einem ethischen Ziel erbaut; und dieß Ziel hat die schaffende Gottheit, als letzte Endursache aller gesellschaftlichen Verbindung, in diesen Geist gelegt; damit in all sein Streben eine Einheit komme. Denn der geschaffene Geist und sein Thun sollte nicht bloß Daseyn haben, sondern auch Bestand gewinnen; es mußte also auch eine natürlich eingepflanzte Heilkraft ihm zugegeben seyn; damit er nicht schon gleich in den ersten Versuchen sich seiner Kräfte zu gebrauchen in Verwirrung zerfahre; vielmehr jeder Mißgriff schon in ihm selber eine Gegenwirkung finde; und also das Bleibende in einem steten Kampfe des Vorübergehenden gefunden werde. Weil aber die schaffende Gottheit auch als Erhaltende ihrem Werke stets gegenwärtig bleibt, so ist sie auch diesem natürlichen Selbsterhaltungsproceß im Geiste beigetreten; und hat dem Reiche der Natur in ihm, und seinem Werke, der Geschichte nämlich, vom Anbeginn sich verbunden;

eben indem ſie dem immanenten ethiſchen Endziel, das höhere Religiöſe beigegeben: alſo daß die Naturinſtincte, die vermöge ihrer Anlage auf's Ethiſchgute gerichtet ſeyn ſollen, um den Verirrungen der gefallenen Creatur entgegenzuwirken, durch die hinzutretende Richtung auf Gott, noch ſchärfer zum Ziele gerichtet werden; ſo daß, indem die ethiſche Endurſache in die höchſte Göttliche aufgeht, und alle ethiſchen Triebe zu Religiöſen geſteigert werden, das Endziel aller Geſchichte erreichbar werde. Darum war ſchon in älteſter Zeit dem Naturſtaat eine Kirche beigegeben; und zwar ſo, daß er im hebräiſchen Volke urſprünglich von ihr ſich abſorbirt gefunden; als er aber ſich von ihr geſondert, fortdauernd ihrer Weihe bedürftig blieb. Im Heidenthume waren es mythiſche Anknüpfungspunkte, die das Walten der Nemeſis in der Geſchichte des Geiſterreiches ſtärken und befeſtigen ſollten; die Häupter des Staats, Abkommen der Naturgötter, Sonnen- und Mondkinder, Sternen- und Planetenſöhne, oder auch der Elemente, verknüpften das Thun der Menſchen mit dem Unendlichen. Es war eine Naturnöthigung, die hier die Verbindung wirkte, oder doch der Zwang des Geſetzes, wie im Judenthum. Im Chriſtenthum war es endlich die Liebe, die im Beginne das Göttliche mit dem Menſchlichen in einem großen Liebeswerke in voller Geiſtesfreiheit verband; und am Ende dies Werk über Alle, die ihren Willen dazu gaben, verbreiten ſollte. Dazu war, als die Vermittlung zwiſchen dem Reiche der Natur und der übernatürlichen Gnade, die Kirche aufgebaut. Das Reich der Natur, nach natürlichen Zahlen in ſich gegliedert, und im Blute in Stämme getheilt, die durch die gemeinſame Sprache in ſich verbunden und abgeſchloſſen ſind, wurzelt als der Baum der Sippen in der Erde. Ueber ihr ſteht die Kirche, der Lebensbaum; der ſeine Wurzeln in der Höhe hat, und ſeine Aeſte nach abwärts breitet. Die Verbindung zwiſchen Beiden ſollte die dritte Verzweigung in der chriſtlichen Republik erwirken; das Kaiſerthum nämlich, das als die Einheit der Sippe, im germaniſchen allerwärts eingedrungenen Blute, die Mannigfal-

tigkeit der Stämme und Idiome, in der höheren Einheit der Kirche, die in ihm als ihrem Schirmherren einer politisch-socialen sich eingegeben, einigen sollte; und die daher die christliche Ordnung in alle ihr verbundenen, tieferen Untergliederungen einzutragen hatte, um sie alle insgesammt demselben Ziele zuzuführen.

In diese Ordnung der Dinge hatte der Gründer seinen Orden eingepflanzt. In der Kirche sollte er wurzeln, und von da aus seine Wirkung bis in die natürlichen Abgliederungen der Staaten hinab verbreiten. Im Reich der Gnade sollte er ein starker Mitarbeiter seyn; darum mußte er in ihm zuerst seine Stelle finden, von der aus er mit Erfolg um sich zu wirken vermöge; alle Stellen dort aber waren schon durch ältere Institutionen besetzt. Darum hatte er in einer Zeit, in der die überwiegende Fliehkraft die Geister von der Mitte ferne, die Pflege des Gehorsams vorzugsweise seiner Gesellschaft zur Pflicht gemacht; damit diese, dadurch fest in sich verbunden, massenhaft werde in der allgemeinen Zerstreuung; mit dieser Masse der Mitte zustrebe, und nahe bei ihr, da, wo alle Radien zusammengehen, diese ihre Stelle finde. Im Jahre 1540, als in Deutschland der alte Glauben und der Neue sich zum Kriege rüsteten, hatte er dem Papste Paul III. den Plan des Ordens vorgelegt; dieser hatte die zeitgemäße Bedeutung seiner Richtung gar wohl verstanden; die Aufstellung seiner Mitte in der Nähe des heil. Stuhles gestattet, und seiner weiteren Ausbreitung in der Kirche Raum geschafft. Von dieser centralen Mitte aus hat nun der Aufgenommene, weil er einem dringenden Bedürfnisse der Zeit entsprach, so schnell sich ausgebreitet; daß er nach Verlauf der ersten fünfzehn Jahre, beim Tode des Stifters, schon mehr als tausend Glieder in hundert Collegien befaßte. Der Anschuß des Massenhaften in dieser neuen Vergliederung der Kirche geschah im Vollen; sie mußte also in ihrem Bildungswerke sich selber Raum gewinnen in Mitte des Andringenden, das die früher besetzte Stelle gegen das Neue behauptete. Das mußte nothwendig eine Folge von Gegenwirkungen

innerhalb der Kirche hervorrufen, durch die der Orden sich durchzukämpfen hatte; und das war die erste Schule, in die der Gründer ihn gewiesen. Die Neophyten seiner Gesellschaft hatte er, in den Exercitien ihres ersten Noviciates, am Vorbilde des Herrn geübt; damit sie an dem Kampfe, den dieser, indem er seine höhere Sendung gegen die Berechtigung der Synagoge geltend machte, zugleich gegen ihre pharisäische und sadducäische Entartung, so wie gegen die weltliche Tyrannei gestritten, erstarken möchten zu würdigen Genossen der Gesellschaft, im ähnlichen Kampfe zur größeren Ehre Gottes. Im Gesichte hatte er den Lucifer gesehen, wie er auf den Feldern von Babylon, in Feuer und Rauch gehüllt, furchtbaren Antlitzes, all die Seinen zu diesem Kampfe aufgefordert; und sie ausgesendet, die Menschen in den Fallstricken ihrer Begierden nach Lust und Reichthümern erst zu fangen; dann in ihnen die Gier weltlicher Ehre zu entzünden, und sie zuletzt in den Pfuhl des Hochmuths hinabzuziehen. Gegenüber hatte er den Herrn in lieblicher Aue bei Jerusalem; am Orte, nieder zwar, aber ungemein anmuthig und schön von Anblick, gesehen; wie er all die Seinen mit der Botschaft aller Orten hingesendet: daß sie in Jedem, der sich ihnen zugänglich zeige, den Affect geistiger Armuth erregen sollten; dann auf zweiter Stufe zur Selbstverläugnung, und auf der dritten zum Verlangen nach Schmach und Verachtung, und somit zur wahren Demuth sie zu leiten; drei Tugenden, die in vollem Gegensatze mit den drei Lastern: der Habsucht, der Ehrsucht und der Hoffart stehen *). Seine Gesellschaft mit ihren Durchgeübten hatte er nun unter dem Heere des Feldherrn von der Rechten eingeschrieben; daß sie unter seinem Feldzeichen, nachdem sie den Kampf mit sich selber ausgestritten, zum Streite mit dem Heere des Widersachers gingen. Der Orden, wie er in seinen einzelnen Gliedern, in ihrem Noviciat jenen Vorkampf durchgekämpft, mußte auch als Corporation dieser Vorkämpfer, in den gemeinsamen Kampf eingehen; und die Gesell-

*) Exercitia spiritualia. Secunda Hebdom. Quarta die. p. 406.

schaft also dasselbe Noviciat, durch das sie alle ihre Glieder durchgeführt, auch historisch in ihrer Gesammtheit durchmachen. Dieß Noviciat, eigentlich die ganze Zeit seines Bestandes durchdauernd, wird doch auch wieder mit seiner Gliederung in die nacheinanderfolgenden Zeiten sich theilen; also daß das erste Noviciat, vorherrschend in die ersten, seinem Ursprung nahen Zeiten fällt; die Späteren aber allmählig hervortretend, den darauffolgenden sich anfügen. Der Gegenstand, an dem die Durchübung dieses historischen Noviciats erfolgt, wird, wie es im Persönlichen das vorbildliche Thun des persönlichen Erlösers gewesen; so zunächst seine im Nachbildlichen fließend gewordene historische That in der Kirche seyn; in der die Gesellschaft als mitwirkendes Werkzeug, mit dem Unrecht kämpfend, im Rechte ihre Stelle sucht. Da aber dieß sein Thun hauptsächlich auf die Ueberwindung des Bösen in der zerrütteten Naturordnung im Geisterstaate geht; so wird dieser als der zweite Gegenstand erscheinen, an dem die Genossenschaft sich zu versuchen hat. Wie also der Orden in dieser Zeit der Kirche gegenüber, und diese in ihren einzelnen Gliedern sich ihm entgegen gehalten, wird also der nächste Gegenstand unserer Betrachtung seyn; und dieser dann die Andere folgen, wie er sich zum Staate, in seinen einzelnen Naturwurzeln, wie in seiner höheren politischen Einheit, und den verschiedenen, ihm untergebenen Mächten, gestellt. Beiden Erörterungen wird eine gedrängte Darstellung des Zustandes, in dem er bei seinem Entstehen Kirche und Staat gefunden, vorangehen müssen; um die Conflicte, in die er gleich bei seinem Ursprunge gerathen, zu verstehen. Wir beginnen daher zunächst mit einer prägnanten Schilderung der kirchlichen Verhältnisse, die er vorgefunden, und wie er mit ihnen sich ausgeglichen; dann in der andern Abtheilung zu einer gleichen Ueberschauung der politischen Verhältnisse der Zeit übergehend, und die Wirkungen verfolgend, die er dort geübt, und die Rückwirkungen, die er von da erfahren.

Die altkatholische Kirche befaßte in sich die romanischen

Völker, ſeit dem Römerreiche in eine Gemeinſamkeit des Blutes, der Sitte und des Idioms verbunden: Italiener, Gallier und Iberier; alle drei Naturvölker in ihrer eigenſten Wurzel. Dann von den nordiſchen Stämmen die Germanen von Scandinavien abwärts; unter den ſlaviſchen Völkern die Czechen in Böhmen und die Lechen in Polen; die Madſcharen in Ungarn; und die Engländer auf den Inſeln, aus der Verbindung der Germanen mit den Bretonen hervorgegangen, in beiden Stammwurzeln der natürlichen Ordnung angehörig. Alle hatten das Chriſtenthum von Rom erhalten; es war alſo nur gerecht in den Fügungen der Vorſehung, daß der Stuhl der Chriſtenheit in der alten Weltſtadt aufgerichtet wurde, von der die Brunnen des neuen Heils ausgefloſſen. Alle jene natürlichen Stammvölker, Romaniſche und Nordiſche, waren durch die Waffen der Germanen bezwungen und erobert worden; eine Verſippung hatte durch das germaniſche Blut in das eigentliche Stammesblut ſich eingetragen; germaniſches Recht und Sitte hatte ein anderes gemeinſames Band geknüpft; und ſelbſt die Sprache hatte als drittes Band einzudringen angefangen. Es war daher gleichfalls eine natürliche Fügung, die es geordnet, daß die Kaiſerwürde mit der Schirmvogtei der Kirche an die Germanen gekommen. Dieſe Würde ſollte keineswegs, in Mitte dieſer Völker, einen Abſolutism begründen, wie er in den alten Univerſalmonarchien beſtanden, dem Alle, ohne Widerrede, ſich zu beugen hatten, und in denen das herrſchende Volk unbedingt gebot. Die irdiſche Richtung und die überirdiſche ſollten in ihr in einem Organism ſich zuſammenſchließen; alſo, daß alle Naturwurzeln in einem zweikammerigen Herzen, das ſüdliches und nördliches Blut in ſich beſchließen, und in die Aderngewebe der europäiſchen Geſellſchaft ergießen ſollte, ſich vereinigten; und dieß Herz nun mit dem Haupt, das ſeine Geiſter in die zweigetheilten Nervengewebe entſandte, verbunden wurde durch ein Drittes, das um die Wirbelſäule der Geſellſchaft im Muskelgewebe ihren Torſo bildete. Wie ſohin im concreten leiblichen Menſchen der untere in

Herz und Adern plaſtiſch ausgewirkten Tiefere, mit dem Höheren aus Nervenmaſſe und Nervenfäden geſtaltet, durch den dritten, um jene Säule aus Muskeln und Nerven erbauten, mit einander ſich einigen; ſo auch ſollten in der chriſtlichen Republik die dreifache Abgliederung der Societät aus drei Gebilden zur Einheit ſich zuſammeneinen, damit in ihr Freiheit und Nothwendigkeit ſich in Harmonie begegne. — Dieſe organiſche Ineinanderbildung der zweifachen ſocialen Richtung in einer dritten Mittleren, war aus der Zuſammenwirkung der Naturordnung im erdgebornen Menſchen, und der Heilsordnung in dem von oben eingeathmeten höher Seeliſchen hervorgegangen; und der alſo dreigegliederte, lebendige Organism war in die Geſchichte aufgenommen, und hatte den Lauf durch die Entwicklungsſtufen ſeines Lebens angetreten. Aber Krankheitskeime waren mit in die Entwicklung eingegangen; Kaiſer und Päpſte hatten in langem Streite das Gleichgewicht geſucht; als die Hohenſtaufen endlich, größtentheils durch eigene Schuld gefallen, da war die innere Zerrüttung zur Criſe gekommen; Deutſche und Italiäner in Mitte der ganzen Ordnung, auf Tod und Leben mit einander verbunden, trennten ſich; und es begann eine Kluft zwiſchen Germanen und Romanen ſich auszutiefen; die in beiden Reichen, dem Geiſtlichen und dem Weltlichen, weitere Verklüftungen herbeigeführt. Beim Attentate, das Philipp von Frankreich gegen Bonifaz VIII. übte, trat dann die Zerklüftung zwiſchen Italien und Frankreich ein; der Stuhl mußte aus der Halbinſel nach Avignon hinüberwandern. In Italien war die Mitte der Chriſtenheit im Kirchenſtaate auf den Bodenbeſitz gefeſtet. Die Erde, der feſte, ſtabile Grund von Allem, unbeweglich und der Wandelbarkeit die wenigſten Wechſelfälle bietend; von Heute zu Morgen ſich daher immer gleich bleibend, und wie ſtandhaft ſtehend, ſo auch alles ſtändiſch Stehende in größter Sicherheit begründend; dabei ſelber in geregelter Form gehalten, und darum auch alles mit ihr Verbundene zur gemeſſenen Regel führend; hat ſie darin am meiſten dem Weſen der Kirche Entſprechendes in ſich, und wird in ſo fern die

einzige würdige und angemessene Unterlage derselben seyn. Der heil. Stuhl, nach Frankreich versetzt, war von dieser gesicherten Unterlage losgerissen; und mußte, während der alte Grund dem raubsüchtigen Adel zur Beute wurde, und Tyrannen der Städte des Kirchenstaates sich bemeisterten, und selbst Rom bedrohten, einen andern, im fremden, schon vergebenen Lande suchen. Es war kein anderer als der Bewegliche, des Goldes, seiner Wahl geblieben. Der Besitz des Goldes, mit dem daran geknüpften Credite, will sich aber durchaus nicht mit dem idealen Besitze, den die Kirche in ihren Dogmen bewahrt, und mit dem ihnen verbundenen Glauben vertragen. Das Gold in seinem fictiven Werth ist an die Bewegung angewiesen, weil es nur in ihr die Fiction geltend machen kann; das schwerste Naturelement wird daher das Bewegteste, in stetem Flusse des Gehens und Kommens umkreisende. Wer das Fliehende daher erfassen, an sich fesseln, und mit dem eigenen Bestand verstricken möchte, wird selber von ihm erfaßt, gefesselt und umstrickt; und das in starker Flucht dem Verlangen sich entziehende weckt nun unersättliche Habgier in dem, der dem Schweifenden folgt, um es zu besitzen. In der Hierarchie der Laster im Reiche Lucifers, wie Ignaz sie dargestellt, ist mit dem Geize somit die erste Stufe erstiegen. Die zweite der fressenden Ehrsucht will sich gleichfalls denen nicht versagen, die einmal in diese Bahn eingelenkt; und zuletzt wird dann auch bald der Gipfel des Hochmuths erstiegen seyn. Darum ist auf das Gold ein Fluch gelegt, durch alle Mythe und Geschichte geht seine, allem Höheren verderbliche Wirkung, hindurch. Das Asengold hat die nordischen Götter und Helden verdorben. Der geraubte Tempelschatz in Delphi hat den celtischen Völkern die Rache der Götter zugezogen, bis sie das Gold in den See bei Tolosa versenkt; von wo die Römer den Schatz entführend, den Fluch mit in ihr Reich hinübergenommen; der im Blute des Cimbern- und Teutonenkrieges an ihnen sich erfüllt. Als der alte Steinstuhl, von den sieben Hügeln verrückt, an anderer Stelle als goldener Tragsessel wieder aufgestellt wurde; da mußte durch diese gewaltthätige Ver-

rückung und Umwandlung Zerrüttung in den kirchlichen Organism kommen. Die geöffnete Girobank hatte den natürlichen Drang in sich, den Umfang ihrer Geschäfte über den ganzen Besitzstand der Kirche stets zu erweitern; ihren ausgegebenen Papieren mußten immer neue, centrale Geldströmungen entsprechen; das Goldwasser aber hat die Eigenschaft, nicht den Durst zu löschen, sondern nur schärfer und schärfer ihn zu wecken. Der fiscalische Trieb, den Besitz um eine Mitte her zu häufen, weckt den entgegengesetzten im Umkreis, das von jenem Angesprochene den untergeordneten Gliedern zu bewahren. So entspinnt sich ein ärgerlicher Hader zwischen den Wirkungen und den Gegenwirkungen; zwischen der noch fundirten Kirche, und ihrem aus seinem Besitzstand verdrängten Oberhaupte. Das führt zur Untersuchung über das Verhältniß der Jurisdiction des Einen und der Andern, und zum Forschen nach der wechselseitigen Begränzung Beider. Der Gründer hatte für die gesammte Hierarchie einen Dualismus festgestellt, in dem die Einheit mit der Zweiheit zur Dreiheit sich durchdringen sollte. Allen Aposteln, und sohin auch ihren Nachfolgern, hat er die Macht gegeben, zu binden und zu lösen; und die Weihe pflanzt sie auf ihre Nachfolger hinüber. Den Ersten in ihrer Mitte aber hat er mit der Schlüsselgewalt betraut; und indem er ihm seine Heerde zu weiden übergeben, das Centrum der Jurisdiction in ihn hineingelegt. Wie nun im gottgesetzten Umkreis die organische Verbindung mit der gottgesetzten Mitte geschehe; das ist das Geheimniß der Hierarchie, und das Problem zur Lösung den Jahrhunderten aufgegeben. So lange die gesunde Praxis die gelungene Harmonie ausdrückte, hatte man sie auch als etwas sich von selbst Verstehendes ohne weitere Ueberlegung hingenommen; jetzt, wo Störung eingetreten, fand das Nachdenken sich da hingelenkt. Das Räthsel in seinem innersten Kern, schon im Beginne zu fassen, mochte ihm nicht gelingen; es fing vielmehr an, wie gewöhnlich in ähnlichen Untersuchungen, dasselbe sich in seinen äußersten Gegensätzen zu entfalten und aufzuwickeln, um allmählig zur verborgenen Einigung vorzudringen.

Also behaupteten die Einen: der Erlöser hat in Petrus nur einen Bischof aufgestellt, und von ihm haben alle Apostel ihre Befugniß erlangt. Die andern aber entgegneten: Alle Apostel hat er mit göttlichem Rechte eingesetzt, mit ihnen auch Petrus; in dem, so wie in seinen Nachfolgern, nun sich die Weihe Aller als ihrem gemeinsamen abstracten Mittelpunkte eint. Beide Versuche zur Lösung traten nicht etwa blos theoretisch hervor, sondern praktisch als wirklich sich realisirende Gegensätze im Leben der Kirche; und das war eben die Krankheit, an der sie in diesem Zeitalter siechte. Ihren nächsten Sitz hatte sie in der Lebensmitte selber, und um den Stuhl her wurden ihre ersten Symptome sichtbar. Das Cardinalscollegium, um den Papst in seiner Mitte, bildete die Anfänge der Radien, die vom Centrum aus in den Umkreis der Kirche sich verbreiteten; das Grundverhältniß in der gesammten Hierarchie war hier also am centralsten ausgesprochen; der Keim des Uebels entfaltete daher auch hier sich zuerst in seinen Wurzelblättern. Die Verfügung Nicolaus IV., der den Besitzstand des Stuhles zu gleichen Theilen unter den Papst und die Cardinäle theilte; hatte, indem sie beide Elemente der Hierarchie gleichberechtigt nach dieser Seite erklärte, den ersten Gegensatz in den organischen Zusammenhang eingerissen. Auf diesem Wege waren dann die Cardinäle bei der Wahl Innocenz VI. weiter in der Zerklüftung vorgeschritten; indem sie im Conclave einstimmig die Acte unterzeichneten, die verfügte: „der künftige Papst solle die Zahl der Glieder ihres Collegs bis auf sechszehn einschwinden lassen; und dann, mit Rath und Einstimmung Aller, oder mindestens zweier Drittheile, diese Zahl bis zu der fortan festgestellten von zwanzig erhöhen. Der Papst solle über Diese, ohne Zustimmung Aller ohne Ausnahme keine Absetzung oder Verhaftnehmung verfügen; und ohne die Einstimmung von mindestens zwei Drittheilen keine Excommunication, Censur, Suspension der Stimme, oder des Beneficiums verhängen; auch keine Ansprüche auf ihren Besitz, bei ihrem Leben oder nach ihrem Tode, machen. Nichts vom Kirchengut soll ohne

Beirath vergeben werden; die Erträgnisse aller Art aber werden, jener Verfügung Nicolaus IV. gemäß, demnach zu gleichen Hälften zwischen dem Stuhl und dem Collegium getheilt, und alle Officiale der Kirche nur mit der Einstimmung des letzteren an- und abgesetzt; und dabei soll die Anverwandtschaft des Papstes von bestimmten höheren Würden ausgeschlossen seyn. Der Papst soll den weltlichen Fürsten keine Zehnten oder Theile derselben bewilligen, oder sie sich selber vorbehalten, ohne Einwilligung der Cardinäle; er soll ihnen zu Rath und That volle Freiheit und Unabhängigkeit gestatten; und wie er diesen Vertrag selbst gewissenhaft erfüllt, so auch auf seinen Nachfolger mit dem Antritt der Würde die gleiche Verpflichtung übergehen. Allenfalls darüber sich erhebende Zweifel sollen im Collegium vorgebracht, und mit zwei Drittheilen erledigt werden." Man sieht, das Collegium, nachdem es seinen Präsidenten mit einem ansehnlichen Ehrengehalte abgefunden; hatte sonst in Allem sich das Haben, ihm das Sollen zugetheilt. Der tüchtige Papst, der selber als Cardinal die Acte mit unterschrieben, mußte sich einen absoluten Gegenact gestatten; und annullirte jene als uncanonisch, weil die Cardinäle im Conclave damit über die Gränzen ihres Berufes hinausgegangen; und als verwegen, weil sie es gewagt, die Fülle der Gewalt, die Gott selber dem heiligen Stuhle, unabhängig von aller fremden Willkühr und Beistimmung, übertragen, mit menschlichen Satzungen und Umgränzungen zu beschränken *). Es war der erste Versuch, das Problem in französischer Weise, und im Geiste der Zeit durch den Calcül der Gesellschaftsrechnung, zu lösen; aber nachdem im Jahre 1353 diese kaufmännische Lösung mißlungen, sollte sie noch Jahrhunderte nachher die Geister beschäftigen.

Ein Vierteljahrhundert war seither kaum verlaufen, als sich, nachdem Gregor XI. mit den meisten Cardinälen wieder nach Rom entwichen, und das römische Volk dem Conclave

*) Annales Ecclesiastici Auct. O. Raynaldo. Lucae. Tom. VI. pag. 567 u. 590.

den italiſchen Urban VI. abgedrungen, die franzöſiſche Partei aber darauf Clemens VII. ihm in Avignon entgegengeſetzt, das große Schisma begann; in dem, nachdem die kirchliche Einheit ſich geſpalten, die Stämme um die beiden Stühle ſich ſchaarten; die Nordiſchen um den, der in Italien aufgerichtet war, die Romaniſchen zumeiſt um den in Avignon. Die Scandale, die aus dieſem Verhältniß ſich entwickelten, lenkten auch die Aufmerkſamkeit der Nordiſchen auf die große Kirchenfrage; und nun begannen die Symptome des Bruches dieſer Völker mit der Kirche ſich zu zeigen. Der Naturſinn in dieſen Stämmen hatte von je ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit auf's Greifliche hingerichtet, ihr kriegeriſches Weſen hatte ihnen Selbſtvertrauen gegeben; alſo daß ſie inſtinctartig im Zerſtören wie Erbauen, dem Triebe der in ihnen wirkſamen, ungeſtümen Willenskräfte folgend, wie Naturmächte durch die Geſchichte fuhren; von unten herauf treibend und geſtaltend, und darum auch vorziehend ihre Anſchauungen rationaliſtiſch dem Naturgrund in ihrem Geiſte aufzuſetzen, und ſie im eingepflanzten Naturgeſetz zu ordnen. So hatte ſchon in frühеſter Zeit kirchlich der Arianism bei allen Oſtgermanen ſich verbreitet, weil es ihnen ehrenvoller, wie begreiflicher erſchien: die Creatur habe durch die höchſte, erſtgeſchaffene, etwa die Weltſeele, ſich ſelbſt erlöst, und der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit dazu nicht bedurft. Der Pelagianismus, der gleichfalls im Norden ſich ausgebildet, hatte die Zulänglichkeit des freien Willens zur Vollbringung des Guten ausgeſprochen; dazu habe Gott das Können urſprünglich in ſeine Natur gelegt, und ſie bedürfe dazu keiner andern heiligenden Gnade, nur etwa einer erleuchtenden, um das Gute zu erkennen. Die Erlangung deſſelben und der Beſitz aller Tugend beruhe alſo vorwiegend auf eigenem, angeſtammten Verdienſte. Auf ähnlichem Grunde hatte jetzt auch Wiclef ſeine Lehre über die fataliſtiſch im Geiſterreiche beſtehende Natur der Dinge aufgebaut. Gott, an die Nothwendigkeit gebunden, hat durch Prädeſtination in ihr eine Doppelkirche gegründet. Die Erſte wird durch die zur Seligkeit Vorbeſtimmte gebildet; ſie ruht

auf der Armuth, kennt keine Hierarchie, keine Gelübde und Ceremonien; denn sie besteht nur aus den Würdigen, die von der Sünde sich frei zu halten wissen. Die andere Kirche, die des Satans und des Antichrists, die Römische, ist über dem Grunde des Reichthums aufgebaut; durch die bloße Gnade in den passiver Trägheit sich hingebenden Willenskräften gefügt; also eine bloße Scheinkirche aus Nichts zu Nichts hinführend. Alle Stufen der Hierarchie sind daher Erfindungen des Bösen; Petrus hat keinen Vorzug vor den andern Aposteln gehabt, noch auch Christus einen Vertreter auf Erden zurückgelassen; in der Synode des Teufels hat dieser es den Cardinälen eingegeben, daß sie zur Papstwahl vorgeschritten. Jeder, der zum Sünder vorbestimmt ist, weil er zum Bösen sich gewendet, tritt aus der wahren Kirche in die falsche über; und die Sacramente hängen in ihrer Wirksamkeit vom Seelenzustand ihres Spenders ab. Diese nominalistisch-rationalistische Lehre schied also nicht bloß von der Kirche aus, sondern stellte sich ihr gegenüber als die gute, inhaltvolle These auf; die verlassene aber, in ihrer hohlen, abstracten Richtigkeit als die böse Antithese erklärend. Sie war von England mit Huß nach dem slavischen Böhmen hinübergegangen, und drohte die englische und czechische Kirche in denselben Gegensatz hinüberzuziehen. Deutschland durfte nur in gleicher Richtung eine ähnliche Bahn einschlagen, und die Kluft zwischen dem Norden und dem Süden war weit klaffend aufgethan; die Stämme, die jenseits der Scheidegränze wohnten, hatten sich dann von der Einheit losgerissen, die bei der diesseitigen allein zurückgeblieben. Hier war unterdessen auch der Bruch im Kirchenregimente fortgeschritten; selbst bis zu den Mönchen hinab, die im Streite der strengen und der laxen Observanz der Armuth sich zwischen Kaiser und Papst getheilt, war die Spaltung hinabgefaiert; während das Schisma, das in die Einheit eingetreten, fort und fort bestand, und alle diese Brüche und Zerklüftungen hegte und förderte. Als zuletzt französische und römische Cardinäle vereint die Synode von Pisa einberufen, um dies Schisma zu heilen, und nun Alexan-

der V. gewählt wurde, dem in Jahresfrist Johann XXIII. folgte; die beiden Gegenpäpste aber, Gregor XII. und Benedict XIII., gestützt jeder auf seine eigene Synode, die Würde nicht niederlegten; da wurde klar, daß auch in den romanischen Theil der Kirche die Spaltung eingedrungen. Denn von den italienischen und französischen Cardinälen hatten jetzt die spanischen Würdeträger sich abgesondert, und hielten zu ihrem Landsmann Benedict XIII.; die Einheit, die sich unter die Päpste getheilt, war sohin nur der Ausdruck der Theilung, die in die drei romanischen Völker eingetreten.

In dieser Zeit, wo die Kirche mehr und mehr verweltlicht wurde; die höheren Würden in ihr der Intrigue zur Beute fielen; die Bischöfe an den Höfen dem Spiel und Gesange sich ergaben; die Cardinäle aber durch Laster und fressenden Hochmuth die höchsten Stellen erstiegen zu haben schienen: mußte in allen besseren Gemüthern ein Sehnen und Streben nach Abhülfe rege werden, die aber nur aus der Kirche selber kommen konnte. Da aber diese in ihren edelsten Organen erkrankt, so blieb dem sinnenden Geiste keine anderes Mittel, als zu dem ganzen, noch kräftigen Organism seine Zuflucht zu nehmen; damit das Leben in ihm, in seinem Innersten sich zusammennehmend, den Krankheitsstoff in heilsamer Crise ausstosse, und also in die Restauration einwirke. Nach einem allgemeinen Concil ging von nun an ein Schrei durch die ganze Christenheit, und ruhte nicht, bis in Constanz ein Solches sich versammelte, zahlreich und glänzend, wie kein Anderes. Papst und Kaiser waren zugegen; die kirchlichen Provinzen: Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland und England waren durch ihre Bischöfe vertreten; und also stimmten sie nach Völkergruppen. Hier stellte Gerson, Sprecher der hohen Schule von Paris, den Satz auf: „Die Kirche, als streitende, in ihrer Gesammtheit durch ein öcumenisches Concil repräsentirt, übe in Glaubenssachen die höchste Gewalt aus, der jeder Einzelne, und sei es selbst der Papst, bei Strafe des Anathems, sich zu fügen habe. Diese streitende Kirche sei mit Christo unzertrenn-

lich verbunden; ihre Ehe mit seinem Vertreter aber unter Bedingungen lösbar. Die Würde des Oberpriesters selber sei zwar als unantastbar auch gegen die Kirchenversammlung gesichert; wohl aber könne diese der Ausübung der Gewalt gewisse Gränzen setzen. Wenn der Frieden der Kirche durch Gegenpäpste gestört sei; wenn der Papst selber Schisma stifte, oder in Häresie verfalle, und zur Heilung der Kirchengebrechen sich nicht verstehen wolle; dann trete diese heilsame Gegenwirkung der Concilien ein, die sich auch ohne den Papst versammeln möchten." Zu diesem Princip hatte die Versammlung in der vierten Sitzung sich bekannt; in ihm sich als Vertretung der Gesammtkirche der in der Dreipersönlichkeit ungewiß gewordenen Einheit gegenüber constituirt; und war nun erst zur Suspension, dann zur Absetzung Johann XXIII. vorgeschritten. Durch die, an eine Anerkennung geknüpfte Abdankung Gregors XII., vor dem Kaiser hatte darauf das Concilium umgelenkt, und nun hatte auch bei Benedict XIII. der Tod, nachdem Alle ihn verlassen, die Sentenz vollzogen. Als die Wahl des neuen Papstes zur Sprache kam, theilten sich die Völker um die Frage: ob die Reformation der Mißbräuche, ob die Papstwahl zuerst eintrete? Peter D'Ailly, Erzbischof von Cambray, entschied gegen die Deutschen mit den Worten: „wir erkennen euern Eifer, aber aller Gebrechen Größtes, aller Unförmlichkeiten unförmlichste, ist die hauptlose Kirche; darum entfernen wir die Erste zuvor, und schreiten dann zur Heilung der Uebrigen!" Die Engländer traten den Romanen und Spaniern bei, und Martin V. wurde durch die Cardinäle und sechs Wähler von jeder Nation auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Die Wiclef-Hussitische Lehre war unterdessen als Häresie erklärt worden; sechs Cardinäle kamen mit dem Concil über die nothwendigsten Reformen überein; in der Hauptfrage: „wer im Falle eines Versehens von Seite des Papstes den Ausspruch zu thun habe?" wurde nach reiflicher Ueberlegung beschlossen: „es sei kein Ausspruch in der Kirchenversammlung zu thun!" Mit Weisheit wurde also geurtheilt. Denn dieß hängt mit der großen Frage zusammen,

die ihre Lösung noch nicht mit mathematischer Schärfe gefunden, und nur durch Approximation nach Umständen lösbar scheint. Die Mysterien aller gesellschaftlichen Verbindung umschwebend, wird sie sich anders stellen, wenn die siechende Einheit in der gesunden Synode Heilung sucht; und wieder anders, wenn die kranke Synode die Ihrige nur in der gesunden Mitte finden kann. Mit den einzelnen Völkern wurden zuletzt Concordate abgeschlossen; die höheren Prälaten erklärten ihre Versammlung, wie sie sich hier zusammengefunden, zu einer permanenten Tagsatzung der Kirche, die spätestens alle zehn Jahre sich versammeln sollte; und wiesen die Fortsetzung der Reformation der Nächsten in Pavia zu, die aber in Basel erst 1431 zusammen kam. Nicht mehr nach Völkern, sondern nach Deputationen wurde in ihr gestimmt; als Eugen IV., durch Besorgnisse vor der zunehmenden Macht der Concilien, sich verleiten ließ, die Versammelte durch eine Bulle aufzulösen, wurde in der zweiten Sitzung die, für alle verbindliche Autorität der Synode über die des Papstes festgestellt, und dieser aufgefordert, die Auflösung zurückzunehmen. Als Eugen nachgegeben, schien die Eintracht mit dem römischen Stuhle wieder hergestellt; aber den italienischen Prälaten hatte der ganze Gang des Conciliums zu rasch und unvorsichtig geschienen; neue Erbitterung der Gemüther bewirkte darum eine Trennung in dem Schooße der Versammlung. Die römischen und spanischen Bischöfe, später auch die höheren Würdeträger der übrigen Nationen, standen auf der einen Seite; Deutsche und Franzosen auf der andern. Nun verließen alle jene höheren Würdeträger das Concil; und die Gegensätze, die im Constanzer Concilium geschlafen, lösten sich jetzt voneinander. Die untern Ordnungen der Hierarchie, und die Doctoren und Rechtskundigen der Versammlung, die ihre Mehrzahl bildeten, waren in Basel zurückgeblieben, erklärten sich für die Fortsetzung des Concils: und indem sie sich zur unbedingten Suprematie des Concils über den Papst bekannten, setzten sie Eugen ab, und wählten Felix V. Die Bischöfe, bis auf sieben, aber entwichen nun vollends von ih-

nen, und die Zurückgebliebenen zogen sich zuletzt um ihren Papst nach Lausanne; während die höheren Würdeträger um Eugen in Ferrara und Florenz sich einigten, und dort zur Lehre von der Suprematie des Papstes über das Concil sich bekannten. So war also das Concil in ein Oberhaus und ein Unterhaus getheilt; jenem war es in Florenz gelungen, aber zu spät für die Rettung von Byzanz, das Schisma zwischen der römischen und griechischen Kirche zu heilen; während das in Basel das mit den Hussiten beseitigte. Die Kirchenversammlung des Südens stand der des Nordens gegenüber; viele Wohlgesinnte riethen, beide aufzulösen, und ein drittes allgemeines zu versammeln; dieser Rath aber drohte, das Uebel nur noch durch das dritte Element zu mehren.

So hatte vieljährige Berathung zu keinem Resultat geführt. Die mit den drei Päpsten eintretenden Aergernisse hatten Entrüstung in den Gemüthern hervorgerufen, und eine Furcht, das große Heilswerk möge zum Untergange neigen. Das Verlangen war entstanden, die gestörte Ordnung wieder herzustellen; und die Zeit hatte geurtheilt: was durch die Form versehen worden, müsse auch durch die Form wieder verbessert werden. Absolutism der Einheit hatte das Uebel hereingeführt; im absoluten Frankreich hatte der heil. Stuhl die Form französischer Politik angenommen, und die Scandale waren sogleich eingetreten. Dem Drucke, den die sich überhebende Mitte übte, konnte, so schien es, nur durch ein Gegengewicht abgeholfen werden, das allein in der Gesammtheit der höhern Kirchengewalt zu finden war. Somit wurde alle Hoffnung und aller Accent auf das Concilium gelegt; und da die eine Form das Uebel gebracht, schien das Ziel glücklich in der Gegenform gefunden. Die Discussion über das Verhältniß der beiden Mächte konnte nicht abgewiesen werden; die Dreispaltung in der Einheit, die mit ihr gestraft wurde, hatte sie nothwendig herbeigeführt. Menschliche Schwäche hatte diese Irrung herbeigerufen; der Mensch im Papste kann irren, das hatte sich in der Erfahrung ausgewiesen. Was die Einheit nicht geleistet,

wurde jetzt im Concil gesucht. Die Kirchenversammlung kann nicht irren, wurde daher vorausgesetzt; denn ohne diese Voraussetzung hätte man nur wissentlich Irrthum gegen Irrthum eingetauscht. Diese Doctrin, die in Constanz gekeimt, wurde nun in Basel bis zum Aeußersten hinausgetrieben. In aller Form, diese abstract gefaßt, aber ist kein Heil; der Absolutism der Einheit hatte sich versagt, auch jener der Gesammtheit, getrennt von der Einheit, wollte es nicht gewähren. Im Concil, wie im Papste, ist die menschliche Freiheit alles Zwangs entbunden; und der Geist von Oben überschwebt die Versammelten; erleuchtend und heiligend, wenn sie einstimmen, führend und ausgleichend, wenn sie widerstreben: also nicht wie die Sonne in den Weltkörpern waltend, sondern selbst den Mißbrauch nicht ausschließend, obgleich durch seine Fügungen ihn ausgleichend und berichtigend. Positiv führt er also die Willigen, negativ die Widerwilligen zu dem gemeinsamen Ziele; und was die Concilien von den Päpsten ausgesagt, daß sie persönlich fehlbar seien, gilt auch von ihnen; indem jedes in seinen persönlichen Gliedern, weil frei, auch der Irrung unterworfen, und dann eines Correctivs aus der Einheit bedürftig ist. Das hat sich denn auch in der Zeit, die in ihnen zu ausschließlich das Heil gesucht, praktisch herausgestellt. Die höhere Aristokratie der Kirche hat von der Unteren sich getrennt, und neigte naturgemäß mehr dem Centrum zu; während das Presbyterium sich mehr zur andern Seite, gegen die Demokratie hin hielt. Somit trat ein Schisma in die Peripherie, dem Schisma im Centrum gegenüber; und wie die Einheit hier sich dreigegliedert, so hat das Abbrechen des ganzen Processes es nur verhindern können, daß nicht auch drei Concilien vollends die Welt verwirrt; und den Widerspruch, der früher nur mißbräuchlich die Mitte umstanden, nun in allen Elementen der Kirche befestigt haben. Es war also aller Welt handgreiflich und klar geworden: nicht im Theilen dessen, was im Leben verbunden ist; nicht im Abstrahiren, und im Verfolgen durch die Abstraction auseinandergerissener Extreme, beruht der lebendige Bestand der Kirche;

nur in der harmonischen Durchdringung und Durchspielung ihrer Elemente kann er gefunden werden. Das Problem aber hatte auch in dieser Zeit seine vollkommene Lösung nicht gefunden; denn entgegengesetzte Principien darüber hielten fortdauernd die Geister getheilt. Der Gründer der Kirche hatte zu keinem von Beiden autorisirt, aber Beide mit einander in ihr realisirt; das Geheimniß ihrer gegenseitigen Durchdringung aber in ihrem innersten Leben eingeschlossen. Als Störungen in der Geschichte das Eine in krankhafter Richtung übertrieben, da hatte gleiche Uebertreibung des Andern wieder gegen seine Schranken hingedrängt; und es war auf eine Zeit wieder leidliche Harmonie hergestellt. Die Völkerkirchen aber hatten die verschiedenen Doctrinen zum Theil von jenen Versammlungen mit sich hingenommen; und während fortan die Römische mehr zur Centralen hielt, hatte die Französische den Satz, das Concil ist über dem Papst, zu ihrem Grundsatz sich genommen, und darüber ihre gallicanischen Freiheiten aufgebaut. Die nordischen Völker aber hatten ihre besondere Lösung der Frage sich vorbehalten.

Nach einigen Menschenaltern, mit politischen Wirrnissen erfüllt, ist dann diese Lösung durch den Abfall des germanischen Nordens von der Kircheneinheit eingetreten. Der von unten auf in seinen Werken ansteigende Geist des Widerspruches, auf dem Wege voranschreitend, dessen Stadien durch Arius, Pelagius und Wiclef-Huß bezeichnet sind, tritt jetzt in einem vierten hervor, und Luther, Calvin und Zwingli geben diesem den Namen. Die alte Kirche hatte ihr Werk auf den lebendigen Gott begründet; es sollte fortleben in seinem lebendigen Vertreter und der gleich lebendigen Ueberlieferung, und durch sie den todten Buchstaben deuten. Die Reformatoren aber bauten ihre Gegenkirche, alle Tradition verwerfend, auf das in die Schrift niedergelegte Wort; sprachen aber die Hermeneutik dieses Wortes dem menschlichen Geiste zu. Wie sich aber nun die Geister schieden, so auch die Deutung; und den doppel und dreifachen Päpsten und den Doppelconcilien trat schon gleich im

Beginne die Dreiheit der Confessionen im Lutherthum, dem Zwinglianism und dem Calvinism entgegen. Während in Ersterem die göttliche, frei wirksame Gnade den Menschen durch den thatlosen Glauben, ohne weiteres Zuthun, rechtfertigt, und die Werke nur wie Früchte der gewonnenen Heiligung sind; wird im Calvinism diese Gnade durch die Nothwendigkeit in der Prädestination vermittelt, die den Fall des ersten Menschen angeordnet; und die Verworfenen sofort noch tiefer in den Sünden verstrickt, den Begnadigten aber ohne ihr Verdienst die Verdienste Christi imputirend, sie zu guten Werken nöthigt, und ihnen zuletzt auch die ewige Seligkeit aufdringt. Den Gott Wiclefs hatte Luther dem Geiste übergestellt, daß er seine Gnade im Glauben sich aneigne; während Calvin ihn der Natur des Geistes untergestellt, daß er sie mit eisernem Bande zum Segen oder zum Verderben umschmiede. Gegen diese Lehren hatte die alte Kirche in der ökumenischen Synode von Trient sich, bei zweimaliger Unterbrechung, zu drei verschiedenenmalen versammelt; um ihr Lehrgebäude nach dem Bedürfniß der Zeit abzuschließen, und durch Reformation ihr inneres Regiment zu ordnen und zu einigen. Bei diesem Bemühen mußte auch das alte Problem, über das Verhältniß der Mächte in der Hierarchie, neuerdings zur Sprache kommen, und seiner Lösung näher rücken. Die Nationen, die hauptsächlich auf ihm sich vertreten fanden, waren die Romanischen: Italiener, Franzosen und Spanier. Die Ersten hielten sich durchgehends zu dem einen Extrem, das sich bei dem vorigen Versuche herausgeworfen; die Franzosen zu dem Andern: das Concil ist höher als der Papst; die Spanier suchten eine Mitte, doch näher bei den Letztern. In der Sitzung vom 20. Oct. 1562 hat über diesen Gegenstand in der allgemeinen Congregation der zweite General der Jesuiten, Laynez, eine merkwürdige Rede abgehalten, die den einstimmigen Beifall aller ihrer Zuhörer sich gewann. Er unterschied darin zwischen der Weihegewalt (potestas ordinis), — der Administration der Sacramente, — in der die Consecration von Gott, durch eine bloße Vermittlung

von Menschen, unter vorgeschriebenen Formen sich ertheilt; und der Jurisdictionsgewalt (potestas jurisdictionis), übertragen auf rein menschliche Weise, nach Willkühr des vorgesetzten menschlichen Willens; der damit einen Act der Autorität und Herrschaft ausübend, als die unmittelbare Ursachlichkeit der durch ihn hervorgerufenen, untergeordneten Gewalt gelten müsse. Beide bezweckten die Heiligung; die Erste unmittelbar durch die Wirkung der Sacramente, die keine menschliche Macht positiv zu hemmen im Stande sei; die Andere durch Excommunicationen und andere Constitutionen, deren veränderliche Gewalt auch wieder durch Menschen verhindert werden könne. Nun stellte er den Satz auf: die bischöfliche Weihegewalt komme unmittelbar von Gott, nach göttlichem Rechte in unveränderlicher Weise, den mit dieser Würde bekleideten Individuen zu; die Jurisdictionsgewalt gleichfalls zwar, wie jede Gewalt im Allgemeinen, von Gott, aber indirekt durch Mittelspersonen übergeleitet. So sei auch Diese zwar unmittelbar von Gott dem Petrus und seinen Nachfolgern, und durch einen besondern Vorzug auch ihren Personen nach den übrigen Aposteln gekommen, und habe dann Petrus und den Päpsten nach ihm und den Aposteln unveränderlich eingewohnt; auf alle Bischöfe gehe sie aber durch den Papst, als dazwischen gestellte Mittelperson, über; und darum könne diese ihre Jurisdiction auch aus gegründeten Ursachen vom Papste verändert werden. Die Worte: was ihr binden werdet und lösen ꝛc., der Zeit nach zuerst an alle Apostel, und in ihnen, an alle ihre Nachfolger gerichtet; hätten ihnen die Weihegewalt, rücksichtlich der sacramentalischen Absolution verliehen. Dann erst aber habe der Herr der also gegründeten Hierarchie mit den Worten: weide meine Schaafe, ein Oberhaupt gegeben; Worte, die allerdings auch an alle Apostel gerichtet gewesen; nicht aber an alle persönlich, sondern an die Gesammtheit in Petrus; welcher, da er die ganze Heerde nicht allein für sich weiden konnte, sich der Beihülfe der Andern bedienen sollte; weil bei der Annahme des Gegentheils der Gesammtheit gesagt worden wäre, daß sie auch den Petrus

weiden sollte; der ihr also damit untergeben worden wäre. Die Bischöfe seien übrigens nicht in allen Stücken Nachfolger der Apostel. Niemand erkenne in ihnen die Fülle der Jurisdiction an, wie sie bei Petrus und Johannes getroffen wurde; nur in der Weihegewalt seien sie als ihre Nachfolger zu betrachten; während der Papst in allen Stücken, und auch in der Fülle der Jurisdictionsgewalt, der Nachfolger des heil. Petrus sei. Er theile Diese dann den niedern Bischöfen mit, als der Generalvicar von Gott, der seine Jurisdiction unmittelbar von Ihm ableite; während diese sie von ihm bezögen. Die Schriftstellen, die man anführe, um zu beweisen: Gott habe den Bischöfen unmittelbar ihre Jurisdiction verliehen, bewährten keineswegs, was man in ihnen gesucht. Wenn der Apostel an die Epheser sage: er bestellte Hirten in der Kirche, und man nun schließe: folglich müsse er ihnen auch die Jurisdiction gegeben haben, ihre Schaafe zu weiden; dann entscheide die Stelle nicht darüber: ob sie diese Jurisdiction unmittelbar oder mittelbar durch den Oberhirten erlangt. Bei der Andern in der Apostelgeschichte: daß der heil. Geist die Bischöfe bestellt habe, die Kirche Gottes zu leiten; so wie bei der Parabel vom getreuen und guten Knechte, müsse er fragen: ob der heil. Geist die Bischöfe mit eigener Hand auf ihre bischöflichen Sitze geführt habe?; da sie nun vielmehr durch Wahl und die Consecrirenden zu Bischöfen gemacht worden, könne von einer unmittelbaren Einsetzung auch hier nicht die Rede seyn; eben so wenig entscheide die Parabel. Auch keiner der Väter, die man anziehe, bediene sich des Wortes unmittelbar. Der Cardinal Bessarion habe auf dem florentinischen Concil den Griechen gegenüber also geschlossen. Ueber die lateinischen Väter, die ausgesprochen: daß der heilige Geist vom Vater und dem Sohne ausgehe; und über die Griechischen, die gesagt: daß er vom Vater ausgehe, ohne des Sohnes zu gedenken, können wir das Anathema nicht aussprechen: wir haben uns also an jene Auslegung zu halten, die Alle sichert, indem sie Alle in Uebereinstimmung bringt, und müssen sagen: daß die Griechen den Sohn nicht haben auszuschließen gedacht;

sondern daß sie vielmehr haben sagen wollen: daß der heil. Geist vom Vater auch durch den Sohn ausgehe. Ganz derselbe Schluß gelte nun auch, sagt der General, im vorliegenden Falle. Einige Väter urtheilen: die Jurisdiction der Bischöfe sei von Gott, Andere, daß sie vom Papste komme; wir müssen also auch entweder bekennen, daß sie unter sich im Widerspruche seien, und ein Theil in so wichtiger Materie irre, — eine Meinung, die weder wahrscheinlich, noch fromm ist, — oder um sie in Uebereinstimmung zu bringen, und die Wahrheit in dem Ausspruche, so der Einen, wie der Andern, zu erkennen, sie Alle dahin auslegen: daß die Bischöfe durch den Papst von Gott sind. Nachdem er noch manche Aussprüche der Päpste Leo und Gregorius, des heil. Bonaventura über diese Materie erörtert hatte, schloß er zuletzt damit: die Worte: meine Schaafe, — seien entweder allein an den heil. Petrus und seine Nachfolger gerichtet gewesen, wobei es dann klar sei, daß ihnen die ganze Fülle der Jurisdiction in der gesammten Kirche zustehe, aus der dann Alle die Ihrige schöpfen müßten. Oder der Erlöser habe sie an alle Bischöfe gerichtet; womit aber dann auch der Grund, der doch auch von den Anhängern der entgegengesetzten Meinung als nothwendig anerkannt werde: daß nämlich die ganze Materie dieser Jurisdiction von Jesu Christo dem Papst unterworfen sei, und von ihm den besondern Bischöfen mitgetheilt werde, wegfalle, und mit ihm das Fundament der ganzen Hierarchie entzogen werde *).

Im Laufe des Novembers war der Cardinal von Lothringen mit vierzehn französischen Bischöfen, drei Aebten und achtzehn Theologen, größtentheils der Sorbonne, in Trient ange-

---

*) Dell' istoria del Concilio di Trento scritta dal padre Sforza Pallavicino della Comp. di Gesù, novamente ritoccata dall' Autore. In Roma 1664. Part. III. L. XVIII. Cap. XV. p. 208 — 220. Monumentorum ad hist. Concil. Trid. potissim. illust. spectant. ampliss. Collectio. St. Judoci - - Plat. Lovanii 1785. Tom. V. p. 524.

langt. In einer umständlichen Rede hatte auch er, wahrscheinlich als Organ der Gesinnungen der Mehrheit des französischen Episcopates und der Sorbonne, über jenes Problem sich ausgesprochen: Es könne keiner Streitfrage unterliegen, ob die Weihegewalt der Bischöfe unmittelbar von Gott ausgehe; indem in der heil. Schrift gesagt werde: Empfanget den heiligen Geist! der doch nur von Gott gegeben werden könne. Aber auch die Jurisdictionsgewalt gehe in der ganzen Kirche von Gott aus; denn die Kirche habe kein Recht zu verfügen, daß sie nicht mehr von Papst und Bischöfen regiert werde, und etwa statt dieser Regierungsform eine Aristokratie oder Demokratie einzuführen; sondern sie sei verpflichtet, in einer vollkommenen Monarchie mit einem allgemeinen Papst und besondern Bischöfen zu leben, weil diese ihre Regierungsform unmittelbar von Gott ausgehe. Bei jedem Bischofe gehe nun der Theil der Jurisdiction, welcher als übernatürlich betrachtet werden müsse, von Gott ohne Mittelsperson aus, weil kein Uebernatürliches durch Menschenhand gegeben werden könne; von dieser Art aber sei die Jurisdiction von Sünden loszusprechen. Dennoch aber könne die Jurisdiction der Bischöfe keineswegs mit der des Papstes verglichen werden; und in gegenwärtiger Zeit müsse überdem alles Absehen darauf gerichtet seyn, die Einheit und den Primat des apostolischen Stuhles zu vertheidigen; da alle Secten der Gegner im Streben sich geeinigt fänden, dieß Bollwerk zu ersteigen. Der Umstand, daß die Jurisdiction der Bischöfe unmittelbar von Gott in der Kirche sei, könne auch das Ansehen des Papstes keineswegs vermindern; denn ihm allein sei ja die Macht gegeben, diese Jurisdiction bei Allen zu bekräftigen und in Ausübung zu bringen, indem er berufe, aufnehme, sende und auch absetze; so daß Niemand von Gott ist aufgenommen und gesandt worden, als vermittelst des Papstes; wie der Cardinal Polus das Alles durch Beispiel erwiesen; da ja auch im entgegengesetzten Falle der Begriff von einem Oberhaupt zerstört werde. Dieß sei durch alle Bischöfe, mit Ausnahme der vom Herrn unmittelbar aufgenommenen

Apostel, bewährt worden, und die Worte des Paulus: Ich, weder von Menschen noch durch Menschen berufen, die gegen diese Aufstellung angeführt würden, bekräftigten sie vielmehr; weil also die andern durch Menschen als Mittelpersonen ihre Jurisdiction erlangt. Die Materie dieser Jurisdiction werde daher vom Papste den Bischöfen überwiesen, gemindert, oder zurückgenommen; und diese Gewalt gehe nicht aus der Weihe hervor, weil sonst die Kapitel bei Erledigung des bischöflichen Stuhles sie nicht würden ausüben können; der Bischof ihre Ausübung seinem Generalvicar nicht zu übertragen vermögte; und die Appellation an die durch menschliches Recht höher gestellte Würde des Erzbischofs nicht geschehen möchte. Sie sei vielmehr vollkommen dem Papste überlassen, in dessen Willkühr es stehe, sie zu mäßigen; zur Erbauung aber, nicht zur Zerstörung *). Diese Rede des Cardinals, obgleich das Ehrenrecht und den Anspruch auf Gehorsam dem Papste zuerkennend, ruhte doch wesentlich auf der Ansicht der gallicanischen Kirche von dem Uebergewicht des Concils, in der Wage, in der die Mächte gewogen wurden. Denn neben der Weihegewalt erklärte sie auch das positive Element der Jurisdiction, ihre eigentliche Macht, als göttliches Recht, unmittelbar den Bischöfen von Gott verliehen; dem Papste nur die negative Seite, die bloße Materie als irdisches Recht, im Widerspruche mit dem unmittelbaren Uebertrag des Hirtenamtes überlassend. Die Ansicht des Generals der Jesuiten dagegen erscheint unzweifelhaft als die am tiefsten eindringende; und möchte, bei einiger Modificirung, der wahren Lösung des Problems am nächsten gekommen seyn. Papst und Bischöfe erhalten nämlich unläugbar die Weihegewalt; die Bischöfe werden zu untergeordneten Mitten geweiht, also daß sie die Weihen, und was sie sonst empfangen, wieder ausstrahlen; der Papst aber wird zur Mitte dieser Mitten erhoben. Auf ihn werden also Alle angewiesen; dem ihnen Untergestellten werden sie übergestellt;

*) Pallavicino Lib. XIX. Cap. VI. p. 284 — 286.

ſie ruhen auf ihm, er ſpannt und entſpannt ſie von Mitte zu Mitte; und er beſtrahlt ſie, in der Circumferenz wieder ihre gemeinſame Beſtrahlung aufnehmend. Die Jurisdiction aber iſt, in ihrem übernatürlichen Elemente, an Petrus, vorbehaltlich der Beiziehung der Andern zum Hirtenamte, übertragen worden, und ſo geht ſie aus von ihm auf die Anderen; ihre Macht wurde alſo weſentlich der Einheit zugetheilt, und dieſe iſt es, die ihrem natürlichen Elemente, ihrer Materie, durch den Wählenden geboten, erſt die active Form verleiht. Nachdem Laynez ſeine Rede in der Congregation abgehalten, waren heftige Discuſſionen über das Princip in der Synode ſelbſt entſtanden. Der Mehrheit der italieniſchen Biſchöfe ſchien das, der päpſtlichen Würde in ihr Zugelegte, nicht hinreichend, um ſie zu ſichern: die Gewalt aller Biſchöfe insgeſammt reiche nicht an die Gewalt des Papſtes; dieſe ſchränke vielmehr die biſchöfliche ein, und concurrire mit ihr in ihren Bisthümern; ſo daß ſie in allen ein größeres Recht in Anſpruch nehme, als die Biſchöfe ſelbſt beſitzen: alſo hatte auch der Biſchof von Leiria geſagt. Die Mehrheit der ſpaniſchen Biſchöfe verwarf dagegen die darauf gegründete Form des Canons, weil ſie der biſchöflichen Macht zu wenig gewähre; ſie erklärten vermöge göttlichen Rechtes allerdings zum Gehorſam gegen den Papſt verpflichtet zu ſeyn; es ſei aber nicht ausgemacht, daß ſie als Theilnehmerin der Beſchwerden, wie der Canon es ausgedrückt, vom Papſte aufgenommen werde: denn ſie ſeien Vicarien Jeſu Chriſti, nicht aber des Papſtes. Beide ſtreitenden Theile hatten in die Wahrheit ſich getheilt; und da nun auch die Commiſſion der Synode zur Unterſuchung der Form, die der Cardinal vorgeſchlagen, aus vier Theologen, worunter Lainez, und fünf Canoniſten, zuſammengeſetzt, Oppoſition gegen ſie einlegte; ſo wurde zuletzt jede ſchärfere Entſcheidung über die Frage vertagt, und nur im Allgemeinen im Canon ausgeſprochen: die Biſchöfe ſeien in der Kirche vermöge der Einſetzung Jeſu Chriſti. Somit blieb alſo auch jetzt das Problem, obgleich ſchärfer begränzt, doch ungelöst.

Die Zeit von der ersten Einberufung dieser Synode durch Paul III. bis zum Schlusse und darüber hinaus, etwa bis zum Tode Heinrichs IV., ist auch die Zeit der Gründung und der weitern Ausbreitung des Ordens; ein Zeitraum, in den wir sein erstes Noviciat versetzt. In seinen Bullen hat dieser Papst ihm die Macht gegeben, an allen Orten und in allen Kirchen dem Volke und dem Clerus zu predigen, und das Wort Gottes zu verkündigen; alle Gläubigen Beicht zu hören, und sie selbst in den dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen loszusprechen; vor Tag und nach Mittag Messe zu lesen, und dabei die Sacramente zu spenden: Alles ohne die Bewilligung der Ordinarien und die Einstimmung der Parochial- oder Kirchenvorstände. Dem General der Gesellschaft hat er das Recht gestattet, nach den Umständen Aenderungen in ihrer Verfassung vorzunehmen; und dabei alle seiner Obedienz Untergebenen von allen Sünden, Censuren, Suspensionen, Interdicten und Excommunicationen loszusprechen; während er dagegen den Bischöfen das Recht genommen, sie zu interdiciren oder zu excommuniciren, oder ihre Mitglieder nach seinem Gutdünken zu anderen Zwecken zu verwenden. Die ganze Gesellschaft, die er von dem Chor befreit, hat er mit allen den Ihrigen und ihrem ganzen Besitzstand unter seinen unmittelbaren Schutz und seine Jurisdiction gestellt; während er sie von jeder Andern befreit, verbot er ihre Güter zu beschätzen; und stellte ihr frei, unter den Würdeträgern der Kirche sich conservative Schützer ihrer Privilegien zu wählen. Die, welche der Predigt und dem Gottesdienste des Ordens beiwohnen, werden von der Verpflichtung befreit, den in der Pfarrkirche zu besuchen; und alle seine Congregationen, mit dem General verbunden, werden gleichfalls von der Bulle autorisirt. Alle diese Exemtionen, der Gesellschaft bewilligt, um ihr Raum zu schaffen, mußten der ordentlichen Metropolitanbehörde vielfachen Anstoß geben; und so sehen wir den Orden besonders in seinen Anfängen in vielfache Streitigkeiten mit den Bischöfen und der Pfarrgeistlichkeit verwickelt. Der Bischof von Paris, Du Bellay, hat seine

Anstände gegen ihn in dem Gutachten, das er 1554, vier Jahre nach ihrem ersten Auftreten in Frankreich, abgegeben, ausgedrückt. „Die Vorrechte der Gesellschaft beschränkten", sagt er, „durch die ihr gestatteten Dispensen und Excommunicationen, nicht bloß die Jurisdiction der Bischöfe; sondern auch das eingeräumte Recht, Kirchen und ihre Gefässe zu weihen, was nur durch Bischöfe geschehen könne, ihr Weiherecht; durch die ihr gestattete Befugniß, ohne Erlaubniß des Pfarrers Beicht zu hören und das Sacrament zu spenden, aber werde die Decretale: omnes utriusque Sexus, in gleichem Grade verletzt. Als neueingeführter Orden mußte er schon darum die Aelteren in nicht sehr freundlicher Stimmung sich gegenübersetzen. Da sie insbesondere auch als Professen das Gelübde der Armuth abgelegt, mußte vorzüglich der Mendicanteorden, vor Allem in einer erkälteten Zeit, wo die Liebesgaben spärlicher zu fließen angefangen, sich sehr benachtheiligt glauben; und auch die Armen- und Krankenhäuser und übrigen Wohlthätigkeitsanstalten mußten eine Schmälerung ihrer Einkünfte durch ihr Aufkommen befürchten." Da sie auch die Kanzel als einen Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit für sich in Anspruch genommen; so mußte besonders der Predigerorden, der früher vor allen Andern in der Verkündigung des Wortes Gottes am meisten sich ausgezeichnet, und sich nun bald von dem neueintretenden Nebenbuhler in dieser Wirksamkeit übertroffen sah, dieß sehr übel empfinden. Daher ist es geschehen, daß der Orden der Jesuiten in den Dominicanern seine abgesagtesten, unversöhnlichsten Feinde gefunden. Darum hat selbst in Spanien die Gesellschaft, da sie doch dort, im Vaterlande ihres Stifters, mit großer Vorliebe aufgenommen wurde, an Melchior Canus, einem sonst frommen Dominicaner und tüchtigen Theologen, einen starken Gegner gefunden. In seinen Locis theologicis (Lib. IV. Cap. 2) tadelt er sie schon ihres Namens wegen, da die Benennung von Söhnen Jesu Christi allein der gesammten Kirche zukomme; und die, welche sich seiner insbesondere anmaßten, nach der Häretiker Weise lügenhaft vorgäben, bei

ihnen ſei die Kirche. Er hatte die Meinung, das Ende der Welt nahe; der Antichriſt ſchicke ſchon ſeine Boten aus; alle Kennzeichen, woran man die Seinigen erkenne, träfen bei den Gliedern des Ordens ein, den er vorausgeſendet. Man machte ihn aufmerkſam, daß man Daſſelbe früher vom Orden des heil. Dominicus und Franciscus geſagt, wie Thomas in ſeinem Buche über die Orden berichte; er ließ ſich nicht abhalten, das Gleiche nicht bloß in Privatkreiſen, ſondern als Doctor der Facultät in Salamanca und von der Kanzel zu betheuern; ſo daß ſelbſt das Volk und Männer von Einfluß auf das Wort des verehrten Mannes gegen den Orden mißtrauiſch zu werden begannen. Als ſein Freund, der Jeſuit Turran, ihn inſtändig bat, abzulaſſen, erwiderte er: er finde ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden, das Volk gegen die Verführung zu warnen. Man glaubt, der Papſt habe ihn deßwegen auf das Concilium von Trient berufen, und in der Folge ihn zum Biſchof von Canaria ernannt; aber auch als ſolcher hat er ſeine Meinung nicht geändert, wie aus einem ſeiner Briefe an den Auguſtiner Rigla, den Beichtvater Carls V., erhellt.

Nachtheiliger für den Orden, in Frankreich insbeſondere, war der Widerſpruch, den er an der Univerſität von Paris und den Theologen der Sorbonne gefunden. Der Orden hatte des Lehramtes ſich angenommen; begreiflich, daß dieß die Eiferſucht des alten Lehrkörpers gegen ihn wecken mußte. 1554 hatte das Parlament auch die theologiſche Facultät von Paris zum Bericht über ihn aufgefordert; und dieſer war dahin ausgefallen: dieſe Geſellſchaft ſcheine gefährlich für den Glauben; drohe, den Frieden der Kirche zu ſtören; ſei den Mönchsorden gefährlich, und mehr zum Zerſtören, als zum Erbauen eingerichtet. Da auch der Erzbiſchof gegen ſie berichtet hatte, wollte das Parlament ſie abweiſen; da aber der Hof ihrer ſich angenommen, hatte es ſie 1560 an die Synode von Poiſſy verwieſen. Sie wurde dort angenommen, und ihr geſtattet, ein Colleg in Paris aufzurichten, auf die Bedingung hin: einen andern Namen anzunehmen, und auf die ihnen in ihren Bul-

len bewilligte Vorrechte für Frankreich zu verzichten, und in den ordentlichen Diöcesanverband einzutreten; unter Strafe der Nullität im Falle der Nichtachtung: worauf dann das Parlament den Act ihrer Aufnahme einregistrirte. Nun waren aber die Zeiten der letzten Versammlung des Concils in Trient herangekommen; und beim Schlusse desselben im Winter des Jahres 1563 waren die achtzehn Doctoren der Sorbonne, die den Cardinal begleitet hatten, nach Paris zurückgekehrt. Sie waren Zeugen alles dessen gewesen, was in der Kirchenversammlung vorgefallen. Die Worte, die Laynez dort geredet hatte, waren ihnen wohl bekannt geworden; weil die Rede, die sie dem Cardinal in den Mund gelegt, eine Antwort darauf gewesen; so wie auch der Jesuitengeneral seine Gegenrede in der Commission der Theologen und Canonisten, die ihre Vorschläge verworfen, abgehalten. Er mochte im Eingange derselben sich noch so sehr verwahren, und Gott, den Richter der Todten und Lebendigen, zum Zeugen anrufen, daß es ihm zu keiner Zeit eingefallen sei, auch nur ein Wort in der Absicht zu verlieren, um der Gewalt zu Gefallen zu reden. Schon zu dreienmalen, wo er der Synode beigewohnt, unter Paul III., Julius III. und gegenwärtig, habe er immer seine Ansicht ohne alle menschliche Rücksicht ausgesprochen, und er werde diesem seinem Grundsatze auch für die Zukunft treu bleiben; denn nichts auf Erden könne ihn bestimmen, eine andere Sprache, als die des Gewissens zu führen, da er auf Erden nichts suche, nichts hoffe, zugleich aber auch nichts fürchte. Sie glaubten ihm nicht; denn sie wußten recht wohl, wie der Macchiavelism ihres Hofes es gehalten, als er über den päpstlichen Stuhl zu verfügen geglaubt; und konnten sich nicht überzeugen, daß die Italiener anders handeln würden, nun er wieder in ihrer Mitte stehe. Sie waren Zeugen des Benehmens der italischen Bischöfe auf dem Concil; wie diese zwar in einem richtigen Instinct der Einheit für ihr Interesse gehandelt, aber doch auf eigene Rechnung viel unnütze Servilität hinzugefügt. Bei denen, die in Frankreich zurückgeblieben, mußte die perfide Weise, wie später Sarpi

die Rede des Laynez paraphrasirt, dieselbe Wirkung hervorbringen. So stand es also bei Allen fest: der General, der jetzt an der Spitze des Ordens stand, habe dessen Geheimniß auf dem Concil ausgesprochen. In ihm sollte daher die ganze Kirche alle ihre Kraft in einer engsten Concentration zusammennehmen; um unter der Form des Absolutismus dem revolutionären Princip, durch die Reformation in der Kirche hervorgegangen, entgegen zu wirken, und jede selbstständige Gesinnung in ihr zu zerstören. Darum war der General, ein unumschränkter Despot, in Mitte einer Umgebung aufgestellt, die nur zum leidendsten Gehorsam abgerichtet wurde. Darum war der Orden aus allen Völkern: Spaniern, Engländern, Franzosen, Deutschen und Italienern und Andern zusammengesetzt; sie werden dort Alle zur Uniformität erzogen: also daß alle nationelle Eigenthümlichkeit in ihnen schwindet. Also nun in kirchliche Weltkinder umgewandelt, werden sie von ihrem Gebieter entsendet, daß sie bei den verschiedenen Völkern Logen bilden, von denen aus jede nationelle Eigenthümlichkeit bekämpft und niedergehalten wird; damit auf der geebneten Erde nichts als die monotone Gleichförmigkeit des Despotismus herrschend bleibe. Ein solches System, würde es realisirt, oder nur zu realisiren versucht, müßte allerdings zum allerentschiedendsten Widerstand herausfordern und berechtigen; denn es würde nicht bloß unchristlich, sondern gottlos seyn. Die Kirche hat jede Eigenthümlichkeit unter der Einheit zu halten, nicht aber aufzuheben; jeder Versuch in dieser Richtung wäre schon unkirchlich gewesen. Der Orden konnte fordern, zur Probe zugelassen zu werden, daß seine Richtung nicht nach dieser Seite gehe; bis dahin aber war wenigstens, wie die Zeiten liefen, der Verdacht nicht abzuweisen, am wenigsten bei einem Volke, das immer mit klugem Instincte auf seine Rechte gehalten. So hatte die Universität, deren Kanzler eben jener Gerson gewesen, der zuerst die Doctrin von der Omnipotenz des Concilii ums gelehrt, sich berufen gefühlt, als die Vertreterin derselben gegen die entgegengesetzte von der Omnipotenz des Papstes,

die ſie bei den Jeſuiten vorausſetzte, aufzutreten; und ſo war die Klägerin gefunden. Das Gericht, bei dem die Klage anhängig gemacht wurde, war gleichfalls gewieſen; es war das Parlament, das den Hof mit den Bollwerken des Rechtes, auf ein vorausgeſetztes Herkommen begründet, umgeben; und mit dem Verſagen der Regiſtrirung ſeiner Ordonanzen ihn begränzt. Das Parlament hatte darum nicht ganz mit Unrecht als den Bewahrer der Nationalfreiheiten ſich betrachtet; dieſen auch vor Allen die Kirchlichen beigezählt, und darum beharrlich allen Vorſtellungen des Hofes und allen Bemühungen des Papſtes und der Biſchöfe zum Trotze, die Beſchlüſſe der Trienter Synode anzunehmen, und die Edicte des Königs einzuregiſtriren, ſich geweigert. Der Orden fand alſo in Frankreich ihm feindliche Ankläger, und ihm ungünſtige Richter. Als er daher 1564 ſein Colleg in Paris eröffnete, wurde er vor den Rector geladen, und befragt: ob er ſich zu den Weltgeiſtlichen, oder den Mönchen zähle? und als er ſchriftlich erwidert: den Namen eines Mönchordens wolle er, der Vollkommenheit des Mönchlebens wegen, ſich nicht beilegen; doch paſſe auch der Name von Weltgeiſtlichen nicht auf Solche, die unter Regel beiſammen in Gemeinſchaft lebten; doch möge man die in den Collegien alſo nennen, ſie in die Univerſität aufnehmen, und ſie würden ſich ihren Geſetzen und Ordnungen willig unterwerfen. Die Univerſität wies ſie aber, nachdem ſie eine heil. Geiſtmeſſe angehört, nun ausdrücklich unter andern mit den Worten ab: „Die Univerſität nimmt an, die Macht des Concils gehe über die des Papſtes, gleich der ganzen gallicaniſchen Kirche; ſie kann alſo keine Geſellſchaft zulaſſen, die den Papſt über das Concilium ſetzt“ *). Darum machte der Orden ſeine Klage anhängig beim Parlament; der Advokat Dumoulin, und ſo noch ſechs Andere, gaben ihr Gutachten gegen ihn; Verſoris führte ſeine Vertheidigung vor den Schranken, und nun trat Stephan Pasquier im

*) Boulay Hist. de l'université. T. VI. p. 587.

Namen der Univerſität auf. Er war damal noch ein vielverſprechender junger Mann; ſeine Rede iſt mit einem bedeutenden Advokatentalente abgefaßt, und darum keineswegs verbunden, Maaß zu halten. Er ſagt: die Irrung, ja wie er hinzuſetzen könne, das Schisma, das Ignaz mit ſeinem Orden in die Kirche gebracht, ſei nicht geringer als das Uebel, welches Martin Luther in ihr hervorgerufen; der Eine habe nur dem heil. Stuhle mehr eingeräumt, als ihm gebühre, der Andere ſeine ganze Autorität verläugnet; der Eine die Spendung der Sacramente ſeinem Orden beigelegt, der Andere ſie abgeſchafft, um das Volk an ſich zu ziehen. Er vergleiche daher Beide dem Epheu, der alte Mauern überziehend, ſie aufrecht zu halten ſcheine, in Wahrheit ſie ſprengend und untergrabend *). Der Proceß kam durch den Eintritt der Ligue in Stockung, wurde aber hernach in anderer Form wieder aufgenommen. Man ſieht, der ganze Grund, von dem dieſe Anfechtung des Ordens ausgegangen, iſt die Lehre von der Omnipotenz des Staates, verlarvt hinter der des Conciliums; und alle andern Angriffe, die bis

*) Er hat ſeine damalige Parlamentsrede in der Schrift: **Le Catechisme des Jesuites** weiter ausgeführt. Die Uebel, die in den langen Reformationskriegen über Frankreich hereinbrachen, füllten die Gemüther mit Bitterkeit; und wie es ſo der Weltlauf iſt, eine Partei ſchob der Andern die Schuld des Unglücks zu. Pasquier gehörte der des damaligen **Juste milieu**, und ſein Sündenbock waren dann vorzüglich die Jeſuiten, denen er alles mögliche Uebel in den drei Theilen ſeines Buches nachgeſagt. Es iſt in der Form eines Dialoges zwiſchen einem Landedelmann, einem Advokaten und einem ſattſam beſchränkten Jeſuiten abgefaßt; ohne Anſpruch auf dialegiſche Kunſt, ohne ſonderliche Sorge um die Begründung der angeführten Thatſachen, **irato animo** geſchrieben, und kann nur dienen, uns ein ziemlich anſchauliches Bild zu geben, wie man damals von Seiten Vieler über dieſe Sache geredet. Sein Sohn, N. Pasquier, hat übrigens in ſeinem gedruckten Briefwechſel (**Paris 1623. p. 885**) das Andenken ſeines Vaters gegen vielfache Angriffe in Schutz genommen, und authentiſch nachgewieſen, daß er ſeinem Glauben bis zum Ende getreu geblieben.

zu dieser Stunde sich gegen ihn erhoben, haben ihren Ursprung in demselben Princip genommen. Hier also liegt der Punkt, um den sich die ganze Geschichte des Ordens im Süden bewegt.

Im Norden ist es der Protestantismus, der ihm mit noch größerer Feindseligkeit entgegengetreten. Er hatte ganz aus der Verbindung mit der kirchlichen Einheit sich gesondert; der Staat war an ihrer Stelle eingetreten, und hatte, was als Lehramt von der Priesterschaft zurückgeblieben, sich untergeordnet. Hier galt es also nicht im mindesten mehr der Frage: ob der Papst oder das Concilium stärker sei; sondern ob die Kirche oder der Staat vorwiege, und mit dem Austritt war diese Frage zu Gunsten des Letzteren entschieden. Die Kirche hatte sich in das ihr gebliebene Gebiet zurückgezogen; und der Orden hatte sofort die Gränzen besetzt, und die Markmannschaft dort angetreten. Nicht überall mit Vorneigung aufgenommen, hatte er doch bald beim katholischen Volk Vertrauen gewonnen; und indem er der Entrüstung der Gemüther über schnöde Gewalt und Uebermuth Richtung und Einheit gegeben, ist es ihm guten Theils zu verdanken, das Alle sich zum Widerstand geeinigt; und der Landgraben durch ganz Europa aufgeworfen wurde, dießseits welchem die alte Kirche noch galt, während jenseits die Politik über ihre secularisirten Rechte verfügte. Das muß unsere Aufmerksamkeit auf die politische Seite jener Zeit hinüberlenken, in der jener unversöhnliche Haß, womit der Protestantism die neuen Gränzhüter befehdete, erst den rechten Nachdruck und Widerhalt gegeben.

XXX.

Rheinländisches.

Deutschland zeigt in diesem Augenblick mehr denn je ein Janusgesicht; was werden die Franzosen, die sich ohnehin nicht in die confuse Haushaltung der teutonischen Ideologie finden können, zu diesem wachsenden Wirrwarr, zu diesen immer grelleren hervortretenden und sich chaotisch bekämpfenden Gegensätzen sagen!

Auf der einen Seite nichts denn Jubel und Feste, Hymnen, Toaste und Feuerwerke; Sängerfest in Würzburg, Beethovenfest in Bonn, Hoffeste in Brühl, in Köln, in Koblenz, auf Schloß Stolzenfels; dagegen auf der anderen Seite Symptome der bedenklichsten Art, Symptome radikaler Auflehnung gegen jede göttliche und menschliche Autorität, Symptome religiöser und bürgerlicher Auflösung und moralischer Verwesung; Flammen gleich, die einem vulkanischen Boden am Vorabend eines Ausbruches hier und dort plötzlich entsteigen und wieder verschwinden, verkünden die Blätter gleichzeitig von vielen Orten her Volksunruhen und blutiges haßerfülltes Zerwürfniß: die Prozession der polnischen Kirche und Nationalität in dem durch den Apostaten aufgeregten Posen, Tumult und Bajonettstiche; Strassenunfug in Halberstadt und Düsseldorf; Reden, Volksversammlungen, Demonstrationen und Proteste der Deutschkatholiken, der Lichtfreunde, der Communisten und Radikalen in Königsberg, in Magdeburg, in Berlin, Breslau und an vielen

andern Orten Preußens und Sachsens, und zuletzt der Aufstand in Leipzig, ein von den Steinwürfen des Pöbels verfolgter Fürst, und am folgenden Tage großer feierlicher Leichen-Conduct, wie ihn nur der schweigende Geist finsterer Rache eingeben kann.

Von all diesen zerstreuten, aber nichts destoweniger in einem sehr sichtbaren innern Zusammenhang stehenden Bewegungen hat inzwischen hier am Rhein im Kreise der versammelten Fürsten und Staatsmänner keine Kunde einen so tiefen erschütternden Eindruck gemacht und zu den ernstlichsten Betrachtungen und Besprechungen Veranlassung gegeben, als eben die Nachricht von den verhängnißvollen Ereignissen in Leipzig, die Rufe des zügellosen aufrührerischen Pöbels und die Gesänge dieser im Namen der vorgeblich bedrohten Gewissensfreiheit von Gotteslängnern und das Kreuz hassenden Führern fanatisirten Menge klangen wie dumpfe Donnerschläge eines von ferne schwer und drohend heranziehenden Wetters in die Böllersalven, in die Festmusik und das God save the Queen und das Heil dir im Siegeskranz. Der Tieger der Revolution hatte diesmal unter seiner leichten Hülle, die ihn so manchem Auge verbarg, die gierigen Krallen allzuweit hervorgestreckt; ein ahnungsvoller Schauer durchzuckte die Seele selbst der Kurzsichtigsten, und es mochte sich nicht leicht einer von der düsteren, unheimlichen Stimmung frei erhalten. Die Zeit übt in der That rasches Standrecht; dem Vergehen folgt die Nemesis auf dem Fuß.

Noch ist kein Jahr vorüber, seit das Obercensurgericht in Berlin wider die ausdrücklichsten Bestimmungen der Gesetze zum Schutze der katholischen Kirche den haßerfüllten Schmähbrief Ronges frei gegeben, und schon stürmt unter dem Rufe: hoch Ronge! hoch Ronge! nieder mit den Jesuiten! ein wüthender Volkshaufe gegen das Hotel seines Thronfolgers, die Civilbehörde unmächtig, den zügellosen Haufen in die Schranken der Ordnung zurückzuweisen, requirirt die Hilfe des Militärs, es fließt Bürgerblut, und siehe da! die Leichen werden

mit einem feierlichen Pompe bestattet, dessen verhängnißvolle Stille und überraschend schnelle Organisation nur zu sehr an die unheilschwangeren Bluttage der französischen Revolution erinnert; in Mitte dieses Tumultes aber erscheint Herr Robert Blum, ehemaliger Theaterbilleteur, Redacteur eines radikalen Blattes, und Hauptbeförderer der Tendenzen jenes vom Ober-Censurgericht freigegebenen Brandbriefes, er, der Hauptsprecher der Deutschkatholiken, haranguirt von einem Laternenpostamente herab mit besonnener, wohl überlegter Kälte die aufgeregten Massen, und überbringt der Behörde die Wünsche oder den Befehl des Volkes. Dieß ist allerdings für einen ersten Versuch auf der Bahn der Revolutionirung der Massen schon ausserordentlich viel, und mehr als genug zur Rechtfertigung der Maßregeln der bayerischen Regierung, die da in der deutschkatholischen Bewegung den alten Radikalism erkannte, der die Religion zum Deckmantel seiner destructiven Tendenzen im Gebiete der Kirche und des Staates nimmt. Daß aber Ereignisse, wie dieses Leipziger, in Deutschland möglich sind, beweist hinlänglich, wie wenig es auch bei uns und namentlich im deutschen Norden bedarf, um unser Vaterland in eine Anarchie unter dem zügellosen Regimente von Freischaaren zu stürzen, gleich der unglücklichen Schweiz. Durch hundert Journale von allen Dächern verkündigt, erhebt dieser Radikalism immer frecher sein Haupt, jeder Autorität, vor allem aber der göttlichen feind, ist eine anarchische Demokratie in Kirche und Staat sein letztes Endziel; diese aber müßte wie immer in den Terrorism und die blutige Tyrannei Einzelner durch den Communism auf den Volksthron emporgehobener Demagogen umschlagen. Würde es auf diese Weise den infernalen Mächten gelingen, das Kreuz in Deutschland zu stürzen, so würde Blut und Barbarei unser Erbtheil seyn, wovor uns der Gott unserer Väter gnädig bewahren wolle.

Sehr natürlich daher, wenn man mitten im Rausche der rheinischen Hoffestlichkeiten in den Gesichtszügen des preußischen Monarchen neben aller gastlichen Freundlichkeit einen nachdenk-

lichen Ernst will gelesen haben; die Geschicke scheinen wieder einer Entscheidung entgegenzudrängen; was Morgen vielleicht geschehen wird, liegt außer aller menschlichen Berechnung, da die Lenker selbst über die leitenden Sterne zweifelhaft geworden sind.

Als derselbe Fürst zum erstenmal nach seiner Vermählung mit der bayerischen Königstochter noch als Kronprinz vor Jahren hier am Rheine erschien und das Volk zu beiden Ufern ihm, dem künftigen Herrscher, hoffnungsfroh entgegen jauchzte, da sah auch er heiterer und sorgenfreier der deutschen Zukunft entgegen; damals auch dichtete dem jungen Fürstenpaar Clemens Brentano einen Willkommgruß; am deutschen Eck, wo Rhein und Mosel zusammenfließen, sollten sie damit von den Kindern des rheinischen Landes empfangen werden; dieser Gruß ist so viel mir bekannt, niemals zur Oeffentlichkeit gelangt, und darum möge er hier als ein Zeugniß entschwundener Tage und Hoffnungen, wie er sich in den Papieren des Dichters findet, stehen.

Heil dir, o Jahr! Heil dir o Tag und Stunde!
Wo hier am deutschen Eck *)
Recht aus Herzensgrunde
Hoch Rhein und Mosel jauchzt:
Hoch Friedrich! hoch Elise! Königskinder!
Willkomm! willkomm geliebter Jugendfürst!
Du Lorbeerblüthe aus dem Kranz der Ueberwinder,
Willkomm! am deutschen Eck im Wiederhall.
Und Ave! Ave! Dir Elisabeth!
Ein Name, süß den Waisen und den Armen,
Der Königstochter Name, den die Kirche nennt,
Ein Name voll von Segen und Erbarmen!
Willkomm du Myrtheureiß aus Königseichen,
Willkomm am deutschen Eck, an Rizzas Grab,
Am Grab der Heiligen, an Abkunft gleichen,
Die diesem Ufer reichen Segen gab;
Sankt Rizza, mildes Kind Ludwig des Frommen,

*) Den Namen „deutsch Eck" führt die Stelle, wo Rhein und Mosel zusammenfließen, weil dort ein Deutschordenshaus steht.

Du schmücktest lebend gern uns den Altar,
Nun heiß mit uns Elisabeth willkommen
Und segnen unsern Gruß aus sel'ger Schaar;
Gieß deinen Segen, allgeliebtes Jahr!
Den du an Wein und Waitzen uns willst bringen,
In Fülle aus auf dieses Fürstenpaar,
Dann sollen unsre Becher freundlich klingen:
Heil dir o Jahr! Heil dir o Tag und Stunde!
Wo Rhein und Mosel grüßt,
Am deutschen Eck mit treuem Wellenbunde,
Das theure Königskinderpaar umschließt.

Wie viel des Erfreulichen und Betrübenden hat seit diesem Festgruße der Lauf der Jahre über Deutschland gebracht! Der Dichter selbst ist dahingeschieden und sein gesangreicher Mund für immer verstummt; ihm ward die Freude nicht mehr zu Theil, zu sehen, wie mehr denn eine Million seiner Glaubensgenossen zu Trier vor dem ungenähten Kleide unseres Heilandes ein feierliches Zeugniß von ihrem Glauben, den schon die heilige Rizza und St. Elisabeth vor Jahrhunderten bekannt, im Angesichte aller Völker ablegten; ihm ward aber auch der Schmerz erspart, die Lästerungen Ronge's und das fanatische Hohngeschrei von des Teufels Landsturm gegen die rückkehrenden friedlichen Pilger zu hören; das verbündete Auftreten der Lichtfreunde und der Deutschkatholiken zum Umsturze des positiven Christenthums; die blutige Anarchie der entfesselten Revolution in der uns so nahe verwandten Schweiz hat er nicht mehr erlebt; möge er nun dem Kampffelde irdischer Leidenschaften entrückt, in den Wohnungen des ewigen Friedens seinem Gruß selbst den Segen erflehen, damit der Geist der Versöhnung und wahrer Einheit im Glauben unserem zerrissenen Vaterlande wieder zu Theil werde, dann wird uns gewiß alles Uebrige von selbst zugeworfen werden.

Uebrigens soll die Haltung des Volkes am Rheine auf den König einen sehr günstigen Eindruck gemacht haben, namentlich im Gegensatz zu dem wirren Geisterspuck des nordischen Blocksberges. Kann ich auch nicht in die obligaten Trom-

petenstöße der Journalistik von überschwenglichem Enthusiasm und hunderttausendstimmigem Jubelruf einstimmen, so bewies das Volk am Rhein doch auch bei dieser Gelegenheit seinen gesunden Rechtssinn; hatten seine Vertreter auf dem jüngsten Landtage mit unabhängigem Freimuthe seine Wünsche, seine Klagen und seine Beschwerden vor den Thron gebracht; hatten sie so seine Rechte in einer Weise vertreten, die ihnen in weiten Kreisen alle Achtung gewann, so zeigte das Volk jetzt seiner Seits, daß es wohl wisse, welche Rücksichten es der Person seines Fürsten schuldig sei; dieß konnte dem Auge des Königs nicht entgehen; ja man trägt sich sogar mit ausdrücklichen belobenden Aeußerungen über diesen Volksgeist, die er an den Ufern des Rheines im Hinblick auf andere Ereignisse gethan.

Auch die kirchliche Haltung der Provinz konnte verglichen mit dem wirren Getriebe im Norden nur zu günstigen Betrachtungen Veranlassung geben. Die feste, den Angriffen menschlicher Willkühr, Leidenschaft, Launenhaftigkeit und Beschränktheit, entrückte Grundlage der katholischen Kirche, die treue in allen Klassen verbreitete Anhänglichkeit an den unveränderlichen alten Glauben, die wohlgegliederte innere Organisation, die Achtung und der freiwillige Gehorsam unter die gesetzlichen kirchlichen Autoritäten, die Ruhe und Zuversicht, die sich hieraus über alle Lebensverhältnisse verbreitet, und wodurch das Ganze wie ein wohleingefriedigter und gut geordneter Haushalt erscheint; das Alles mußte gewiß auf den hohen Gast einen mehr als vorübergehenden Eindruck machen. Mitten unter den Trümmern aller übrigen Autoritäten mußte ihm da nicht die bischöfliche, wie sie selbst macht- und wehrlos von Hunderttausenden freiwillig geehrt wird, fast als die letzte Schutzwehr auch der bürgerlichen Ordnung gegen den Andrang des zerstörenden Geistes erscheinen! Im Gegensatz zu diesen rheinischen Zuständen, wo mit den unbedeutenden Ausnahmen von Kreuznach und Elberfeld das deutschkatholische Sectenwesen

mit Entschiedenheit sich zurückgewiesen findet, entfaltet dagegen der Norden vor den Augen des vergleichenden Beobachters ein sehr verschiedenes, sich immer trostloser gestaltendes Bild. Ein wirres, sich selbst nicht verstehendes Streiten nach einer völlig ungebundenen Demokratie, nach einer schrankenlosen Befreiung wie im Glauben so auch in den bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, enthüllt sich dort immer mehr den Blicken; alle Autorität wird in dem Maaße schwankender, und die moralischen Bänder der Gesellschaft werden lockerer, als ein trostloser, auf Kanzeln und Lehrstühlen seit lange eifrig gepflegter und gehegter Unglauben wie ein kaltes, erstarrendes Gift in den Adern des Volkes frißt, und Liebe und Ehrfurcht vor Gott und allem Göttlichen und Höheren in den erkälteten, abgestorbenen Herzen erstickt; während der Hunger und die Gier nach materiellen Genüssen immer verzehrender entbrennt, und immer ungestümer nach Befriedigung verlangt, und, trotz den blutigen Lehren der ersten Revolution, sich allerwärts nach den fehlenden Waffen und einer starken Organisation der Massen umsieht.

Waren darum die Tage, welche der König vor der Ankunft der Victoria auf seiner romantischen Rheinpfalz mit ihrer herrlichen Aussicht in das rebengrüne Thal verlebte, Tage der Ruhe und der Erholung; so kann auch andererseits, im Interesse von Fürst und Volk, nichts mehr gewünscht werden, als eine solche nähere Berührung durch öfter wiederkehrenden, längeren Aufenthalt des Regenten in den Provinzen. So kennt man z. B. in Berlin nur aus einseitigen Berichten, meist protestantischer Beamten, die Stimmung und Gesinnung am Rhein; und hier am Rhein weiß man vielleicht noch weniger von den in den höchsten Regionen der Hauptstadt herrschenden Ansichten. In einem Lande aber, wo die Vertretung des Volkes seinen Beamten gegenüber auf ein Minimum ständischer Rechte herabgesetzt ist; und wo die Censur der Journalistik, namentlich in confessionellen Dingen, mehr oder minder von den Vor-

urtheilen der Beamtenkaste *) abhängt: ist die persönliche Berührung des Monarchen mit den Unterthanen seiner verschiedenen Provinzen um so nothwendiger. Auf diese Weise würde der Fall, daß die guten Absichten des Fürsten durch seine Rathgeber und Minister entweder ganz vereitelt, oder neutralisirt, und im schleppenden Geschäftsgange durch die Bureaux zu todt gehetzt werden, gewiß weit seltener vorkommen und sehr erschwert werden. Die Mißstimmung, die hieraus entsteht, würde sich nicht gegen den Monarchen, sondern gegen die Schuldigen richten. Jeder könnte sich selbst in wichtigen Angelegenheiten überzeugen, daß sein Begehren oder seine Beschwerde wirklich zu den Ohren des Fürsten gelangt ist; und nicht in den staubigen Acten beim Oberpräsidenten der Provinz, oder im Ministerium zu Berlin begraben liegt. Den Willen des Monarchen und der Persönlichkeit seiner Minister würde man so gewiß besser würdigen können; mancher drückende Mißstand, den das Portefeuille eines Ministers hermetisch verschließt, würde im mündlichen Verkehr seine Abstellung erhalten; und nicht der

---

*) Als Beleg hiezu mag die Freigebung des Ronge'schen Schmähbriefes dienen. Es entspann sich hierüber in dem Schooße des Obercensurgerichtes eine lange und heftige Debatte: die katholischen Mitglieder legten entschieden Protest ein. In der Denkschrift des Ministers von Arnim gegen die Trierer Petition heißt es ausdrücklich: die Freigebung sei erst erfolgt, nachdem die Druckerlaubniß wiederholt von sechs oder sieben Seiten her sei begehrt worden. Als ob ein ungerechtes Urtheil dadurch gerechtfertigt würde, daß es im Interesse Vieler liegt, und von Vielen gewünscht wird! Genug, die gehässigen Vorurtheile der protestantischen Majorität im Obercensurgerichte siegten; die wenigen Katholiken wurden überstimmt, und die Brandfackel der Zwietracht und des Aergernisses wurde von dem obersten Gerichtshofe des Reiches in Censursachen in die katholische Kirche geschleudert. Als nun aber der Artikel in den histor.-polit. Blättern zur Beleuchtung jenes Urtheiles erschien, und die katholischen Mitglieder diesen in die Sitzung brachten; da soll die siegreiche Majorität verstummt seyn, indem sie wohl fühlen mochte, daß sie sich durch dieses Urtheil als Gerichtsbehörde in den Augen aller Unparteiischen moralisch vernichtet habe.

Mißstimmung als öffentliches, nur dem König verborgenes Aergerniß, jahrelang zur ergiebigen Nahrung dienen.

Ein eclatantes Beispiel hievon fiel in die letzten Tage des kurzen königlichen Aufenthaltes dahier; es betrifft die Rückgabe der Jesuitenkirche in Trier, die schon der verstorbene König verfügt. Bekanntlich ist die schreiende Ungerechtigkeit, welche sich an diese Kirche knüpft, der Gegenstand einer besondern, in der Hurter'schen Buchhandlung erschienenen actenmäßigen Darstellung geworden. Auch in diesen Blättern findet sich die Geschichte mehrmal besprochen, und es wurden darüber verschiedene Documente mitgetheilt; das Rechtsverhältniß wird auch seit Jahren von Seiten der Regierung nicht mehr in Zweifel gestellt; die unrechtmäßige Besitzergreifung dieser, von den Katholiken gastlich den Protestanten verliehenen Kirche, ist anerkannt und die Rückgabe vor Jahren verfügt. Allein, trotz diesem ausdrücklich ausgesprochenen königlichen Willen, konnten die Katholiken immer nicht in den Besitz des ihnen entrissenen Eigenthums kommen. Es wurden Pläne zur Erbauung einer neuen protestantischen Kirche gemacht; bei den Plänen blieb die Sache eine zeitlang bewenden. Die Katholiken verlangten von Neuem ihr Eigenthum; sie wurden wieder vertröstet und neue Pläne gemacht, und zuletzt die Sache ganz ins Unabsehbare hinausgeschoben. Daß ein solches fortdauerndes Aergerniß nicht dazu beitragen konnte, die Gemüther in confessioneller Hinsicht zu beruhigen, und das Vertrauen in die Gerechtigkeit von Berlin zu befestigen, versteht sich von selbst. So wurde denn in Trier beschlossen, den Weihbischof, Herrn Müller, mit einer Immediatvorstellung an den König nach Stolzenfels zu beauftragen; damit endlich der längst anerkannten Gerechtigkeit Genüge geschehe, und das Aergerniß ein Ziel finde. Der König bezeugte dem Bischof sein nicht geringes Befremden darüber, daß diese Sache noch immer nicht, wie er doch geglaubt, geordnet, da ja schon vor fünf Jahren die Befehle zur Rückgabe ergangen seien; huldreichst nahm er die Vorstellung entgegen, und versprach, die Sache mit allem Nachdruck zu

unterſuchen. So ſind denn die Deputirten mit der vertrauensvollen Hoffnung heimgekehrt, nun endlich durch das unmittelbare Einſchreiten des Königs das zu erlangen, was ihnen bisher auf dem Wege der Acten, von einem ihren Anſprüchen ungünſtigen Miniſterium, unmöglich geweſen.

Kein Wunder, wenn bei dieſer Gelegenheit auch noch gar manche andere, und zwar ſehr ernſte Beſchwerden gegen dieß Miniſterium des Unterrichtes und des Cultus, und namentlich gegen ſeinen Chef, Herrn von Eichhorn, laut geworden; wie durch ihn auch noch in gar mancher andern Hinſicht die guten Abſichten des Königs für ſeine katholiſchen Unterthanen entweder ganz vereitelt oder gehindert würden. Man iſt es nämlich müde, ſich durch wohlklingende Worte und ewige Vertröſtungen hinhalten zu laſſen; man ſtellt den Verſprechungen die wirklichen nakten Thatſachen entgegen, die ſich nicht abläugnen laſſen. Nach dem Willen des Königs wurde bekanntlich zur Behandlung der katholiſchen Schul- und Kirchenangelegenheiten eine eigene katholiſche Abtheilung in dieſem Miniſterium gebildet; damit die Katholiken nicht in ihren heiligſten Intereſſen Beamten preisgegeben ſeien, die ihnen aus confeſſionellen Vorurtheilen feindlich ſeien; oder von ihrer Kirche nichts wüßten, oder Unkenntniß und böſen Willen zugleich mit einander verbänden. Allein mit dieſer Einrichtung iſt es ſo ziemlich gegangen, wie mit der allerhöchſten Verfügung zur Rückgabe der Jeſuitenkirche in Trier; die Abſicht des Königs iſt ſo gut wie vereitelt. Alle wichtigen Angelegenheiten, auch die katholiſchen, werden vom Miniſter an untergeordnete Beamte ganz nach ſeinem eigenen Ermeſſen gegeben, und ohne Berückſichtigung der katholiſchen Intereſſen, bearbeitet. Ja man erzählt in Berlin ſogar, was hier dahingeſtellt ſei: ſo willkührlich ſei in dieſer Beziehung die Vertheilung der Arbeiten, daß dem Einen der Anfang einer großen Sache, dem Andern das Mittelſtück, und dem Dritten der Schluß mit dictatoriſcher Willkühr ausgetheilt

werde. Herr von Duisburg aber, der Director der katholischen Abtheilung, hat nicht die Unabhängigkeit, um die Rechte der Katholiken gegen die ministeriellen Uebergriffe mit der Entschiedenheit, wie es seine Pflicht erheischte, zu vertreten, und ist nur ein unterwürfiges Werkzeug in der Hand des Ministers; auch Schmedding ist eine zu weiche und nachgiebige Natur, um dem mächtigen Impulse von oben unerschütterlichen Widerstand leisten zu können; Brüggemann aber besitzt mehr scheinbaren, als wirklichen Einfluß; die rechte Hand des Ministers dagegen ist der Geheimrath Eilers, dessen antikatholische Gesinnungen zur Genüge bekannt sind.

Mit Freuden werden die Katholiken es anerkennen, wie sie dem König zum höchsten Dank für die würdige Besetzung ihrer bischöflichen Stühle mit katholischen Hirten verpflichtet sind; aber durch die Weise, wie sich das also geleitete Ministerium den Bischöfen gegenüberstellt, werden die Absichten des Königs und die Früchte seiner Wahl wiederum gänzlich verkümmert. So sehr sehen sich die Oberhirten in allen ihren Schritten gelähmt und gehindert, daß allgemach die traurige Ueberzeugung bei ihnen Wurzel greift: es sei auch in den gerechtesten Forderungen nichts von Berlin als stete Vertröstungen zu erlangen; und wenn man etwas gewähre, so geschehe es nur durch die äußerste Noth abgepreßt.

Welcher Art die von den Katholiken erhobenen Beschwerden sind, davon mögen hier einige Beispiele folgen. Bekanntlich ist der theologische Unterricht auf der Rheinuniversität immer noch nicht vollständig besetzt; der Coadjutor von Cöln machte Vorschlag auf Vorschlag, wurde aber wiederholt abgewiesen; immer waren es keine Personae gratae, wie sie das Ministerium Eichhorn für seine Absichten genehm hält. Nun wurde von Seiten des Coadjutors Prof. Alzog zur Berufung vorgeschlagen: da hieß es aber, dieser sei an seiner Stelle unentbehrlich; zum Beweis aber, mit welcher Rücksichtslosigkeit man gegen die durch das Vertrauen des Königs beru-

seinen Bischöfe verfährt, und welchen Glauben die von dem Ministerium scheinbar geltend gemachten Motive verdienen, ließ man den eben noch für unentbehrlich erklärten Professor Alzog ganz außer Land gehen. Die Sache kam schon als Beschwerde auf dem letzten Landtage vor; aber sie, so wie die Besetzung des katholischen Lehrstuhles für Philosophie, harrt bis heute ihrer Erledigung. Noch ungleich schlimmer sieht es mit Breslau aus. Auf welche Weise die katholischen Lehrstühle dort vernachlässigt wurden, darüber hat erst kürzlich die Schrift von Movers sprechende Details mitgetheilt; Details, die darüber keinen Zweifel lassen, wo der Grund des Dissenterunwesens im Schooße der dortigen katholischen Kirche zu suchen sei.

Ein anderes Beispiel, wie das Ministerium die Parität der Confessionen versteht, ist folgendes. Eine ganz neuerlich vom 27. Juni (Gesetzsammlung Nr. 20) erschienene Verfügung bestimmt: daß das Patronatsrecht des Staates über die protestantischen Pfarreien von dem protestantischen Consistorium ausgeübt werde. Von dem Gerechtigkeitssinne des Ministeriums hätte man nun erwarten sollen, daß der Staat auch die Ausübung seines Patronatsrechtes über katholische Pfarreien in gleicher Weise den bischöflichen Behörden übertrage. Aber was geschieht? Hier gilt anderes Gewicht; nicht den Bischöfen, sondern den Präsidenten wird dieß Recht anheimgestellt. Diese aber sind der Praxis nach immer Protestanten, und können es nur zur Belohnung solcher Personen verwenden, die ihren protestantischen Ansichten nach Personae gratae sind. Bei der Gehaltserhöhung der Geistlichen beider Confessionen hat man die Parität in gleicher Weise geachtet. Bis dahin bezogen protestantische Pfarrer als Minimum des etatsmäßigen Gehaltes 365 Thaler, die katholischen 265 Thaler; eine Verbesserung der protestantischen Pfarrer ist neuerdings bis zu 400 Thaler allerhöchst beliebt worden, während die katholischen Pfarrstellen für eine gleichmäßige Erhöhung nicht berücksichtigt wurden. Ein katholischer Decan erhält für die angestrengteste Mühewaltung nie eine Gratification; während die protestantischen Su-

perintendenten aus der Staatskasse reichlich honorirt werden. Das gleiche Verhältniß tritt leider auch bei der Errichtung neuer Pfarreien ein: ist die katholische Bevölkerung in einer Gegend auch noch so zahlreich herangewachsen, und über einen weit ausgedehnten Sprengel verbreitet; so läßt sich das Ministerium erst nach langem Hin- und Herschreiben nur widerstrebend herbei, eine geringe Unterstützung von zwei- oder dreihundert Thalern dem dringendsten Bedürfniß zu gewähren; während es umgekehrt in Orten, wo die Zahl der Protestanten nur sehr gering und das Bedürfniß keineswegs so dringend ist, bereitwillig mit fünfhundert und sechshundert Thalern beispringt, wie z. B. dieß erst kürzlich mit Boppard und Maien der Fall war. An beiden Orten befanden sich noch keine hundert Protestanten. Von der immer noch nicht erfolgten Dotirung der Bisthümer mit Waldungen, deren Termin längst verstrichen, und die schon so oft von den preußischen Katholiken reclamirt wurde, wollen wir hier ganz absehen. Deßgleichen schweben schon jahrelang die Verhandlungen über die nothwendige Einrichtung von Demeritenhäusern für straffällige Geistliche. Kein Bischof aber hat bis jetzt die Freude gehabt, dieß so dringende Bedürfniß von dem gegenwärtigen Ministerium befriedigt zu sehen. Man sagt, der Coadjutor von Cöln habe bereits 1843 die gemessensten Anträge dießfalls wiederholt; und namentlich die Errichtung einer solchen Demeritenanstalt, in dem ihm schenkweise zur Wiederaufnahme von Franciskanern übergebenen Kloster Marienthal bei Altenkirchen, in Verbindung mit einem Franciskaner-Ordensconvent, zum Vorschlag gebracht; aber nach zweijähriger Frist ist auch dieß Gesuch ohne Bescheid geblieben. Eben so soll der Herr Bischof von Trier schon vor anderthalb Jahren auf Einrichtung eines Institutes zur Bildung von Schulschwestern im Interesse der armen Landschulen angetragen haben; während der Minister auf weltlichen Lehrerinnen besteht, die der Bischof, ohne die Clausur zu stören, doch nicht in das dortige Congregationskloster zulassen könnte. Demnach ist auch diese Sache, so wie die Errichtung eines

Mutterhauses von barmherzigen Schwestern auf preußischem Staatsgebiet, auf die lange Bank geschoben. Auch hinsichtlich der Dissenter glaubt man sich zu ernsten Beschwerden über dieß Ministerium berechtigt. Man gibt ihm Schuld, daß der Minister, weit entfernt, die neue Erscheinung nach ihrem destructiven Charakter gehörig zu würdigen, mit confessioneller Befangenheit überspannte Hoffnungen an sie geknüpft habe. War sie aus dem schmählich vernachlässigten katholischen Unterrichte entsprungen; so wurde ihr jetzt noch von oben beim Beginn durch unbegränzte Nachsicht aller Vorschub gethan. Es war, als ob keine Gesetze existirten; ungehindert ließ man auf Kanzeln und Balkonen von den umherreisenden Apostaten in demagogischer Propagandistenweise die Apostasie und den Fall von Rom verkünden. Erst als der Aufruhr ihnen auf dem Fuße folgte, und die mächtiger gewordenen Häuptlinge, des katholischen wie des protestantischen Unglaubens und Radikalismus, Miene machten, sich zum drohenden Bunde die Hand zu reichen; erst da erkannte man mit Schrecken, welche treulose Schlange man am Busen gehegt, in der Erwartung, sie würde mit ihrem Gifte nur das Herz des Gegners treffen.

Einen scharfen Gegensatz zu dieser huldvollen Nachsicht, womit das Ministerium dem ersten Auftreten der Dissenter zusah; bildete das hemmende und zögernde Mißtrauen, welches es der Bildung des Vereines vom H. Karls Boromäus entgegensetzt. Als man rheinischer Seits sich bei dem Minister über diese Hindernisse eines unverdienten Mißtrauens beklagte, erklärte der Minister sein persönliches Befremden über so unbegründete Monita; hintennach aber stellte sich heraus, daß er selbst es war, der ihr Concept unterzeichnet hatte. Daß die historisch-politischen Blätter an ihm eben keinen besondern Gönner haben, leuchtet aus dem Vorhergehenden von selbst ein; wiederholt und ganz neuerlich hat er die Verwendung hochgestellter Männer um ihre Freigebung abgelehnt. Sie werden zwar allerdings auf seinem Ministerium gehalten, aber mit großer Reserve; so daß besonders mißliebige Nummern kaum

zu seinen eigenen Räthen durchdringen; vielleicht werden die gegenwärtigen Mittheilungen dieß Schicksal haben. Daß bei dieser Weise des Geschäftsganges; bei einer so gänzlichen Rücksichtslosigkeit, die man den Gesuchen der Bischöfe entgegenstellt, die Errichtung der katholischen Abtheilung des Ministeriums unter Duisberg den Katholiken nur wie eine bloße Illusion zur Bemäntelung erscheinen muß, wird gewiß jeder billige Beobachter verzeihlich finden.

Nichts ist neben jener Aufrechthaltung des Verbotes der historisch-politischen Blätter zur richtigen Würdigung des Ministeriums Eichhorn so charakteristisch, als die Gründung einer eigenen Zeitung, des Rheinischen Beobachters nämlich. Denn daß Geheimrath Eilers, eben derselbe, den wir die rechte Hand des Ministers nannten, das Erscheinen dieses Blattes durch eine Subvention aus öffentlichen Geldern möglich gemacht; und daß er zu ihm und seinem Redacteur noch fortdauernd in den innigsten Beziehungen steht, kann, trotz aller zweideutigen Erklärungen des Blattes selbst über diesen Punkt, als ausgemacht angenommen werden. Was die Tendenz dieses Journales betrifft, so habe ich nicht nöthig, darauf zurückzukommen; in den rheinischen Mittheilungen der historisch-politischen Blätter ist hievon ausdrücklich die Rede gewesen. Es wurden den Lesern zur Begründung eines eigenen Urtheils damals so viele Auszüge mitgetheilt, daß sich weder der Redacteur in Cöln, noch seine ministeriellen Gönner und Mitarbeiter in Berlin beschweren können, es sei ihnen unrecht geschehen. Ich kann nicht finden, daß sich seitdem der Ton des Blattes wesentlich geändert hätte; ja dieß läge vielleicht nicht einmal nach den Constellationen seiner Begründung in der Möglichkeit des Redacteurs. Hält er eine zeitlang mit seiner zweideutigen, sich unter falschen Namen versteckenden Polemik gegen die Katholiken und ihre Kirche inne; so laufen die Beschwerdebriefe der abonnirten Herren Prädicanten ein: das Blatt sei leer und entspreche seinem Zwecke und ihrem polemischen Geschmacke nicht. Es treffen gleichfalls von Seiten sei-

ner miniſteriellen Arbeiter die Berliner Briefe mit ganz fertigen Artikeln ein; und verlangen, geſtützt auf die gewährte Subvention, unverzügliche Aufnahme. Dieß ſind Nothwendigkeiten, die der Redacteur, abgeſehen von ſeinem eigenen Geſchmack, ſeinen Sympathien und Antipathien zu berückſichtigen hat. So entblödete ſich ein ſolcher Berliner Artikel nicht, das Diſſidentenunweſen eine Palingeneſie der katholiſchen Kirche zu nennen; ja er ſchloß mit den lächerlichſten Drohungen gegen Hrn. v. Cotta, weil er die größere Freiheit der Stuttgarter Cenſur nicht dazu benutzte, um, wie man in Berlin gehofft hatte, aus den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Zeitung einen Moniteur aller deutſchkatholiſchen und ſogenannten antijeſuitiſchen Beſtrebungen zu machen. Wie oft machte ſich dieſer üble Humor der Berliner Bornirtheit gegen die Augsburger Allgemeine im Rheiniſchen Beobachter eben nicht auf die geſchickteſte Weiſe Luft *). Ein anderer Berliner Artikel überbot ſich noch kürzlich im Uebermaaß der giftigſten und gehäſſigſten confeſſionellen Befangenheit; unter dem Vorwand, den unbekannten Radikalen, den man unſchuldigerweiſe des Mordes verläumde, in Schutz zu nehmen, ſuchte derſelbe in der ſtreng katholiſchen Geſinnung des Leu von Ebersol den Grund zu ſeinem Selbſtmord. Während ſelbſt die entſchiedenſten Gegner in der Schweiz, die ſich im wüthendſten Parteikampf noch ein Gefühl von Gerechtigkeit bewahrt haben, ihn für einen ehrenhaften, tugendſamen, ſeiner Ueberzeugung mit klarer Ruhe folgenden Mann

*) Und doch neigen in der Schweizer Frage die Wagſchaalen der Allgemeinen Zeitung von Augsburg in neueſter Zeit durchaus nach der linken Seite hin. Wollte ſie ſich mit derſelben Ausführlichkeit, womit ihre Correſpondenten alles Nachtheilige, wahr oder unwahr, von Luzern und den Urcantonen berichten; jede Rohheit, jede Rechtsverletzung, jeden Frevel, jede Verruchtheit, jede Raſerei aus den radikalen Cantonen berichten laſſen, ihre Spalten würden ſicherlich nicht hinreichen. Doch ſie bietet uns hinreichenden Stoff zu einer eigenen, ausführlicheren Betrachtung über die Handhabung ihrer Unpartheilichkeit.

erklären; nennt ihn dieser Berliner einen blinden Fanatiker, der sich eine Kugel ins Herz geschossen aus Verzweiflung darüber, daß er sein Vaterland in den Abgrund des Jesuitismus gestürzt*). Welche ganz unhistorische, völlig aus der Luft gegriffene Verläumdungen, der rheinische Beobachter seinerseits über die Jesuiten seinen Lesern aufbürdete; davon enthalten die Rheinischen Mittheilungen in den historisch-politischen Blättern mehrere Beispiele. Wer wird sich endlich des Lächelns enthalten können, wenn in einer der neuesten Nummern die Berliner Pythia, in diesem sogenannten Rheinischen Blatte, in einem sehr ausführlichen Artikel (Nr. 235, Berlin 18. August) über den trefflichen, wahrhaft katholischen Hirtenbrif des neuen Fürstbischofs von Breslau sich unter andern wörtlich also vernehmen läßt: „Wenn irgend Jemand, so ist Er (der Fürstbischof nämlich) der Mann, der die Wunden, welche der katholischen Kirche Schlesiens nicht ohne eigene (soll wohl heißen des Ministeriums, des Oberpräsidenten und seiner Beamtenkaste) Verschuldung, und durch das Organ der Münchener historisch-politischen Blätter geschlagen worden sind, wieder zu heilen, und durch Milde und sanftmüthigen Geist ihren Widersachern die Waffen zu entziehen vermag, die sie ihnen durch Intoleranz und Härte selbst in die Hand gedrückt haben." Hätte der redigirende Professor in Cöln uns, statt dieser Berliner Intrigue des Herrn Geheimrath Eilers oder eines seiner Freunde, eine actenmäßige Widerlegung der Artikel über die schlesische Kirchenfrage geben wollen: wir würden ihm zu mehr Dank verpflichtet seyn, und die Blätter würden dieser Widerlegung ihre Spalten gewiß nicht verschlossen haben.

---

*) Stirbt einmal der gegenwärtige Papst Gregor XVI., so werden wir nach dieser Logik von einem andern Berliner Correspondenten zu hören bekommen; er habe sich selbst Gift gegeben aus Gewissensangst über das von ihm mit seiner ganzen Autorität geschützte und gepflegte Jesuitenungeheuer.

Uebrigens haben jene Berliner Verbindlichkeiten und die miniſterielle Theilnahme, verbunden mit einem leidenſchaftlichen, ſchmähſüchtigen Eifern und Schulmeiſtern, ohne Takt und Maaß*), das Blatt am Rhein ſo ziemlich um allen Credit gebracht; es wird, wie ich mich ſelbſt davon überzeugt habe, ſehr wenig geleſen und noch weniger geachtet. Eine längere Polemik dagegen wäre daher verlorene Mühe; ein verfehltes Unternehmen, kann es nur dazu dienen, ſeine miniſteriellen Gründer und Gönner am Rhein noch unpopulärer zu machen.

Zum Schluße noch ein Beiſpiel, wie der Beobachter ſeine conſervative Stellung verſteht. Der Charakter der Leipziger Ereigniſſe war gleich Anfangs ein ſolcher, daß er ſelbſt von dem Kurzſichtigſten nicht konnte verkannt werden. Der Beobachter theilte ſeine Correſpondenzen darüber mit; und da heißt es unter andern Nr. 231 in einem Artikel, Leipzig 15. Auguſt: Nur der Name des alten Oberſten von Buttler wird nicht eingeſchloſſen in dieſen Haß (der Bürger); denn es iſt bekannt, daß dieſer brave Offizier den Befehl zu feuern wiederholt zurückwies; obſchon er endlich, nachdem alle ſeine Gegenvorſtellungen durch die Autorität des Höheren niedergeſchlagen worden waren,

---

*) So theilte der Beobachter im Monat Mai einen Correspondenzartikel über den Grund der unglücklichen Auswanderungen auf dem Hundsrück mit; welcher in der ſchonungsloſeſten Weiſe die Ehre der dortigen Bevölkerung ganz im Allgemeinen verunglimpfte, und worin die Worte vorkamen: „in ihren moraliſchen und materiellen Grundfeſten erſchüttert, wird die Bevölkerung immer mehr aller Willens- und Thatkraft, wie aller Umſicht und alles Fleißes beraubt; ſie vegetirt zwiſchen Schlaffheit, Stumpfſinn und Bosheit, ohne das Beſſere zu wollen, noch zu können, in einem ſolchen Elende, daß ſie, ſelbſt wenn ſie dazu den Antrieb verſpürte, in ihren einzelnen Familien nicht einmal die Summen aufbringen könnte, deren dieſe zur Auswanderung unumgänglich benöthigt ſeyn würden.“ Allein am Rheine iſt man im Punkte ſolcher öffentlichen Verunglimpfungen ſehr empfindlich, und ſomit brachten alsbald die rheiniſchen Zeitungen eine derbe Erklärung der Angegriffenen als Beleg, welchen Eindruck ein ſo rückſichtsloſes Eifern dort macht.

geschehen lassen mußte, was jetzt die Stadt und das Land in die tiefste Trauer versetzt. — Auch dieses Blut, heißt es weiter, ist nichts als ein Ausfluß der religiösen Gährung. Von den kirchlichen Störungen, von den ultramontanen Bewegungen und den Gegenströmungen, die sie hervorriefen, datirt die Zwietracht, der Haß, die Verfolgungen, die sich am 12. August von Seiten des Volkes in Pfeifen und Steinwerfen, von Seiten der Macht in Gewehrsalven entluden." Nachdem nun die sächsische Regierung, zur Wiederherstellung der verhöhnten Autorität der Gesetze, es für nöthig befunden, in der zügellosen Stadt größere Militärmacht zu entfalten, damit die Gerechtigkeit ihren von den Pöbelhaufen und Demagogen ungehinderten Lauf habe; beurtheilt der Correspondent des Rheinischen Beobachters diese Maßregeln auf folgende Weise, und der Redacteur theilt dieß mit; wohlgemerkt, nachdem die würdige und ernste Antwort des Königs und die Aufklärungen der Regierung schon vorangegangen waren. Da fragt der Correspondent: „Wozu der martialische Luxus (!) in einer Stadt, die durch jenen groben Tumult vor der Wohnung des Prinzen viel weniger aufgeregt ist, weil eben derselbe durchaus ausser ihrer unmittelbaren Theilnahme lag, als durch die Anwendung der Schießwaffe gegen ruhige Spaziergänger, gegen Neugierige, oder das Möglichste zugestanden, gegen einen schreienden oder gefahrlos zurückgewichenen Haufen? — Bedrohlich war nur die Entrüstung über ein militärisches Manöver, welches anstatt zur Vertheidigung gegen einen nicht mehr vorhandenen Angriff, zur Vernichtung Unschuldiger diente."

Wir wissen nicht, wie man in Berlin hinter den Ministertischen über die Ereignisse in Leipzig denkt; aber so viel wissen wir, daß sie am Rhein in Regionen, die höher sind als diese Ministertische, keineswegs auf eine so frivole Weise beurtheilt wurden; daß man es martialischen Luxus nannte, wenn ein Thronfolger auf Seitenwegen aus der zweiten Stadt des

Landes gewißermaßen entfliehen muß, da ihn der geſetzliche Sinn der Bürger nicht zu ſchützen vermag. Man hat hier dieß Ereigniß überhaupt nicht als ein vereinzeltes betrachtet, ſondern in ihm ein verhängnißvolles Symptom einer unheilſchwangeren Zukunft erkannt. Jedenfalls iſt dem Scharfblick des Fürſten Metternich dieſer Ernſt der gegenwärtigen Bewegungen nicht entgangen, und er hat ſich unverholen darüber ausgeſprochen. Auch darüber hat er ſich auf das Entſchiedenſte geäußert, daß er ſich der Sache der Katholiken, der Glaubensgenoſſen ſeines Kaiſers, in Betreff des Frankfurter Attentates auf die nachdruckſamſte Weiſe annehmen werde; damit jedem ſein unverkümmertes Recht und ſeine geſetzliche Freiheit zu Theil werde; und es hier nicht gehe, wie mit dem bundeswidrigen Kloſterraube der kleinen Aargauer Tyrannen; eine Rechtsverletzung, die die Mutter ſo unendlich vielen Unglückes für die Schweiz geworden.

Unter dieſen Umſtänden wird das Bedürfniß einer großen rheiniſchen Zeitung zur Vertretung der conſervativen und katholiſchen Intereſſen des Landes lebhafter empfunden, denn je. Würde ein ſolches Blatt von Männern, die das Land achtet, und die ſeine Geſinnung, ſeine Wünſche und Bedürfniſſe kennen, geſchrieben; würde es mit Freimüthigkeit, aber in den Schranken der Geſetzlichkeit, wie es dem Rheinländer geziemt und natürlich iſt, das Wort in den Landesangelegenheiten zu führen und es wahrhaft zu vertreten; ein ſolches Blatt könnte nach allen Seiten hin, für die Unterthanen wie für den König, vom größten Nutzen ſeyn; es könnte die Vorurtheile, die man in Berlin allenfalls hegt, zerſtreuen; es könnte die gegenſeitigen Antipathien mildern. Es könnte die Miniſter mit der wahren Stimmung und der Lage des Landes bekannt machen, und ihnen wieder zum vermittelnden und verſtändigenden Organ dienen. Da die Kräfte der Rhein- und Moſelzeitung hiezu bei weitem nicht ausreichen: ſo ſchien ein günſtiger Moment gekommen, als es verlautete: die Cölniſche Zeitung ändere ihre Redaction. Allein ihr Eigenthümer hat dieſer Erwartung durch-

aus nicht entsprochen; er hat die Sache seines Landes und seines Glaubens einer schmutzigen Abonnentenspeculation geopfert.

Mit Herrn Dümont Schauberg verglichen, kann uns der Redacteur des Rheinischen Beobachters, Professor Bercht, noch achtenswerth erscheinen. Derselbe ist ein Protestant, er ist in der Befangenheit und den Vorurtheilen seiner Confession aufgewachsen; wir können daher immerhin annehmen, daß er in seiner Zeitung, wenn auch nicht mit Tact, doch seine Ueberzeugung vertritt, ja daß er es in der besten Absicht thun kann. Dann hat dieß Blatt mit so vielen Schwierigkeiten seiner Stellung zu kämpfen, die ihm gleichfalls zur Entschuldigung dienen können. Alles dieß aber fällt bei dem Eigenthümer der Cölner Zeitung weg. Herr Dümont ist ein geborner Katholik; ja er ist von den Jesuiten erzogen, und kann also vollkommen urtheilen, ob sie solche Ungeheuer sind, und den Hohn verdienen, womit sie in seiner Zeitung behandelt werden. Herr Dümont hält sich auch äußerlich zur katholischen Kirche, und bekennt sie in seinem Leben als seine Ueberzeugung. Allein dieß Alles hindert ihn nicht, seine Zeitung in die Hände der Feinde und Verhöhner seines Glaubens zu übergeben — und warum? Herr Dümont ist ein reicher Mann und möchte noch reicher werden; er sollte daher, um die Sache beim wahren Namen zu nennen, seinem Blatt, statt des Namens Cölner Zeitung, den es in keiner Hinsicht verdient, den Titel: **„Cölner Klingel"** auf die Stirne setzen; denn dieser Cölner Klingel ist die einzige Rücksicht, die dieser Buchhändler bei der Redaction seines Blattes nimmt. Statt als Rheinländer und geborner Cölner, der Enkel einer angesehenen katholischen Familie des Landes, sich unter seinen Landsleuten nach einem Redacteur zur Vertretung des Landes umzusehen; reist dieser speculirende Klingler nach Berlin, und nimmt sich dort in der Versammlung der Lichtfreunde seinen Redacteur. Er fand vielleicht gerade Dr. Brüggemann, als er den Brief des Pastors Uhlich *) der Versammlung seiner Gleichgesinnten vorlesen wollte,

*) Dieß ist keine Ironie, öffentliche Blätter berichteten es ausdrücklich,

von der Polizei aber daran gehindert, ihn nun mit den Genossen absang. Da erschien der katholische Herr Dümont, engagirte den Lichtfreund, daß er das erste Blatt des Rheinlandes redigire, und sein Licht Angesichts des Cölner Domes aufstelle. Mit Recht jubelte die Trierer Zeitung ihm Beifall zu: er hat den rechten Mann, wie wir ihn brauchen, erwählt. Dr. Brüggemann steht ja zwischen dem Radikalism und Socialism mitten inne; das ist der rechte Prophet, um die Wiedergeburt der Zeit durch eine allgemeine radikale Umwälzung alles Positiven in Staat und Kirche vorzubereiten. Herr Dümont seinerseits aber hofft von dem neuen Redacteur die Erhaltung seiner zahlreichen Abonnenten; mag er immerhin das Land in die Schrecknisse des Radikalism wie die Schweiz stürzen; und eine Zeit der Umwälzung des blutigsten Krieges, der Anarchie und communistischen Barbarei vorbereiten: was kümmert es ihn, er hat ja seine Abonnenten salvirt, mögen diese nun ihrerseits selbst für ihr Heil Sorge tragen.

Wäre Herr Dümont ein Koblenzer, hätte er einen solchen Verrath an der Sache seines Glaubens und seines Landes dort begangen, er und sein Blatt wären längst zum Casino hinausballotirt. Werden die Cölner aber diesen schmutzigen Handel, den ein Buchhändler mit ihnen treibt, geduldiger hinnehmen? werden die Katholiken fortdauernd ihren Glauben in den Spalten dieses Blattes auf eine verdeckte, perfide Weise angreifen und untergraben lassen? wenn sie noch einen Funken altcölnischen, katholischen Geistes besitzen; dann werden sie sich, wir sind es überzeugt, von dem Blatte mit Abscheu wegwenden. Und nicht sie allein, auch alle jene, denen das materielle Wohl ihrer Vaterstadt am Herzen liegt; die die bürgerliche Ordnung nicht einem allen gesetzlichen Sinn unterwühlenden Radikalism und Communism preisgeben wollen, und einen Zustand hervorrufen, wie wir ihn in der Schweiz verwirklicht sehen; sie alle werden diesem schamlosen Unfug entgegentreten. Sehen wir daher: ob cölnischer katholischer Glaube und rheinischer Rechtssinn, oder der Schachergeist des Buchhändlers Dümont zur Schmach Cölns und zum Unheile des Landes den Sieg davon tragen, und ein Berliner Lichtfreund die Redaction des ersten Rheinischen Blattes führen wird.

---

wie der künftige Redacteur der Cölner Zeitung, Dr. Brüggemann, den Brief Uhlichs in der jüngsten Versammlung der Lichtfreunde vorlesen wollte.

XXI.

Die kirchlichen Streitfragen der Gegenwart in Frankreich.

II.

Catholicorum episcoporum unam confessionem esse debere Apostolica disciplina composuit. Si ergo una fides est, manere debet et una traditio. Si una traditio est, una debet disciplina per omnes ecclesias custodiri.

(Conc. Rom. anno 407. ad ep. Gall. con. VI.)

Das Netz der organischen Artikel war mit der feinsten Berechnung über den gesammten Organismus der französischen Kirche, ohne einem Widerstande zu begegnen, ausgebreitet worden; denn außer den Klagen des apostolischen Stuhles gab es Buonaparte gegenüber keine Freiheit der Meinung und des Rechtes mehr; so frühzeitig hatte in der Schule der Republikaner der Gewalthaber gelernt, der Macht des Geistes und der Rede mit den Schrecken der Tyrannei zu wehren. Allein nicht blos der Muth zum Kampfe ging in der sicher gewußten Unmöglichkeit zu siegen unter; selbst die Idee eines nothwendigen Einspruches gegen unrechtmäßiges Verfahren konnte in jenen Momenten in den Gemüthern keinen Raum gewinnen. Die ersten Augenblicke der Ruhe, welche das Concordat Pius VII. als Waffenstillstand der bedrängten Kirche verschafft hatte, ließen nur unermeßliches Elend erblicken. Angesichts der Ruinen des alten Kirchenwesens fühlte man sich reich im Besitze des eben Zurückerstatteten, so daß die Masse des noch nicht ersetzten Verlustes, wie die Gefahr, welche in der Verfolgung der neuen Rechtsprincipien der Kirche bereitet schien, nur zu leicht gewogen und zu oberflächlich berechnet wurde. Ueberdieß hatte der Kaiser seiner Seits in der Wahl der Prälaten vielfach ganz andere, als die altcanonischen Qualitäten der Candidaten berücksichtiget: Gefügigkeit in den Willen des Autokraten ersetzte den Ernst der Wissenschaft, freiere Lebenslust durfte als Bonhommie, schismatische Gesinnung nicht selten als

Patriotismus ſich geltend machen. Auf dieſem Wege wurde ein Maury Erzbiſchof von Paris; und mit ſolchen Mitteln ſammelte man würdige Väter für das Concil von Fontainebleau.

Dem ſecundären Clerus konnte die Proteſtation gegen den Raub an ſeinen Rechten noch minder zugemuthet werden. Manche Glieder desſelben ſahen kaum die Bedeutung und den Umfang der erlittenen Einbuße genugſam ein; tiefer Blickende tröſteten ſich mit der Zuverſicht, daß, da der Stand der franzöſiſchen Angelegenheiten in Kirche und Staat ohnedieß nur ein höchſt proviſoriſcher ſei, vielleicht, ehe man Zeit gefunden, das neue Syſtem in Anwendung zu bringen, dieſes längſt zu den Trümmern von ungezählten andern in's Grab der Vergeſſenheit geſenkt ſeyn werde.

Hieraus erklärt ſich auch eine Erſcheinung, die unter jeder Betrachtungsweiſe den ſecundären Klerus jener prüfungsſchweren Epoche in ſehr verehrungswürdigem Charakter zeigt. Als nämlich die Tauſende von Seelſorgspriеſtern theils aus der Verborgenheit des Privatlebens hervortraten, theils aus der Verbannung heimkehrten und ſich zum Dienſte der Kirche ſtellten, ſprach ſich in der Mehrzahl derſelben laut das Verlangen aus: es möge Jeder zu der Pfarrei zurückkehren dürfen, von welcher ihn die Schrecken der Revolution getrennt hatten. Vielen ward dieſer Wunſch leicht gewährt, da Prieſter überhaupt mangelten.

Noch bewahrt manche Gemeinde in Frankreich das Gedächtniß eines oder des andern ihrer Seelenhirten, der nach den Leidenstagen zu den Seinen nur zurückgekehrt ſchien, um in ihrer Mitte zu ſterben. Männer gleich dieſen fragten kaum jemals, ob ihre Parochie mittlerweile vielleicht dieſes Titels entkleidet zur Succurſale herabgeſunken ſei, und wenn auch dieß geſchah, ſo verfloß bei den Meiſten ſicher der kurze Reſt der Lebenstage, ohne daß ein Akt der neuen kirchlichen Jurisdiktion ſie an das Daſeyn einer ſolchen erinnert hätte.

Auch den Prälaten ſelbſt, ſchien es, war die jüngſt eingehändigte, unbeſchränkte Macht zu ungewohnt, um durch Uebung derſelben die Aufmerkſamkeit des Klerus zu erregen. Noch hofften ſie ja faſt Alle, die Kirche Frankreichs von dem aufgedrungenen Joche der organiſchen Artikel durch ein neues Konkordat befreit zu ſehen; eine Hoffnung, welche getäuſcht ihre Klagen in der von uns bereits allegirten Collectiv-Eingabe des franzöſiſchen Episcopates*) vom 30. Mai 1819 in aller Stärke vor der Kathedra Petri ausſprach. Durch das Hinſterben jedoch der ältern Männer, welche aus Erfahrung die vorigen Zuſtände gekannt hatten, noch mehr durch abſichtlich vernachläſſigte Pflege kirchenrechtlicher Studien — einer Thatſache, deren

*) H. pol. Bl. B. XV. 7. S. 458.

wir eigens gedenken werden — verlor sich schnell die frühere Rechtstradition in immer schwächere Umrisse, während der lange, friedliche Besitz des nunmehrigen Systems das Verdächtige seines Ursprunges und dessen eigentliches Verhältniß zur allgemeinen Verfassung der Kirche eben so allmählig verhüllten. So lernte man denn höherer Seits die Regierungs- und Richter-Gewalt, welche die organischen Artikel nach unten hin fast völlig freigegeben hatten, mit größerem Zutrauen betrachten, vielleicht nicht ohne die gefährliche Täuschung, das Gebundenseyn nach Oben durch freieres Schalten in unterstellten Sphären zu ersetzen.

Mit jedem Jahre begannen die willkührlichen Versetzungen von Pfarrern sich zu mehren, bis es zuletzt keine seltene Erscheinung mehr war, durch Einen Erlaß vierzig bis sechzig solcher Desservants von ihren bisherigen Gemeinden hinweg in oft entgegengesetzte Enden der Diöcese wandern zu sehen. In der That mußte das ein den Laien höchst auffallendes Schauspiel werden, so daß der sonst so eifrige Vertheidiger des napoleonischen Kirchenregiments Mr. Richaudeau selbst dasselbe mit dem bezeichnenden Worte „Ballotage des curés“ am Besten gewürdigt haben mag*). Bald fühlte auch die Büreaukratie den Vortheil, welchen ihr diese Ballotage dem Pfarrer gegenüber einräumte, falls dieser vielleicht gerade durch seinen Eifer oder nothwendige Erfüllung seiner Pflicht einem Magistrate u. s. w. lästig schien. Eine Vorstellung an den Bischof, eine Denunciation, hie und da unterstützt durch einen irgend wie dem Priester abholden Generalvicar, befreite möglicher Weise den Unterpräfekten oder den Maire von einem Priester, welchem vielleicht eben der bessere Theil der Gemeinde mit Treue und Verehrung anhänglich war. Je öfter das Mittel sich erprobt fand, desto häufiger ward dessen Anwendung. Die bischöflichen Kanzleien, so wird wenigstens berichtet, wurden nicht selten mit derartigen Anträgen und Klagen über Maaß belästigt und bestürmt. Stehen wir auch zu ferne, um die Richtigkeit dieser Thatsachen im Einzelnen zu prüfen, so macht die allgemeine Erfahrung dieselben im höchsten Grade wahrscheinlich; denn die Welt ist in ihren Velleitäten aller Orten sich gleich. Eine eben so tiefgehende Umgestaltung, wie die administrative Ordnung in der Kirche, um mit der Staats-Terminologie zu reden, hatte durch die organischen Artikel auch die kirchliche Justiz erfahren. Vor aller näheren Charakteristik mögen die allgemeinen Umrisse derselben hier Raum

*) *Richaudeau sur l'ancienne discipl.* etc. p. 303. „j'accorde donc que les Evêques et les Grand-Vicaires doivent agir en cela avec la plus grande reserve: il y a pour eux une grave obligation de mediter attentivement *sur les maux produits par cette multitude de changements, ce ballotage des curés dont nous sommes temoins tous les jours etc.*“

finden. Mit Weisheit hatten Synoden und Päpste die kirchliche Rechtspflege geordnet und namentlich die Strafgewalt in festen Normen geregelt. Censuren und Excommunication zu verhängen war daher fast immer auf das Ergebniß canonischer Processualien beschlossen gewesen*). Jetzt, wo bei einer im Allgemeinen höchst geschwächten Rechtssicherheit die mächtige Waffe der Censur zum willkührlichsten Gebrauche bereit lag, mußte es nach allem Ermessen weit eher zum Uebermaaße in deren Anwendung als zur Erschlaffung kommen; denn für den Besitz unbeschränkter Gewalt sind kaum die erlesensten Charaktere stark genug, zumal, wenn die Gewalt blos nach Unten hin, auf wehrlose Subalterne sich erstrecken darf. Die Angaben über die Zahl verhängter Interdikte und Censuren in einzelnen Diöcesen übersteigen aber so sehr allen Glauben, daß dem ferner stehenden Berichterstatter die Klugheit rathen muß, sich unbedingt keines dieser Berichte zu bedienen.

Wie aber dem auch sei, denn die einzelnen Erfahrungsfälle thun hier wenig zur Sache, so erhellt dennoch vollkommen, daß aus dem gewaltsamen Umsturze des ältern Rechtsstandes und der häufigen und herben Anwendung der kaiserlichen Artikel von Seite der Kirchenhirten nothwendig sich eine Opposition gegen das bestehende System entwickeln mußte. Angriffe auf die principielle Rechtsgültigkeit des thatsächlich bestehenden Disciplinar-Verhältnisses wurden bereits vor der Juli-Revolution, freilich schwach und vereinzelt, unternommen. Bei der Freiheit, welche die Juli-Regierung der Publicistik gewährte, traten auch die Klagen des Klerus und das Begehren nach Wiederherstellung des älteren Rechtes immer deutlicher hervor. Balland legte bereits im April 1835 den Kammern eine förmliche Petition um Reintegration der pfarrlichen Rechte vor, welche aber als nicht unmittelbare Staatsangelegenheit an das Ministerium des Cultus ausgehändigt wurde.

Allgemeinere Aufmerksamkeit verschafften dieser anscheinend blos kirchlich-disciplinären Frage erst das Auftreten der Brüder C. und A. Allignol, deren unverholene Absicht dahin ging, die precäre Lage des untern Clerus vor der öffentlichen Meinung in's klare Licht zu setzen und dann durch Zusammenhalten des älteren canonischen Rechtes mit der Organisation der Kirche durch Buonaparte die eigentliche Rechtsfrage selbst spruchreif zu machen.

Wir verwahren uns von Vorneherein gegen die Ehre, als Parteigänger der Allignol's zu gelten; weder ihre Principien, noch ihre Tendenzen sind die unseren. Indessen verbietet uns ebenso der Ernst der wissenschaft-

*) Ausnahmen gegen das Jus commune hat Benedict XIV. de synod. Dioeces. l. XII. c. 8. n. 3—6. (vergl. Conc. Trid. sess. XIV. de ref. c. 1.)

lichen Prüfung, über ein Werk darum den Stab zu brechen, weil es zu ungelegener Zeit ungelegene Fragen auf die Bahn brachte. Wir gestehen offen, daß in dem schwer gepönten Buche der Allignol's: **De l'état actuel du Clergé en France et en particulier des Curés ruraux appelés Desservants. Paris 1839.** ein anerkennenswerther Fleiß in der Untersuchung der ältern Rechtsgeschichte und eine edle Gesinnung für die Kirche überhaupt sich entdecken lasse. Der Ton der Ehrfurcht selbst gegen die, welchen die Polemik des Buches zu gelten scheint, gegen die Bischöfe und Generalvikare nämlich, ist so sehr beachtet, daß es dem deutschen Leser eher als ein Zuviel denn als Mangel an selben auffallen dürfte.

Allerdings haben sich unklare und wie es im Streite bei ungewohnten Waffen immer kömmt, irrige, wenn nicht verwegene Behauptungen auch hier zu einem Streben eingefunden, welches gewiß in diesen Anfängen gut gemeint und frei von positiv-reaktionären Provocationen war. Auf jene Irrthümer bezieht sich die Retraktion, welche im April des laufenden Jahres die Brüder Allignol's in die Hände ihres Diöcesan-Bischofes niedergelegt haben. Die Fehde hatte indeß seit dem Aufrufe von Viviers sich in der Schnelligkeit ausgebreitet, welche das französische Wesen so eigenthümlich charakterisirt. Vermittelst der freien Presse erwuchs dieser Frage in wenigen Monaten eine Bedeutung, welche sie weit über die Grenzen einer canonistischen Controverse hinaus in die Bewegung des Tages und seiner Parteien versetzte. Ermitteln aber, ehe wir in die Geschichte dieser Polemik eingehen, auch wir unserer Seits den eigentlichen rechtlichen Gehalt derselben; über welchen die deutsche, kirchliche Publicistik bis jetzt noch immer keine entsprechende Anschauung gewonnen hat.

Die Sphäre, innerhalb welcher die Controverse sich bewegt, bildet das kirchliche Personal-Recht. Im engern Kreise sind es die Standes-Rechte des Pfarrers und dessen Verhältnisse zu seinem Bischofe einer Seits; andrer Seits die Frage über die Form der contentiösen Justiz, welche der Bischof über die Glieder des secundären Clerus ausübt, die vereint hier zur Sprache kommen. So wesentlich nämlich zwei theoretisch getrennte canonische Untersuchungen hiebei sich eröffnen, so fallen selbe in der Praxis des gegenwärtigen französischen Kirchenregimes meistens in der Einen rechtshistorischen Thatsache, der Amovibilität der Pfarrer zusammen. Dienlicher aber zum Verständnisse des Ganzen wird es seyn, die einzelnen coincidirenden Punkte möglichst in der Darstellung aus einander zu halten. Wir beschäftigen uns daher vorerst mit der Amovibilität, d. h. mit jener Disciplinar-Praxis, vermöge welcher neun Zehntheile des französischen Pfarrclerus ohne canonische Institution den Gemeinden als provisorische Seelsorger zugewiesen, jeden Augenblick auf den Wink des Bischofes abberufen, versetzt

oder entsetzt werden, ohne jeden formellen Rechtsgrund, außer dem einfach ausgesprochenen Erachten des Diöcesan-Bischofes.

Es handelt sich nun aber, wie ersichtlich, hier um ein Recht, welches unstreitig der französische Pfarrklerus ebenso gut besessen hat, wie derselbe Stand des Klerus es gegenwärtig noch in den übrigen christkatholischen Ländern wirklich besitzt, nämlich um das Recht der Unabsetzbarkeit. Nach diesem konnte und kann ein canonisch bestallter Pfarrer und Präbendar überhaupt, wider seinen Willen, der überkommenen Pfründe nicht beraubt werden, ausgenommen in Folge eines nach canonischem Proceß gefällten, richterlichen Erkenntnisses. Die erste Untersuchung über die kirchliche Rechtsgültigkeit der actuellen Disciplin dürfte daher wohl der Frage gelten, durch welche Gründe und Bedingungen denn der frühere Rechtsbesitz der Präbendarien aufgehoben und eine durchweg neue Praxis an dessen Stelle gesetzt worden sei? Genügen dann diese Gründe, um die rechtsgemäße Abrogation des ältern Besitzstandes nachzuweisen, so bleibt den Vertheidigern des **Etat actuel** jede fernere Darlegung ihres guten Rechtes ohnedieß erspart; den Vorkämpfern für die Unabsetzbarkeit aber stünde nur mehr das Gebiet der rechtshistorischen Speculation offen, um eine allenfallsige größere Billigkeit und Vortrefflichkeit des älteren Systemes im Verhältnisse zum jüngeren darzuthun. Die klare Forderung eines Rechtes aber wäre damit unheilbar erloschen. Diese Weise ist es, in welcher die Polemik pro und contra sich durchgängig bewegte; ob dieß die einzig mögliche und ersprießliche, werden wir von unserm Standpunkte aus nicht zweifelhaft lassen.

Beschränken wir uns aber sorgfältig einstweilen auf die erste Untersuchung, auf welche immer noch zu wenig Gewicht gelegt worden ist, auf die Frage nach der Rechtsgültigkeit der neuen Disciplin durch Abrogation der frühern. Gemäß der Einheit der kirchlichen Disciplin, welche namentlich Episcopat und Universitäten Frankreichs einst gegen das Concordat Franz I. so ernstlich in Schutz genommen hatten, war von jeher auch in der gallicanischen Kirche die canonische Institution und damit die Inamovibilität der Pfarrer, ununterbrochener Rechtsbesitz gewesen. Nur einmal im Laufe langer Jahrhunderte kennt die französische Kirchengeschichte einen Versuch, den secundären Klerus aus diesem Rechtsbesitz zu werfen.

Le Tellier, Erzbischof von Rheims und Bruder des bekannten Staatskanzlers Louvois, hatte aus Gründen, welche der sonstige Name und das in der Geschichte der Gelehrsamkeit ehrenvolle Gedächtniß dieses Prälaten nicht sattsam erklären, bereits den Beschluß decretirt, den gesammten Pfarrern die canonischen Standesrechte zu entziehen, und sie Alle ohne Ausnahme in der ganzen Erzdiözese ad nutum amovibel zu machen. Lud-

wig XIV. bekam noch vor der Publication dieſes Mandates, das bis zu jenem Augenblicke in der galliciniſchen Kirche ein völlig unerhörtes war, Kunde von der Sache und erließ eiligſt durch das Parlament eine Ordonnance, in Kraft deren der Verſuch zur unbedingten Amovibilität der Pfarrer als gegen die Geſetze des Staates und der Kirche gerichtet plötzlich annullirt und für die Zukunft mit dem Verbikte belegt wurde. Es beſtand ſomit in der geſammten galliſchen Kirche ununterbrochen das ältere, univerſelle Standesrecht bis zum 27. April 1802, dem Tag der Publication der organiſchen Artikel Napoleon's, jenem ominöſen Tage, der nach dem Willen des Geſetzgebers beſtimmt war, die geſchichtliche Vergangenheit der Kirche mit Einem Schlage von ihrer Gegenwart und der Zukunft zu trennen.

Frankreich hatte vor der Revolution in hundert und dreißig Diöceſen, nahe an dreißigtauſend canoniſch errichtete und adminiſtrirte Parochien gezählt. Dieſe, wie jene, hatte der wilde Sturm mit Hirt und Heerde ergriffen, zerſtreut und ſelbſt die Grenzen der jedesmaligen Bezirke verwiſcht.

Das Concordat Pius VII. (Juli 1801) ordnete daher wie eine neue Circumſcription der Biſthümer ſo in Gleichen der Parochien (paroisses) an. Der Terminus „paroisse“ im Artikel 9, wie die gleichbedeutende Benennung „cûre“ im 10. Paragraph *) dieſer wichtigen, offiziellen Acte kann natürlich nur Parochien im canoniſchen Sinne des Wortes begreifen; eine Behauptung, welche unwiderſprechlich erſcheint, wenn wir uns erinnern, daß Napoleon's organiſche Artikel, welche das neue, bisher ſelbſt dem Namen nach unerhörte Syſtem der Succurſalen und der Deſſervants in's Daſeyn riefen, erſt neun Monate ſpäter, als die Unterzeichnung des Concordates datirt, öffentlich wurden **). Dieſer Beweis für die Nichtanerkennung der Succurſal-Pfarreien von Seite des heiligen Stuhles dürfte allerdings nicht zureichen, weil aus den berufenen Paragraphen nur ſoviel hervorgeht, daß das Concordat die Wiederherſtellung der Parochien in canoniſcher Weiſe, intendirt und erwartet hatte. Allein, da Rom das Inſtitut der Succurſalen noch nicht kannte, eben weil bei der Auswechslung des Concordates ein ſolches nicht beſtand, ſo kehrt immer die bei weitem wichtigere Frage wieder, in welcher Art ſich denn der heilige Stuhl, nachdem die neue Parochial-Verfaſſung wirklich begründet war, an derſelben betheiligt und ſich zu ihr in's Vernehmen geſetzt

*) *Concord. 1801. act 9.* Les evêques feront une nouvelle circonscription des paroisses de leurs diocèses — *act 10.* Les evêques nommeront aux *cûres.*

**) Vergl. Hiſt. polit. Bl. Band XV. 7. S. 450.

nach. Der im siebenten Theile meines Buches Nr. 1000. der von Hirt gemahlte Kopf, ist ein Beweis davon. Er ist in Kupfer gestochen, und hat die Unterschrift: Ein Kopf nach Hirt.

Ich habe auch einige Köpfe nach Hirt gemahlt, die ich aber nicht unterschrieben habe. Nr. 1001. 1002. 1003. 1004. 1005. 1006. 1007. 1008. 1009. 1010. 1011. 1012. 1013. 1014. 1015. 1016. 1017. 1018. 1019. 1020. 1021. 1022. 1023. 1024. 1025. 1026. 1027. 1028. 1029. 1030. 1031. 1032. 1033. 1034. 1035. 1036. 1037. 1038. 1039. 1040.

Seite 459); was an der durch den doppelseitigen Vertrag des Staates und der Kirche unter Leo X. garantirten Disciplin durch Neuerungen außer dem Concordate Pius VII. geändert worden ist, ist wesentlich widerrechtlich eingeführt." Die Praxis der Kirche aber, weise zugleich und großartig standhaft, betrachtet das widerrechtlich in ihr Gebiet Eingedrungene gleich als existirte es nicht; das Schweigen Rom's erschien in Fällen, welche an Bedeutsamkeit den vorliegenden unendlich überwiegen, sehr oft als die lauteste und von den Betheiligten nur zu gut verstandene Sprache der Mißbilligung und entschiedener Verwerfung, und sohin dürfte der Beweis dem Stillschweigen der Konvention als negativ in Betreff der kaiserlichen, organischen Parochial-Verfassung, einer der treffendsten und unwiderlegbarsten seyn.*)

Das Verhältniß Rom's zu den organischen Artikeln überhaupt haben wir in dem früheren Theile unserer Untersuchungen als das einer vollkommenen Reprobation im Ganzen und im Einzelnen ihres Inhaltes nachgewiesen. Wir gestehen hiebei gerne, daß diese unsere bisherige Argumentation gegen das actuelle System der Parochial-Verfassung keine neue ist; gestehen, daß sie von den Vertheidigern der Desservants mit mehr oder minder formeller Modifikation stets wieder hervorgekehrt wurde: aber wir werden unserer Seits uns hüten, jene fatalen Konsequenzen aus derselben abzuleiten, welche seit einem Lustrum zu betrübenden Spannungen zwischen Episcopat und Klerus Anlaß gaben. Die Schriftsteller der apologetischen Richtung dagegen suchen gewöhnlich eine Rechtmäßigkeit der Verwandlung der Parochien in Succursalen dadurch zu sichern, daß sie behaupten, der heilige Stuhl habe nur jene aus den organischen Artikeln in dem Concordate von 1817 abrogirt, welche dem Glauben und den Gesetzen der Kirche entgegen lauteten und wirkten; „nun sei aber der neue Zustand der Parochial-Verfassung nicht absolut den kirchlichen Canones entgegen; die darauf bezüglichen Paragraphen der kaiserlichen Artikel mithin indirekt durch die Autorität des zweiten Concordates gutgeheißen worden." Dagegen läßt sich nur augenblicklich erinnern: Daß erstens der Artikel 3. der Konvention von 1817 zusammengehalten mit andern von uns früher allegirten diplomatischen Actenstücken eher eine totale, als

*) Analoge Fälle begegnen uns in der vielseitigen Angelegenheit der gemischten Ehen. Rom mußte Manches stillschweigend dulden, um für den Augenblick größere Uebel zu verhüten. „Non possumus, schreibt Benedikt XIV. (12. Sept. 1750), hoc positivo actu approbare, sed tamen possumus hoc dissimulare. Binterim Denkwürdigk. Bd. VII. 2. S. 127.

partiale Abrogation der organischen Artikel darzuthun scheine; und ferner, letztere auch angenommen, der nun schuldige Nachweis, daß die gegenwärtige Disciplin den Gesetzen der Kirche wirklich conform sei, unmöglich zur wissenschaftlichen Evidenz erhoben werden könne. Ein Rechtsprincip von so umfassenden Folgen muß aber auf klarer Ueberzeugung fussen. Obwohl wir dem gesammten Entwicklungsgange dieses Rechtsstreites bis zu den jüngsten Akten, die wir noch besprechen werden, gefolgt sind, so hat uns daher dennoch keine Phase desselben von der tiefbegründeten Ueberzeugung abzubringen vermocht, daß die actuelle Disciplin der französischen Kirche als eine widerrechtlich eingeführte und von dem heiligen Stuhle unter keiner Form, selbst bis auf die neuesten Momente hin, jemals confirmirte Organisation zu betrachten sei. Folgern wir aber nun hieraus im Einklange mit den Exaltirten der Opposition, der Desservant leide volles Unrecht, wenn sein Ordinarius ihn nach Gutdünken amovire, ja es sei erst allen Ernstes in Frage zu stellen, ob der Desservant hier nicht den canonischen Gehorsam geradezu verweigern und als Pfarrer auf uralte Standesrechte sich stützen könne? — Wir hoffen die dornige Frage genügend zu beantworten, ohne in das Dilemma verstrickt zu werden, das eben den charakteristischen Inhalt des Parteistreites bildet.

Das canonische Recht, gewohnt die Pfarreien, unter dem Titel der Beneßzien, nach deren äußern Bedingung gefaßt, zu begreifen, erblickt aus diesem Grunde und in der Institutio canonica durch den Bischof, die eigentliche Einsetzung in den Besitz der Pfründe und aller derselben annexen Rechte und Pflichten.*) Wie wir unten noch näher zeigen werden, war aber mit der canonischen Institution auf eine Pfarrpfründe, auch das Recht der Inamovibilität untrennbar verbunden. Der also formal instituirte Pfarrer kann nun gemäß den Canones wider seinen Willen nur durch ein rechtskräftiges, forensisches Urtheil seiner Pfründe gültig enthoben werden. Daher sorgte die Casuistik auf das Eifrigste selbst bei Beförderung zu höheren Stellen die vom Gesetze gewährte Sicherheit der Inamovibilität zu wahren. Setzen wir nun den denkbaren Fall: ein vor dem Ausbruche der Revolution canonisch instituirter Pfarrer sei nach dem Erscheinen des Concordates und der organischen Artikel, in seine vorige Pa-

*) Barbosa de potest. episcopi. P. III. all 62 (cap. un. de capell. Monach. in VI. tit. 18.) Zu den fünf constitutiven Qualitäten eines Beneßziums zählt aber das weltliche, wie geistliche Recht der Perpetuität „quod illud non ad tempus, sed in perpetuum conferatur.“ S. P. Corradi Prax. benef. Lib. I. c. 6. l. III. c. 1. (ed. Colon. 1697. p. 214.)

rochie zurückgekehrt, und habe seine Pfründe dort wieder angetreten. Mittlerweile aber würde diese Parochie durch jene Staats-Edikte, also ohne Wissen und Wollen des rechtmäßigen Besitzers und seiner kirchlichen Behörde, in eine Succursale verwandelt worden seyn. —

Es frägt sich in diesem Falle, ist der als inamovibel instituirte Pfarrer durch jene Akte jetzt amovibel geworden? Es frägt sich, ob es nun dem Bischofe frei stehe, gegen diesen Pfarrer von dem durch die weltlichen Gesetze eingeräumten Rechte einer willkührlichen Transferirung unmittelbar Gebrauch zu machen? Es frägt sich endlich, wäre dieser Pfarrer seiner Seits verpflichtet, einem solchen Mandate ohne ausdrückliche Verwahrung seiner canonischen Rechte zu gehorsamen?

Wir entscheiden uns ohne Schwanken in dieser dreigetheilten Frage jedesmal für die Negative. Denn für's Erste darf nicht zugegeben werden, daß eine incompetente laikalische Gerichtsbarkeit Rechte und Privilegien ändere oder aufhebe, welche rein kirchlicher Natur, darum auch nur durch die Kirche eine Modification erfahren können. Es vermag aber zweitens auch der einzelne Bischof nicht, in diesem Falle ein Abberufungs-Mandat außer den im Rechte vorgeschriebenen Normen zu erlassen; denn die bischöfliche Jurisdiktion im Einzelnen derogirt dem allgemeinen Rechte in der Kirche nicht; die Inamovibilität des canonisch eingesetzten Pfarrers gründet sich aber eben, um alle ältern Rechtsstellen zu übergehen, geradezu auf das Concil von Trient und die klarsten Entscheidungen der für dessen Interpretation bestehenden heiligen Congregation.*)

Lebte unter diesen Bedingungen in Mitte der heutigen Desservants, was kaum anzunehmen, noch einer oder der andere Pfarrer der Art, so müßte, nach unsrer Ueberzeugung, dessen gutes Recht auf unverrückbaren Besitz der Pfründe, den Fall des Verbrechens ausgenommen, von allen Instanzen anerkannt werden. Es ist aber ferner, wie leicht zu ersehen, der gleiche Grund, welcher uns nöthigt, in den Pfarreien, für welche ihr canonisch eingesetzter Seelsorger nicht mehr existirt, und als solcher nicht ersetzt wurde, eben nichts anders, als vacante Beneficien in so lange zu erblicken, bis selbe auf rechtsförmliche Weise wieder providirt werden.

Für die Besorgung solcher vacanter Pfründen, bis zur förmlichen Besetzung, wird nun nach Vorschrift der Canones, ein Vicarius vom Bi-

---

*) Conc. Trid. sess. XXIV. C. 18. de reform. mit der Erklärung der S. Congreg. Concil. ap. Gonzag. reg. Cancell. VIII. 5.

durch Zahlung. Die Verordnung Adolfens Nassau, so weit dieselbe, wie oben bemerkt, die Abgaben-Erhebung im Bingerloch betrifft, ist nicht publizirt worden, und es ist daher auch nicht bekannt, ob und wie weit dieselbe in Vollzug gesetzt worden ist. Die Verordnung Adolfens Nassau vom 1. Juli 1808 ist nicht publizirt worden, weil sie, wie bemerkt, nur eine Wiederholung der Verordnung Adolfens Nassau vom 1. Juli 1807 ist. Die Verordnung Adolfens Nassau vom 1. Juli 1807 ist nicht publizirt worden, weil sie, wie bemerkt, nur eine Wiederholung der Verordnung Adolfens Nassau vom 1. Juli 1806 ist. Die Verordnung Adolfens Nassau vom 1. Juli 1806 ist nicht publizirt worden, weil sie, wie bemerkt, nur eine Wiederholung der Verordnung Adolfens Nassau vom 1. Juli 1805 ist. Die Verordnung Adolfens Nassau vom 1. Juli

ſchied zwiſchen dem heutigen Deſſervant und dem Vicar im Sinne des ältern Rechtes bemerklich machen, auf welchen wir an einer andern Stelle hinweiſen werden; für einſtweilen genügt das Allgemeinere der Analogie zum geforderten Beweiſe.*)

Muß nämlich der Deſſervant vermöge der Intention ſeines Biſchofes, wie nach der Form ſeiner Beſtallung ſich nur als Vicar einer vacanten Pfründe erachten, ſo folgt mit Nothwendigkeit daraus, daß er auch nicht ein einziges, der nur dem eigentlichen Beſitz der Pfründe anhaftenden Rechte für ſich in Anſpruch zu nehmen hat; mithin auch nicht die Inamovibilität nach dem im Allgemeinen und ſpeziell in der kirchlichen Praxis geltenden Begriffe derſelben. Begehren daher die Allignol, die Clavel, Regnon, Germain u. A. für die Deſſervants, als Pfarrer, das Recht der Inamovibilität zurück, ſo verſtricken ſie ſich in einen Irrthum, deſſen augenſcheinliche Derbheit ſchon aus den Worten ſeiner Faſſung ſelbſt erkennbar wird. Die Deſſervants haben als bloße Vicare kein Recht zurückzufordern, da ihnen nicht entzogen werden konnte, was ſie nie in Beſitz genommen hatten. Mit Recht ſpricht daher das geſammte Episcopat den Deſſervants die Competenz zu einer derartigen Reclamation auf das Nachdrücklichſte ab, und damit iſt juridiſch der Prozeß für die Deſſervants ein für alle Mal und unheilbar verloren. Indeß iſt durch dieſes einſeitige Erkenntniß der Actenſchluß für das Ganze nicht erfolgt; die gegenwärtige Disciplin der franzöſiſchen Kirche nicht gerechtfertigt. Denn wie? wenn die Kirche ſelbſt als ſolche, mit ihren unveräußerlichen, poſitiven Rechten ausgerüſtet, ſtatt jener Unbefugten als Klägerin in die Schranken treten wollte? oder wenn ſie, im Falle die Bedingungen des Augenblickes unmittelbare Procedur verbieten, für einſtweilen ihre intellectuele Macht, die Wiſſenſchaft und die Erfahrung, aufböte, um formgerecht die in Frage ſtehenden Punkte zu prüfen, und ſo für den Augenblick vorzubereiten, in welchem die Ueberzeugung in

---

nistrandi et alias ecclesiasticas functiones obeundi, ad quae tenetur et quae animarum curae quilibet praestare solet, cum congrua portione fructuum dictae Parochialis..... *praesentibus usque eo duraturis, quo usque de perpetuo Rectore a nobis provisum fuerit...* (Barbos. de offic. episcop. P. II. Additam. formul. episc. n. 66. edit. Ludg. 1698.)

*) Die franzöſiſchen Theologen neueſter Zeit ſelbſt ſcheinen vollkommen der hier aufgeſtellten Anſicht zu ſeyn. So ſagt Bouvier: tract. de eccles. P. II. c. 1. (p. 339) „nunc in Gallia post concordatum anni 1801 soli parochi primarii hoc privilegio gaudent: ceteri vero, qui desservientes appellantur, ad voluntatem episcopi sunt *vicarii* et quicunque delegati semper revocari possunt.“

das wirkliche Leben eingreifen, die Umstände zur Entscheidung reifen würden? Wenn nun, wie wir jüngst erfahren, der apostolische Stuhl Gründe hat, von denen die gewichtigsten unschwer zu errathen sind, für den Augenblick in jener ehrfurchtgebietenden Stellung zu verharren, in welcher er Klage und Urtheil schweigend dem Gerichte Gottes und der Geschichte überläßt; wenn ebenso dem Episcopate Frankreichs der Zeitpunkt noch immer ungünstig erscheint, die nun untergeordneten Regionen des kirchlichen Gesammtlebens wieder auf dauernden Grundlagen zu festigen, wer möchte behaupten, es sei eben damit auch der kirchlichen Wissenschaft verwehrt, auf eine ihrer Würde entsprechende Weise auch in dieser Angelegenheit ihren höchsten Beruf zu erfüllen, nämlich die Ueberzeugung mit dem Leben und das Leben mit der Ueberzeugung zu versöhnen? — So lange die Wissenschaft nach Inhalt und Form auf ihrem eigenthümlichen Gebiete bleibt, kann sie nie eine unzeitige (importune) genannt werden; als Wissenschaft hat sie ihre Schranken nicht von diesen oder jenen Umständen der Zeit, sondern nur an der ewigen Idee, näher am Geiste und Glauben der Kirche und deren von Gott bestellten, unfehlbaren Autorität. Stellen wir die Frage unter diesen Gesichtspunkt, dann sehen wir keinen Grund, deren wissenschaftliche Verhandlung zu verpönen. Keine Temerarität kann dort erblickt werden, wo das allgemeine Recht gegen eine Particularität vertheidigt wird; denn die Gefahr läge nur im umgekehrten Falle nahe. Eine Freiheit der Wissenschaft unter diesen Bedingungen hat die Kirche jeder Zeit nicht blos geachtet, sondern selbst mit aller Kraft befördert; unseres Wissens erzählt die Kirchengeschichte kein Beispiel, daß eine Meinung oder ein Buch aus keiner andern Ursache von der Kirche geahndet worden, als weil es an sich wahr, zur ungünstigen Zeit sich kund gegeben. In der That; wer möchte hierüber competenter Richter seyn, als nur der Allwissende, der allein die Zukunft kennt; ohne welche Erkenntniß aber kein menschliches Denken über Gunst oder Ungunst des Augenblickes urtheilen kann.

Wo fände sich endlich, um mit Lacordaire als unverdächtigen Zeugen zu reden, eine Grenze für das Strafgesetz, wenn die „Ungelegenheit" (l'importunité) einer Thatsache dieselbe zum Vergehen stempeln würde?

Diese Bemerkungen hatten wir um so nothwendiger, da durch die jüngsten Phasen des Streites der Standpunkt seiner Beurtheilung für manche minder Eingeweihte sehr erschwert worden ist. Daher mag kommen, daß viele Zeitschriften, darunter bedeutsame katholische, schon seit Monaten von der „Prêtre-parli in Frankreich" reden, als handle es sich hier um nichts Geringeres als den leibhaften Presbyterianismus

der Synode von Piſtoja, traurigen Andenkens.*) Durch die neueſten Ergebniſſe, zunächſt durch die Unterwerfung Abbe Clavels, iſt die Furcht den katholiſchen Gemüthern genommen; die Hoffnung des Radicalismus, hier als der dritte Glücklichſte zu erndten, zerſtört. In Folge der noch näher zu beſprechenden Entſcheidung des heiligen Stuhles iſt die Angelegenheit nach der praktiſchen Beziehung hin für den Moment zur Ruhe gebracht; deſto unbefangener können wir auf dem geſchichtlichen Wege und in der Reflexion dieſelbe behandeln. Da uns der rechtliche Beſtand bereits ermittelt und damit auch das Verhältniß des Referenten zur Sache ſelbſt feſtgeſtellt iſt, ſo verfolgen wir die Geſchichte des Streites ſelbſt, wie er ſich nach Außen in der Literatur und den hiedurch hervorgerufenen kirchlichen Proceduren, bis zum Augenblicke, wo Rom zum erſten Male ſprach, entwickelt hat. An dieſes reihen wir dann unſere gedrängten Betrachtungen über die Sache ſelbſt, ſo weit dieſelben aus dem Geſichtspunkte der kirchlichen Ueberzeugung und der Geſchichte ſich ergeben. Dort wird ſich auch der Ort finden, die kirchliche Rechtspflege und das Rechtsſtudium, wie es heut zu Tage in Frankreich gepflogen wird, näher zu beleuchten.

Wir haben bereits der Brüder C. und A. Allignol's gedacht, welche durch das Werk: **De l'état actuel du clergé en France etc.** den Anſtoß zur Bewegung gegeben haben. Die Geſchichte dieſes Buches und die Folgen desſelben für die Perſon ſeiner Urheber gewähren zugleich ein charakteriſtiſches Bild der beiderſeitigen Art des Kampfes. Genannte Männer, zwei Brüder, ſind Succurſalpfarrer der Diöceſe Viviers. Nicht unbedeutende Studien und aufgewecktes Gemüth ſetzten dieſelben in den Stand, mit tiefem Blicke die Beſtrebungen der Gegenwart und deren Bedürfniſſe zu beurtheilen. Zunächſt feſſelte ihre Aufmerkſamkeit, wie ſie das Weitere in der Vorrede ihres Werkes berichten, die unverkennbare Reaction, die zu Glaube und Kirche die edleren Geiſter ihres Vaterlandes zurückrief. Gleich-

*) Eine bayeriſche Kirchenzeitung gefiel ſich ſeit längerer Zeit bei den Artikeln dieſes Betreffes in der Bezeichnung „presbyterianiſche Sekte." Wir können nicht umhin, hier auszuſprechen, wie ſehr uns dieſe journaliſtiſche Freude über die Entdeckung einer neuen „Sekte" angewidert hat. Möchte jene bayeriſche Kirchenzeitung bedenken, daß es nur die radikalen Genfer- und Walliſer-Zeitungen waren, die mit Triumphgeſchrei die armen Deſſervants zu Presbyterianern ſtempeln wollten. Frankreichs Epiſcopat und Klerus müßten nicht ſeyn, was die katholiſche Welt ſie rühmt, wären die hölliſchen Plane der Genfer-Nachbarn unter ihnen ausführbar geweſen. Wir erinnern uns, vom heiligen Auguſtinus gehört zu haben: Kennzeichen eines wahren Katholiken ſei es, dort tief zu trauern, wo die Ketzer jubeln.

wohl entdeckten sie neben dieser Wahrnehmung eine andere, welche ihnen eben so schmerzlich, wie jene tröstend, erschien. Es zeigte sich allenthalben, daß eben nur der intelligentere und überhaupt höher gestellte, literarisch gebildete Theil der Nation an der Rückkehr zum Glauben und kirchlichem Sinne Antheil nähme, und zwar genau in dem Maaße, in welchem die Menge, das Volk auf dem Lande und der niedere Mittelstand der kleinen Städte in Irreligiosität und sittliche Verdumpfung immer tiefer herabsänke. In welchem Umfange diese Beobachtung für Frankreich Wahrheit aufzuweisen habe, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen; gewiß ist, daß ein ganz analoges Verhältniß den Charakter und den Einfluß der religiösen Richtung auch in unserm Vaterlande bezeichne. Hienach die Thatsache zugegeben, werden wir den zureichenden Grund derselben aufzusuchen haben. Ist der Klerus Frankreichs vielleicht in Unwissenheit und Aergernissen versunken, und dadurch seiner Kraft beraubt, selbst sowohl, als die heilige Sache, welche er vertritt, der Verachtung anheimgegeben? Im Gegentheile. Selbst die Feinde der Kirche gestehen, daß die Gesammtheit des Klerus zu keiner Zeit so fleckenlos, so ehrwürdig dagestanden, als seit der Läuterung desselben durch das Martyrium der Schreckenszeiten. Hierauf berufen sich auch die Allignol's und gehen ohne Zögern zu einem andern Erklärungsgrunde über, den sie auch als den einzigen und ausschließlichen darstellen: Die Abnahme der Religion im Volke, der geringe Einfluß, den die Geistlichkeit auf dasselbe ausübe, gründe nur in dem Mangel einer angemessenen Kirchenverfassung, welche wie die frühere, dem Seelsorger eine unabhängigere und angesehenere Stellung gewähre. Es liegt viel Wahres in der Behauptung; nur Partei-Interesse ließe solches verkennen; aber es war ein hartgebüßter Mißgriff, Alles und Jedes diesem einzigen Umstande zur Last zu legen. Denn aller Orten und zu allen Zeiten nimmt der Prozeß einer geistigen Sündfluth den nämlichen Verlauf, welchen die Allignols in Frankreich beobachtet haben. Ob deren Quellen von den Tiefen aufgestiegen oder ob die überschwemmenden Wasser aus der obern Regien sich nach Unten ergossen, immer werden bei abnehmender Fluth zuerst wieder die Höhen frei, die Oberfläche aber und die Tiefen bleiben lange noch bedeckt; ja es bilden die stockenden Gewässer dort erst später die giftigsten Sümpfe, während reinere Lüfte längst die höheren Gebiete durchwehen. Nährt sich z. B. nicht gerade jetzt in Deutschland der sogenannte aufgeklärte Mittelstand der Pfahlbürger und der niedern Beamten von den Abfällen der encyclopädischen Literatur, die der besser Gebildete mit Abscheu von sich geworfen hat.

Indeß geben sich die Allignol's mit ihrem Resultate zufrieden, so sehr, daß sie selbst einen großen Theil ihrer Beweise auf diesen schwachen Boden aufbauen. Dieser fatale Umstand hat Sache und Tendenz vielfach

in schiefes Licht gesetzt. Ein Priester, der den Segen seines Wirkens zu viel als von äußeren Umständen abhängig darstellt, ruft mit Recht schon einen halben Verdacht gegen sich hervor. Der Anlage nach zerfällt das Werk der Allignols in zwei Hauptheile, die nicht unglücklich gewählt sind. Der erste soll eine Darlegung der kirchlichen Verfassung in Frankreich vor 1802 bilden, mithin die Disciplin nach dem allgemeinen Kirchenrechte zeichnen. Die Geschichte der Umänderung der Verfassung und deren Resultate für alle Kreise der Hierarchie gibt den zweiten Abschnitt. Nach dem, was von verschiedenen Referenten in deutschen Zeitungen aller Farben, katholischen sowohl als protestantischen, über dieß Werk, das kaum einer von denselben gelesen haben wird, gesagt wurde, möchte die Vorstellung entstehen: als hätten wir es mit Leuten zu thun, die wie unsere weiland Landsleute, Alexander Müller, Pflanz, Werkmeister, Wangenmüller, und der Schaffhauser-Clubb, einem antikatholischen, wühlerischen Liberalismus zustrebten. Wir können nicht umhin, selbst auf die Gefahr, der Berliner allgemeinen Kirchenzeitung die Freude zu verderben, die Versicherung zu geben, daß so ziemlich das schnurgerade Gegentheil hievon der Fall sei.

Hier stehen keine leichtbeschwingten, nakten, vielleicht blos vom Salböl der Toleranz und Liebeseligkeit triefenden Klopffechter vor uns; nein, sondern für das Alterthum, wenn ihr wollt, gerade für das gefürchtete Mittelalter, wird mit ebenso alterthümlich schwerfälliger Rüstung gestritten. Die armen Desservants haben sich mit päpstlichen Decretalen, Breven und Bullen umpanzert; haben alle Gespenster der mittelalterlichen Synoden zu ihrem Heerbanne heraufbeschworen; gerade das unfehlbare Ansehen der heiligen, allgemeinen, römischen Kirche rufen sie um Schutz und Beistand an, und schwärmen ebenso begeistert für jeden Canon des geistlichen Rechtskörpers, als sie ingrimmig die Neuheit und die Abweichung von der Einheit der Kirche auch in Sachen der Disciplin hassen und verfolgen. Für die Liberalen ist mithin hier zunächst wenig Hoffnung, wenn nicht nach einem wahren Satze, daß Extreme sich oft wunderbar schnell befreunden. Wie es aber im Augenblicke steht, würde die Berlinerin und Schneidemühl sammt Zubehör, vor dieser Sippschaft sich bekreuzen, falls dort dieß Zeichen noch zu solchem Gebrauche Mode wäre. Wir sagen es mit vollem Ernste: das in Rede stehende Buch ist mit so ehrenhafter Gesinnung für die Kirche, mit so tiefer Achtung gegen deren Institutionen abgefaßt, daß es unter andern Umständen, etwa von höher befugter und wissenschaftlich sicherer Hand ausgegangen, vielleicht seinen Zweck nahezu erreicht, und für die Disciplin der französischen Kirche Epoche gemacht haben würde. Es wurde bereits erwähnt, daß auch irrthümliche Behauptungen im Buche der Allignols sich finden; wie wir denn deren später ein paar Beispiele anführen; allein es sind

zum Theil Uebertreibungen ohne böſe Abſicht; zum Theil wirklich Fragen, welche die Wiſſenſchaft controvers gelaſſen hat. Soll nach Einzelnheiten, die noch dazu ohne Weigern retractirt worden ſind, das Ganze beurtheilt werden; dann iſt die Mühe leicht, auch auf Seite der Gegner durch eine ſchärfere Kritik manche ſonderbare Theſe aufzudecken, die vor den Buchſtaben des Geſetzes wie vor der Wiſſenſchaft nicht Stand hält. Die Zeiten der Durand, Hericourt und Thomaſſie ſind für Frankreich vorüber! — Nähere Charakteriſtik des Inhaltes des Allignol'ſchen Werkes darf uns aus dem Grunde erſpart bleiben, weil wir den allgemeinen Rechtszuſtand in den übrigen katholiſchen Ländern ohnedieß durch Anſchauung und tägliche Uebung kennen; die Geſchichte des Umſturzes aber dieſer alten, univerſalen Verfaſſung für Frankreich, und ihre hauptſächlichſten Folgen bereits im erſten Artikel über dieſen Gegenſtand niedergelegt wurden. Auf das eigentlich ſpecifiſch Bedeutſame werden wir im Zuſammenhange mit dem Geſammtbilde der heutigen Kirchen-Disciplin Frankreichs zurückkommen.

(Schluß folgt.)

XXII.

Johann Michael Denis.

(Ein deutſcher Jeſuit des achtzehnten Jahrhunderts.)

Die Literärgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts iſt bisher faſt ausſchließlich nur durch proteſtantiſche Schriftſteller, vom proteſtantiſchen Standpunkte aus, für proteſtantiſche Zwecke bearbeitet worden. Daß auch hier der katholiſchen Auffaſſung ihr Recht werde, iſt heute dringenderes Bedürfniß als je, und die nachfolgende Darſtellung hat den Zweck, zur Löſung dieſer Aufgabe einen Beitrag zu liefern. Das Leben des ehrwürdigen Denis, als Dichter und Gelehrter, iſt nämlich vorzugsweiſe geeignet, uns einen Blick in ſeine Zeit zu geſtatten. Nicht minder knüpfen ſich an eine tiefer gehende Beleuchtung ſeiner Stellung in der damaligen literariſchen Welt Folgerungen und Betrachtungen, die auch für die Beurtheilung heutiger Verhältniſſe lehrreich und wichtig ſeyn können.

Denis hat im hohen Alter die Geschichte seiner Jugend und seiner Erziehung in lateinischer Sprache selbst niedergeschrieben. Das Werk war auf fünf Bücher berechnet, aber der Tod unterbrach ihn, als er zwei derselben vollendet hatte. Doch ist auch diese unvollständige Autobiographie unschätzbar, weil dieser, wie jeder andere Bericht über Selbsterlebtes den Charakter des Erzählenden treffender bezeichnet, als die kunstvollste und gewissenhafteste Schilderung eines Dritten es vermöchte. Diese Erzählung liefert uns ein rührendes Bild einer ungemein liebenswürdigen Persönlichkeit. Nicht minder geben diese Denkwürdigkeiten uns Kunde von manchen heute schon vergessenen Einzelnheiten des Lebens der Periode, welcher sie angehören. Sie schildern zwar nur den gewöhnlichen Typus der Bildungsgeschichte eines katholischen Knabens und Jünglings aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im südlichen Deutschland. Aber wenn aus diesem Knaben ein, um das geistige Leben in Oesterreich, ja um die ganze deutsche Literatur hochverdienter, berühmter Mann geworden ist, so rechnen wir auf die Nachsicht, ja selbst auf den Dank unserer Leser, wenn wir manche, sonst unerhebliche Umstände aus dieser Lebensgeschichte zum Theil mit den eigenen Worten des Verfassers wieder geben.

„Ich wurde", so erzählt dieser, als er im siebenzigsten Jahre an einsamen Winterabenden aus dem Gedächtnisse, welches ihm bis in's höchste Alter treu geblieben war, sein Leben niederzuschreiben begann *) „im Jahre 1729 zu Schärding in Bayern, jetzt einem österreichischen Orte, geboren. Meine Eltern, Johann

*) Diese Autobiographie war nicht für den Druck bestimmt, und wurde erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht. „Ich werde", sagt er in der Vorrede, „für mich selbst schreiben und noch einmal in Gedanken den Weg laufen, auf dem mich der Höchste von der Wiege an bis in mein jetziges Alter geführt hat. Möge es die Wirkung haben, daß ich in dem kurzen Zeitraume, den ich noch unter Menschen zuzubringen habe, nie aufhöre, seine väterliche Hand, welche mich in keiner von den Abwechselungen menschlicher Schicksale je verließ, zu verehren, möge es mich in der süßesten Hoffnung bestärken, Er werde den nicht aus dem ewigen Umgang der Seligen ausschließen, den Er, gegen alles Verdienst, in seinem ganzen Leben mit so vielen und so großen Wohlthaten überhäuft hat."

Rhetorik zur Hilfeleistung, um Rhetoren zu sein. Und die, welche sich mit Philosophie befassen, sind nicht besser daran als die, welche sich mit Rhetorik befassen. Denn sie sind nicht imstande, sich selbst zu helfen, und sie können auch nicht anderen helfen, um Philosophen zu sein. Und wenn sie sich auch mit Kunst [Kunst] Kunst [Kunst] nennen, und ausführen, daß Rhetorik Kunst [Kunst] sei, und daß Philosophie Kunst [Kunst] sei, so sind sie doch nicht imstande, sich selbst zu helfen, um Rhetoren oder Philosophen zu sein.

Aber diese Behauptung ist so klar, daß man sie kaum beweisen muß. Denn wenn sie sich selbst helfen könnten, um Rhetoren zu sein, so würden sie sich selbst helfen, um Rhetoren zu sein, und nicht andere dafür bezahlen, daß sie ihnen helfen, um Rhetoren zu sein. Und wenn sie sich selbst helfen könnten, um Philosophen zu sein, so würden sie sich selbst helfen, um Philosophen zu sein, und nicht andere dafür bezahlen, daß sie ihnen helfen, um Philosophen zu sein. Und wenn Rhetorik Kunst [Kunst] wäre, so würden sie sich selbst helfen, um Rhetoren zu sein, und nicht andere dafür bezahlen, daß sie ihnen helfen, um Rhetoren zu sein. Und wenn Philosophie Kunst [Kunst] wäre, so würden sie sich selbst helfen, um Philosophen zu sein, und nicht andere dafür bezahlen, daß sie ihnen helfen, um Philosophen zu sein. Und

ſammen hatte. So ſuchte ich auch Weſpen, nackte Schnecken, Fröſche auf, und beobachtete ſie. Meinen ältern Bruder, Aloiſius, hatte ich ſehr lieb, und zählte, um die Zeit des Herbſtes, jeden Tag bis zu ſeiner Rückkehr aus den Paſſauer Schulen; auch ließ ich nicht ab, zu bitten, bis man mir erlaubte, bei ihm zu liegen. Er ſchlief aber nie ein, ohne zuvor ſeinem Schlafgeſellen die lauretaniſche Litanei lateiniſch vorgeſprochen zu haben. Von Seite meiner Eltern genoß ich, neben einer überaus gelinden Erziehung, das vortrefflichſte Beiſpiel. Jugendliche Fehler wurden damit beſtraft, daß ich auf dem Boden ſitzen mußte, und zwar zuweilen, ohne ſelbſt bei dem Eintritt eines Fremden aufſtehen zu dürfen. Eine ſtrengere Zucht war nicht nöthig, denn nie zeigte ſich bei mir einige Widerſpenſtigkeit, als höchſtens durch Thränen, zu denen ich, vermöge einer weichen Gemüthsart, ſo geneigt war, daß ich auch bei zunehmenden Jahren, wenn man mich entweder tadelte, oder in den Schulen einem andern nachſetzte, oder wenn ich Haus und Vaterland verließ, die heftigſten Thränen vergoß. Ja ich erinnere mich, daß ich, ſchon als Lehrer der Jugend und beinahe bereits im männlichen Alter einmal in einen Strom von Thränen ausbrach, als ich von dem Rector unſeres Collegiums nicht erlangte, was ich gewünſcht hatte. Es iſt daher zu verwundern, daß meine Augen nichts gelitten haben, die jetzt, durch die Güte Gottes, noch in meinem ſiebenzigſten Jahre ſo hell und ſcharfſichtig ſind, daß ich mich nie eines Glaſes bediene. Doch ſind zwei Stücke, in Anſehung deren ich wünſchte, man möchte in meiner Kindheit ſorgfältiger geweſen ſeyn. Erſtens nämlich, daß am St. Niklastag unſer unbeſonnenes Hausgeſind, ohne Wiſſen oder in Abweſenheit meiner Eltern oft den verlarvten Knecht des Heiligen (wie ſie ſagten) mit Ketten klirren, und an die Thür ſtoſſen ließ, und dadurch mir und meinen eben ſo gutartigen Brüdern oft die entſetzlichſte Angſt verurſachte. Zweitens, daß man das lebhafter Eindrücke empfängliche Gehirn des Knaben durch alberne Weibsperſonen mit den abgeſchmackteſten Mährchen von dem böſen Geiſt, von Hexen, von Erſcheinungen der Todten anfüllen ließ. Wenn mir auch dieſer Umſtand für mein ganzes übriges Leben keinen andern Schaden brachte, ſo hatte doch reiferes Alter, Vernunft und Philoſophie nachher genug zu thun, dergleichen widrige Ausdrücke auszulöſchen. In meinem achten Jahre

fing Ferd. Hofbauer, ein fleißiger Mann, der als Schreiber bei meinem Vater ſtand, an, mich aus dem Büchlein eines gewiſſen Stebeck, deſſen man ſich damals bediente, in den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache zu unterrichten, und hatte an mir einen ſo willigen Schüler, daß, wenn er mir etwa mehrere Beugungen der Nennwörter auf verſchiedene Tage zu erlernen aufgab, ich nicht abließ, bis ich auf einmal das ganze Penſum erlernt hatte. Auch mein Vater ſpornte mich an, da er ſelbſt ein reines Latein ſchrieb, und mir oft ſowohl die Vortrefflichkeit dieſer Sprache, als das Vergnügen, das man aus dem Leſen ſchöpfen könnte, anpries. Nach mancherlei Schickſalen kam jener mein erſter Lehrer in der Folge nach Oeſterreich, und ging, der Welt überdrüßig, in ein Camaldulenſer Kloſter auf dem Kalenberg, wo er bis in ſein hohes Alter unter dem Namen P. Arſenius in heiliger Stille lebte, und endlich zufälliger Weiſe erfuhr, daß ich Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften an dem Collegium Thereſianum ſei. Er kam daher mit Erlaubniß ſeines Vorſtehers aus ſeiner Einſiedelei hinunter, um ſeinen ehemaligen Zögling zu ſehen. Es war mir ein Vergnügen, dieſen Mann, den ſein langer, grauer Bart ehrwürdig machte, zu umarmen, und weil er gerade um die Zeit kam, wo ich Schule halten ſollte, ihn unter meine Schüler zu führen, denn ich glaubte, es könnte des Beiſpiels wegen nützlich ſeyn, wenn ich dem vortrefflichen Greis für die auf meine Kindheit verwendete Sorgfalt in ihrer Gegenwart meine Dankbarkeit bezeugte, und ſie erinnerte, daß es dieſem Manne, der mich in den erſten Begriffen von Wiſſenſchaft eingeweiht hätte, zu verdanken ſei, wenn ſie glaubten, aus meinem Unterricht einigen Nutzen zu ziehen. Und man ging wirklich ſehr gerührt und nicht ohne Thränen auseinander.“

„Außer den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache ließen mich meine Eltern auch in der Muſik unterrichten. Die Saiten-Inſtrumente, zu denen ich keine Neigung hatte, gab ich bald wieder auf; an dem Klavier hingegen fand ich bis ins reifere Alter Vergnügen, und die Querflöte, die ich ohne Anweiſung lernte, legte ich zuletzt weg. Es würde mir nicht an Talent zu dieſer Kunſt gefehlt haben, wenn mich nicht andere Muſen mit mächtigen Reizen angezogen hätten. Doch lernte ich jeden Geſang ohne

alle Mühe, ja ich habe zuweilen nicht ganz unglückliche Versuche gemacht, verschiedene Lieder in Musik zu setzen."

„Im November des Jahres 1739 kam ich auf das Gymnasium zu Passau, welches acht Stunden von uns entfernt war: man miethete mir daselbst eine Wohnung, ein wenig oberhalb des Zusammenflusses des Inn und der Donau, in der anmuthigsten Lage, und mußte für den Tisch und eine sehr bequeme Wohnung in zehn Monaten sechszig Rheinische Gulden zahlen, ein Beweis, wie wohlfeil damals Alles war. Mein Vater brachte mich selbst zu dem Lehrer der untern Klasse, Joh. Baptist Hüttner, dessen Zuneigung ich bald im hohen Grade gewann, obschon er übrigens auf sehr strenge Zucht hielt und, wie es mir selbst jetzt noch vorkommt, sich des Stocks und der Ruthe gar zu gern bediente, was mich, als ich es selbst wider Willen einsah, Thränen kostete, weil man glauben konnte, er finde eine Art Vergnügen daran. Indessen wußte er auch die Bessern gut zu belohnen. Das Ehrenzeichen der Schuldictatur war ein vergoldeter Schlüssel, der an einem reichen Bande von der Brust des Dictators herabhing: so wie eine kostbar gebundene Matrikul, in welche die Namen der Dictatoren geschrieben wurden. Es gab auch eine Prodictatur und Bänke der Vorsteher und Senatoren, um welche entweder in den Uebungen des Styls oder in Auflösung von Fragen oder den auswendig gelernten Pensis ein hitziger Wettkampf war. Wer auch in allen diesen Stücken andern gleich kam, erhielt dennoch einen niedrigen Platz, wenn er die vorgeschriebenen Schulgeräthe, wenn er sein Schnupftuch, wenn er sein Betbüchlein oder den Rosenkranz nicht bei sich hatte. Daraus entstand nun viel Nacheiferung, viel Beflissenheit eines Jeden in Besorgung seiner Sachen. Es war nicht erlaubt, ohne Mantel auszugehen, damit die Zöglinge der Schulen von den Kindern der Handwerker unterschieden werden könnten, und der übergeworfene Mantel auch einem schlechteren Kleid Ehre machte. Wozu soll ich mir nicht jetzt noch ins Gedächtniß zurückrufen, welch ein Antrieb zur Vermehrung des Fleißes selbst in dem zu Ende laufenden Jahre für die besseren Köpfe, die im September mit großem Gepränge veranstaltete öffentliche Preisaustheilung war, wo die Namen der Sieger gedruckt und überall herum geboten wurden. Denn noch jetzt denke ich mit Vergnügen daran zurück, daß ich allezeit unter dieser Zahl

war, und wie wichtig dem Knaben das schien: ich kann daher nicht umhin, die Meinung derjenigen verwerflich zu finden, welche heut zu Tage beinahe alle dergleichen Antriebe für die Jugend aus den Schulen verbannt haben, und es nicht einsehen wollen, daß sie verkehrt handeln. Aber freilich, diese Dinge waren entweder von dem Jesuiten-Orden, den man stürzen wollte, eingeführt, oder standen sonst in gar zu genauem Zusammenhang mit demselben. Im Mai dieses Jahres wurde ich mit einem Tertian-Fieber befallen, und da der Arzt behauptete, daß ich von demselben schwerlich geheilt werden könnte, so lange ich an dem Wasser zwischen den oben benannten beiden Flüssen wohnte, wurde ich, auf Verlangen meiner Eltern, nach Hause gebracht, und ging im folgenden Monat mit Vergnügen und völlig hergestellt, wieder auf die Schule zurück."

Im November des Jahrs 1740 trat ich unter dem gleichen, mir so sehr günstigen Lehrer, in die zweite Classe, welche die Classe der Anfangsgründe genannt wurde. Von diesem Manne muß ich noch sagen, daß er die Gesellschaft, in der er Priester geworden war, und mehrere Jahre an verschiedenen Orten öffentliche Kanzelreden gehalten hatte, verließ, und die Besorgung der Pfarrei St. Andrä, oberhalb des Klosters Neuburg übernahm, wo er seine Tage beschloß, als ich schon Lehrer an dem Theresianum war. Seine Gunst erwarb mir auch das Wohlwollen einiger anderer Lehrer, seiner Amtsgenossen, und ich fing schon damals an, sowohl durch den Umgang mit ihnen, als weil mein Vater der Gesellschaft Jesu sehr oft rühmlich erwähnte, nach und nach die Glieder des Ordens lieb zu gewinnen. Doch mir ist wohl bewußt, daß ich vielleicht in keinem Jahr weniger Fleiß angewendet; denn theils lag jener mein Lehrer gegen den Sommer an einer langwierigen Krankheit darnieder, theils war mein Hausinformator nur in gewissen Stunden des Tages zugegen, und der Hauspatron, bei dem ich auf dem Neumarkt eine Wohnung bezogen hatte, bekümmerte sich, durch Amtsgeschäfte gehindert, wenig darum, was ich thäte. Ich lief also oft an die Ufer des Inn und der Donau, und fand besonders Vergnügen an den Pferden, welche Lastschiffe den Fluß hinaufzogen, wobei ich oft durch unvorsichtiges Besteigen von Nachen beinahe in Lebensgefahr gerieth, oder ich ging in das Freie hinaus, und beschäftigte mich mit dem

Ballſpiel in Geſellſchaft von Kameraden, bei deren Auswahl ich nicht die Vernunft, ſondern einen bloßen kindiſchen Trieb zu Rathe zog."

Wir müſſen hier des Raumes halber die Erinnerungen des Verfaſſers an die Truppendurchzüge während des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges übergehen. — Die Kriegsbegebenheiten unterbrachen längere Zeit hindurch ſeinen Schulbeſuch; die beſorgten Eltern ließen ihn aus Paſſau im Winter 1740 bis 1741 nach Hauſe holen. „Bald ſah man die Oeſterreicher auch in unſerer Gegend. Die erſten waren freiwillige Huſaren von dem ungariſchen Adel, die man Inſurgenten nennt, und unſere Bauern verwunderten ſich nicht wenig über dieſe Leute, bei denen, wie ſie ſagten, Stiefel und Strümpfe aus einem Stücke beſtänden. Als einer von dieſen, der in unſer Haus gekommen war, von ungefähr ein mit Büchern und andern Schulſachen belegtes Pult ſah, und daraus ſchloß, es müßte ein Knabe da ſeyn, der ſich auf die Wiſſenſchaft lege, fragte er nach mir, und als man ihm ſagte, ich ſei in der Kirche, dem Gottesdienſte beizuwohnen, wartete er meine Rückkunft ab, und ſetzte ſich, nach einem freundlichen Empfang, mit meinen Büchern in der Hand nieder, um mich in lateiniſcher Sprache über meine Kenntniſſe zu prüfen. Ich hatte nach damaliger Weiſe eine ziemliche Fertigkeit in dieſer Sprache von Schulen mitgebracht, faßte mir alſo ein Herz, und beantwortete ſeine Fragen ſo, daß er ganz für mich eingenommen wurde, und mich nicht nur zum Fleiß ermunterte, ſondern auch aus ſeinem Reiterſack ein Gebetbüchlein, welches den Titel Officium Rakoczianum führt, nebſt dem Thomas a Kempis hervorzog, und mich damit beſchenkte, indem er meine Eltern beim Weggehen verſicherte: Wenn ich fortführe, ſolchen Fleiß auf die Wiſſenſchaft zu verwenden, ſo würde ich kein gemeiner Gelehrter werden. Schon ſeit dieſer Zeit empfand ich eine beſondere Zuneigung gegen die hungariſche Nation."

Da die Unſicherheit der Straßen ſeine Rückkehr auf die Schule nach Paſſau unmöglich machte, begann der lernbegierige Knabe privatim ſeine Studien fortzuſetzen.

„Ich hatte meinen Vater, ich hatte meinen ältern Bruder, die mir grammatikaliſche Knoten auflöſen, und mir Ausarbeitungen für die Feder an die Hand geben konnten; von Büchern be-

saß ich die Briefe des Cicero, den Corn. Nepos, den Q. Curtius, die Progymnasmata des Jac. Pontanus. Die Kirchengeschichte schöpfte ich aus dem Rohaumont. Die Mythologie aus Pomeji Pantheon und Hederichs Lexicon; überdieß liebte ich die Lektüre überhaupt so sehr, daß wenn man mich zuweilen des Nachmittags abrief, um Früchte oder etwas anderes dergleichen mit meinen Brüdern zu theilen, ich meinen Antheil zu dem Buch mitnahm. Auf die politischen Zeitungen war ich so begierig, daß ich an den bestimmten Tagen, an denen sie von Vilshofen gebracht wurden, den Boten an dem Fenster wie auf der Lauer erwartete. Wenn mir beim Durchlesen derselben irgend eine Schwierigkeit aufstieß, so nahm ich Hübner's Lexicon zur Hand, und ich erinnere mich noch heute daran, welch einen Vorrath von Kenntnissen aus der ganzen Geschichte, aus der Geographie, aus den Sitten und Gebräuchen der Völker, und endlich aus der ganzen Technik ich mir von früher Jugend an aus diesem Buche erworben habe. Weil aber die Alten behaupten, daß die Jugend auch ihre Spiele haben müsse, so bestand das meinige darin, daß ich eine Menge von Soldaten jeder Gattung zuerst auf Papier zeichnete, dann mit Hülfe meiner jüngeren Brüder mit der Scheere ausschnitt, sie illuminirte, und dann mittelst eines hölzernen Stiftes, den ich an ihren Füßen befestigte, auf einem ganz durchlöcherten Tisch nach den verschiedenen Regeln der Taktik aufstellte; welcher Anblick den Soldaten, die vermöge des Rechts der Sieger unser Haus durchliefen, nicht selten Freude machte."

Auch hatte der Kleine ungemessene Begierde, Soldaten zu sehen, wo sich irgend Gelegenheit dazu fand. „Daher sah ich mitten unter ihnen Vieles, und hörte noch Mehreres, was mir weit besser gewesen wäre, noch länger nicht zu wissen. Ich zähle also unter die vorzüglichen Beweise der göttlichen Güte, daß ich mich nie völlig verirrte, nie die Liebe zur Tugend und zu den Wissenschaften ablegte, sondern, wenn gleich zuweilen auf Abwege gelockt, doch immer bald wieder auf den rechten Weg zurückkehrte. Und gewiß eine über mich wachende Vorsehung war es, die mich warnte."

Um dieselbe Zeit wurde Michael von den Blattern ergriffen. Eilf Tage lang seines Augenlichtes beraubt, empfand er tiefgerührt die lebhafteste Freude, als er zuerst wieder den Tag sah,

die Umſtehenden erkannte. „So lernte ich damals die göttliche Wohlthat der Augen und des Geſichts ganz vorzüglich ſchätzen; und bei allmähliger Zurückkehr meiner Kräfte, da ich das Bett verlaſſen, wieder den erſten Schritt verſuchen, darnach in der lieblichſten Frühlingsluft, unter dem Geruch blühender Bäume in dem Garten ſitzen, die freundliche Natur auf's neue genießen durfte, da erkannte ich es, wenn je ſonſt, mit innigſtem Dank gegen Gott meinen Erhalter, daß Geſundheit das Beſte ſei, was den Sterblichen verliehen werden könne. Nachdem ich mich den Sommer hindurch wieder erholt hatte, kehrte ich zu meinen unterbrochenen Studien zurück, und weil ich jetzt mit Leichtigkeit einen lateiniſchen Brief ſchrieb, und die Proſodie ſo ziemlich inne hatte, ſo fing mein Bruder an, mich zur Poeſie anzuführen, indem er mich, wie ich mich wohl erinnere, aus Jacob Biedermanns Briefen *) einzelne aufgelöste Diſticha vorlegte, die ich wieder in Ordnung bringen ſollte."

Völlig wieder hergeſtellt, kehrte er im November des Jahres 1743 nach Paſſau zurück. „Der öffentliche Lehrer der Dichtkunſt war Paul Edelmüller, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit, und einem muſterhaften Charakter. Aber er hatte ein gewiſſes kaltes, finſteres Weſen, das ihm die Gemüther der jungen Leute eben nicht gewann, zu deren Fortſchritten freilich Liebe gegen Lehrer ſehr viel beiträgt. Einmal, als wir eine gewiſſe Fabel von dem Haſen in Verſe bringen ſollten, und ich den Vers gemacht hatte:

Campivagus trepidans ossa pavore lepus

verwarf er ihn, und behauptete, er würde beſſer ſo gegeben:

Ossa pavore tremens, campivagumque animal **).

Aber er überzeugte den naſeweiſen Jüngling ſo wenig, daß ich mir vielmehr von dieſer Zeit an einen weniger günſtigen Begriff von den dichteriſchen Talenten meines Lehrers machte. Doch kamen glücklicherweiſe zwei Umſtände zuſammen, welche den daher zu befürchtenden Nachtheil verhinderten: eine brennende Begierde nämlich mich unter meinen Kameraden auszuzeichnen, und der

*) J. Bidermanni Epistolae Heroum.

**) Der zitternd vor Angſt die Felder durchirrende Haſe. — Das vor Angſt zitternde die Felder durchirrende Thier.

eigene Trieb, der mich zu den Wissenschaften hinzog. Ich setzte daher das häusliche Lesen der besten Autoren fort. Besonders des Virgils, von dem mir mein Vater namentlich sein Gedicht über die Bienen *) empfohlen hatte; und da ich von ohngefähr Fenelons Telemach in meiner Muttersprache fand, um die man sich damals auf den Schulen gar nicht bekümmerte, hatte ich darüber eine große Freude. Auch versuchte ich zuweilen, außer den Schulaufgaben, aus mir selbst etwas auf's Papier zu werfen. Vorzüglich erinnere ich mich einiger scherzhaften Briefe an die Meinigen, in welchen ich die deutsch-französischen Zwitter-Verse des Joh. Chr. Trömer, welche damals stark im Umlauf waren, nachzuahmen suchte. Aber ich war der französischen Sprache beinahe noch ganz unkundig, und erwarb mir erst lange nachher durch häufiges Lesen französischer Bücher, worunter Fenelon, Voiture, Bolleau die ersten waren, eine bessere Kenntniß derselben."

Sein rühmlicher Fleiß blieb nicht unbelohnt. „Ich erhielt vier, und zwar die ersten Prämien, sowohl in den Uebungen beider Gattungen des Styls, als in den Aufgaben der Dichtkunst und in dem öffentlichen Religionsunterricht; und, damit die Freude der Meinigen desto größer wäre, ersann ich eine unschuldige List, denn als ich bei der Rückreise zu ihnen meine Sachen zusammenpackte, vertheilte ich die Prämien in dem Koffer so, daß man sie, das geringere zuerst, zwischen den Kleidern finden mußte, das Wichtigste hingegen auf dem Boden versteckt lag. Sobald ich nach Hause kam, wurde gefragt, ob ich auch ein Prämium mitbrächte; sie sollten nur nachsehen, erwiderte ich, und schloß meinen Koffer auf. Meine Mutter übernahm die Mühe des Nachsuchens, und als sie mich nach Entdeckung des ersten Prämiums lächeln sah, fuhr sie fort zu suchen. Noch heute fühle ich mich von einer süßen Empfindung durchdrungen, wenn ich daran gedenke, wie groß zuletzt, bei der übertroffenen Erwartung, die Freude nicht nur zu Hause, sondern auch in unserer Nachbarschaft war, und mit wie viel Glückwünschen man mich überhäufte."

Im Anfange des Novembers 1744 sollte er wieder nach Passau gehen. Aber die kriegerischen Bewegungen am Inn bewogen seine Eltern, ihn zu Hause zu behalten. „Ich theilte also

*) Vom Landbau, viertes Buch.

dieſe Zeit der Ferien zwiſchen Leſen und Schreiben, um mit meinen Mitſchülern in der Ferne gleichen Schritt zu halten. Die Reden des Cicero zogen mich, ich geſtehe es, nicht ſo an, wie die Briefe des Seneka, oder auch Joh. Barclay Argenis und Ant. Wilh. Ertels Auſtriana, welche ich unter den Büchern meines Vaters fand. So ſehr gefiel mir jene ſentencioſe, ſpitzfindige, geſchraubte, um nicht zu ſagen ſchwülſtige, affectirte, hochtrabende Schreibart. Unter den Dichtern war mir freilich Horaz der erſte, und es blieb keine von ſeinen vorzüglichen Versarten, in der ich nicht einige Verſuche wagte, aber ich machte auch gerne einen Abſprung zu Juſt. Santel, und bewunderte, weil es mir noch eben ſo ſehr an feſter Urtheilskraft als an geläutertem Geſchmack fehlte, die Spielereien der Neuern, welche ich ſinnreich nennen hörte, die Anagrammata, Chronoſticha, Hieroglyphica, Retrograda, ſobald ich aber etwas bewunderte, fühlte ich mich, wie ein Aeffchen, gedrungen, es nachzuahmen. Außer einem Heldengedicht über den damaligen Krieg beluſtigte ich mich daher ſowohl mit lyriſchen Gedichten, als mit Elegien und Epigrammen, und wenn ich mich an einige dieſer Sachen erinnere, ſo kann ich nicht umhin, bei allen Fehlern des jugendlichen Alters, welche ſie an ſich tragen, mit Horaz zu ſagen: Erat, quod tollere velles*). Unterdeſſen ging der Mai zu Ende, und meine Eltern beſchloſſen endlich, mich auf die Schule zurückzuſchicken. Mein Vater brachte mich ſelbſt dahin: als er mich dem Vorſteher des Gymnaſiums, der erſt an daſſelbe gekommen war, vorſtellte, ſo machte dieſer einige Schwierigkeiten, unter dem Vorwande, weil nur noch drei Monate von dem Schulcurs übrig wären, ſo würde ich es in der Rhetorik nicht weit bringen; es ſei alſo für mich vortheilhafter, dieſe kurze Zeit auf Wiederholungen der poetiſchen Lectionen zu verwenden. Dieſes beleidigte meinen Ehrgeiz. Ich bat alſo: mir nichts deſto weniger zu erlauben, daß ich zu dem Lehrer der Rhetorik hingehen und mich zu einem Verſuch in dieſer Wiſſenſchaft anbieten dürfte. Es war Joh. Preuring, ein Mann von einem eben ſo gebildeten Verſtand als einer ſchönen Geſtalt. Meine alten Mitſchüler hatten von meiner Zurückkunft gehört, und zwar einige, welche die ober-

*) Es gab Dinge darunter, die dir des Aufbewahrens nicht unwerth ſcheinen konnten.

ſten Plätze inne hatten, eben nicht mit Vergnügen, weil ſie fürchteten, von mir verdunkelt zu werden, und ſie hatten es auch, wie es ſo gehet, im Vertrauen ihrem Lehrer geklagt. Dieſer aber nahm den jungen Menſchen nur deſto freundlicher auf, und brachte es in Kurzem dahin, daß er meine ganze Liebe gewann, und daß ich aus ſeinem Unterricht den größten Nutzen zog. Deſto ſchmerzlicher iſt mir die Erinnerung, daß ein ſolcher Mann bald nachher, als ich in die Geſellſchaft Jeſu trat, ſie verließ, und endlich als Mitglied des Chorherrnſtiftes zu Csanad in einem hohen Alter ſtarb. Indeſſen hatte er keine Urſache, die Gewährung meines Wunſches zu bereuen, denn ich empfing gegen Ende des Jahres ein doppeltes Prämium in beiden Gattungen der Schreibart, der rhetoriſchen nämlich und der poetiſchen, und zwar, wie es üblich war, unter einer feierlichen Muſik von Trompeten und Pauken, in einer zahlreichen Verſammlung. Solche Prämien wurden damals allgemein als eine ſehr ehrenvolle Auszeichnung betrachtet. Ich mußte deßwegen während der Herbſtferien, auf ihr Verlangen, die Freunde meiner Eltern beſuchen, und wurde von ihnen mit Lobſprüchen und kleinen Geſchenken überhäuft; das wirkſamſte Mittel, wie ich glaube, den Fleiß junger Leute anzuſpornen."

Gegen Ende November 1745 kehrte Denis abermals nach Paſſau zurück, um das Studium der Philoſophie zu beginnen. — Der Curſus derſelben war auf zwei Jahre berechnet, wovon das erſte der Logik und Dialectik, das andere der Phyſik und Metaphyſik gewidmet war. Man nahm hier einzig den Ariſtoteles zum Führer, Gaſſendi und Descartes wurden ſelten erwähnt, Newton's Name nicht einmal gehört. Ueberhaupt war die Philoſophie nicht die ſtarke Seite ſeiner Lehrer. Später bedauerte Denis ſchmerzlich dieſe Lücke in ſeiner Bildung, doch rühmt er ſeinen damaligen Profeſſor, der ihn vorzüglich lieb gewann, ihn beſtändig zum Fleiß ermahnte, und wie ein zärtlicher Vater über ſeine Lebensordnung und ſeine Sitten wachte. „Dieſes war ſehr zur rechten Zeit. Mit einem weichen Herzen, einer lebhaften Einbildungskraft und reizbaren Sinnen begabt, trat ich aus dem Knaben- in das Jünglingsalter hinüber. Das Bewußtſeyn größerer Freiheit ſchmeichelte mir, weil ich nun, der kindiſchen Zucht entwachſen, als Student das Recht hatte außer der Schule Waf-

fen zu tragen, und von meinen Lehrern selbst, wie es üblich war, Herr genannt wurde. Uebrigens hatte ich Kameraden, deren Auswahl oft um desto weniger auf die Bessern fällt, je mehr man dabei bloß seinen Geschmack und seine Neigung zu Rathe zieht. Ich weiß, daß auf diesem schlüpferigen Pfade mein unsicherer Tritt zuweilen ausglitt, weiß, daß ich, gelockt und in die Netze verwickelt, nicht immer meine Leidenschaften im Zügel hielt, aber stets hielt mich die Besorgniß wieder zurück, jener Mann möchte etwas von mir hören, wodurch ich Gefahr liefe, seine Achtung zu verlieren. Wenn schwere Versuchungen drohten, so kam mir noch etwas Anderes zu Hülfe, auf der einen Seite nämlich eine gewisse angeborne Furchtsamkeit, die jeder Frechheit ganz unfähig war, und auf der andern eine Liebe zu den Wissenschaften, welche zuweilen machte, daß ich eine günstige Gelegenheit zur Sünde freiwillig fahren ließ, weil ich zu Hause ein neues Buch erwartete, auf dessen Lektüre ich äußerst begierig war. Auch die frommen Gemüthsbewegungen rechne ich hieher, durch welche der gütige Himmel den Jüngling oft an seine Pflicht erinnerte, und den nicht erst seit gestern entstandenen Vorsatz, mein Leben einst in irgend einer Ordens-Gesellschaft Gott zu weihen. Um nun dieses Vorhaben mit meiner Lebensweise in Uebereinstimmung zu bringen, besuchte ich nicht selten, ohne Wissen meiner Kameraden, die Kirchen, unter denen, wie ich mich erinnere, die von Mariahülf auf dem nahe liegenden Berge die vornehmste war. Unterdessen ließ ich meine Philosophie nicht liegen, und, obschon ich mich von Zeit zu Zeit heimlich zu den Musen zurückschlich und auch ein wenig italiänisch lernte, so wurde ich doch unter die fertigen Streiter gerechnet. Denn es war Sitte, wenn man aus der Nachmittagsschule kam, auf der Straße stehen zu bleiben und Disputationen anzuknüpfen, indem diejenigen, welche die Physik hörten, sich an jeden Schüler der Logik machten, um ihn über sein Wissen zu Rede zu stellen. Man warf zuerst mit Syllogismen um sich, bald aber, wenn einer merkte, daß er in die Enge trieb oder getrieben wurde, und die Gemüther sich erhitzten, entstand ein Geschrei, und man stritt mit solcher Hartnäckigkeit, daß im Winter die Nacht einbrach und der Rector der Schule zuweilen aus dem Collegium herauskommen mußte, um die Straße von den Schreiern zu säubern. Ich gebe gern zu, daß der Streit

oft so weit kam, daß keiner den andern mehr verstand. Und man erzählte zu meiner Zeit, daß ein Bauer, der in die Stadt gekommen war, seinen Sohn zu besuchen, unter einen Haufen solcher Disputirenden gerieth, und als er sah, daß sein Sohn Mehreren, die ihm zuschrieen, mit Mühe Widerpart hielt, ihm mit aufgehobenem Stock habe zu Hülfe kommen wollen. Doch wird mir Niemand die Ueberzeugung benehmen, daß durch diese Einrichtung der Verstand junger Leute in scharfsinnigen Schlüßen, in gedrängtem Raisonnement, und wenn sie sich etwa in die Enge getrieben sahen, in Erfindung schneller Ausflucht̃smittel nicht wenig geübt wurde; von der Fertigkeit in der lateinischen Sprache, welche sich dadurch Jeder nothwendig erwerben mußte, nicht einmal etwas zu sagen. Durch jene ungleichartige, schlaffe, schwankende Art gelehrte Streitigkeiten zu führen, welche nachher die Syllogistik aus unsern Schulen verbannt hat, kann Niemand weder gewonnen und überzeugt werden, noch leicht zur Wahrheit gelangen. Diese Fertigkeit, meine Sätze zu behaupten, brachte ich in den Herbstferien mit mir nach Hause, und disputirte gern mit benachbarten, gelehrten Mönchen und Andern, welche sich mit mir einlassen wollten."

Im nächsten Schuljahre fing er an, außer der trockenen Beschäftigung mit der Physik und Metaphysik, deutsche Gedichte zu machen. „Da ich durch Regensburger Buchhändler, welche nach Passau auf die Messe hinunterkamen, die deutschen Gedichte von Hoffmannswaldau, Triller, Brockes und Andern bekommen hatte, so fing ich sogleich an, sie nachzuahmen, ohne dabei auf Grammatik oder Rechtschreibung, die mich Niemand gelehrt hatte, im geringsten Rücksicht zu nehmen." — Gewandter war er dagegen im Lateinischen, weshalb ihm gestattet wurde, bei den Schuldisputationen die üblichen kleinen Anreden selbst zu verfertigen. „Aber ein anderes, weit wichtigeres Geschäft lag mir schon seit dem Anfang des Jahrs schwer auf dem Herzen. Mit dem Schluß der Philosophie nehmen die Wege eine verschiedene Richtung. Ich mußte wählen, welchen ich einschlagen wollte. Zwar war es schon längst fest bei mir beschlossen, mein ganzes Leben in irgend einem geistlichen Orden Gott zu weihen; aber in welchem? Das war es, was ich unter Anrufung göttlicher Leitung und mit Zuratheziehung kluger Männer noch einzig zu überlegen hatte. Die mei-

ſten Ordensgeſellſchaften waren mir ſo ziemlich bekannt, und in meinen jüngern Jahren hatte mir die weiße Kleidung der Prämonſtratenſer, die ich zu St. Salvator öfters beſuchte, ſehr wohl gefallen; aber ich liebte die Wiſſenſchaften, und ſah, daß ſie nirgends mehr geehrt wurden, als bei den Jeſuiten; daß von ihren Stimmen die Schulkatheder ertönten, daß in allen Fächern der Wiſſenſchaften, Arzneikunſt und bürgerliche Rechtsgelehrſamkeit ausgenommen, einige vorzügliche Bücher aus ihrer Feder vorhanden ſeien. Dieſes hatte ich von Jugend auf meinen Vater rühmen hören, dieſes hatte ich durch eigene Erfahrung gefunden, da ſie mir ſchon ſeit ſechs Jahren gern den Zutritt in das Innere ihres Hauſes geſtatteten. Ich lernte ſie als Leute kennen, denen die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Menſchen am Herzen liege, ihren Fürſten ſehr ergeben, im Handeln klug und vorſichtig, mit der Zeit geizend, von beſcheidener Würde und rechtſchaffen. Aber um mir nichts zu verhehlen, vorzüglich ſchön und ehrenvoll ſchien es mir, in Schulen zu herrſchen und Schüler zu haben, die mir gleichſam das Wort aus dem Munde nahmen. Dieſes beſchleunigte meinen Entſchluß, und es bleibt mir unvergeſſen, welche Freude die Eröffnung deſſelben den Meinigen machte. Mein Vater ſagte: er freue ſich, daß von ſeinem Sohne endlich wirklich ausgeführt würde, was er ſelbſt einſt im Sinn gehabt hätte. Ungeſäumt alſo, weil die Oſterferien ſchon nahe waren, entdeckte ich zuerſt meinem gütigen Lehrer, wozu ich mich entſchloſſen hätte. Es war ihm eine erfreuliche Nachricht, und er ſchickte mich ſogleich an den Rector des Collegiums, um meine Aufnahme bei ihm nachzuſuchen. Dieſer war Sigismund, Graf von Lichtenberg, ein Mann von den gefälligſten Sitten, welcher den jungen Menſchen freundlich aufnahm und ihm gute Hoffnung machte. Er wollte an den Provincial ſchreiben, und wenn meine Aufnahme in die öſterreichiſche Provinz einige Schwierigkeit fände, weil ich ein Bayer wäre und der Krieg noch fortdauerte, ſo werde er ſchon für Empfehlungen an den Vorſteher von Oberdeutſchland ſorgen, daß mein Wunſch in dieſer Provinz erfüllt würde. Ich ſollte in vierzehn Tagen wieder kommen, die Entſcheidung zu vernehmen. Beim Weggehen ſagte er mir lächelnd: daß ich ein Bayer wäre, ſtehe mir nicht im Wege, wenn nur alles Uebrige (er meinte Sitten und Kenntniſſe) in Ordnung ſei. Da ich ſo mei-

ner Hoffnung näher rückte, war ich von jetzt an fleißiger beim Gottesdienst, spannte alle meine Geisteskräfte an, und ließ mich selten, besonders des Abends, in den Zusammenkünften meiner Kameraden sehen, denn ich wußte, wie genau die Jesuiten das Betragen ihrer Candidaten beobachten, und wie leicht es geschehen könne, daß einer im Angesicht des Hafens Schiffbruch leide, wovon ich selbst durch das Beispiel einer meiner Mitbewerber belehrt wurde."

„Gegen Mitte des Augusts kamen Briefe aus Wien von dem Provincial Aug. Hingerle, worin er dem Rector berichtete, daß man mich in die Gesellschaft Jesu aufnehme, und daß ich nach dem ersten October zum Noviciat würde berufen werden. Meine Freude war anfangs, ich gestehe es, nicht ganz ungetrübt, weil ich jetzt zwar einerseits meinen höchsten Wunsch erfüllt sah, andererseits aber mich des Gedankens nicht entschlagen konnte, daß ich nun Alles, was mir bis auf diesen Tag in dem Leben lieb gewesen war, auf immer verlassen müßte. Aber diese Gemüthsstimmung hielt nicht lange an; sie machte einem reinen Vergnügen Platz, welches ich auch in einem Brief ergoß, worin ich den Eltern von meinem Glück Nachricht gab. Sie nahmen an der Freude ihres Sohnes Theil, alle Freunde und Bekannte vereinigten ihre frommen Wünsche, daß die Sache wohl gelingen möge; mein bester Lehrer, der mich gerade damals vorbereitete, Sätze aus der ganzen Philosophie öffentlich zu vertheidigen, bezeugte die lebhafteste Freude. Sobald jene Feierlichkeit vorüber war, eilte ich weg, den letzten Herbst mit den Meinigen zuzubringen. Nie kann ich ohne eine starke Gemüthsbewegung an das zurückdenken, was in jenem Zeitraum zwischen den gütigsten Eltern, die sich freuten, der Kirche Gottes einen Sohn erzogen zu haben, und zwischen dem die Eltern zärtlich liebenden, von Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten durchdrungenen Sohn gegenseitig vorfiel; damals versuchte ich, es in langen Elegien auszudrücken, zu denen ich die Augenblicke stahl, und worin ich von der Welt Abschied nahm. Denn der October rückte unerwartet schnell heran; und schon waren Briefe da, welche mich auf den neunten desselben Monats in das Collegium nach Passau, und von da zum Noviciat St. Anna in Wien beriefen. Meine Mutter konnte sich nicht enthalten, mir, in Begleitung meiner ältesten Schwester,

und Kirchen 1858 zu Berlin, 2. Aufl. 1859. Ferner Wilh. Lübke, Mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipz. 1853. Derselbe, Die mittelalterliche Kunst in Preußen, Leipz. 1855. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Deutschland, Belgien und Holland, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Frankreich, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in England, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Italien, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Spanien, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Portugal, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Polen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Rußland, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ungarn, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Siebenbürgen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Böhmen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Mähren, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Schlesien, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Tirol, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Steiermark, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Kärnthen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Krain, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Salzburg, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ober-Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Nieder-Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Wien, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ungarisch-Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ungarisch-Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ungarisch-Oesterreich, Leipz. 1861.

und Kirchen 1858 zu Berlin, 2. Aufl. 1859. Ferner Wilh. Lübke, Mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipz. 1853. Derselbe, Die mittelalterliche Kunst in Preußen, Leipz. 1855. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Deutschland, Belgien und Holland, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Frankreich, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in England, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Italien, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Spanien, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Portugal, Leipz. 1860. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Polen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Rußland, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ungarn, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Siebenbürgen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Böhmen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Mähren, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Schlesien, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Tirol, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Steiermark, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Kärnthen, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Krain, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Salzburg, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ober-Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Nieder-Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Wien, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ungarisch-Oesterreich, Leipz. 1861. Derselbe, Die Kunst der Renaissance in Ungarisch-Oesterreich, Leipz. 1861.

dungswege des jungen Dichters nach seinem Eintritt in den Orden weiter nachgehen, und aus seiner Erziehung ein Bild des Lebens innerhalb der Gesellschaft Jesu schöpfen, wie sich dieß in den letzten Jahren vor der Aufhebung derselben in Deutschland, und insbesondere in der deutschen Ordensprovinz gestaltet hatte. Der einfache Bericht eines allgemein geachteten Mannes, der aus eigner Lebenserfahrung spricht, wird Jedem, dem es überhaupt um Wahrheit zu thun ist, ohne Zweifel eine glaubwürdigere Quelle seyn, als jene lächerlichen oder ekelhaften Schilderungen moderner Romanschreiber, welche das heutige Europa in der schmutzigen Fluth ihrer antichristlichen Controversnovellen zu ersäufen drohen.

(Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Das Christenthum bei den Germanen.

Mit Rücksicht auf die beiden Werke:

Die Begründung des Christenthums in Deutschland und die sittliche Erziehung der Germanen. Aus dem Französischen des A. F. Ozanam. München 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Nach seinem Leben und Wirken geschildert von J. Ch. A. Seiters, katholischem Pfarrer in Göttingen. Mainz 1845.

Zu den angenehmsten wissenschaftlichen Beschäftigungen, welche man sich wählen kann, gehört unstreitig die Erforschung der Alterthümer des großen germanischen Volksstammes; die anmuthigen Sagen und Mährchen, die geheimnißvollen Runen, die einzelnen Sprachzweige der Vorzeit, die religiösen Begriffe unserer Vorfahren, die Weisthümer, die Sprüchwörter, die Symbole, kurz Alles, Alles bietet hier ein ganz außerordentliches Interesse dar. Ist schon die Erforschung der Rechts-

Alterthümer, vorzüglich an der Hand der so oft überraschend belehrenden Sprache, erfrischend für Geist und Gemüth, so zieht das Studium des altgermanischen Heidenthums, dessen Spuren in Grönland und Island, in Scandinavien und Spanien, im Frankenreiche und in Italien, ja in Rußland verfolgt werden können, ganz besonders an. Ja wahrhaft verführerisch kann man es nennen, so daß es in unsern Tagen wenigstens begreiflich erscheint, wie ganz tüchtige Forscher in diesen Fächern mit einem gewissen Unmuthe nicht blos gegen die mit ihrem Zahne zernagende Zeit erfüllt werden können, sondern gegen eine jede Kraft, ja sollte es auch die göttliche des Christenthums seyn, welche Monumente des Alterthums, die, wenn sie bestehen geblieben wären, vielleicht manchen interessanten Aufschluß gegeben hätten, zerstört hat.

Verklungen sind die alten Gesänge, manche, durch das schriftliche Wort zur Aufbewahrung für die Nachwelt bestimmt, vielleicht absichtlich verbrannt; zerstört und zertrümmert sind die Götterbilder, umgehauen die alten Eichen, und jede Stätte, den Vätern in ihrem frühern Glauben lieb, dem neuen Cultus durch priesterlichen Segensspruch vindicirt. Indessen trösten wir uns, in all seiner Anmuth und Naivität war das Heidenthum unserer Vorfahren dennoch gräßlich: überall Kampf und Krieg, Menschenopfer, überhaupt Nichtachtung der Persönlichkeit solcher Menschen, die nicht die Waffen zu führen vermochten, daher Verkauf von Weib und Kind.

Erst das Christenthum hat all diese Gräuel beseitigt, und dennoch hat die Kirche mit großer Weisheit Alles, was irgend geschont werden konnte, bewahrt, und nur da, wo es unumgänglich nothwendig war, damit das Christenthum Boden gewinnen konnte, die hindernden Wurzeln ausgerissen. Sie knüpfte überall bei den Vorstellungen unserer Vorfahren an, und wir dürfen, so viel Blut auch in den Kämpfen, welche der Einführung des Christenthums vorangingen, geflossen seyn mag, nicht außer Acht lassen, daß, so wie die Glaubensboten nicht mit den Waffen von Erz und Stahl, sondern mit denen

des Geistes stritten, ihnen, oft wenigstens, das Heidenthum mit gleichen Waffen entgegentrat. Es sind uns manche Nachrichten über Religionsgespräche zwischen christlichen und heidnischen Priestern aufbehalten, und unsere Sprache, selbst die kirchliche, bewahrt noch manche Ueberbleibsel ursprünglich heidnischer Vorstellungen, wie andererseits in dem Heidenthume selbst eine Menge von Wahrheiten in einer, wenn auch verdunkelten oder gar verzerrten Tradition sich erhalten hatten. Die erhabene Idee des Opfers, die Grundlehre aller Religion, in dem Christenthume durch den Gottmenschen erfüllt, geht durch das ganze germanische Heidenthum hindurch. Auch glaubten unsere Vorfahren an den dereinstigen Untergang nicht blos der Welt, sondern auch aller ihrer Götter; sie glaubten an ein läuterndes Feuer, und wenn in der kirchlichen Sprache in Deutschland der Ausdruck Fegfeuer gebraucht wird, so ist dieses Wort keineswegs eine wörtliche Uebersetzung des lateinischen purgatorium; eben so wenig als Hölle die Uebersetzung von infernum, Sünde von peccatum, Buße von poenitentia. Hier liegen noch andere Begriffe zum Grunde; Hel ist im germanischen Glauben diejenige Gottheit, zu welcher im Gegensatz zu den auf der Wahlstatt fallenden Kriegern, die zu Odin *fahren*, diejenigen *fahren*, welche auf dem Krankenbett sterben; es ist daher *sprachlich* Christi *Höllenfahrt* anders zu nehmen, als das lateinische descendit ad inferos.

Doch wir wollen diesen Gegenstand nicht zu weit verfolgen, sondern vielmehr auf die Erscheinung aufmerksam machen, daß unsere Zeit einen großen Gegensatz zur früheren darin bildet, daß die Glaubensboten bei ihrer Thätigkeit nur die Verbreitung des Christenthums im Auge hatten; wir deutschen Christen aber, die wir diesen zur größten Dankbarkeit verpflichtet sind, an allen jenen heidnischen Wesen mehr Freude und Vergnügen gefunden haben; so daß die wissenschaftliche Forschung sich viel lieber damit, als mit der Geschichte der Verbreitung des Christenthums, und der Erziehung und Veredlung unseres Stammes beschäftigte. Während mit der größten Sorgfalt,

was an sich gewiß sehr löblich ist, Alles zum Anbau der deutschen Archäologie in jedem ihrer einzelnen Zweige emsig durchforscht und durchsucht wird, ist die Geschichte des Christenthums in Deutschland über alle Maaßen vernachläßigt worden. Die Hauptsache hievon liegt darin, daß eine katholische Geschichtschreibung in Deutschland seit dem sechszehnten Jahrhundert beinahe völlig aufgehört hatte, und erst in neuerer Zeit wiederum von Neuem begann. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß das gläubige Interesse an jener Zeit der Einführung des Christenthums, während dem Hader über die ersten Principien desselben, erkaltet ist; daß uns Deutschen es jetzt hat begegnen müssen, daß ein Fremder uns darin vorgekommen ist. Ozanam, bereits durch mehrere Schriften, insonderheit durch seine Philosophie des Dante in Deutschland bekannt, ja selbst von der protestantischen Presse (z. B. von den Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik) anerkannt, hat zuerst in der Zeitschrift: Le Correspondant, dann in einer eigenen Schrift sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der Begründung des Christenthums in Deutschland seinen Landsleuten zu entwickeln. Da noch kein Deutscher das Gleiche für seine Heimath gethan, so mischt sich in das Gefühl des Dankes, welches wir dem Autor, und zugleich dem gewandten Uebersetzer jenes Werkes darzubringen schuldig sind, ein anderes: es thut weh, eingestehen zu müssen, daß wir in diesem Falle aus fremder Hand, durch deutsche Hand vermittelt, ein Geschenk annehmen müssen; wo es gerade eine der schönsten Aufgaben für die deutsche Literatur gewesen wäre, jenes Thema auf eine eben so anregende Weise, mit derselben Begeisterung und Liebe zur Sache, mit eben so viel Sinn und Geschmack, mit eben so tüchtigen Kenntnissen, vielleicht mit etwas noch tieferem Eindringen in die uns zu Gebote stehende Literatur auszuführen; unsere Vaterlandsliebe, von welcher in Deutschland, von Nord bis Süd, so viel geredet wird, hätte die Flamme der Begeisterung noch etwas mehr anfachen können. Indessen, wir wollen nicht rechten, und wollen hier auch nicht weiter die Nationalverschiedenheit in An-

schlag bringen, sondern uns vielmehr daran erinnern, daß für den Christen das wahre Vaterland die Kirche ist, und daß wir jede Gabe, welche auf dem Altare dieses Vaterlandes dargebracht wird, gehört der Opfernde auch einer andern Zunge an, mit Freuden willkommen zu heißen haben. Aber um so mehr wird diese Freude erhöht, als unmittelbar nach der Veröffentlichung des Ozanam'schen Werkes auch ein deutscher Mann eine Schrift vollendet hat, welche eben so kirchlich als national, eben so gründlich als schön geschrieben, eben so gelehrt als auferbaulich, eben so begeistert als würdig gehalten ist; wir meinen die oben angegebene Biographie des heiligen Bonifacius von Seiters.

Unserer Zeit war es aufbehalten, dem großen Apostel, dem vielfach von der Undankbarkeit der Nachwelt verunglimpften Heiligen, dem glorreichen Märtyrer die ihm gebührende Ehre widerfahren zu lassen. Noch gab es in unserm Vaterlande kaum großartige Kirchen, dem Andenken Dessen geweiht, dem wir die Anpflanzung und Erhaltung des Christenthums in so vielen Gegenden Deutschlands verdanken; nur jenseits des Canals versammelt sich die kleine Schaar von Katholiken deutscher Abkunft in einem engen Gotteshause, das des heiligen Bonifacius Namen trägt. Unserem Könige war es aufbehalten, dieses Nationalunrecht zu sühnen, und bereits im nächsten Jahre wird die herrliche Basilika, durch frommer Künstler Hand geschmückt, ihre Pforten öffnen, auf daß die Gläubigen zu der Fürbitte des großen Heiligen ihre Zuflucht nehmen. Er, welcher unsern Vätern das Heil verkündete, und sie von den Fesseln des Heidenthums befreite; er ist auch Derjenige in der Schaar der Heiligen, an welchen das katholische Deutschland der Gegenwart und Zukunft, in den schweren Kämpfen, die schon gestritten worden und noch bevorstehen, vorzugsweise gewiesen ist. Darum ist es eine Pflicht des Deutschen, das Leben dieses großen Heiligen und die wunderbaren Fügungen Gottes in diesem Leben kennen zu lernen, um dem Herrn für seine Liebe zu danken, und das auserwählte Werk-

zeug, dessen Diese sich bedient, zu verehren. Zur Erfüllung jener Pflicht bietet nun dieß neue Monument, welches der Autor der Biographie des heiligen Bonifacius ihm in dieser gesetzt hat, nicht nur ein leichtes, sondern auch ein, in vieler Rücksicht erquickendes Mittel dar. Haben wir bereits die Vorzüge dieses Werkes eben in wenigen Worten hervorgehoben, so fügen wir noch hinzu, daß der Verfasser, ein treuer Diener der Kirche, unter äußerst schwierigen Verhältnissen die Rechte derselben zu wahren hat; um so mehr müssen wir uns freuen, daß es ihm in seinen wenigen Musestunden möglich geworden ist, eine Arbeit zu liefern, welche in jeder Beziehung des erhabenen Standes, den sie darstellt, würdig ist.

Somit ist in dem Jahre 1845 ein bedeutender Fortschritt in unserer kirchlichen Literatur geschehen; und zwar in der Weise, daß das Werk von Seiters das von Ozanam gerade in dem Punkt erweitert und ergänzt, wo es für die Deutschen speciell darauf ankommen muß, eine gründlichere und genauere Kenntniß der Geschichte des Christenthums in unserm Vaterlande zu erlangen. Ozanam hat den weiteren Gesichtspunkt gefaßt, indem er die Schicksale der Einführung des Christenthums bei allen Germanen darzustellen im Auge hat; Seiters hingegen fixirt die Aufmerksamkeit auf den ausschließlich deutschen Boden. Es ist außerordentlich erfreulich, wie sich der französische Autor auf dem schwierigen Terrain zurechtgefunden, und wie schön er die Farben zu einem meisterhaften Bilde zusammengestellt hat, gerade dasjenige verschmähend, was sonst so oft von seinen Landsleuten gesucht wird: durch Auftragung greller Farben einen besondern Effect zu machen. Er hat dieß so sehr vermieden, daß eher auf der andern Seite hin und wieder zu weit gegangen seyn möchte; es ist uns wenigstens auffallend gewesen, daß er zwei große, wahrhaft dramatische Momente in der Geschichte nicht mehr geltend gemacht hat; wir meinen den Augenblick, in welchem die brausenden Wogen der Völkerwanderung an dem Zeichen des Kreuzes sich brachen, welches der Nachfolger Petri, des Felsens, auf welchem

die Kirche erbaut ist, der heilige Leo, dem Hunnenkönig Attila entgegentrug, und dieser plötzlich auf seiner siegreichen Bahn umkehrte; wir meinen jenen Augenblick, wo der dritte Leo Karl dem Großen die Kaiserkrone auf's Haupt setzte, und damit der weltlichen Herrschaft ihre höchste Weihe für den Dienst Gottes ertheilte. Dagegen haben wir in dem ganzen Buche, dessen Lectüre vom Anfang an bis zum Ende den Leser fesselt, eine große Ruhe und Besonnenheit des Urtheils angetroffen; historisch genau wird Nichts als Gewißheit hingestellt, was nicht erwiesen wäre, und dabei dennoch die Sage und Legende mit einer ausnehmenden Zartheit behandelt. Wir können uns nicht darauf einlassen, mehrere Stellen aus diesem schönen Buche unsern Lesern mitzutheilen, wüßten auch wahrhaft nicht, wo wir damit anfangen sollten; nur das vermögen wir nicht uns zu versagen, einige Worte herauszuheben, in denen der Verfasser, nachdem er alle einzelnen germanischen Völker in die Kirche hineinbegleitet hat, auf das in sich Verkehrte hinweist, daß gerade die jüngsten germanischen Kinder der Kirche sich in der neueren Zeit zu deren Lehrmeister haben aufwerfen wollen. Er sagt nämlich Seite 227 wie folgt: „In jener verhängnißvollen Zeit der Reformation wurde der Welt das seltsame Schauspiel geboten, daß Sachsen, Preußen, Schweden, die kaum mündig gewordenen Kinder der christlichen Völkergesellschaft, jene, welche sie gestern erst in ihren Wäldern aufgesucht hatte, sich anmaßten, als die einzigen Erben der ursprünglichen Traditionen gelten zu wollen. Menschen, deren Geschlechtsregister keine drei Jahrhunderte zählten, deren Väter noch Bäume angebetet und Menschenfleisch gegessen hatten, übernahmen es, alte Völker zu schulmeistern, die seit fünfzehnhundert Jahren die ganze Bürde der Geschichte getragen, und überall, wo etwas Großes geschehen war, ihre Spur und ihre Gebeine zurückgelassen hatten. Sie kamen, nachdem man ohne sie die Barbaren civilisirt, ohne sie die Kreuzzüge unternommen, ohne sie die Denkmale gegründet, die Sprache geschaffen, die Universitäten gestiftet hatte; und statt sich zu den Füßen

ihrer älteren Brüder niederzusetzen, zu hören, sich zu unterrichten, und dann an dem großen Werke der europäischen Familie tüchtig und demüthig fortzuarbeiten, empörten sie sich gegen Rom, welches sie mit der ganzen übrigen Welt erzogen hatte. Damit bewiesen sie aber nur etwa nämlich, daß diese Erziehung nicht vollendet war, und daß die Kirche mehr Zeit gebraucht hätte, als man glaubte, um den Norden aufzuklären. So wurde es klar, daß die Bekehrung eines Volkes nicht mit der Taufe vollendet, sondern im Gegentheil mit ihr begonnen wird. Sie führt die Geister nur in die Zucht und Ordnung der Kirche ein, und lange müssen sie derselben unterworfen bleiben, bis sie im innersten Marke davon durchdrungen sind. — In dem Augenblick, wo das Morgenland sich öffnet, wo alle Institutionen des Abendlandes in ihren Grundfesten schwanken, wo die Geschicke der Welt eine neue Bahn einzuschlagen scheinen: da muß es klar werden, ob die geistig und sittlich fortbildende Tradition, die von Rom abstammt, im Besitze der Herrschaft bleiben soll; oder ob, wie ein deutschthümelnder Protestantismus von Berlin aus lehrt, so viele Umwälzungen nur deswegen stattgefunden haben, damit das menschliche Ich, von allen lateinischen Fesseln befreit, mit dem Geschlechte der Teutonen, dem freiesten und glorwürdigsten Ausdruck jenes Ichs, unbedingt walte und gebiete."

Die Uebersetzung der Ozanam'schen Arbeit ist als eine durchaus gelungene zu bezeichnen, so wie auch das Vorwort zu derselben eine sehr angenehme Zugabe ist, indem in ihr uns eine eben so ehrenwerthe Gesinnung, als auch eine ernste Würdigung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse entgegentritt. Sie trägt, bezeichnend genug, das Datum des Tages des heiligen Bonifacius.

In Betreff des deutschen Werkes von Seiters enthalten wir uns ebenfalls einzelner Mittheilungen, und bemerken nur noch, daß der Autor mit großem Geschicke nicht nur überall an geeigneter Stelle die Gesammtheit der Zustände, welche den heiligen Bonifacius umgaben oder seinem Wirken vorangingen,

geschildert, sondern auch belehrende Vergleiche mit der Gegenwart und Winke für dieselbe gibt. Sehr treffend erfaßt er die Bedeutung des Missionärs, und macht auf die Nothwendigkeit aufmerksam, wie dieser als Glied der Gesammtheit, und eben darum im innigsten Verbande mit dem Oberhaupte der Kirche wirken müsse.

XXIV.

Der Leipziger Handel.

In unsern Tagen, nachdem wir uns sattsam an den selbstgeschaffenen politischen Wirrsalen abgemüdet, haben unsere Steuermänner, um vor ihnen sich zu retten, religiöse zur Hülfe aufgeboten; die sind denn gekommen, und haben die Beschwörer im Kreise herumgedreht, daß sie selber im Kopfe wirr geworden, und sich nicht zu fassen wußten in der übergroßen Confusion, in der bald Alles darunter und darüber gegangen. Anfangs, als sich die Wirbel zu drehen begannen, wollte man durch die Unionsessenz einige Ordnung schaffen. Der Bischof Eylert und einige Andere gaben ihr Wort in der Vorrede der Agende: sie sei vollkommen übereinstimmend mit der evangelischen Wahrheit und den Bekenntnißschriften; das reine, durch das Papstthum nicht legirte Wort Christi für und für und in alle Ewigkeit. Um sie sollten sich nun Alle sammeln; und die Hände auf die Bundeslade gelegt, in Einen zusammenwachsen. Mit gelinder Nöthigung wurde die Sache ausgeführt; die Halfte leckte, nach der Hunde Art, das Wasser, die Andern bückten sich, um es zu trinken; da kamen die Lecker und die Bücker aneinander, und die vorige Verwirrung war wieder zurückgekehrt. Auch mit der alten Kirche hatte man vorläufig durch die Mischehen angebunden; Jacob hatte geschickt Zweige von der Schwarzpappel in der Spirale geschält, also daß schwarz und weiß in den

Stäben gewechſelt; die wurden nun in die Miſchehen hineingelegt, daß die Schafe, ſich an ihnen verſehend, weiß- und ſchwarzgeſprenkelte Nachkommenſchaft gelammt; die nun nach Vorſchrift in die Ställe des Pfiffigen eingetrieben wurde. Aber die Kirche fand Mittel, dem Verſehen zu wehren. Alſo hatte auch die Union nicht zum Ziele geführt; hartnäckige Altlutheraner hatten als caput mortuum ſich niedergeſchlagen, und waren zum Theil über die atlantiſche See gewandert; der Pietism hatte wie ein Rahm oben ſich aufgeſetzt, und ſchwamm in wenigen Fettaugen auf der rationaliſtiſchen Brühe, in der Jeder in ſeiner hohlen Welle ſchlug. Die Unordnung war größer, dann ſie zuvor geweſen. Da haben einige ſublime Ingenien der nordiſchen Intelligenz endlich den rechten Punkt gefunden. Sie urtheilten: wäre das Geſetz nicht, ſo wäre auch keine Sünde; ſo auch: wäre die Ordnung nicht, ſo könnte auch keine Unordnung ſichtbar werden. Wollt ihr alſo euch von dieſer Unordnung befreien, ſo geht nur auf die Kirche los, die immer und überall auf Ordnung gedrungen, und dadurch euern Frieden geſtört; er wird nicht eher wiederkehren, als bis ihr euch von ihr und ihren Pedanterien befreit. Die Radikalen, die man ſchon bei der Sympathie mit den ſchwarzweißgefleckten Stäben herangezogen, erboten ſich: auch dieſen entſcheidenden Sturm auszuführen, wenn man ihnen die nöthige Sturmmannſchaft anvertrauen wolle. Alſo wurden durch Hornſignale die Schwarzweißgeſprenkelten zuſammengerufen, die die Mutterſchafe ſchon geworfen; Alle, denen der Glaube vor Länge der Zeit eingetrocknet, oder die ihn bei der Behörde à fond perdu gegeben; heimathloſe Handwerksburſche, die auf Rechnung ihrer Gönner den Communism in's Kirchenlatein ſich überſetzen laſſen: ſie wurden aus allen Winkeln und Kreuzgängen der Kirche zuſammengekehrt; und nun die Thüren der geiſtlichen Correctionshäuſer aufgethan, und die Schlachtopfer der kirchlichen Ordnung, die dort ſo lange eingemauert bei Waſſer und Brod geſeſſen, ſofort entlaſſen. Alle, die das Joch des Cölibates im Nacken wund gedrückt, wurden aus ihrem Karren ausgeſpannt; Komödian-

ten, die seit lange in die Rollen der Meßpfaffen und pfiffigen Mönche sich eingeübt: sie Alle wurden mit Gehalt in Ruhestand versetzt, und nun als Führer den Schaaren übergestellt, die ihre Lücken aus den Reihen der Protestanten, die in der Eile das Kreuz zu machen sich eingeübt, ergänzt. Alle wurden nun in die sonst noch nöthigen Evolutionen einexercirt: sich in Haufen zu setzen, die Haufen zu theilen, und wieder so geschickt zu mischen, das aus Wenig Vieles werde; und die handvoll Leute wie ein großes Heer erscheine, dessen Heerhaufen man sorgfältig in die Charte eintrug. Dieß fictive Heer in den Regimentslisten figurirend, nennt sich das deutsch-katholische; gleich jenen Lufterscheinungen über den schottischen Seen, sieht man seine Geschwader marschiren; Trommeln und Trompeten in Menge; man erkennt die Grenadiere an ihren Bärenmützen; die Offiziere an ihrer martialischen Amtsmiene, und sieht die Bajonette blitzen; die protestantische, aufgeklärte Welt steht verwundert, wo die Leute alle hergekommen, da man an den Katholischen keinen Abgang merke, und meint: man müsse abwarten, was daraus werden wolle, wenn die Romfahrer erst vor den Mauern der Stadt an der Tiber angelangt. Unterdessen erhebt sich ein frischer Wind, und die Vision zergeht in verdrießliches Regenwetter, was dann Straßen und Wege kothig macht. Die Kirchengeschichte bewahrt in ihrem historischen Cabinette eine reiche Ausstellung absonderlicher Curiositäten im Fache des Schisma und der Häresie: Acephalen aller Art; Wirbelsäulen ohne Capital; doppelleibige Ungeheuer; Wasserköpfe von jedem Caliber; Entenschnäbel mit Wolfsrachen zusammengegeben; Beine, die in die Quere stehen, und andere Druckfehler der Art in der heiligen Schrift der Natur. Aber jammervoller, miserabler, armseliger hat die verkommene Natur früherer Zeiten nichts herauspractizirt, als diese Dissidenterie, deren sie in unsern Tagen genesen; diesen Kielkropf, dem die protestantische Welt das Müslein kocht; den Staatspersonen über dem Taufbecken gehalten, und dem sie, der Kirche zum Trotz, einen katholischen Namen beigelegt, und wieder ihn verboten haben. Sie

haben ihn zwar mit ihren beſten, abgelegten Kleidungsſtücken aufgeputzt; ſie haben ſieben Ammen ihm gegeben, damit der Balg gedeihe; er aber ſäuft die Ammen aus, es will Nichts anſchlagen an dem Vielfraß; und die Pflegeväter erleben nur Jammer an ihrem Liebling, den ſie zum Antichriſt erziehen möchten.

Während ſie aber mit dieſem ihrem Wechſelbalge pädagogiſche Experimente übten, und ihm durch Pribil eine ordentliche proteſtantiſche Seele einzublaſen ſich abgemüht; iſt die allgebährende Natur hinter ihrem Rücken kreiſend worden, und hat ihnen unbewußt, unter dem Mantel ein anderes Kindlein an's Licht geboren, das ſie, als ſie ſich einmal umgeſchaut, in ſtaunender Ueberraſchung in ſeinen Windeln zappeln geſehen. Die Lichtfreunde haben ihnen dieß Stückchen angerichtet, und ganz gegen alle Verabredung ihnen dieſe Creatur in die Welt geſetzt. Die waren es nämlich müde geworden, immer verlarvt zu gehen; man konnte unter der verdammten Maskirung nicht freien Athem ſchöpfen; trotz aller Aufopferung mußte man, wie eben neulich in Naumburg, nur loſe Reden über die verlogene Fratze hören; und ſo gibt ſich denn zuletzt der Menſch, wie ihn die Natur geſchaffen. Was einige kühnere Leute vorgemacht, wird bald nachgethan; denen, die zuerſt genießt, wird ein Wohlbekomms! zugerufen, und die Glückswünſcher nießen nun gleichfalls; und ſo lief das Nießen durch die Thäler und die Auen von Norddeutſchland. Das war nun eine ganz andere Sache, als die der Neukatholiken. Hier ſollte aus einer Hand voll Mehl, und einigen Tropfen Oels aus dem lechzenden Krüglein, ein Windkuchen gebacken werden, um alle Hungerleider auf Erden zu ſättigen. Da aber dort die ungenirte Methode einmal ſich entdeckt, und die Spitze des Eies glücklich eingeſchlagen war, ſtand daſſelbe von ſich ſelber aufrecht. Eines Fingers dick Sauerteig war hinreichend, die ganze Maſſe zu durchſäuern. Als daher die Staatsmänner von ihrem Findling, den man ihnen vor die Thüre gelegt, und in deſſen Anblick ſie mit Zärtlichkeit ſich verſenkten, abermal aufgeſehen,

und hinter ſich geblickt, da ſahen ſie die ganze Landſchaft im Schimmer des Lichtes ſtehen; ſchaarenweiſe tranken die Wonnetrunkenen den reinen, einfärbigen Strahl, der ſie beſchien. Warum ſollten ſie auch nicht? ſie waren ja dazu, wie geboren ſo erzogen; man hatte unter eigenen Auſpicien ſie darauf eingeſchult; wozu nun die Mummerei mit der Halskrauſe, zwiſchen Kopf und Herz angelegt, und die Doppelzunge oben darüber, die zum Ausdrucke der Gedanken immer unpaſſende Worte mühſelig ſuchen ſoll. Die Menſchen machen es daher lieber kurz, legen die Halskrauſe ab; Kopf und Herz fließen nun ohne Scheidewand zuſammen, und der Mund redet, wie das Herz übergeht; und man kann ihm nicht länger den Vorwurf machen: er ſei ein Sprachverderber, und gebe falſches Zeugniß. Die Staatsmänner aber dachten nicht, daß ſie dem gleichgültig zuſehen dürften. Wie die Henne aus dem Ei, und das Ei aus der Henne; ſo iſt der Staat auf den Proteſtantism gebaut, und der Proteſtantism wieder auf den Staat; die Hände unter die Füße gelegt, tragen ſie ſich daher gegenſeitig ſchwebend. Beide müſſen darum auch gegenſeitig ſich manteniren, damit ſie miteinander ſich des allgemeinen Schwerpunktes in der Kirche erwehren. Alſo wird dem Sauerteige befohlen, daß er nicht ſäure; und die gährende Maſſe wird mit eiſernen Reifen umſchlagen, um die Gährung zurückzutreiben. Die aber geht innen unbekümmert ihren Gang, und nun fängt der Teig zu mouſſiren an; während die künſtliche Hefe, mit der man die Katholiſchen angeſetzt, ihre Schuldigkeit verſagt, und die Maſſe unbehülflich ſitzen bleibt. Das gährende Faß beginnt nun zu ſingen; die eingeſperrten Geiſter ſuchen durch Austreibung des Spundes ſich Luft zu ſchaffen. Sie proteſtiren darum wechſelſeitig in Strophe und Gegenſtrophe ſich einander an; der Sauergeiſt der Lichtgewalten, gegen das träge, pietiſtiſche Stärkemehl, das ſich durchaus nicht will ſäuern laſſen; und das Angefochtene ſucht ſeine mehlichte Eigenſchaft durch eine Art von Asceſe zu ſichern. Während dieſe hitzig ſtreiten, kommen friedſame Geiſter auf den Zehen herangeſchlichen,

und ſetzen ſich mitten zwiſchen die Streitenden. Sie wollen es nicht halten mit den Sauertöpfen; aber auch nicht mit denen, welche ſtarr an der Faſſung des Chriſtenthums hängen, wie ſie ſolche aus den Anfängen der Reformation ererbt haben, und nun dieſe Formel zu ihrem Papſte machen. Die Letztern eifern, aber nicht mit Weisheit; ſie wollen die Herrſchaft in der Kirche, den Kirchenbann üben, und verſuchen, mit der Zahl zu ſchlagen. So haben denn die Andern ſich auch zuſammengeſchaart, um die Zahl durch die Zahl zu meiſtern, wo es dann leider zu den extremſten Gegenbekenntniſſen gediehen, und den fremdartigſten Elementen Gelegenheit zur ärgerlichſten Einmiſchung geworden; worauf ein bedrohliches, tumultuariſches Weſen Platz gegriffen. Darum haben wir, die fünfzig Ruhegeiſter, es für unſere unabweisliche Pflicht gehalten, uns zur Lehrformel der freien Entwicklung von Chriſtus zu Chriſtus zu bekennen; welche alle willkührliche Ausſchließung ausſchließend, allen Theilen das Recht freier Entwicklung ungekränkt erhält, und alſo der Kirche dazu hilft, ſich in neuer Kraft zu geſtalten. — Ausgeſchloſſen ſind jedoch von dieſer Formel, wie ſich von ſelbſt verſteht, erſtens die alte Kirche, die als ſtreitende von Chriſtus ausgegangen, als triumphirende wieder zu ihm zu führen unternimmt; darum werden die Miſſionen, um Spaltung in ſie zu bringen, fortgeſetzt; die Spalter aber ſpalten ſich in ihrem Geſchäfte wieder untereinander, um ihr praktiſch es vorzumachen, wie ſie es nachthun ſoll. Ausgenommen ſind weiter auch die Altlutheraner, denen wohl Kirchen geſtattet ſind, aber fortan keine Kirche; ſie, die doch die Mutter all der zahlreichen Nachkommenſchaft geweſen, die jetzt ſie aus dem Hauſe gewieſen, und ſich als die erſte Stammkirche gerirt. Nun haben zu den fünfzig friedſeligen Geiſtern noch friedſeligere ſich hinzugefunden, die das angefangene Werk, weil das Recht freier Entwicklung ungekränkt bleiben ſoll, auf demſelben Grunde fortgeſetzt. Darum haben ſie geſagt: ihr Biſchöfe, Hof- und Garniſonsprediger in Potsdam, und geiſtliche Räthe des Miniſteriums, habt ſchon als feierlich verordnete Diener des Wor-

tes, nach eurer festen Ueberzeugung, die Agende, als völlig übereinstimmend mit dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche erklärt, wie er in den Bekenntnißbüchern, den beiden Testamenten und den drei Hauptsymbolen verzeichnet steht; und alle Prediger sind darauf vereidet worden: Christus denselben, gestern und heute und in alle Ewigkeit, zu predigen. Nun kommen aber dieselben würdigen Bischöfe und geistliche Räthe, und klagen auf eine Partei, die starr an der Fassung des Christenthumes halte, wie sie solche aus den Anfängen der Reformation ererbt habe: die aber bedrohe die evangelische Kirche mit Unheil und Zersplitterung. Nun aber galt seither die angeklagte Partei, unter der Firma Hengstenberg, für eine Anhängerin der Agende, und wurde darum von ihren Gegnern aufs Bitterste angefeindet; sie hat sogar für sie, wiewohl allerdings nicht mit Weisheit, geeifert. Es muß also ein Anderes und Gefährlicheres hinter dieser Parteiung und ihrer päpstlichen Formel stecken, das die fünfzig treuen Diener des Evangeliums, ohne Menschenfurcht und ohne Ansehen der Person, uns aufdecken mögen! — Das Wort der treuen Diener wird den Ausschlag geben; wie es aber auch ausfallen mag, ist Hengstenberg preußischer Assistent des Jesuitenordens, oder treuer Bekenner der Agende aus Christus zu Christus; die Fünfzig haben die rechte Mitte nicht gefunden, die Bittsteller werden sie höher suchen. Die Lichtfreunde werden gleichen Widerspruch von ihrer Seite gegen den gefundenen Punkt erheben; und auch dort wird ein Höherer gesucht werden müssen, der mit dem Andern gegenüber sich wieder ausgleichen muß. So wird die Einheit gesucht, und immer größere Spaltung gefunden; wir nennen das Gewissensfreiheit, gewonnen durch die Ueberwindung der Gegensätze. Die überwindende Secte stellt sich über den Schultern der Ueberwundenen auf, Confusion klettert über Confusion hinaus, bis alles Material in den Spaltungen sich verbraucht, die Letzte dann sich kopfunter auf die Spitze stellt. Das ist also die alte, wohlbekannte Pyramide; so aber aufgebaut, sind es nur ordinäre, dialectische Künste; die römischen Seiltänzer haben sie schon mit großem

Geschick geübt, und jetzt weiß sie jedes Kind nachzumachen. Um es Diesen zuvorzuthun, haben wir die Methode nur anwenden wollen, um communistisch unsern Staatsbau nach diesem Plane auf breiter Unterlage über der Erde aufzuführen. Die reformirte Schweiz hat einen Musterbau, im Modelle bis nahe zum Strauße, uns zur Nachahmung aufgeführt; und wir haben uns fest vorgenommen, nicht hinter dem Ideale zurückzubleiben. Darüber hinaus aber sind uns weit kühnere Gedanken aufgestiegen, als jene Baumeister auf ihrer Hütte sich träumen lassen. In unserm Kirchenbau wollen wir gerade den entgegengesetzten Plan verfolgen. Ueber dem Zwerge nämlich, der die Füße himmelwärts kehrend auf der Spitze unserer Staatspyramide steht; soll ein Anderer, gerade aufgerichtet, auf den ihm zugekehrten Füßen, als seinem Postamente, ruhen. Mit den ausgestreckten beiden Händen soll dieser dann die Häupter des ersten Gegensatzes fassend tragen; und die Beiden dann gleichfalls die beiden Paar Beine, in die sie sich nothwendig spalten, wieder himmelwärts kehren. Drei Häupter neuer Gegensätze finden dann bequem wieder ihre Ruhestätten auf den vier Fußgestellen; dann fünfe auf dritter Stufe, und so weiter in's Unbegränzte. So wird also eine Doppelpyramide construirt; die Staatspyramide, unten in ordinärer Kunst balancirt; darüber in der sublimen, sphagiritischen Architektur die umgekehrte Kirchliche, die auf jener ruht. Und mit so subtiler Kunst muß sich an diesem Bau Alles gegenseitig in der Schwebe halten; daß er wie ein Naturwerk, ohne Schaden zu nehmen, in täglicher Bewegung sich umdrehen kann; so zwar, daß während allnächtlig in der Lage, wie wir sie beschrieben, der Staat unten der Ruhe pflegt, die Kirche aber oben unschädliche Herrschaft am Bette des Schlafenden übt; beim Erwachen in der Morgenfrühe hingegen der Staat sich nach oben kehrt; zur Höhe steigend, die Kirche unter sich nimmt, und nun der Mühsal des Regimentes sich unterzieht. Das ist Grund und Aufriß des deutschen doppelten Reichsgebäudes, wie das verordnete Bauamt mit Stimmenmehrheit ihn projectirt; ein

Plan, dem der Conſens vieler tiefſinnigen und überfliegenden Geiſter weltlichen und geiſtlichen Standes nicht entgangen. Er hätte vielleicht auch höhere Billigung gefunden, wenn man am Unterbau nicht billigen Anſtoß genommen, und wären nicht gegründete Beſorgniſſe aufgeſtiegen: Mephiſtopheles möge nach ſeiner Art, wenn der Rieſenbau vollendet, die Baumeiſter und die Bauherren von der Zinne herniederſchleudern, weil ſie den eingegangenen Pact nicht ganz erfüllt.

Wir haben dieſen kurzgefaßten Ueberblick unſerer weitausſehenden Projecte hier mitgetheilt, um die Leſer in das Panorama der Bauplätze einzuführen, auf denen ſie ſich zu realiſiren ſtreben. Auf Einem derſelben an der ſächſiſchen Pleiße in der Lindenſtadt, hat insbeſondere, während der Caniculartage, wo es auch anderwärts in den Köpfen zu ſpucken pflegt, eine ungewöhnliche Bewegung ſich gezeigt; und der ſogenannte Leipziger Handel hat ſich zugetragen, damit der Thurm um ein Stockwerk gefördert werde. Die Aufgabe der Kunſt war nämlich Folgende: An dem Tage, deſſen Feier jetzt wieder nahte, war vor Jahren der Theil des Unterbaues, den die ſächſiſche Landſchaft zu ſtellen hatte, mit leichter Mühe, nach dem Abbruch der alten Feudalruine, bewerkſtelligt worden. Entſchloſſene Menſchen, mit der Jugend untermiſcht, waren vor dieſe hingezogen. Man hatte eine feſte Burg iſt unſer Gott abgeſungen; wobei mitten unter den Ripienſtimmen einige Soloparthien ſich durch ihre uneigennützige Hingabe bemerkbar machten. Die Straſſenjugend hatte einige Backenſtreiche mit den Vertheidigern vor der Mauer nicht zwar ausgetauſcht; dieſe mußte vielmehr chriſtlich, zur ſchon befriedigten linken Backe ihr auch noch die rechte entgegenhalten. Darauf, als der Geſang in einer neuen Strophe ſich erhoben, wankte die Mauer in ihrem Grunde, und ſtürzte gleich der von Jericho; und der Veſte blieb nichts übrig, als ehrenvolle Capitulation ſich auszubitten. Ueber dem aufgeräumten Grunde ſollte nun die Conſtitution dauerhaft und ſolid aufgemauert werden. Das Werk förderte ſich mit deutſcher Gründlichkeit; aber es ſtieß bald auf Hemmniſſe und

Schwierigkeiten. Die alte Burg hatte auch das Kirchengebäude des ersten Reformators getragen; große Pfeiler und Mauern und Schwibbogen standen noch, und hinderten den Fortbau des modernen Werkes. Es war klar: wollte man die umgekehrte Pyramide auf der ersten equilibriren, das alte Gemäuer mußte erst gesprengt, und in die Lüfte geblasen werden. Die Minister aber hatten auf die Alterthümer sich versessen gezeigt, und wollten die Sprengarbeiten nicht gestatten. Sie hatten wieder ihren Rückhalt in einem Schreibfehler der alten Friedensverträge, die der katholischen Linie im protestantischen Lande die Herrschaft übergaben. Die Sache war schon bei jenem Sturme auf die Veste zu spät zur Sprache gekommen, und wurde darum nicht durchgesetzt; einige der corrigirenden Magister wurden auf die Festung gebracht, das Ganze aber mit dem Mantel der Liebe zugedeckt, und man hörte nicht weiter davon reden. Durch die Neukatholiken war später Gelegenheit gegeben, den Fehler in schicklicher Weise zu berichtigen; diese wurde aber schnöde abgewiesen; und die Minister beschränkten nun die Dissidenten, und die Erlasse vom 19. Juli ergingen zur Conservation der alten Ruine. Da kam der Geist des Herrn über den blühenden Rationalism des Landes, und er beschloß, gegen den Jesuitism zu Felde zu ziehen, im vollen Anzuge gegen das sächsische Lichtland Iran sich erhebend.

Dazu aber mußte nun vor Allem der deutsche Herr Bruder des angelsächsischen John Bull, der in eine andere normannische Familie hineingeheirathet, gewonnen werden, damit er willig dem Convenante sich beigselle. Dieser deutsche Herr Bruder des Bullochsen über Meer, den die Natur ganz aus einem Stücke grob geschnitten, jeder Zoll ein ungeschlachter Grobian, ist nun ganz anderer Art, als dieser sein naher Blutsverwandter. Eigentlich ist die Firma des Letzten: Deutschmann und Gebrüder; denn es sind der hoffnungsvollen Söhne viele, die der alte Stammhalter des Hauses in die Welt gesetzt. Der Fragliche, mit dem wir es hier zu thun haben, ist durch ein Rautenkränzlein um die Kappe ausgezeichnet. Das Familienzeichen der ganzen Compagnie ist

nun die Doppelnatur, gar behend in eine mittelwüchsige Statur zusammengezogen. Nach vorne hat sie das Ansehen eines ehrsamen aber kurzaufgebundenen Pfahlbürgers, nach hinten die eines groben Bauernknollens. Es ist eine schlechte Uebersetzung des Don Quixotte in godschedisches Deutsch, mit noch schlechteren Kupferstichen verziert: nach vorwärts der edle Ritter, nach hinten Sancho Pansa; Beide unter einem Hute, in einer Haut und von einem Hemd bekleidet. Nach der einen Seite ist es ein feines, etwas bleiches, bläßliches, bewegliches Gesicht, mit wenig markirten Zügen, schmaler Stirne, die, rückwärts geworfen, in sanfter Böschung zum theosophischen Organe sich gemach erhebt, überhaupt magerer Complexion; sonst in nüchternem Zustande gemäßigten, ruhigen Temparaments, das jedoch das geringste Lüftchen in Bewegung bringt. Nach hinten die ansteigenden Hohenzüge des Andern, alle in die Quere nach den Backenknochen hin gerichtet; ziemliches Gebiß, jedoch mit schadhaften Zähnen; starke Augenblendung; nach aufwärts sich wendende Nasenflügel; sattsame Fäuste bei kurzen Fingern und abbreviirten Beinen: das Ganze ein Versteck, in das sich alle Grobheit des Ersten, die der feinen Erziehung noch entronnen, zurückgezogen zu haben scheint. Das Zwillingspaar pflegt daher auch auf einem stattlichen Maulthiere zu reiten; vorn ein steiger Gaul, der gleich die Ohren spitzt und ausschlägt; hinten ein Esel, der sich gehen läßt, und dessen Lebhaftigkeit mit der seines Reiters in stetem Streite lebt. So ist es um diesen stattlichen Reitersmann geschaffen. Als er noch jung gewesen, hat ein Familienrath des Waisen sich angenommen. Magister Philoteknos hat im Großen seine Ausbildung geleitet; Doctor Papillon ihm die nöthigen Naturkenntnisse beigebracht, und Herr Spirit zuletzt die erforderliche Glättung durch die schönen Künste an ihm vollendet; die jedoch nur nach vorne zur Spiegelpolitur geführt, nach hinten aber wie eine matte Vergoldung ausgefallen. Sie haben sonst überall, in allen Facultäten, die besten Meister ihm gehalten; Krug hat dem Einen die unnöthigen philosophischen Kenntnisse abgeführt, und dafür die Unphilosophischen dem Andern beigebracht; bei Rabener hat er in der Satyre sich

geübt; bei der schwedischen Gräfin die ästhetischen Vorkenntnisse absolvirt. Der Rationalism hat die Aufklärung seines Verstandes und die Bildung seines Herzens übernommen; andere Altväter und Apostel haben seiner natürlichen Theologie den erforderlichen Zusatz gegeben, daß die Mischung zu einem geschmeidigen Metalle werde. Der Zögling hat in frühern Jahren als Wunderkind merkliche Fortschritte gemacht; das Conversationslexicon hat er Wort für Wort auswendig gekonnt. Wie jener bayerische Bierbrauer, der alles Bier, was er am Morgen gebraut, am Abend selber aufgetrunken; so hat er, was hundert seiner Pressen hervorgetrieben, unersättlich selber consummirt. Es ließ sich an, als werde die hoffnungsvolle Jugend zu einem preiswürdigen Monstrum stupender Gelehrsamkeit anwachsen; nun aber hat die unruhige Zeit und das hitzige Naturell alle diese Hoffnungen plötzlich zu nichte gemacht.

Es stand nämlich Alles gut, da kam der böse Krieg und überzog alle deutschen Lande. Die Gebrüder duldeten alles Erdenkliche heroisch; da endlich aber doch die Feinde ihre unerschöpfliche Geduld glücklich durchgetrieben, erhoben sich die Dulder zuletzt in einer Art von Furia tedeska. Bruder Studio war gleichfalls aufgesprungen, und den Körnersliedern nachgezogen. Er that sein Bestes, was er vermochte, und ist keinem Andern nachgestanden. Weil er aber etwas spät gekommen, hatten diese Andern sich besser gedünkt, und bei der Theilung ihn nicht bloß todt getheilt; sondern eine Rippe ihm zum Danke ausgeschnitten, und nicht dem Eigener, sondern sich selbst eine Eva daraus gestaltet. Darüber war er nun in sich geschlagen, und tiefsinnig geworden und zerstreut, im Temparamente gestört, und zur Zornmüthigkeit geneigt. Seine historischen Studien trieb er zwar, von den Reformatoren an rückwärts, bis zur Erschaffung der Welt, und vorwärts bis zu dem heutigen Tage fort; die Historie aller tugendhaften, römischen Kaiser, von Alexander Severus an; die Politik aller neuen Potentaten, bis zur französischen Revolution, und darüber hinaus, wurde noch gründlich studirt; philosophische und theologische Studien zwischendurch ge-

trieben, zugleich aber alle politischen Romane und die ganze politische Poesie verschlungen; und alle 1800 Bücher und Journale überreden sich in Augsburg, daß man natürlich immer tiefer, nämlich weiter, Papier hatte in den Kriegsjahren, Roman von Rom, daß in jenen Zeiten erhoben; heute ganz Anderes sich und in Staatsromanen, und durch diese vielen Preßen hatte in ganz Deutschland wiederholten Männern und vor der Zukunft in der Wahrsteinsfarben, und er sagte mir den Knaben in den Wäldern des Bürgerkrieg der Stadt, auf der die schönen Mädchen gewandelt. Das Mittelalter machte er selbst als eine Uebergangszeit durch und nicht leiden; von der Geburt Luthers hatte er seine Briefe datirt, Jahrhunderte, von an zu beginnen der ganze Zukunft. Er liege daher seinen Waffenrock nicht ferner ab; wandrte als Jahrhunderte bei der Revolution hin, und zählte seine Jahre Jahre und die Lage weiter; bis er in den Schlacht führe seine alte Gestalt und interessirte gefährnet, und seine Gesichtsmiederlage zu erschien ausgetragen. Man wurden alle Einfassen auf sie erhoben; Reisen ohne Ende wurden thun, von Papier ohne Ende, vergessen, und es wurde proclamirt: der ganze Zukunft in nun eingetreten, und der Bürgerkrieg mit Rom und die Bürgerschaft überzugewinnen; Gala aber sollte seinen Einzug gehen, denen Alle gebrochen. Herolde wurden damit in alle Städte entsendet, Alle sollten den ganzen Zukunft mit sich aufnehmen. Die freudenen Heimatten, an die die gleiche Hoffenerung ergangen, thaten ihr Möglichstes, um ihr zu genügen, und auch den ganzen Zukunft in ihre nächsten Zukünfte einzuführen.

Daß ging nun ganz; die Begeisterung wurden gesteigert, die Hoffnungen aber zur Gewißheit in diesen gelegt. Den Zukunft den allein wollte der protestantische Zukunft immer noch nicht betrügen; er suchte daher den möglichst Besten, daß er, als ein Engher Heiden, den nochmal überwinden möge. Er warf sich also in die Bürgerschaften, und sich nicht ab, nach dem Besten zu suchen, um als den nur Gleich und Gleichen ausgeliefert. Lief er nun den und seinen Seinen Gnaden zu Ehren, sich mit seinen

Kronen krönen. Als Grundsatz wurde sofort, um die Gewissensfreiheit zu sichern, proclamirt: die Macht in der Kirche ist von der Priesterschaft auf die Bürgerschaft übergegangen; Cola, der Bevollmächtigte des heil. Geistes, der Tribunus augustus, und Befreier Deutschlands, auf welchen er die Hände gelegt, der ist geweiht. Aller Glaube ist gänzlich frei gegeben; über die Artikel des Credo wird nach Stimmenmehrheit entschieden; über die Sacramente, und welche von ihnen zuzulassen, balottirt; die Secten sind Majoritäten und Minoritäten in der freien Kirche, und sohin erwünscht. Es wurde nun an die praktische Ausführung dieser Thesen Hand angelegt. Cola aber war, wie schon gesagt, auf der Kehrseite zwar ein etwas grobkörniger Geselle; auf der Vorderseite, im Profile, aber ein feiner, nur etwas zur Phantasie geneigter Rittersmann aus der Mancha; außer dem Anfalle aber sedat und stille und nachdenklich, und nicht leicht anders, als durch fixe Ideen ins Harnisch zu jagen. Der mit den sieben Gaben siebenmal gekrönte, geräumige Helm des Mambrin, der ihm das gedankenvolle Haupt umfaßte, war in seinen innern Räumen, wie ein ägyptischer Ofen stockweise in Nestern angelegt; und zu Tausenden waren die Eier dieser fixen Ideen dort aufgeschichtet, und warteten des Geistes, der sie bebrüten sollte. Der Heerd dieses Brutofens brannte vorn hinter der Stirne des edeln Ritters; schlugen dessen Pulse ruhig, dann hieng der Geist die Flügel; wurde es aber jenem heiß um die Schläfe, und schwoll die Stirnader, dann regte sich der Schlafende; und es wurde nun bald unter der Helmsdecke lebendig, und das Gevögel pickte allmählig die Eierschale auf. Die Flüge, die der Ritter vorn ausgebrütet, hatte dann der Sancho hinten in Pflege zu nehmen, und sie aufzufüttern; und er that es gewissenhaft. Wunderbar geschaffen waren die Ausgekrochenen, und so absonderlich gethan, daß Gott selber sich über die Seltsamlichkeiten wunderte, die ihm zuvor bei all seinem Nachsinnen nicht eingefallen. Es kam nun darauf an, den Brutofen gehörig einzuheitzen, um das Geschäft in Gang zu bringen, und Gott und die Welt in's größte Er-

ſtaunen zu verſetzen. Dieß Geſchäft hat die Großmeiſterei ſämmtlicher blühenden Orden, von der Centralloge, de l'etoile flamboyante aus, übernommen, und es glücklich durch die Preſſe ausgeführt. Als nämlich die Geſchichte mit dem heiligen Rocke ſich zugetragen, da war der Ritter aufgeſeſſen, um zu ſehen, was den Auflauf veranlaßt hatte. Anfangs hatte er die Sache mit ziemlich kaltem Blute aufgenommen; bald aber war er nachdenklich geworden; und man ſah ihm an, daß ihm die alte Geſchichte mit den Galeerenſclaven, die er damal glücklich befreit, wieder eingefallen. Das war der günſtige Augenblick; und mit einemmale hatte Saul von den Schaaren der Prophetenkinder ſich umringt geſehen, die ihn Alle mit der Geſchichte von dem ewigen Juden angeſungen. Das ſchlug ſchnell ein, und man ſah deutlich, wie die Pulſe fliegend ſich erhoben. Im Laufe ſeiner Studien über die allgemeine Weltgeſchichte hatte er auf die Jeſuiten einen tödtlichen Haß geworfen; Nicolai, Bieſter, Johann Heinrich Voß hatten ſeine zarteſte Jugend ſchon belehrt, welchen unermeßlichen Schaden dieß Ungeziefer angerichtet. Er hatte darum ſein Revier immer auf's ſorgfältigſte gegen ſie gehütet; und erſt kürzlich noch, als ein feiner Schalk ein Jeſuitenſiegel ausgekundſchaftet, hatte er nicht geruht, bis die Sache ſich als ein dummer Spaß erwieſen. Gegen einige Jeſuitenknochen im Altare hatte er einen Feldzug abgehalten; und eben zur Stunde wieder fand er ſich ſchwer beunruhigt, durch die authentiſche Nachricht über die Entdeckung eines Aufnahmediploms in die Todesangſtbruderſchaft, die ſich in der Verlaſſenſchaft eines kurz Verſtorbenen vorgefunden; die Miniſter hatten in's Sterbhaus ſich verfügen müſſen, um dort die ſorgfältigſte Unterſuchung über dieß angſtvolle Ergebniß einzuleiten. Es iſt begreiflich, die große Fabel und ſchöne Studie des ewigen Juden, von ſocial-philoſophiſchem Geiſt durchweht, der die geheimſten Schlupfwinkel im Labyrinth des Jeſuitismus mit dem hellen Lichte der Oeffentlichkeit beleuchtet; ſeine erſtaunlichen Triebfedern offenlegend, und in ſeinem energiſchen, und um es gerade herauszuſagen, impoſan-

ten Streben nach Einheit, den verkörperten Geist des Bösen im Orden nachweisend, mußte mit allen ihren Episoden, Zwischenfällen, Interessen und Thatsachen, und durch die Personen, mit denen sie bevölkert ist, und die alle mit Meisterhand gezeichnet sind, die erstaunlichste Wirkung auf diese Stimmung üben. Die Kunst feierte ihren höchsten Triumph, wie damals, als die Vögel die gemalten Beeren des Athenienfers naschten; der Geradsinn des Ritters ließ sich durch die Vollkommenheit der Perspective bestechen; er selber hielt sich für den Miterben der unermeßlichen Erbschaft des Marquis von Rennepont, die vom Jahre 1682 bis zum 13. Februar 1832, durch Zuschlagung von je fünf Procent Zinsen, nach Ablauf der 150 Jahre, auf 225,950,000 Franken, 13,775,000 Franken für Verwaltungskosten abzuziehen, angewachsen; seine sieben Kronen erinnerten ihn stets an seine sieben Miterben, die sieben Cardinaltugenden: den Prinzen Dyalma, den Hindu voll Edelmuth; das Fräulein Adrienne von Cardoville, den edeln, selbstständigen Geist, sinnlich, aber züchtig; Herren Hardy, den ausgezeichneten Kopf mit übermäßiger Erregbarkeit, darum der Sensitive genannt; Herren Abbé Gabriel, strahlend von Güte und Edelsinn; dann die beiden Töchter des Marschalls Simon, Tausendschönchen, mit den Knospen Rosa und Blanca; den Arbeiter Nacktimbett, der zwischen Fleiß und Liederlichkeit in der Mitte schwankt, dessen Herz gut ist, dessen Kopf aber gar nichts taugt. Darum hatte der Ritter gleich anfangs schon auf's lebhafteste Partei genommen; er hatte gar wohl begriffen, er selber sei die Art von Schicksalsverhängniß im Drama; ein phantastisch, übernatürliches Wesen, das durch die Handlung geht, und als Aeltervater und Ausnahmsnatur überall in sie eingreift; und so hatte er nicht gesäumt, die Lanze einzulegen, um dem Rodin, in dem die ganze Geschicklichkeit und alle Laster des Ordens verkörpert sind, gelegentlich damit zu durchrennen, und das Listgewebe der Erbschleicher zu durchbohren; wie er denn auch bald dem Abbé von Agrigny glücklich seinen Plan verleidet, als die Schwester Herodias das Codizell entdeckt. Das also wirkte gut, und die Pulse gingen sichtbar höher;

doch war die nöthige Brutwärme damit immer noch nicht erreicht. Unsere Löschanstalten sind nicht eben musterhaft; kommt die Gefahr, dann haben wohl gerade eben die Schlüssel zu den Remisen sich verkrochen; die Leute sind zu Weine, oder die Eimer lechzen; wir helfen uns dann zuletzt wie in Hamburg, wir schießen mit Kanonen drein, um den Flammen weiteren Fraß zu verleiden. Aber in der andern Kunst, aus kleinen Flämmchen schnell einen großen Brand hervorzublasen, suchen wir unseres Gleichen, und lassen uns nicht träge finden. Als man die Bourbonen aus Frankreich vertreiben wollte, hat man die Bauernhöfe in der Normandie und anderwärts in Brand gesteckt. Die Feuerwerker hatten damal, wie wir belehrt worden, Kugeln, die sie unter Wasser bewahrten, und die an der Luft bei Brennbarem hinterlegt, sich selbst entzündeten. Das deutsche Phlegma weiß auch solche Feuerzeuge, bis die Stunde des Gebrauchs geschlagen, aufzusparen; und die gelegten Selbstzünder dann in ihrer Wirksamkeit loszulassen. Damit wurde dem Bären, um ihn tanzen zu machen, der Boden unter seinen Tatzen immer schärfer eingeheitzt. Die Mongolen wissen mit dem Dampfe von Hanfstengeln sich zu berauschen; aus feuchter Wolle und nassem Hechsel hat man auch hier das Aerostatengas bereitet, mit dem man den tapfern Streiter gegen den Jesuitism eingeräuchert, bis er ganz rauschig im Kopf geworden, und kirschbraun angeglüht. Es wurde so lange gedämpft, bis die rechte Temperatur getroffen war; und nun fing es auf einmal an, im Neste zu wimmeln, und die ganze Brut von Ungeheuerlichkeiten begann sich zu regen, und schickte sich an auszufliegen, daß es dem Brutherren ganz wirre vor den Augen wurde, und er zu deliriren begann. Die Träume und die Schäume, die von ihm ausgegangen, und die Wirklichkeiten und die Greiflichkeiten mischten sich seltsam durcheinander, und bildeten fratzenhafte Züge, die sich zu Carricaturen um ihn her gestalteten, und sich selber schwarz auf weiß zu Bildern daguerrotypisirten. In Ronge, Czerski und Blum schienen ihm Magister Philoteknos, Dr. Papillon und H. Spirit wiederzukehren; sie kamen

daher immer ſich wiederholend vor; dazwiſchen heilige Röcke, Ochs und Eſel zu Biſchöfen geweiht, lange Züge dummen Volkes ihnen nachhutſchend; dort der bayeriſche Bierwanſt unter dem heiligen Stuhle eingeſchlafen; hier dem Doppeladler in ſeiner Sieſte von einem durchtriebenen Schelm die Flugfedern jämmerlich beſchnitten. Die Wallfahrtsfahne weht auf dem Dom von Trier, wird aber von Ronge umgeblaſen; dem dafür fünf ſchmucke Mädel ſich ſelbſt antragen, und eine Wiege zum Angedenken bringen. Kein Wunder, daß dem Phantaſierenden die Wirklichkeit mit ſeinen Fieberträumen zuſammenwuchs; da auch die ganze ſaftige Diät, in der man ihn gehalten, darauf hinzielte. Das neukatholiſche Morgenblatt erzählt uns darüber, Nr. 32, in einer Correſpondenz von Ort und Stelle: „Gehörte noch vor wenigen Wochen der heilige Rock zu den Gegenſtänden von gutem Geſchmacke, wenn er von der Fabrik von Jordan und Timäus in Chocolade ausgeführt war; ſo hat ihm doch ſeitdem die Büſte des Prieſters Ronge, ebenfalls in Chocolade von derſelben Fabrik gearbeitet, den Rang abgelaufen. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß auch unſere Kunſthandlungen mit dem bei ihnen aushangenden Portrait Ronges gute Geſchäfte machen. Cigarrenetuis, mit ſeinem Bildniſſe verſehen, finden ebenfalls ungewöhnlich ſtarke Nachfrage; wie auch das, hier unter dem Titel: esprit de Saxe mit dem eau de Cologne glücklich rivaliſirende Waſſer einen großen Zuwachs von Käufern erhalten hat, ſeitdem außer der Abbildung Ronge's auch noch deſſen Brief an den Biſchof Arnoldi gratis beigefügt zu werden pflegt.“ Man begreift nun vollkommen, wie bei ſolcher Schwelgerei in übergeiſtigen Wäſſern und bei ſo fortgeſetztem Naſchen der unglückliche Patient immer tiefer in ſeine betrübten Viſionen ſich verſtricken mußte. Jetzt liefen überdem noch bedenkliche Nachrichten von allen Seiten ein. Victoria war vom Inſelreiche hinübergeſegelt gekommen, um nachzuſehen, wie ſich das Werk des Dombaus in der letzten Zeit gefördert; und bei ihr hatten viele andere Potentaten ſich eingefunden, um die Nachfeier des Wallfahrtsfeſtes zu begehen.

Gott sich nur unter der Kategorie göttlich, der Mensch sich nur unter der Kategorie menschlich denken kann. Ich kann mir Gott nicht anders denken, als daß ich mir ihn denke, und ich kann mir ihn nicht anders denken, als daß ich mir ihn denke als den Inbegriff, als die Einheit der vermeintlichen Wesen der Menschen, als ein Wesen, das selbst Mensch ist, das alle Eigenschaften des Menschen in sich enthält. Ich kann mir Gott nicht anders denken, als daß ich mir ihn denke als ein Wesen, das selbst Mensch ist, das alle Eigenschaften des Menschen in sich enthält. Ich kann mir Gott nicht anders denken, als daß ich mir ihn denke als ein Wesen, das selbst Mensch ist, das alle Eigenschaften des Menschen in sich enthält.

Im Grunde, also, ist gottlich, ist Gegenstand der Religion nichts anderes als der Mensch. Was ich für Gott verehre, was ich für Gott halte, was ich für Gott erkenne, das ist der Mensch.

eine Stadt unter den Schwert gebracht, und Weiber waren von mitwinander weit geworben, und einer Landes und den Nachbarn und den Reiter hingeführet. Also Gerichtet und den Rath ist ausgegangen in den unbarmherzigen Kriegen, wo sie im heftigen Anfalle sich eingedrückt, sind auch jene schweren Strafen, noch vergrößert denn zuvor, zurückgekehrt. Also hat der Barbarianen heftige die Jünglinge vor der Mauer und einen Karren gehauen; Hand, der Kindlichen, solche sie über den Strafen. Der aber heute nach deutlicher Hochmuthsbrüder seine Glie, die ungeduldige Begierung aber hatte ihm zugenommen: sich zu reisen, sieht worte er seiner Leidung nachgedenke. Diese unbarmherzige Jamel war das Mitleid gerechten, und der Philipp im ganzen Tenanee bekennbig geschienen; sie hatte ihn bald getrieben, und war der Hauch war Schicksal gehalten. Und wenn Christ die Strafe war ins viele Synagogenen aufgeschrieben, und der Jungsinnerin wahren bald Hülfe für die Unterstrafe; und ihn seinen die alten Gebenden beim Stamme der alten Stamme sang wieder ein. Er wollte nun auch den Judenmann zur Hülfe anfuchen; mit Rechtungung aber seiner Kräfte bestelle er nicht, was dich sich nur sehr Burg ist unter Gott! und wer er der Unterstrafe prese nach also sterben ein, damit das Gebet Ehrsalt freien Zutritt haben möge, und er in Bildhauerung sich erfuren, welche die aufhaben Kindervater auf sich geladen, die in das Verhältnis aber Strafen sich Trübsale in Gichten hineingetragen. Damit war der Krankheit gefährt, der Gesang hatte die Seele beschlossen; die gefahrte Krankheitsmutter aber war in der Form von Christen aufgenommen worden. Jetzt aber trat auch die verkannte Gleichheit in der Rede. Die Krankenmeisterschaft im Gebiete von Christ in Strafe hat die Rede Hunde der Krankheit hinzugefügt, von denen wir neuerlich gerecht. Diese waren schon ihr getrennen Zeit über unruhig gewesen; denn Berlin auch hatte ihr Christ ein Widerstand dem ganzen Weibe. Sie sahen sie zu bekämpfen, haben jede ihre Bestimmung; sie hatten auch alle einmal nach dieser Richtung sich gebildet, und wiederholt die Thron auch von den vor der erschaffenen

Gesange eines Recitatives aus den Apostelbriefen hingerichtet. Aber man hatte dort aus Vorsicht Stimmgabeln ausgetheilt, um alle Orgeln gleichmäßig zu stimmen; und die Postillone hatten ihre Taschenuhren nach der Centraluhr gestellt, um die Melodien der Posthörner zu reguliren. Der Charivari war also in Zeiten gebändigt worden, und die Aufhorchenden hatten die Spur verloren. Als sie daher jetzt losgekettet waren, gingen sie auf die nächsten Sänger des Bergliedes los. Solche Bestien haben nun keine Unterscheidungskraft; sie springen in gerader Linie auf den nächsten besten Gegenstand an, der sich ihnen bietet, und reißen ihn nieder, ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen. So denn auch hier in diesem tragischen Ende des komischen Vorspiels, betitelt: der Sturm auf das Castell des Jesuitengenerals Rodin. Das souveraine Volk aber versammelte sich unter dem Vorsitze des Herren Blum, und begehrte Satisfaction wegen des Friedensbruches, den der treulose Pater verschuldet.

(Fortsetzung folgt.)

XXV.

Kabinetsstücke.

Der selige Friedrich Karl von Moser hat unter obiger Aufschrift jedem Band seines (höchst reichhaltigen) „Patriotischen Archives für Deutschland" eine Anzahl Charakterzüge merkwürdiger Personen, vereinzelte und dennoch bedeutsame Notizen, frappante Aeußerungen, inhaltsschwere Stellen aus fürstlichen Erlassen u. dgl. beigefügt. Wir entlehnen ihm diese Aufschrift, um unter derselben ähnliche Notizen zusammenzustellen, die zur Würdigung der gegenwärtigen Zustände nicht ganz werthlos seyn dürften.

Der Heidelberger Professor Ullmann hat ein Buch über die Vorläufer der Reformation geschrieben. Ein weit umfassenderes ließe sich schreiben über die Vorläufer von Ronge und Czerski. Es dürften nur die landesherrlichen Organisations-Edicte über die Stellung und Befugnisse der katholischen Kirche in verschiedenen deutschen Staaten; die Protokolle und Erlasse der katholischen Kirchenräthe und Kirchensectionen gesammelt; eine genaue Charakteristik ihrer Mitglieder, der durch sie an die Gymnasien, Universitäten und Seminarien berufenen Lehrer, der vorzugsweise durch sie begünstigten und hervorgehobenen Geistlichen zusammengestellt; das Wirken der Schullehrerseminarien in den letzten zwanzig Jahren wahrheitsgetreu geschildert werden: und weit mehr, als daß man sich über den Zulauf verwunderte, den jene Wortführer des Nihilismus unter

allerlei verwandtem Volk gewonnen haben, würde man sich wahrscheinlich verwundern müssen, daß dieser nicht weit größer, und daß aus dem so andauernd und fleißig ausgesäeten Wind der Sturm nicht weit heftiger erwachsen sei. Schon im Jahre 1804 schrieb der Verfasser des „Triumphes der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert": wie lange noch der Katholicismus in Deutschland sich erhalten könne, „wo seine Hierarchie, um wenig zu sagen, gewaltig erschüttert ist; seine Bischöfe und Erzbischöfe, die solche große Entwürfe zur Vergrößerung ihres Ansehens zu Ems machten, sich gleichsam in Superintendenten verwandelt sehen, und zum Theil vielleicht, als zu kostspielig, ganz eingehen werden; wo die religiösen Körperschaften, die zur Aushülfe in der Seelsorge, zum Unterrichte in der Jugend und in mancher andern Hinsicht so unentbehrlich waren, aufhören; wo der Katholicismus, statt daß er vormals in diesen und jenen Ländern und Gebieten die herrschende Religion war, nun durch Uebergang dieser Länder an protestantische Regenten nur die geduldete geworden; wo die Katholiken, um das Zutrauen ihrer neuen Mitbürger zu gewinnen, und sonst auf mannigfaltige Weise, wofern anders durch religiösen Druck die Bande an die Religion nicht fester zusammengezogen werden, sich immer mehr dekatholisiren werden, und in dem deutschen Fürstenrathe die Zahl der Katholischen beträchtlich kleiner ist, als diejenige der Protestantischen, — das Alles bedarf wohl keiner weitläufigen Auseinandersetzung." — Gottlob! Spiritus Domini spirat, ubi vult; die Prämissen, welche der Verfasser hier aufstellt, haben sich immer mehr entwickelt, und sind systematisch immer weiter getrieben worden, die Folgerungen dagegen sind nur theilweise eingetroffen, und die Clausel: „wofern anders durch religiösen Druck die Bande an die Religion nicht fester zusammengezogen werden", hat eine Wirksamkeit gewonnen, welche damals nur sich wünschen, nicht aber ahnen ließ. Es mag seyn, daß durch die neuesten Erscheinungen auf katholisch-kirchlichem Boden die Ziffer der Katholiken in den Statistiken um etwas verringert wird, dagegen,

da so viel Spreu und Schaum, wie der Koth vom Rade, abgefallen ist, das Gewicht sich vermehrt.

In einem deutschen Ländchen, in welchem die antikatholische Bewegung, der neuerdings unversehens und aller klüglichen Berechnung zum Trotze lästiger werdenden Kirche gegenüber, hoher Ministerial-Protection sich zu erfreuen hat, beginnt die köstliche Bundesgenossenschaft des büreaukratischen Entfinsterungsgewerbes in das Entgegengesetzte umzuschlagen. Gesellschaftlicher Abhub, an dem nicht viel gelegen ist, wendet allerdings dem trüben Lichte des Cometenschweifes jubilirend die Blicke zu, aber gleichzeitig ist in vielen Andern das durch eine lange Reihe von Jahren zurückgedrängte kirchliche und katholische Bewußtseyn aus seinem Schlummer unerwartet wieder erwacht. Jüngere Geistliche, durchdrungen von der hohen Bedeutung ihrer Mission, kraft deren sie zur Ueberlegung gelangt sind, zu Anderem, als zu Schreibern im Dienste des Oberamts, oder zu Surrogaten einer nicht Allem genügenden Polizei berufen zu seyn, scheuen sich nicht, dem Volk seinen katholischen Glauben wieder darzulegen, den allgemach beseitigten Begriff der Kirche ihm wieder beizubringen. Greise, welche durch lange Jahre den Gottesdienst als etwas Ueberflüssiges zu betrachten gewohnt waren, finden sich wieder bei demselben ein; ein geheiligtes Feuer wallt wieder in ihren Adern; die außer Brauch gekommenen, oder vielleicht gar in übermüthiger Seichtheit verspotteten Wallfahrten werden wieder zum Bedürfniß; Frauen, welche sonst Bedenken getragen hatten, eine Stunde weit zu Fuß zu gehen, scheuen eine Strecke von vielen Stunden nicht, um an einer Gnadenstätte sich einzufinden, und die Kapelle der schmerzhaften Mutter zu ** im Königreich Bayern hat im verflossenen Juli mehr Wallfahrter aus einem Nachbarlande gesehen, als vielleicht während eines vollen Jahrzehends zuvor.

Die Einwohnerschaft der vormaligen bischöflichen Stadt Constanz hat sich jüngst in Betreff des Rufes, in den politische Hetzer und kirchliche Schreier dieselbe gebracht hatten, vollkommen rehabilitirt. Wie oftmals das Volk besser ist, als seine Regenten, so scheint das Constanzer Volk besser zu seyn, als seine Geistlichen. Von diesen wird etwas Merkwürdiges berichtet. An dem geistigen Bau der Kirche, wie derselbe den Gläubigen durch den Cultus in lebendiger Anschauung zu innerer Theilnahme sich vermittelt, ist dort seit Anfang dieses Jahrhunderts unter Aufsicht eines obenanstehenden Werkführers weggezimmert worden, was Zeug hielt. Was subjektiver Ansicht nicht zusagte, wurde als brandiger Auswuchs in die Späne gehauen. So wars dem überall gebräuchlichen Gottesdienst in Beichthören, Predigen und Hochamthalten an den Carnevalstagen ergangen; wäre es ja inhuman gewesen, die brausende Carnevalslust durch Aufstellung eines Contrastes auch nur von ferne zu hemmen oder zu stören. Anderer, als der seit bald einem halben Jahrhundert gepflanzten und gepflegten Gesinnung glaubte ein Geistlicher, der jedoch keine Seelsorge wahrzunehmen hat, die Herstellung des altkatholischen Brauchs dürfte doch jetzt noch Theilnahme finden; wie groß immerhin der Hause seyn möchte, der der Ausgelassenheit sich hingäbe, Einzelnen dürfte die Gelegenheit, sich zu sammeln, selbst jetzt noch erwünscht seyn. Er berieth sich darüber mit benachbarten Geistlichen, die sein Vorhaben billigten, Mitwirken anerboten, aber zweckmäßig fanden, daß vorerst dem Ordinariat, dem Oberkirchenrath und dem Oberstudienrath Anzeige gemacht würde. Keine der drei Stellen erhob Einsprache, jede ließ dem Unternehmen ungehindert den Fortgang. Der Erfolg übertraf jede Erwartung; viele Personen kamen zur Beichte, zahlreiche Zuhörer fanden zu den Predigten sich ein, mit Andacht wohnten Viele den Hochämtern bei.

Da wurden ob solcher unzeitigen Restauration eines abgethanenen Ueberflusses die drei Decane der Stadt, eitel im Lichte der Zeit wandelnde Männer, stutzig. Sie schritten zu-

Digitized by Google

sammen, um über derlei mittelalterliche Reactionen, um ihre Entrüstung über so engherziges Bemühen, das Volk von den Pfaden ihres Fortschrittes auf die ehemaligen Bahnen der finstern Blindgläubigkeit und des Uebermaaßes gottesdienstlicher Bezeugungen zurückzutreiben, gegenseitig ihre Bekümmerniß sich mitzutheilen. Sie beschlossen, beschwerend an jene drei Stellen sich zu wenden; was ja in dem Verlauf der Zeiten Jahr um Jahr abgelaufen, ohne daß am Ende eines jeden derselben die geringste nachtheilige Spur jener Beseitigung sich bemerklich gemacht hatte, warum nun, da bisher so friedlich Jahre und Menschen einander Platz gemacht, und ihnen, der Stadt wohlbestallten Seelsorgern, nie die Spur des Bedürfnisses nach Herstellung einer weislich beseitigten Gewohnheit zu Kunde gekommen, durch unzeitiges Vermehren des Positiven den gebildeten und beachtenswerthen Negativen in so finsterer Anwandlung Aergerniß geben? Die beiden weltlichen Behörden nahmen die geführte Beschwerde beifällig auf, trugen des erleuchteten Eifers des Seelsorgers gebührende Rechnung, und ließen, mit ihrem frühern Gutheißen im Widerspruch, an denjenigen, welcher jene gottesdienstliche Uebung wieder eingeführt, eine ernste Verwarnung, daß er im kommenden Jahr dergleichen nicht wieder sich beigehen lasse.

In dem Hause eines angesehenen katholischen Staatsmannes war noch vor nicht gar langer Zeit ein junger Geistlicher als Erzieher angestellt. Er erwies sich tadellos in seinem Betragen, und seinen Gesinnungen nach gehörte er eben so wenig zu denjenigen, welche in Auflehnung gegen die Kirche, ihre Lehren, Satzungen und Gebräuche den wohlfeilen Ruf eines hellen Kopfes sich erwerben zu können wähnen. Doch fiel es der Dame des Hauses unangenehm auf, daß der Hauslehrer bisweilen mit der Familie frühstückte, und hierauf die heilige Messe las. Nachdem sie dieses einige Male schweigend hatte hingehen lassen, fand sie sich doch in dem Gewissen verpflichtet, ihr Befremden hierüber auszudrücken. Da äußerte der

junge Geiſtliche ganz unbefangen ſeine Verwunderung, daß er hierin ſich ſollte verfehlt haben, und erklärte: er habe gar nicht gewußt, daß es unerläßlich ſei, nüchtern die heilige Meſſe zu leſen, ihm ſei ſolches nie geſagt worden. — Er mag in dem Seminarium zu einer Zeit ſich befunden haben, zu welcher die Staatskirchendirection meinte, welches Recht ſie dem Ordinarius einräume, wenn ſie ihm geſtatte, das Seminarium beſuchen zu dürfen, was vermuthlich nicht einmal einem durchreiſenden Fremden wäre verweigert worden. Jetzt möchten doch dergleichen leichtfertige Vergeßlichkeiten einer ſtrengen Kirchenvorſchrift nicht mehr vorkommen.

Es mag nicht viel über ein Jahrzehend verlaufen ſeyn, ſeit ein paar Seminariſten, die bald die Weihen erhalten ſollten, auf einer Wanderung nach der Schenke eines Dorfes einem minderjährigen Mädchen begegneten, welches ſie mit ſich nahmen, dort, wenn nicht andern Unfug mit ihm trieben, dasſelbe betrunken machten, ſo daß es auf dem Heimwege in einen Straßengraben fiel und liegen blieb. Als es nach eingebrochener Nacht nach Hauſe zurückkehrte, und alles Nachfragen und Suchen vergeblich war, boten die geängſtigten Eltern die Nachbarsleute auf, daß ſie mit ihnen ihr Kind ſuchten; allein, da alles vergeblich war, mußten ſie in tiefſter Bekümmerniß die lange Nacht zubringen. Am folgenden Morgen endlich langte das Kind im jämmerlichen Zuſtande zu Hauſe an, und erzählte ſeine Begegniſſe. Es wurde Nachforſchung gehalten und herausgebracht, wer die Veranlaſſer des ſchädlichen Frevels wären. Der Ordinarius erklärte darauf, daß er dieſen Burſchen die heiligen Weihen nicht ertheilen werde. Dieſe wendeten ſich an die Staatsgewalt, welche frivol oder kirchenfeindlich genug war, dem Ordinarius zu erklären: die Beiden hätten ſich einmal für den geiſtlichen Stand vorbereitet, und befänden ſich in einem Alter, in welchem es ihnen ſchwer fallen würde, eine andere Laufbahn zu betreten; daher habe er ihnen

entweder ohne Weigerung die Weihen zu ertheilen, oder aber, wenn dieß nicht geschehe, für deren Unterhalt zu sorgen. Der Ordinarius war schwach genug — zwar unter Seufzen — das Erstere zu thun, statt das Letztere vorzuziehen und es öffentlich bekannt zu machen, wobei er der Mitwirkung aller Gutgesinnten sich hätte versichert halten dürfen. Mag man bei solcher Lähmung der Bischöfe und bei solcher Niedertretung ihrer Rechte (wovon dieses nur eines der grellsten Beispiele ist) sich noch darüber verwundern, daß die beharrlich ausgestreute und sorgfältig begossene Saat endlich solche Früchte trägt, welche zuletzt selbst den Säemännern und Wärtern Verlegenheit bereiten könnte?

Durch nichts ist die innere Negation des Protestantismus und die äußere Knechtschaft desselben unter der Staatsgewalt, die totale Abwesenheit eines einigenden Lebensprincipes in demselben und des Bewußtseyns eines rechtlichen Bestehens so zur Evidenz gekommen, wie durch das Aufkommen der theistisch-radikalcommunistischen Secte, welche in lächerlicher Anmaßung die Benennung deutschkatholische Kirche sich beilegen möchte. Von der Kirche, mit der sie innerlich niemals in Gemeinschaft standen, haben die Theilnehmer an dieser Secte äußerlich sich getrennt; hierin aber ausschließlich — da sie ja bekanntlich über nichts Weiteres sich verständigen können, liegt ihre Einigung. Dieser zufolge möchten sie sich wenigstens nach außen als einen Verein darstellen und etwelchen Gottesdienst ausüben. Aber auch selbst, wo man zu so Vielem gegen die Kirche sich berechtigt glaubt, wagt man es doch nicht, zu befehlen, daß ein Dach die Glieder der Kirche und den Auswurf der Kirche schirmen müsse. Da müssen nun manchen Orts die protestantischen Kirchen aushelfen. Raum ist ja genug vorhanden, warum denselben nicht benützen? und es einzurichten, daß die Einen den Andern nicht in den Weg treten, ist das Allerleichteste. Aber liegt nicht in solcher Anordnung die schweigende Anerkennung, daß in dem Wesen außerhalb der Kirche ein gemein-

jenen Jahren Herr Ab Iten 1817. Ihre neue eingerichtete Druckerei besorgte Herr Joseph Anton Fassbind. Die Zeitung erschien wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag, und kostete halbjährlich 3 Gulden 30 Kreuzer. Sie enthielt vorzüglich Nachrichten aus Europa, Bekanntmachungen und Anzeigen, und wurde bis 1831 fortgesetzt. Ihr Nachfolger war der Schweizerbote, der bis 1837 erschien. Dann trat an seine Stelle der Schwyzer-Bote, der bis 1848 fortgesetzt wurde. Seit dem 1. Januar 1849 erscheint der Schwyzer-Volksfreund, der sich bis jetzt einer ziemlichen Verbreitung erfreut.

Zur Zeit der Helvetik wurde, bald nach der Errichtung der Kantonsschule in Lucern, auch eine solche in der Stadt Schwyz errichtet, um einen Teil der noch bestehenden Klosterschulen zu ersetzen. Sie wurde aber nicht lange fortgesetzt, und ihre Lehrer und Schüler wurden an die Kantonsschule in Lucern gewiesen. Nach der Mediation wurde sie wieder hergestellt, und ihr Lehrer Herr Alois Reding, der nachherige Landammann, war ein Hauptbeförderer von Schulen überhaupt. Er war es, der 1805 die Errichtung der Lehrerseminarien in Schwyz und Rickenbach veranlasste, und sie wurden auch wirklich errichtet. Aber schon 1806 wurden sie wieder aufgehoben. Es war eben die Zeit, wo Napoleon in Deutschland und in der Schweiz Alles umgestaltete, und Alles nach seinem Willen ordnete. Die Lehrer wurden nach Lucern berufen, und Schwyz hatte nur noch seine Trivialschule, die sich aber auch nicht lange erhielt. Nach dem Sturze Napoleons wurde sie wieder hergestellt, und sie hat sich bis jetzt erhalten. Sie ist eine Lateinschule, und hat 6 Klassen, wovon jede ein Jahr dauert. Sie wird von ungefähr 100 Schülern besucht, welche in der Regel von der Gemeinde Schwyz sind, aber auch von andern Gemeinden, welche sie besuchen wollen, aufgenommen werden.

Handwerk wären ausgeschlossen worden: würde wohl ein Polizeichef es gewagt haben, die Rothgießer anzuweisen, hinfort ihre Herberge mit jenen vorurtheilsfreien Deutsch-Schneidern zu theilen? Haben die Staatsgewalten es geahnt, oder ist es ihnen gar nicht zu Sinn gekommen, welch ein schneidender Hohn aus diesen Verfügungen herausgrinse: daß nämlich die protestantischen Kirchen Oerter seien, in welche füglich Alles sich hineinweisen lasse, was nirgends sonst könne unter Dach gebracht werden. Die wahren protestantischen Vormänner aber werden rufen: sehet da einen neuen, leuchtenden Beweis unserer Toleranz; Alles, was Gott fürchtet und auch nicht fürchtet, was recht thut und auch nicht recht thut, ist uns angenehm, denn für Gottesfurcht und Rechtschau kann es keinen überzeugerndern Beweis geben, als Auflehnung gegen die katholische Kirche*)!

Wem fallen da nicht Tertullians Worte bei, die man in seiner Schrift de praescriptione haereticorum C. 12 findet: „Das Werk der Häretiker besteht nicht im Aufbau, sondern in Zerstörung der Wahrheit. Sie untergraben das Unsrige, um das Ihrige darauf zu bauen. Nimm ihnen das Gesetz Mosis, nimm ihnen die Propheten, nimm ihnen Gott, den Schöpfer, sie führen darüber keine Klage. Leichter fällt es ihnen, ein errichtetes Gebäude niederzureissen, als ein in Trümmern liegendes wieder aufzubauen. Nur zu jenem Werk finden sie sich bereitwillig, wohlgeneigt und willfährig ein. Sonst erzeigen sie ihren Vorstehern keine Ehrerbietung; darum finden sich bei den Häretikern so viel als keine Spaltungen, weil diese, wenn sie auch noch so sehr vorkommen, als etwas Alltägliches gar nicht auffallen. Ihre Einheit besteht in der Spaltung, d. h. darin sind

*) Die Unparteilichkeit fordert indessen die Anerkennung, daß die Würtembergische Regierung eine solche Aufnahme in die dortigen Kirchen für unzuläßig und rechtswidrig erklärt, und der Dichter und Pfarrer Gustav Schwab dort der einzige Geistliche war, welcher dem sectirerischen Unglauben seine Kirche geöffnet wissen wollte.

Anmerk. d. Red.

Text und 3 Tafeln mit Abbildungen. Wien 1904. Alfred Hölder. gr. 8°. 3 M.

Die Arbeit bildet einen Teil des Werkes, das Herr Hofrat Wiesner über die Rohstoffe des Pflanzenreiches herausgibt. Sie ist, wie alle seine Arbeiten, gründlich, sehr klar und übersichtlich. Ich kann sie jedem, der sich für Papierfabrikation interessiert, bestens empfehlen. Es ist ein Buch, das man nicht nur liest, sondern auch durcharbeitet. Es ist

Dr. Leo Pfeiffer, Die chemische Technologie der Textilfasern. Ihre Herkunft, Gewinnung, Eigenschaften und Verwendung. Mit 3 Tafeln und 50 Abbildungen im Text. Stuttgart 1904. Verlag von Ferdinand Enke. gr. 8°. 12 M.

Das Buch ist ein Teil des Handbuches der chemischen Technologie, das Herr Hofrat Wiesner, wie ich eben sagte, herausgibt. Es ist ebenso gründlich und klar wie der vorhergehende Band. Ich kann es jedem, der sich für Textilfasern interessiert, bestens empfehlen. Es ist ein Buch, das man nicht nur liest, sondern auch durcharbeitet. Es ist

Dr. Leo Pfeiffer, Die chemische Technologie der Textilfasern. Ihre Herkunft, Gewinnung, Eigenschaften und Verwendung. Mit 3 Tafeln und 50 Abbildungen im Text. Stuttgart 1904. Verlag von Ferdinand Enke. gr. 8°. 12 M.

Das Buch ist ein Teil des Handbuches der chemischen Technologie, das Herr Hofrat Wiesner, wie ich eben sagte, herausgibt. Es ist ebenso gründlich und klar wie der vorhergehende Band. Ich kann es jedem, der sich für Textilfasern interessiert, bestens empfehlen. Es ist ein Buch, das man nicht nur liest, sondern auch durcharbeitet. Es ist

zu Hausegebliebenen lauschen mit Wohlgefallen den liberalen Declamationen der Hochaufgeklärten. So wird nach und nach derjenige Stand demoralisirt, welcher den Kern des Landes bilden sollte. Die ganze arbeitende Classe zu solchen constitutionellen, reichsständischen Strohmännern zu erziehen und zu bilden durch neue, erweiterte Volksschulen, scheint die Meinung mit den sonderbaren Ansprüchen an diese zu seyn, welche die Gründer des jungen Schwedens überall machen.! Das Consistorium bedauert jede Gesellschaft, deren Mitglieder von Jugend auf in solchem Geiste erzogen werden, und die Mittel haben, ihn zu behaupten."

Ein vormaliger katholischer Geistlicher, welcher aber der lästigen Pflicht, die heilige Messe zu lesen, längst sich enthoben hatte, meinte in dem Auftauchen der neuen Secte das Morgenroth eines so heiß von ihm ersehnten Tages begrüßen zu können, und in ihr den bisher vermißten Scheffel gefunden zu haben, auf welchen er sein so ungebührlich verkanntes Licht endlich stellen könne. Das nun schlug, trotz auffallender Schritte und unternommener Reisen, fehl, und die geschäftigen Bemühungen hatten eher noch das Entgegengesetzte zur Folge. Nachdem dann der neue Apostel seinen warmen Eifer für die endlich aufgefundene Wahrheit dadurch bethätigt, daß er mit einer durch ihn ebenfalls zur Erkenntniß gebrachten Köchin Arm in Arm durch die Straßen seines Wohnortes gelustwandelt, brachte ihm sein Geist die Formen der ehevorigen Dienstverrichtung unerwartet wieder in Erinnerung; gelüstete ihn daher nach einer Tasse Caffee, nach einem Butterbrod, nach einem Glas Wasser, so sang er im Jubel seiner Emancipation, das Verlangen der Köchin, jetzt in der Epistel-, dann in der Evangelien-, dann in der Präfationsweise; das eine Mal wie das Dominus vobis cum, das andere Mal wie das Pax Domini, das dritte Mal wie das Ite missa est zu. Als Ebenderselbige dem Ordinarius seine Formalen zurückstellen sollte, und es so weit kam, daß ein Commissarius in seine Wohnung mußte ge-

sendet werden, um sie zurückzuverlangen, verweigerte er auch diesem die Herausgabe. Welchen Werth sollen sie aber für denjenigen noch haben, der so solenn von der Kirche sich losgesagt hatte? Waltet Hoffnung vor, sie doch noch gebrauchen, d. h. mißbrauchen zu können? Oder knüpfte sich an die Weigerung der Gedanke, am Ende ließen sie sich noch als Hinterthüre gebrauchen?

Mehr als je dürfte Christus mit Bekümmerniß erfüllt werden über das arme Volk, wenn er in unsern Tagen Prediger sieht, welche die hohe Mission Jesu, daß er heute und gestern und in Ewigkeit derselbe sei, an ungeistliches und loses Geschwätze vertauschen; die durch Schönrednerei, Ohrenkitzel und hiedurch erworbene Damengunst auf Kanzeln sich schwingen, von denen nur Christus, der Weltheiland, mit seiner Dahingebung und den hieran geknüpften Anforderungen verkündet werden sollte. Entstünde die Frage, wer als christlicher Prediger seiner hohen Bestimmung entschiedener Hohn spräche: derjenige, der den nackten Unglauben verkündigte, oder derjenige, der in einem Allerweltsglauben unter duftigen Phrasen herumpatschte? so müßte unstreitig die Wagschaale zum Nachtheil des Letztern sich neigen. Das Erste kann doch noch entschiedenen Widerspruch hervorrufen, das Andere lullt in den verderblichen Schlaf ein, woran man sein weidliches Behagen finden mag. Wie aber, wenn derjenige, welcher seiner wahren Bestimmung nach berufen ist, das lebendige, kräftige, gleich einem zweischneidigen Schwert Seele und Geist durchdringende Wort Gottes zu verkünden, mit sorgfältig gelocktem und gescheiteltem Haar, mit einer vor dem Spiegel angelernten Mimik, in gekünstelter Redeweise auftritt, und sich als höchste Aufgabe setzt, unter Blumen nach Bildern zu haschen, und so den höchsten Preis davon trägt: der Lieblingsredner der eleganten und sogenannten gebildeten Welt zu werden! Ist sich dann zu verwundern, daß für solche das Christenthum zum Riechfläschchen einschrumpft, mit dem man in müßigen Minuten

spielt? Ob dergleichen Sonntags-Zeitvertreiber auch je an einen Augustinus, Chrysostomus und Gregor den Großen gedacht oder gar sich vergegenwärtigt haben mögen, wie diese die hohe Aufgabe, welche im Grund noch heutzutage dieselbe ist, genommen hatten.

XXVI.

Literatur.

I.

Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta 1845.

Obgenanntes Werk des berühmten Reisenden ist, wie zu erwarten stand, allenthalben mit Beifall aufgenommen worden, und zum größten Theile mit Recht. Man findet in demselben seine gewohnte Frische und Klarheit des Ausdruckes wieder: man lernt durch ihn den Zusammenhang und die Einheit der Naturerscheinungen besser begreifen, und wird dadurch auf einen, noch allzu wenig erstrebten, übersichtlichen Standpunkt gestellt; man bekömmt besonders an jenen Einzelnheiten des Magnetismus und der Klimatologie Interesse, an deren Erforschung sich der Verfasser selbst eifrig betheiligte; man findet aber auch an dem Buche nicht nur eine jedem Gebildeten verständliche und sehr belehrende Erscheinung, sondern auch ein treffliches Kunstwerk, welches in fortlaufender Beziehung auf das Element der Wärme durchgehends denselben Grundton festhält, und in den Uebergängen nicht die geringste Härte verspüren läßt; kurz, der „Kosmos" ist nach Form und Inhalt eine höchst unterhaltende Lektüre, welche die Aufmerksamkeit des Lesers bis ans Ende in Spannung erhält, wenn man anders nicht lauter neue Entdeckungen und Erfahrungen verlangt. Und doch kann uns, wir gestehen es, das schöne Werk keineswegs ganz befriedigen, denn gerade da oft, wo wir mit Bestimmtheit erwarten durften, ein Resultat ausgesprochen zu finden, wird uns dieses vorenthalten, und besonders die Partie der geologischen Betrachtungen, um derentwillen wir in

[illegible] Blättern der Leser [illegible], hat uns [illegible] nicht [illegible] lassen. Wir wollen der Wissenschaft als solcher nicht gedenken, wie der [illegible] Schüler [illegible], weil wir [illegible] es [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible]

menſchliche Erfindung erklären zu hören. Hat die Wiſſenſchaft keinen Beweis dafür gefunden, ſo mag ſie ſich eben beſcheiden, zu ſchweigen; und wahrlich nichts gibt ein Recht, den Worten der deutlichen Offenbarung gegenüber, auf mindeſt gleichberechtigte Möglichkeit hinzudeuten, daß es ſtatt eines einzigen Menſchenpaares alſogleich ein Urvolk auf Erden gegeben habe, vielleicht gar aus der **generatio aequivoca** entſtanden, wofür zuletzt noch der Kirchenvater Auguſtinus Zeuge ſeyn ſollte. Den Verdienſten, welche Wilhelm von Humboldt ſich in Erweiſung der Einheitlichkeit der Sprachen erworben hat, wollen wir übrigens mit unſerer Aeußerung keineswegs zu nahe treten. Daß A. v. Humboldt in ſeiner ganzen Weltbeſchreibung gar nie des ſchaffenden und erhaltenden Gottes ſich erinnert, wollen wir nicht weiter urgiren; iſt man's ja leider von früher gewohnt, ihn nur von einer allgütigen Natur ꝛc. ꝛc. reden zu hören, woraus wir freilich noch keinen ſichern Schluß auf ſeine innere Anſchauung ziehen wollen. Aber die Berliner literariſche Zeitung möchten wir denn doch fragen, was ſie veranlaßt hat, gegenüber den eben erwähnten Thatſachen, dem Verfaſſer des Kosmos gleichſam für ſeine religiöſe Geſinnung zu danken. Weiß ſie für ihre Partei keine beſſeren Stützen, dann iſt ſie wahrlich übel berathen. Und was auch berechtigt ſie, als ob Humboldt ſich in dem Werke, wo kaum mit einem Worte darauf hingedeutet iſt, umſtändlich geäußert hätte, auf die Nachtheile philoſophiſcher Speculation in den Naturwiſſenſchaften loszuſchelten, und gelegentlich an Hegel, deſſen ſich ihre Halbheit doch nicht erwehren kann, ihren Muth zu kühlen?

Daß Hegel vor Zeiten die vermeintliche Lücke zwiſchen Mars und Jupiter als mit der Planetenharmonie übereinſtimmend erklärte, war ja gerade auf damalige Erfahrung und nicht auf die Speculation, welche in der That das Wahrhaftige vorausſah, baſirt. **Cuique suum** denken wir, und da bemerken wir, daß die Hegel'ſche Philoſophie der Erde wieder ihre beſondere Bedeutung, wenn auch mit Mißverſtändniſſen, vindicirt hat, gegenüber den Deiſten, die es unter Anderm nicht begreifen können, wie Gott ſich ſo insbeſondere um die armſelige Erde kümmern könne, und die nun doch auch durch ſtrengere aſtronomiſche Forſchungen dem gerechten Spotte überliefert werden. Beliebe die literariſche Zeitung übrigens noch unſere ſchlüßliche, zielſetzliche Meinung zu vernehmen: Nur die katholiſche Anſchauung in der Feſtigkeit ihres Dogmas vermag die Wiſſenſchaft vor ſteten Schwankungen zu bewahren, und ihr die nöthige Selbſtſtändigkeit, die ächte Freiheit zu gewähren. Noch iſt in der Wiſſenſchaft eine große Aufgabe zu vollenden, immer größer wird indeß die Kluft, welche die Kräfte der Negation aufreißen, und ſie droht auch alle übrigen Elemente des Staatslebens in ſich zu verſchlingen, wie die Literariſche Zeitung ſelbſt ja zuweilen beklagt hat. Materielle Waffen ſind im Kampfe dagegen durchaus

unzureichend, nur die geiſtigen können uns den endlichen Sieg erkämpfen; aber leider ſind ſie nur zu ſelten geworden. Nichts ſcheint uns nöthiger, als daß man ſich mit ihnen verſehe, ſtatt deſſen gibt man in kleinlicher Eiferſüchtelei die höchſten Intereſſen preis, und die vorhandenen Kräfte einer poſitiven Richtung erſchöpfen ſich zuſehends ohne Rückhalt und Hülfe. Laſſe uns demnach die Literariſche Zeitung, ohne uns, wie ſie und ihre Conſorten gewohnt ſind, zu verdächtigen, offen ausſprechen: daß die geſammte Wiſſenſchaft einmal wieder katholiſch, und dadurch ihrer ſelbſt bewußt werden müſſe, und daß, um die Zukunft von Thron, Vaterland und Altar zu bewahren, menſchlicher Anſicht nach das Unerläßlichſte, das Nöthigſte iſt, eine Schaar von ihr gewidmeten Kräften zu bilden und zu ermuthigen, ſo lange es noch Zeit iſt, was vielleicht nicht gar lange mehr der Fall ſeyn möchte. Wollen uns die Leſer dieſe treugemeinte Abſchweifung verzeihen, und indem wir zu Humboldt zurückkehren, unſere Verſicherung genehmigen, daß wir das Erſcheinen des zweiten Bandes des Kosmos mit Begierde erwarten, weil wir ſchon an dem erſten ein Werk gefunden haben, das kein gebildeter und an innerer Erkenntniß gefeſtigter Menſch ohne Nutzen aus der Hand legt, und weil wir auch in demſelben für die durch Ritter zur Wiſſenſchaft gewordene Erdkunde einigen Fortſchritt nicht verkennen.

II.

Patrum Apostolicorum S. Clementis Rom. S. Barnabae, S. Ignatii et S. Polycarpi epistolae. Accedunt S. Ignatii et S. Polycarpi martyria. Textum ad optimarum editionum fidem recensuit Fr. X. Reithmayr, SS. Theologiae Doctor et Professor P. O. in universitate Monacensi. Monachii (Libr. Lentneriana) 1844. 8. XXXII. 368.

Wie ſchmerzlich bei der lebhaft erwachten Liebe zur chriſtlichen Vorzeit und deren literariſchen Denkmalen der Mangel an allen zugänglichen Ausgaben der Väter und Kirchenſchriftſteller empfunden wird, wiſſen Lehrende und Lernende aus täglicher Erfahrung. Daſſelbe bedauert mancher noch tieferen Studien befreundete Prieſter auf dem Lande und in den Provincialſtädten. Durch den Raub und die Vernichtung der Kloſterbibliotheken, wie durch den Verkauf der Doubletten in das Ausland, ſelbſt noch aus Central-Bibliotheken, iſt es endlich dahin gekommen, daß in Gegenden, wo ſonſt, je im Umkreis weniger Stunden, eine anſehnliche Kloſterbibliothek angetroffen wurde, auf mehrere Meilen ringsum kein patriſtiſches Werk zu

erlangen ist; wozu noch der Umstand tritt, daß der Privatankauf noch allenfalls übriger Reste, eben durch die Concurrenz ausländischer Commissionäre, kaum mehr für den sehr Wohlhabenden zu erschwingen ist. Ueber diesen Verlust mögen sich diejenigen allerdings leichter trösten, welche auch als katholische Schriftsteller die Patristik nur gleich einem Herbarium ansehen, das die gegebenen, beweiskräftigen Stellen längst classificirt, und in dogmatischen und exegetischen Handbüchern aufgespeichert enthält. Nicht also urtheilt aber der gründlicher gebildete Theologe und Gelehrte, der hinter dem Materiale den Geist, die Methode, kurz das eigentliche Leben der christlichen Literatur aus den Urquellen zu erkennen und sich anzueignen wünscht. Diesem Begehren zu entsprechen, wurden neue Editionen der Kirchenväter in Paris bei Didot, in Oxford, London, zum Theil auch in Leipzig und Berlin veranstaltet. — Mit ausnehmender Liebe aber wandte von jeher der christliche Sinn den wenigen, jedoch um so gehaltvolleren Schriften der apostolischen Väter sich zu. In ihnen wehte ja noch so unmittelbar der Geist der apostolischen Salbung; das mächtige und klare Schauen und Empfinden des Glaubensinhaltes trägt sich aus diesen Schriften, selbst ohne das Medium einer wissenschaftlichen Form, auf das Gemüth des Lesers über. Darum ist deren Lectüre Nahrung der Starken, wie Milch der Kleinen; ein beseligender Genuß, der freilich in der Citation einzelner Stellen kaum zu kosten seyn dürfte. Daher wurde auch in den letzten Jahren der christlichen Literatur dieser ältesten Zeiten wieder ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Jacobson in Oxford und Dr. Hefele in Tübingen edirten die Schriften der apostolischen Väter in wiederholten Ausgaben mit kritischen und erläuternden Noten. Zwischen die erste (1839) und zweite (1842) Ausgabe der apostolischen Väter durch Prof. Hefele, fällt nun der Beginn des Druckes der von Prof. Reithmayr veranstalteten, für den Handgebrauch, zunächst für Vorlesungen, bestimmten Textes-Edition, welche erst gegen das Ende des vorigen Jahres zur Vollendung kam. Herr Prof. R. hat derselben die Oxforder Ausgabe von 1842 zu Grunde gelegt, durch Vergleichung der übrigen Varianten aber den Text möglichst zu sichern sich bestrebt. Die wichtigsten Lesarten sind neben den recipirten am Rande aufgeführt. Erfolgreich scheint Prof. R. für den so corrupten Text des Briefes Barnabä dadurch gewirkt zu haben, daß er die älteste, lateinische Uebersetzung des Corveyer Codex zur Sichtung des interpolirten, griechischen Textes benützte; ein Verfahren, das viele von keinem der früheren Herausgeber überwundene Schwierigkeiten glücklich löst. — Die Prolegomena enthalten gedrängte, aber vollständige biographische und literarische Notizen über die in die Ausgabe aufgenommenen Autoren; so wie dieselbe auch von einem reichhaltigen, dogmatischen Index begleitet ist. — In typographischer Beziehung gehört diese Edi-

[illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible]

heit des Gemüthes steht es so, daß es damit vielleicht nie so gestanden hat; was kann größerer Verachtung preisgegeben seyn, als es heutzutage das Gemüth ist, wenn es dem Göttlichen zu leben sich bestimmt hat? Das Denken, die Wissenschaft, den Begriff, diese zu feiern und zu erheben, erlaubt schon die Zeit; außerdem aber hat nur noch Industrie, äußerer Thatenglanz und merkantilischer Gewinn Werth in den Augen der Meisten; geschieht noch etwas für die Pflege des Gemüthes, so besteht solches allein im Dienst der Leidenschaften, welche seine Ruhe ihm nehmen; im Uebrigen sucht man es, so viel es angeht, zu beseitigen, und nimmt hiefür alle mögliche Hülfe, die das gerade Gegentheil der Sammlung ist. Wie kann bei dieser Lage der Dinge die Betrachtung noch etwas Anziehendes haben? Hört man endlich den Namen Malebranche, so ist es genug, von seinem Leben zu wissen, daß er ein Mönch war, der seinem stillen Berufe mit Liebe nachkam, und von seiner Philosophie, daß er lehrte, man müsse alle Dinge in Gott schauen, um jedem, dessen Gesinnung die erwähnte ist, allen Geschmack an ihm von vorn herein zu verleiden. Dieß zusammengenommen scheucht die eine Hälfte der Leser von dem Buche zurück; die andere, der die Sache des Christenthums und der Religiosität am Herzen liegt, könnte sich mit dem Gesagten wohl noch versöhnen, und leicht möchte bei ihr alles dieses dem Buche sogar zur Empfehlung dienen. Aber da steht in dem Titel neben „christlich" auch noch das fatale Wort: „metaphysisch", und man weiß von Malebranche, daß er selbst ein berühmter „Philosoph" war; dieß sind zwei Dinge, die vielen Frommen unserer Tage gar schwer auf's Herz fallen. Was haben wir, sagen sie uns, mit Physik und Metaphysik, was mit Philosophie zu thun? Liegen diese doch ganz außerhalb des Gebietes der Religion und des religiösen Lebens, und sind sie ihnen sogar, wie die Erfahrung beweist, sehr gefährlich und nachtheilig, abgesehen davon, daß nur den Sinn solcher dunkeln Worte und Reden zu verstehen beinahe unmöglich ist! Und so glauben denn auch diese, was sie nicht kennen und verstehen, sogar aus Frömmigkeit ohne Weiteres verurtheilen und von sich abweisen zu dürfen, ihre Gedankenträgheit mit dem Mantel einfacher Rechtgläubigkeit klüglich verdeckend. Denn daß Rechtglauben und Rechtwissen in keinem Widerspruche mit einander stehen, dieses aufrichtig anzunehmen, leidet schon ihr Mißtrauen nicht, womit sie alles über ihrer Sphäre Hinausliegende betrachten. Wenn aber nun irgend eine Erscheinung unserer Zeit traurig genannt zu werden verdient, so ist es diese, daß die Wissenschaft, und insbesondere die Philosophie unfromm und widerchristlich, die Frömmigkeit dagegen unwissenschaftlich und unphilosophisch ist; läßt es daher irgend ein Werk sich angelegen seyn, diesem Grundmangel auf beiden Seiten entgegenzuarbeiten, so geht es ihm, wie allem göttlich Guten auf Erden, daß es, von zwei Feinden umlagert, zwi

[illegible] in einer Sache [illegible] [illegible] [illegible]

einigung mit Gott in Christus, überall das Eine Princip des Verfassers durchführend, daß alle Dinge in Gott zu schauen seien, unbeschadet ihres Unterschiedes von Gott. Das Ganze zerfällt in zwanzig Betrachtungen, in denen der Fortschritt des Gedankens folgender ist:

1) Wir können das, was uns zu wissen vor allem Noth thut, nicht aus der materiellen Welt, nicht aus uns selbst, nicht aus der Geisterwelt, sondern allein in Gott erkennen, der es uns durch seine innere Offenbarung, d. h. die Evidenz der Wahrheit selbst, und seine äußere, in Schrift, Tradition und Kirche niedergelegte Offenbarung mittheilt. Alles Forschen nach Wahrheit ist eine Frage des Menschengeistes an Gottes Wort, d. i. den Logos, die allgemeine Vernunft aller Geister. (1. bis 3. Betr.)
2) Das Einzige, was dem Menschen zu erkennen nothwendig ist, ist Gott: erkennt man ihn, so erkennt man auch die Welt nach ihrer Wahrheit, weil, die Sünde ausgenommen, alles in der Welt Geschehende zu seiner ersten und eigentlichen Ursache Gott hat. Denn wirken auch in der Welt secundäre Ursachen und können sich demgemäß die freien Geister selbst gegen Gott bestimmen, so finden sich, davon abgesehen und im Ganzen genommen, letztere nur als gelegentliche Ursachen zur Thätigkeit Gottes hinzu, indem sich Gott ihrer bedient, um seinen Willen auszuführen. Weil nun aber Gott durchgängig nach einfachen und allgemeinen Gesetzen wirkt, so ist es möglich, ihn und seine Wirksamkeit in der Welt, so wie die daraus folgenden Pflichten des Menschen, so weit dieses nothwendig ist, vermittelst jener zwiefachen Offenbarung Gottes zu erkennen. 4. bis 5. Betr.)
3) Gott offenbart sich nun als Weisheit und Liebe in Natur und Gnade, in Gesetz und Evangelium, und zwar dergestalt, daß die Natur überall als der Gnade dienend zu betrachten ist, und eben so das Gesetz im Evangelium seinen Abschluß und seine Vollendung, die Welt in Christus ihr Endziel und ihre höchste Bestimmung hat. Die tiefste Grundlage aber aller Verhältnisse der Welt und des Menschen zu Gott ist die Schöpfung, und diese theilt sich ein in eine Schöpfung der materiellen Welt und eine Schöpfung der Geister. Die Vereinigung von Seele und Leib macht das Wesen des Menschen aus, und theilweise lassen sich schon hieraus seine Pflichten erkennen, ganz erfüllt aber können diese nur werden durch die Gnade. (7. bis 12. Betr.)
4) Die Gnade ist theils eine Gnade des Lichtes, theils eine Gnade der Empfindung, welche beide zusammen die Liebe hervorbringen und erhalten. Wie Christus als Gott die erste Ursache aller Gnade, so

ist er als Mensch die gelegentliche Ursache derselben, und dieses zeigt sich in seinen drei Eigenschaften als Mittler zwischen Gott und den Menschen, als Baumeister des ewigen Tempels und als Haupt der Kirche. Zu ihm muß daher der Mensch sich wenden in gläubigem Gebet, um die Gnade zu erlangen, und er selbst ist bereit, dem Menschen die Gnade zu geben, vermöge seiner Liebe und seines Verlangens nach dem Menschen, das theils ein actuelles, in vorübergehenden Acten sich erweisendes, theils ein habituelles, stets sich gleichbleibendes, fortdauerndes ist. Hiervon hängt die Wirksamkeit der Sacramente ab, unter denen das Sacrament der Buße und der Eucharistie die für uns wichtigsten sind. Außerdem aber muß der Mensch in fortwährender Buße sich reinigen, und ein Leben der Demuth, der Einsamkeit und Wachsamkeit führen, wenn er zur vollen Vereinigung mit der göttlichen Gnade irgendwie gelangen will. (13. bis 20. Betr.)

Ueberseben wir nun hiernach das ganze Werk, so erkennen wir, daß es sich bei dem Verfasser desselben durchaus nur um die innere Harmonie des Wissens und Thuns, des Erkennens und Lebens handelt. Nur aus dem rechten Leben geht ihm zu Folge das rechte Wissen hervor, und das rechte Wissen soll sich im rechten Leben bewähren; ein Wissen aber, das nicht das rechte Leben zum Endziel hat, und ein Leben, das es nicht zum rechten Wissen bringen will, erscheinen ihm beide gleich mangelhaft, irrig und verkehrt. Und so tritt denn überall dasselbe Dilemma hervor, welches dem Buche seinen eigenthümlichen Werth gibt, und ihm zugleich den Weg in die Welt versperrt; es ist dieß derselbe Doppelsatz, der auch dem Evangelium so viele Gegner erweckt, wenn gleich es seine tröstliche Wahrheit ist: Thut meine Lehre, so werdet ihr einsehen, daß sie wahr ist — es ist dieß dasselbe Princip, von dem alle christliche Philosophie und alle Mystik des Christenthums ausgeht, dasselbe Princip, was ein Augustinus, ein Bonaventura, Thomas von Kempen und Franz von Sales befolgte. An sie schließt Malebranche sich an, und obgleich er damit sowohl die irrige Philosophie seiner Zeit, als die bloß äußerlich bleibende Rechtgläubigkeit gegen sich aufbrachte, so sehr er rechtgläubig im ganzen Sinne des Wortes und ein tiefsinniger, christlicher Weiser war: so ist doch eben damit auch seine hohe Geltung für alle Zeit wohl gesichert und unerschütterlich begründet. Auf einzelnes Tadelnswerthe seiner Ausführungen gehen wir für jetzt nicht ein; eben so wollen wir hier auf die Schönheiten einzelner Stellen des Buches, besonders in der Abhandlung über die Eucharistie, nicht näher aufmerksam machen. Nur von der Uebersetzung bemerken wir noch, daß sie im Ganzen fließend und leicht, und, wie uns eine genaue Vergleichung mit dem Original gezeigt hat, sehr wortgetreu und

fleißig gearbeitet ist. Hin und wieder möchten wir sogar etwas weniger Worttreue wünschen, obwohl man kaum sagen kann, daß hierdurch der deutschen Sprache irgendwo geradezu Gewalt angethan sei. Unser Wunsch aber ist, daß das treffliche Werk, welches im Französischen mehrere Auflagen erlebte und jetzt beinahe vergessen ist, auch in diesem neuen Gewande wieder recht viele Leser finden möge.

XXVII.

Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder.

I.

Die Physiognomie des Landes Paderborn, Münster, die Grafschaft Mark und das Herzogthum Westphalen.

Wenn wir von Westphalen reden, so begreifen wir darunter einen großen, sehr verschiedenen Landstrich, verschieden nicht nur den weit auseinander liegenden Stammwurzeln seiner Bevölkerung nach, sondern auch in Allem, was die Physiognomie des Landes bildet, oder wesentlich darauf zurückwirkt, in Clima, Naturform, Erwerbsquellen, und, als Folge dessen, in Cultur, Sitten, Charakter, und selbst Körperbildung seiner Bewohner: daher möchten wohl wenige Theile unsers Deutschlands einer so vielseitigen Beleuchtung bedürfen.

Zwar gibt es ein Element, das dem Ganzen, mit Ausnahme einiger kleinen Gränzprovinzen, für den oberflächlichen Beobachter einen Anhauch von Gleichförmigkeit verleiht, ich meine das des gleichen (katholischen) Religionscultus, und des gleichen früheren Lebens unter den Krummstäben, was, in seiner festen Form und gänzlicher Beschränkung auf die nächsten Zustände, immer dem Volkscharakter und selbst der Natur einen

Charakter von bald beschaulicher, bald in sich selbst arbeitender Abgeschlossenheit gibt, den wohl erst eine lange Reihe von Jahren, und die Folge mehrerer, unter fremden Einflüssen herangebildeter Generationen völlig verwischen dürften. Das schärfere Auge wird indessen sehr bald von Abstufungen angezogen, die in ihren Endpunkten sich fast zum Contraste steigern, und, bei der noch großentheils erhaltenen Volksthümlichkeit, dem Lande ein Interesse zuwenden, was ein vielleicht besserer, aber zerflossener Zustand nicht erregen könnte. — Gebirg und Fläche scheinen auch hier, wie überall, die schärferen Gränzlinien bezeichnen zu wollen; doch haben, was das Volk betrifft, Umstände die gewöhnliche Folgenreihe gestört, und statt aus dem flachen, haidigen Münsterlande, durch die hügelige Grafschaft Mark und das Bisthum Paderborn, bis in die, dem Hochgebirge nahe stehenden Bergkegel des Sauerlandes (Herzogthum Westphalen) sich der Natur nachzumetamorphosiren, bildet hier vielmehr der Sauerländer den Uebergang vom friedlichen Haidebewohner zum wilden, fast südlich durchglühten, Insassen des Teutoburger Waldes. — Doch lassen wir dieses beiläufig bei Seite, und fassen die Landschaft in's Auge, unabhängig von ihren Bewohnern, in sofern die Einwirkung derselben (durch Cultur ꝛc.) auf deren äußere Form dieses erlaubt.

Wir haben bei Wesel die Ufer des Niederrheins verlassen, und nähern uns durch das, auf der Karte mit Unrecht Westphalen zugezählte, noch ächt rheinische Herzogthum Cleve, den Gränzen jenes Landes. Das allmählige Verlöschen des Grüns und der Betriebsamkeit; das Zunehmen der glänzenden Sanddünen und einer gewissen lauen, träumerischen Atmosphäre, so wie die aus den seltenen Hütten immer blonder und weicher hervorschauenden Kindergesichter sagen uns, daß wir sie überschritten haben, — wir sind in den Gränzstrichen des Bisthums Münster. — Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Hauche geht

ein zartes, dem Rauſchen der Fichten ähnliches Geriesel über die Fläche, und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächſte Düne, wo der Hirt in halb ſomnambüler Beſchaulichkeit ſeine Socken ſtrickt, und ſich ſo wenig um uns kümmert, als ſein gleichfalls ſomnambüler Hund und ſeine Haidſchnucken. — Schwärme badender Krähen liegen quer über den Pfad, und flattern erſt auf, wenn wir ſie faſt greifen könnten, um einige Schritte ſeitwärts wieder niederzufallen, und uns im Vorübergehen mit einem weisſagenden Auge, „oculo torvo sinistroque“ zu betrachten. — Aus den einzelnen Wachholderbüſchen dringt das klagende, mövenartige Geſchrill der jungen Kibitze, die wie Tauchervögel im Schilf in ihrem ſtachligen Aſyle umſchlüpfen, und bald hier bald drüben ihre Federbüſchel hervorſtrecken. — Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Thür ein paar Kinder ſich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforſcher, der neben ſeinem überfüllten Torniſter kniet, und fächelnd die zierlich verſteinerten Muſcheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer frühern Schöpfung hier überall verſtreut liegen, — und wir haben Alles genannt, was eine lange Tagereiſe hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poeſie aufzuweiſen hat, als die einer faſt jungfräulichen Einſamkeit, und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der ſich die Flügel der Phantaſie unwillkührlich entfalten. — Allmählich bereiten ſich indeſſen freundlichere Bilder vor, — zerſtreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und friſchere Baumgruppen begrüßen uns als Vorpoſten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münſterlandes, in einer Gegend, die ſo anmuthig iſt, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felſen und belebten Strömen dieſes nur immer geſtattet, und die wie eine große Oaſe, in dem ſie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, umſtäubenden Sandmeer liegt. — In hohem Grade friedlich, hat ſie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landſchaften ſo voll Grün, Nachtigallenſchlag und Blu-

mentlich angenehm werden, und der aus minder fruchten Gegenden Einwandernde wird sich beinahe vom Geschmacke der saftlosen Steinfrüchte, die ihre Nahrung in den weiten Kiefernheiden finden. — Die wilden Steppen haben sich zu mäßige, mit einer Haidekrautdecke farbig überwachsene Bodenstrecken zusammengezogen, und denen jeder Schritt Schwärme bunter, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt. — Fast jeder vierte Bodenstrich enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umfranzt, an denen Tausende bunter Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während sie der größeren Art bis auf die Mitte des Weibes schwimmen, wo sie in die Blüthen der gelben Seerosen, wie goldene Schmuckadeln in emaillirte Schalen niederfallen, und dort auf die Wasserinsekten lauern, von denen sie sich nähren. — Des Grüne mangelnden Flure, aber zahlreiche Wohnungen. — Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von edelster Schönheit, der die heidnische Mutter mit Nasen versieht — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel, und überall eine Frische des Grüns und ein Blüthenduft, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist. — Unter den Zweigen lauschen die Wohnungen hervor, die lang gestreckt, mit tief niedergehendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeschlossenem Auge nach den Kindern zu schauen scheinen, welche hellfarbig und gescheckt wie eine Dammhirschherde sich gegen das Grün des Waldbodens oder den blauen Himmel abzeichnen, und in wechselnden Gruppen durcheinander schieben, da diese Hainen immer Almenden sind, und jede wenigstens sechzig Stück Hornvieh und darüber enthält. — Was nicht Wald und Haide ist, ist Kamp, d. h. Privateigenthum, in Aker und Wiesengrund benutzt, und, um die Beschwerde des Hütens zu vermeiden, je nach dem Umfange des Besitzes oder der Bestimmung, mit einem hohen, von Laubholz überflochtenen Erdwalle umhegt. — Dieses begrenzt die fruchtbarsten Grundstrecken der Gemeinde, und man trifft gewöhnlich lange Reihen solcher Kämpe nach- und nebeneinander, durch Stege

und Pförtchen verbunden, die man mit jener angenehmen Neugier betritt, mit der man die Zimmer eines dachlosen Hauses durchwandelt. Wirklich geben auch vorzüglich die Wiesen einen äußerst heitern Anblick durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen und Kräuter, in denen die Elite der Viehzucht, schwerer ostfriesischer Race, übersättigt wiederkaut, und den Vorübergehenden so träge und hochmüthig anschnaubt, wie es nur der Wohlhäbigkeit auf vier Beinen erlaubt ist. Gräben und Teiche durchschneiden auch hier, wie überall, das Terrain, und würden, wie alles stehende Gewässer, widrig seyn, wenn nicht eine weiße, von Vergißmeinnicht unwucherte Blüthendecke und der aromatische Duft des Münzkrautes dem überwiegend entgegenwirkten; auch die Ufer der träg schleichenden Flüsse sind mit dieser Zierde versehen, und mildern so das Unbehagen, das ein schläfriger Fluß immer erzeugt. — Kurz diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinseyn mit der Natur, wie wir es anderwärts noch nicht angetroffen. — Dörfer trifft man alle Stunde Weges höchstens eines, und die zerstreuten Pachthöfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei, oder ein aus seiner Laubperücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Hott" oder „Haar" hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grellanschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir, wie ein liegender Balken durch das Gestripp des Erdwalls zeichnet. — So war die Physiognomie des Landes bis heute, und so wird es nach vierzig Jahren nimmer seyn. — Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie. Die kleinern malerischen Haiden werden getheilt; die Cultur des langsam wachsenden Laubwaldes wird vernachlässigt, um sich im Nadelholze einen schnellern Ertrag zu sichern, und bald werden auch hier Fichtenwälder und endlose Getraidseen den Charakter der Landschaft theilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Be-

wohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen; fassen wir deßhalb das Vorhandene noch zuletzt in seiner Eigenthümlichkeit auf, ehe die schlüpferige Decke, die allmählig Europa überfließt, auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.

Wir haben diesen Raum des Münsterlandes eine Oase genannt, so sind es auch wieder Steppen, Sand und Fichtenöden, die uns durch Paderborn, die ehemalige Residenz- und Gränzstadt, in das Bisthum gleichen Namens führen, wo die Ebene allmählig zu Hügeln anschwillt, von denen jedoch die höchsten — der jenseitigen Gränze zu — die Höhe eines mäßigen Berges nicht übersteigen. — Hier ist die Physiognomie des Landes bei weitem nicht so anziehend, wie die seiner Bewohner, sondern ein ziemlich reizloser Uebergang von der Fläche zum Gebirge, ohne die Milde der ersten oder die Großartigkeit des letzteren, — unabsehbare Getraidfelder, sich über Thal und Höhe ziehend, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bezeugen, aber das Auge ermüden, — Quellen und kleine Flüsse, die recht munter laufen, aber gänzlich ohne Geräusch und die phantastischen Sprünge der Bergwässer, — steinigter Grund, der, wo man nur den Spaden einstößt, treffliches Baumaterial liefert, aber nirgends eine Klippenwand vorstreckt, außer der künstlichen des Steinbruchs, — niedere Berge von gewöhnlicher Form, unter denen nur die bewaldeten auf einige Anmuth Anspruch machen können, bilden zusammen ein wenig hervorstechendes Ganze. — Selbst der klassische Teutoburger Wald, das einzige zwar nicht durch Höhe, aber durch seine Ausdehnung und mitunter malerischen Formen imposante Waldgebirge, ist in neueren Zeiten so durchlichtet, und nach der Schnur beforstet worden, daß wir nur mit Hülfe der rothen (eisenhaltigen) Erde, die fortwährend unter unsern Tritten knistert, so wie der unzähligen fliegenden Leuchtwürmchen, die hier in Sommernächten an jeden Zweig ihr Laternchen hängen, und einer regen Phantasie von „Stein, Gras und Grein" träumen können. — Doch fehlt es dem Lande nicht an einzelnen Punk-

ten, wo das Zusammentreffen vieler kleinen Schönheiten wirklich reizende Partien hervorbringt, an hübschen grünen Thalschluchten, z. B. von Quellen durchrieselt, wo es sich recht anmuthig, und sogar ein wenig schwindelnd, durch die schlanken Stämme bergauf schauen läßt; liegt nun etwa noch ein Schlößchen droben, und gegenüber ein Steinbruch, der für's Auge so ziemlich die Klippen ersetzt, so wird der wandernde Maler gewiß sein Album hervor langen, und der benachbarte Flachländer kehrt von seiner Ferienreise mit Stoff zu langen Erzählungen und Nachentzückungen heim; — ein Dorf am Fuße des Berges kann übrigens das Bild nur verderben, da das Bisthum Paderborn hiervon ausgemacht die elendesten und rauchigsten Exemplare Westphalens aufzuweisen hat, ein Umstand, zu dem Uebervölkerung und Leichtsinn der Einwohner zu gleichen Theilen beitragen.

Haben wir die paderbornsche Gränze — gleichviel ob zur Rechten oder zur Linken — überschritten, so beginnt der hochromantische Theil Westphalens, rechts das geistliche Fürstenthum Corvey, links die Grafschaft Mark; Ersteres die mit Recht berühmten Weserlandschaften, das Andere die gleich schönen Ruhr- und Lenne-Ufer umschließend. — Diese beiden Provinzen zeigen, obwohl der Lage nach getrennt, eine große Verwandtschaft der Natur, nur daß die eine durch segelnde Fahrzeuge, die andere durch das Pochen der Hämmer und Gewerke belebt wird; beide sind gleich lachend und fruchtbar, mit gleich wellenförmigen, üppig belaubten Bergrücken geschmückt, in die sich nach und nach kühnere Formen und Klippenwände drängen, bis die Weserlandschaft wie eine Schönheit, die ihren Scheitelpunkt erreicht hat, allmählig wieder einsinkt und gleichsam abwelkt, während von der Ruhr aus immer kühnere Gebirgsformen in das Herz des Sauerlandes dringen, und sich durch die höchste romantische Wildheit bis zur Oede steigern. Daß die viel besprochene Porta Westphalica nur einen geringen Beitrag zu jener Bilderreihe steuert, und nur den letzten zweifelhaften beau jour der bereits verblichenen Weserschönheit

ausmacht, ist schon öfters gesagt worden; desto reizender ist der Strombord in seinem Knospen, Erblühen und Reifen das Corveyer Ländchen und die anschließenden Striche entlang bis zur kurhessischen Gränze: so sanfte Berghänge und verschwimmende Gründe, wo Wasser und Land sich zu haschen und einander mit ihrer Frische anzuhauchen scheinen; so angenehme Kornfluren im Wechsel mit Wiese und Wald; so kokette Windungen des Stroms, daß wir in einem Garten zu wandeln glauben. — Immer mannigfaltiger wird die Landschaft, immer reicher schattirt von Laub- und Nadelholz, scharfen und wellenschlagenden Linien. — Hinter dem alten Schlosse Wehern und der Türkenruine hebt der Wildberg aus lustigen Hügeln, die ihn wie vom Spiel ermüdete Kinder umlagern, seinen stachligen Sargrücken, und scheint nur den Cathagenberg gegenüber, der ihn wie das Knochengebäude eines vorweltlichen Ungeheuers aus rothen Augenhölen anstarrt, seiner Beachtung werth zu halten. — Von hier an beginnen die Ufer steil zu werden, mit jeder Viertelstunde steiler, hohler und felsiger, und bald sehen wir von einer stundenlangen, mit Mauern und Geländern eingehegten Klippe die Schiffe unter uns gleiten, klein wie Kinderspielzeug, und hören den Ruf der Schiffer, dünn wie Mövenschrei, während hoch über uns von der Felsterasse junge Laubzweige niederwinken, wie die Hände schöner Frauen von Burgzinnen. — Bei dem neuantiken Schlosse Herstelle hat die Landschaft ihren Höhepunkt erreicht, und geht, nach einer reichen Aussicht, die Weser entlang, und einem schwindelnden Niederblicke auf das hessische Gränzstädtchen Carlshafen, der Verflachung und überall dem Verfall entgegen.

Diesen ähnliche Bilder bietet die Grafschaft Mark, von gleicher theils sanften, theils kräftiger auftretenden Romantik, und durch die gleichen Mittel. — Doch ist die Landschaft hier belebter, reicher an Quellengeräusch und Echo, die Flüße kleiner und rascher, und statt Segel bei uns vorbei gleiten zu lassen, schreiten wir selbst an schäumenden Wehren und Mühlrädern vorüber, und hören schon weither das Pochen der Ge-

werke, denn wir sind in einem Fabriklande. — Auch ist die Gegend anfangs, von der Nähe des Münsterlandes angehaucht, noch milder, die Thäler träumerischer, und tritt dagegen, wo sie sich dem eigentlichen Sauerlande nähert, schon kühner auf als die der Weser. — Das „Felsenmeer“ unweit Menden z. B. — ein Thal, wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen — und die Bergschlucht unter der Schloßruine und der bekannten Tropfsteinhöhle Blusenstein dürfen ungezweifelt einen ehrenvollen Platz im Gebiete des Wildromantischen ansprechen, sonderlich das Letzte, und eben diese starr gegen einander rückenden Felswände, an denen sich der kaum fußbreite Ziegenpfad windet — oben das alte Gemäuer, in der Mitte der schwarze Höllenschlund, unten im Kessel das Getöse und Geschäum der Mühle, zu der man nur vermittelst Planken und Stege gelangt, und wo es immer dämmert — sollen dem weiland vielgelesenen Spies den Rahmen zu einem seiner schlimmsten Schauerromane (ich glaube die Teufelsmühle im Höllenthal) geliefert haben. — Doch sind dieses Ausnahmen, die Landschaften durchgängig sanft, und würden, ohne die industrielle Regsamkeit ihrer Bewohner, entschieden träumerisch seyn. — Sobald wir die Fläche überschritten, verliert sich indessen das Milde mehr und mehr, und bald begegnet es uns nur noch in einzelnen, gleichsam verirrten Partien, die uns jetzt durch ihre Seltenheit so überraschend anregen, wie früher die kühneren Formen, von denen wir fortan, durch tagelange Wanderungen, fast übersättigt werden. — Der Sauerländer rühmt sich eines glorreichen Ursprungs seiner Benennung — „dieses ist mir ein saures Land geworden“, soll Karl der Große gesagt haben — und wirklich, wenn wir uns durch die, mit Felsblöcken halb verrammelten Schluchten des Binnenlandes winden, unter Wänden her, deren Unersteiglichkeit wir mit schwindelndem Auge messen, und aus denen sich kolossale Balkone strecken, breit und fest genug, eine wilde Bergborde zu tragen, so zweifeln wir nicht an der Wahrheit dieses Worts, mag es nun gesagt seyn oder nicht. — Das Gebirge ist was-

ferreich, und in den Thalschlünden das Getöse der niederrauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhandnehmenden Fichtenwaldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen, und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. — Ueberall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen noch zum Theil nicht ergründet sind, und an die sich Sagen von Wegelagern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. — Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach — sonderlich wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich eines mindestens poetischen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhue in den Spalten lebendig wird, und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die hohen Oefen wie glühende Rachen aus den Schluchten gähnen, wirre Funkensäulen über sich aufblasen, und Baum und Gestein umher mit rothem Brandscheine überzittern. — In diesem Style nimmt die Landschaft immer an Wildheit zu, zuletzt Klippen bietend, auf denen man schon verirrte Ziegen hat tagelang umherschwanken sehen, bis die Zackenform der Berge allmählig kahlen Kegeln weicht, an denen noch wohl im hohen Mai Schneeflecke lagern, der Baumwuchs fast gänzlich eingeht, und endlich bei „Winterberge" die Gegend nur noch das Bild trostloser Oede beut, — kahle Zuckerhutformen, an denen hier und dort ein Fleckchen magerer Haferſaat mehr gilbt als grünt.

XXVIII.

Andeutungen über den Einfluß des Protestantismus und Freimaurerthums auf den Gang des siebenjährigen Krieges.

Der erste Jahrgang dieser Blätter enthält eine Darstellung der Handlungsweise König Friedrichs II. in Bezug auf seine katholischen Unterthanen und die katholische Kirche überhaupt. Es wird darin ausführlich und klar entwickelt (wie früher dieß auch schon Stark in seinem „Triumph der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts" angedeutet), in welcher Weise dieser mit großen Geistesgaben ausgerüstete Monarch dazu gekommen, alle positive Religion für Pfaffentrug zu halten, und namentlich die erhabene Bedeutung des Christenthums so wenig zu erfassen, daß er von allen durch höhere Offenbarung uns zu Theil gewordenen Wahrheiten desselben nur zu dem Ende Kenntniß nahm, um sie mit der Lauge seiner gottlosen Spöttereien zu überschütten. Während derselbe aber bei jeder Gelegenheit kund gab, daß die protestantischen Glaubenslehren jener Zeit ihm eben so gleichgültig waren, als das katholische Dogma, können wir doch nicht übersehen, daß zuweilen Fälle eintraten, in welchen die Politik ihn veranlaßte, die Sympathien des Protestantismus *) in Anspruch zu

*) Welcher in Deutschland damals erst begann, sich mehr und mehr jener rationalistischen Richtung hinzugeben, die ihn heutzutage seiner Selbstauflösung entgegenführt.

nehmen, so wie er es überhaupt nie versäumte, die Hegemonie Preußens über den sogenannten „evangelischen Körper" des heiligen römischen Reiches geltend zu machen. Am deutlichsten tritt dieß bei dem Beginne des siebenjährigen Krieges hervor.

England war schon von dem spanischen Erbfolgekriege — eigentlich schon von der Königin Elisabeth — her gewöhnt, den Protestantismus als Hebel politischer Zwecke zu gebrauchen. Als nun im Januar 1756 das neue Bündniß mit Preußen eintrat, und anderntheils bald darauf die Einigung zwischen den zwei katholischen Hauptmächten, Oesterreich und Frankreich, erfolgte, wurden von englischer Seite die beunruhigendsten Gerüchte in Umlauf gesetzt, um das protestantische Deutschland aufzuregen. Die britischen Minister suchten den Krieg, den sie gegen Frankreich begonnen, als einen Religionskrieg darzustellen, und bemühten sich, eine allgemeine protestantische Liga zu Stande zu bringen *). „Daß in Uebereinstimmung mit Eng-

*) Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rouillé schrieb den 15. Julius an den Gesandten Valori in Berlin: „Outre ce projet nous apprenons que les rois d'Angleterre et de Prusse font répandre sous main dans toutes les cours de l'empire et dans celles du Nord que le grand objet du roi et de l'impératrice-reine, dans l'union qu'ils ont formée par leur nouveau traité, a été de détruire l'équilibre entre les puissances catholiques et protestantes, et d'élever la religion catholique sur les débris de la protestante; qu'il vaut mieux prévenir le mal que d'attendre qu'il soit arrivé pour s'en défendre; que sous ce prétexte leurs majestés britannique et prussienne se sont déjà assuré dès maintenant de Brunswick, d'Eisenach, et d'autres puissances, et qu'elles n'oublient rien pour renouveler dans l'empire les guerres sanglantes de religion, qui ont déchiré l'Europe et, en particulier, l'Allemagne avant la paix de Westphalie." Und den 6. August an denselben: „Tous les avis que nous recevons nous confirment la continuation des préparatifs de guerre du roi de Prusse ainsi que des manoeuvres de ce prince et du roi d'Angleterre, pour

land" — sagt Stuhr in seinem interessanten Werke über den siebenjährigen Krieg — „Preußens Politik auf den Zweck hinging, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines engen Bündnisses zwischen den protestantischen Mächten geltend zu machen, um sich der Unterdrückung zu widersetzen, welche die bedeutendsten katholischen Mächte gegen die evangelische Religion im Sinne hätten, — darüber kann kein Zweifel seyn" *).

In Wien und Paris war man indessen weit entfernt, Gleiches mit Gleichem vergelten und das neue Bündniß zur größeren Ausbreitung des katholischen Glaubens benützen zu wollen. Nur nebenher ist einmal in einem österreichischen Conferenzprotocoll vom „Besten der Religion" die Rede **). Die Namen: Kaunitz, Stainville (Choiseul) und Bernis, welche als die Repräsentanten des österreichisch-französischen Bündnisses erscheinen, sind uns hinreichende Bürgen, daß auf dieser Seite von einem wahren Interesse für die katholische Kirche keine Rede seyn konnte. Die drei genannten Staatsmänner waren von dem französischen Philosophismus jener Epoche in hohem Grade angesteckt; — Kaunitz war später ein treuer Helfershelfer Josephs II. bei dessen kirchenfeindlichen Maaßregeln; — Choiseul vertrieb die Jesuiten aus Frankreich, weil er in ihnen die festeste Stütze der Kirche sah; — und der Cardinal Bernis war nicht nur der allgemeinen Unsittlichkeit der vornehmen Welt jener Zeit verfallen, sondern auch ein Freund Voltaires, dieses Hauptapostels der Ungläubigkeit. Eben so wenig finden sich aber auch Spuren, daß diese Leute jemals

---

engager les puissances protestantes dans une guerre, sous le faux prétexte que leur religion est menacée par le traité de Versailles." Mémoires du marquis de *Valori*, T. I. p. 102. 133.

*) Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Von P. F. Stuhr, Bd. I. S. 61.

**) Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. S. 27.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

dern auch in Würtemberg und in andern deutschen Ländern ward seit dem Ausbruche des Krieges für ihn und den Erfolg seiner Sache in den protestantischen Kirchen gebetet, obgleich Kaiser und Reich gegen ihn als Friedensbrecher ein Executionsheer aufgeboten hatten.

Nach dem Siege von Prag gerieth ganz Oberdeutschland in Schrecken vor den preußischen Waffen. In Bayern, das dem Kriegsschauplatze zunächst lag, hielt man es für gerathen, den Ausgang abzuwarten, und vorderhand die für den Dienst der Kaiserin-Königin versprochenen Truppen zurückzuhalten. Es geschahen selbst Versuche, den Churfürsten zu Neutralitätsverhandlungen mit dem Könige zu verleiten. Obgleich Hof und Land gut katholisch waren, gaben sich doch besonders im Mittelstande, namentlich unter den Beamten, freimaurerische Sympathien kund, welche zwei Jahrzehnte später in der bekannten Illuminatengeschichte noch ausgebildeter hervortraten*).

Wenden wir von da den Blick auf Würtemberg, so zeigt sich hier offene Theilnahme des Protestantismus zu Gunsten Friedrichs. Der Herzog, welcher für seine Person katholisch war, hatte der Kaiserin sechstausend Mann Hülfstruppen ver-

*) Ein Vorfall in dem oberpfälzischen Städtchen Nabburg, wo eine kleine Abtheilung eines preußischen Streifcorps Excesse beging, und von den Bürgern entwaffnet wurde, gab Veranlassung, einen Stabsoffizier in das Hauptquartier Friedrichs II. zu senden. Ob derselbe zugleich Aufträge wegen Neutralitäts-Unterhandlungen hatte, könnte sich nur aus der Kenntniß seiner schriftlichen und mündlichen Instructionen ergeben. Der König nahm jedenfalls die Sache von dieser Seite auf, und sprach mit dem Abgeordneten viel von dem Ehrgeize des österreichischen Hauses. Besonders merkwürdig erscheint dabei die Heftigkeit, mit welcher er, der den Krieg begonnen hatte, Versicherungen seiner Friedensliebe gab. Man wird an ähnliche Aeußerungen Napoleons erinnert. „Je ne demande qu'à laisser tout le monde en repos," — sagte er unter anderm — „je ne veux point être empereur; mes successeurs visent aussi peu que moi à cette dignité; la liberté de l'Empire fait toute mon ambition."

*) „La révolution arrivée à Stutgard est une pure conspi-

Betriebe hätten jedoch nur von geringer Wirksamkeit seyn können, wenn das, worauf ihr Zweck hingerichtet seyn konnte, nicht einen günstigen Boden in der Gesinnung der Würtemberger gefunden hätte. Alle Protestanten in Würtemberg sowohl, als alle würtembergischen Offiziere waren leidenschaftlich begeistert für Friedrich II., und sie wollten ihn nicht geopfert wissen. Als wieder von Neuem zur Reorganisirung des fast aufgelösten würtembergischen Truppencorps geschritten ward, liefen von verschiedenen Seiten Berichte darüber ein, daß, wenn dem Herzoge von Würtemberg nicht wirksame Hülfe von Seite der Franzosen gewährt werde, ein zweiter Aufstand oder Abzug seiner Truppen zu besorgen stände; man fürchtete selbst die Person des Fürsten der Gefahr preisgestellt zu sehen, da es an Verschworenen nicht fehlen sollte."

Auch nachdem die Drohungen der Franzosen endlich den Abmarsch der sechstausend Mann bewirkt, dauerte die meuterische Stimmung dieser Truppen fort. Am 14. August erregten sie im Lager bei Geislingen einen neuen Aufruhr. Von einer späteren Meuterei — nach ihrer Ankunft zu Linz — gibt ein Schreiben des bayerischen Gesandten zu Wien, Grafen Königsfeld, folgende Nachricht: „Ihro Durchlaucht der Herr Herzog von Würtemberg haben Ihre Haustruppen in Linz verlassen, und sich unaufhaltlich allhier vorbeipassirend zur kaiserlichen Armee verfügt; wodurch nicht viel Gutes geschafft worden, indem diese schwierigen Gemüther den Tag nach Ihro Durchlaucht Abreise gewaltig zu desertiren und neuerdings zu revoltiren — unter dem Geschrei, es lebe König Friedrich — angefangen, auch einigen ihrer Offiziere, so sie in Ordnung zu bringen gesucht, sehr übel begegnet sind. Auf solche Art wird es für diejenigen Truppen gefährlich seyn, welche zu diesen bösgesinnten stossen werden."

---

ration concertée entre le roi de Prusse et les états de Wurtemberg. L'émissaire est arrêté à Gunzbourg; on a trouvé, sur lui des papiers d'importance."

Die Beſorgniſſe des Geſandten zeigten ſich ſpäter durch die Schlacht von Leuthen vollkommen gerechtfertigt. Das Betragen der würtembergiſchen Truppen in dieſer Schlacht war von der Art, daß es ihnen den Vorwurf des Verrathes von Seite der Oeſterreicher zuzog. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Friedrich durch die Einverſtändniſſe, die er unter dieſen Truppen hatte, bewogen ward, ſeinen Angriff auf jenen Flügel zu richten, auf welchem dieſelben ſtanden, und daß dieſer Umſtand die Kühnheit vermehrte, mit welcher er ein Heer von dreifach überlegener Stärke angriff. Eben ſo erzählt Stuhr nach einem franzöſiſchen Berichte über die Schlacht von Leuthen, daß in Oeſterreich die ganze Schuld der Niederlage auf die Würtemberger geworfen wurde. „Man behauptete, daß, wenn ſie und ihre Offiziere höhern und niedern Ranges ihre Pflicht gethan hätten, der Sieg alsdann vollkommen zu Gunſten der Oeſterreicher ſich erklärt haben würde. Sie ſollten, ohne einen einzigen Schuß gegen die Preußen gethan zu haben, davon gegangen ſeyn, ſich auf die Bayern geworfen, und ſo dieſe in den Rückzug verwickelt haben *). Andere erzählten ſogar, daß jene auf dieſe geſchoſſen hätten. Man wollte von einem würtembergiſchen General wiſſen, daß er bei dieſer Gelegenheit ſeine Zuneigung für den König von Preußen bewieſen habe. In Wien dachte man ernſtlich daran, eine kriegsrechtliche Unterſuchung gegen die würtembergiſchen Truppen wegen ihres angeblich verrätheriſchen Betragens einzuleiten" **). In gleicher Weiſe berichtet Königsfeld den 21. December aus Wien, „daß der Verluſt der Bataille hauptſächlich den Würtembergern zur Laſt falle", weßhalb auch eine neue Verwendungsart mit ihnen im Vorſchlage ſei. „Wollte Gott", ſetzt er bei, „es wäre eher dieſer Bedacht genommen worden; allein Ihro Majeſtät

*) Die bayeriſchen Hülfstruppen hatten erſt kurz zuvor, namentlich bei der Belagerung von Schweidnitz und in der Schlacht von Breslau ſich rühmlichſt ausgezeichnet.

**) Forſchungen und Erläuterungen ꝛc. Bd. I, S. 321.

die Kaiserin haben den von des Herrn Herzogs von Würtemberg so heftig gemachten Versicherungen über das Wohlverhalten seiner Truppen getraut, und aus Gutherzigkeit diese en corps gelassen, welche complaisance theuer zu stehen kömmt; — wären diese Truppen unter die kaiserlich-königlichen regimenterweise vertheilt worden, so hätten sie keine so beträchtliche désordre verursachen können" *).

Auch im folgenden Jahre, in welchem der Herzog von Würtemberg trotz des Widerstrebens seiner Landstände sich mit sechstausend Mann dem rechten Flügel des französischen Heeres bei Hanau anschloß, zeigten seine Truppen denselben üblen Willen. Abermals wurde die Religion vorgeschoben, um sie zur Desertion zu verleiten. Gedruckte Zettel folgenden Inhalts wurden in großer Anzahl unter ihnen verbreitet: „Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß die Deserteurs von den französischen, deutschen und schweizer- auch churpfälzischen Regimentern, welche protestantischer Religion seien, wenn sie sich zur Annehmung der Dienste bei der churhannöverschen Armee einfinden, fünf Reichsthaler zum Handgeld erhalten, und eben das Tractament als die übrigen Truppen genießen sollen". In Folge dessen hatte denn auch besonders unter den würtembergischen Truppen die Desertion in sehr bedenklicher Weise überhand genommen.

Die ganze protestantische Bevölkerung Oberdeutschlands war in ihrer Gesinnung beharrlich dem König von Preußen zugethan, während die Katholiken nur theilweise dem Hause Oesterreich anhingen. Die angeerbte Abneigung gegen die Franzosen,

---

*) Auf ähnliche Art spricht sich Stainville in einem zu Ende Decembers 1757 geschriebenen Memoire aus: „Les troupes de Wurtemberg, par leur mauvaise manoeuvre, depuis le commencement de la campagne et nommément à la dernière bataille, ont donné lieu à un soupçon très-grave de trahison et de collusion avec l'ennemi, qui ne permet pas qu'on les emploie en ligne."

welche allerdings ihren guten Grund hatte, trug ebenfalls bei, die Sache Friedrichs populär zu machen. Ueberdieß entwickelte dieſer König ſtets große Thätigkeit, die allgemeine Stimmung zu ſeinen Gunſten zu erhalten. Der preußiſche Reichstagsgeſandte Freiherr von Plotho und die Markgräfin von Bayreuth — Friedrichs Schweſter — waren ſeine Hauptagenten im ſüdlichen Deutſchland. Erſterer hatte mehr als zwanzig geheime Geſchäftsträger im Reiche: in Augsburg vier, in Ulm zwei, in Frankfurt, in Nürnberg, vor Allem in München und in Stuttgart. Durch die Markgräfin wurden die zwei Erlanger Zeitungen, welche damals ſehr verbreitet waren, im preußiſchen Intereſſe feſtgehalten.

Die Franzoſen machten ſich auch neuerdings durch ihre Bedrückungen und ihre ſchlechte Mannszucht verhaßt. Durch den Sieg von Roßbach ward Friedrich der gefeierte Held von ganz Deutſchland. Katholiken ſtimmten gleich den Proteſtanten in den Spott gegen die Reichsarmee ein, welche ſo ſchmählichen Antheil an der Niederlage genommen. In Sachſen aber verkündeten die proteſtantiſchen Prediger von der Kanzel, wie dieſer Sieg ein offenbares Zeichen ſei, daß Gott die proteſtantiſche Sache beſchütze.

Während eben dieſer Schlacht von Roßbach blieb der General Saint-Germain mit einer beträchtlichen Abtheilung franzöſiſcher Truppen ganz ruhig in geringer Entfernung vom Schlachtfelde ſtehen, ſtatt ſeinen angegriffenen Kriegsgefährten zu Hülfe zu eilen. „Dieſes Benehmen“ — ſagt Stuhr — „wird Denen um ſo zweideutiger erſcheinen, die ſich erinnern, daß Friedrich II. ihm von Erfurt aus Grüße hatte ſenden laſſen.“ Wirklich finden ſich Spuren, daß der König ſowohl ſeine freimaureriſchen Verbindungen als die näheren Verhältniſſe, in denen er mit den Philoſophen und Encyclopädiſten in Frankreich ſtand, dazu benützte, Einverſtändniſſe mit franzöſiſchen Generalen und Offizieren anzuknüpfen. Den geheimen Briefwechſel mit denſelben ließ er, wie aus manchen Anzeichen

erhellt, vornehmlich durch seinen Vorleser, den Abbé de Prades, führen. Dieser, ein Mitarbeiter an der berüchtigten Encyclopädie, hatte sich offen als Gegner der christlichen Religion erklärt, und deßhalb Frankreich verlassen müssen; d'Alembert hatte ihn dann dem Könige Friedrich empfohlen, der alle Anhänger des Philosophismus und Unglaubens mit offenen Armen aufnahm. So wie er sich aber von dem preußischen Monarchen zu dem verrätherischen Briefwechsel mit seinen Landsleuten gebrauchen ließ, so verrieth er auch Jenen wieder, indem er den Franzosen Nachrichten von dem preußischen Heere mittheilte. Friedrich ließ ihn daher gegen Ende des Jahres 1757 auf die Festung Magdeburg bringen, und gab ihm später eine kleine Pfründe zu Glogau, wo er im Jahre 1782 starb, nachdem er, seine philosophischen Irrthümer bereuend, zur Kirche zurückgekehrt war.

Es würde nicht schwer seyn diese Andeutungen weiter fortzuführen, und zu zeigen, wie Friedrich II. auch während der folgenden Feldzüge des siebenjährigen Krieges die Sympathien des Protestantismus und der Maurerei zu seinen Gunsten auszubeuten wußte. Doch mag das hier Beigebrachte einstweilen genügen, um einen künftigen Geschichtschreiber jenes Krieges auf eine Reihe bisher wenig beachteter Verhältnisse aufmerksam zu machen, welche von großem Einflusse auf den Gang der Ereignisse waren, und für manche Erfolge, die man so gern als wundervolle Ergebnisse einer höheren Geisteskraft geltend machen wollte, eine einfachere und prosaischere Erklärungsweise bieten.

XXIX.

Rheinländiſches.

Victorias rheiniſche Luſtfahrt. — Die Muſiker und die engliſchen Regenwolken. — Die Hirſchjagd in Gotha, ſentimentales Lamento in London. — Frankfurter Miſerabilien. — Der Schweizer Vulkan. — Die Diplomatie. — Oeſterreich und Sardinien.

Königin Victoria iſt von ihrer deutſchen Luſtfahrt in ihr meerumfloſſenes Nebelreich heimgekehrt; der naſſe Auguſt ſcheint die roſenfarbenen Erwartungen, welche man beiderſeits von dieſem hohen Zuſammentreffen gehegt, in Waſſer verwandelt zu haben; erſt den andern Tag, als die Königin dem romantiſchen Stolzenfels den Rücken gekehrt, hellte ſich das Wetter auf, und legte der Rhein, der bis dahin allen Feſtlichkeiten düſter und mürriſch zugeſchaut, ſein ſonniges Feiergewand an. Den Menſchen ſcheint es nicht anders ergangen zu ſeyn, und es werden nun mit verdrießlicher Miene die Summen nachgezählt, die man für das naſſe Feuerwerk verpufft.

Jedenfalls hat der Ruf engliſcher Liebenswürdigkeit durch dieſen Beſuch nicht ſonderlich gewonnen. Die engliſchen Zeitungen hatten uns die Ankunft ihrer Königin mit einem vornehmen Stolze angekündigt, als ſeien wir ein Volk von Kammerdienern und Lohnlakaien, die in den unbeſchreiblichſten Enthuſiasm über ſo herablaſſende Huld gerathen würden, und ſich auf's höchſte geehrt fühlen müßten, wenn die mächtigſte Monarchin der Erde geruhen würde, ihre unterthänigſten Huldi-

gungen und Bücklinge mit gnädigem Lächeln entgegen zu nehmen. Sie malten mit den brillanteſten Farben das überſchwängliche Entzücken, welches die deutſchen Fürſten und Völker, Dichter und Proſaiſten, hinreißen würde bei dem bloßen Gedanken, daß dieſe Sonne aller Fürſten der Erde teutoniſchem Blute entſproſſen ſei.

Allein die düſtern, trüben oſſianiſchen Nebel ſcheinen die brittiſche Sonne auf dem Continent begleitet zu haben, und es war dem Rheine, der nun auch ſeine Nebelkappe aufſetzte, nicht vergönnt, ſie in ihrem lachenden Glanze zu ſehen; Niemanden wurde in dieſer naßkalten Witterung warm um's Herz; ja, die Engländer behaupteten nachher noch, ihr dicker, ſchwerer Porter verdiene eher den Ruf eines Göttertrankes, als das geiſtfeurige Blut des edelſten Rheinweines im dunkelgrünen Römerpokal. Wohl bekomms Dir, Hinz, mein guter, ehrlicher Junge! würde der ſelige Fallſtaff, der auch von dieſem Geſchmack war, dazu ſagen.

Bekanntlich ſind die Engländer, was geſellſchaftliche Convenienzen betrifft, von einer gewiſſen, abgemeſſenen, puritaniſchen Strenge und Steifheit, die von ihrer Ungenirtheit und Freiſinnigkeit in ihrem politiſchen Leben ſehr abſticht, ja demſelben vielleicht als Gegengewicht dienen ſoll. Dieſem Principe gemäß haben ſie ihr Königthum, je mehr ſie es ſeiner wirklichen Macht entkleidet, und den Willen des Monarchen dem Parlamente, und durch dieſes ſeinem Miniſterrathe unterthänig gemacht, zur Entſchädigung mit dem äußern Glanze und Pomp einer ehrfurchtsvollen, ſtrengen Etikette umgeben; ſo erſcheint die Monarchin faſt als das angebetete Symbol der unverletzlichen brittiſchen Majeſtät, und die erſten Lords der vereinigten Königreiche beugen das Knie, wenn ſie vor ihr erſcheinen.

An ſolche Form eines ceremoniöſen Vaſallenthums gewöhnt, trat Victoria am Rhein in einen Fürſtenkreis, wo die Formen der Hofetikette milder und bürgerlicher, aber der Wille des Monarchen faſt unumſchränkt waltet. Die Ungleichartig-

keit dieser Stellung mußte, abgesehen von den prosaischen Fatalitäten der Handelsconjuncturen und den begehrten Schutzzöllen, gar manche Disharmonien hervorrufen; die Macht der Musik vermochte nicht, diese zu lösen; vergeblich boten die Garcia und Jenny Lind, Demoiselle Tuczek und Herr Pishek; Mantius, Möser, Staudigl, Batta, Vieuxtemps und Liszt alle ihre instrumentale und vocale Kunst auf; obschon die See- und Wassergeister sonst ihres musikalischen Sinnes wegen berühmt sind: so hörte doch dießmal die Königin der Meere das Concert in Brühl nur halb, und kehrte dem in Coblenz gar den Rücken, ehe es nur begonnen hatte.

Hiezu kam nun noch der Victoria-Toast des Königs in Brühl, der das französische Nationalgefühl höchst unangenehm affizirte, so daß die Pariser Presse mit dem ganzen Geschütz ihrer groben und feinen Malice auf die Festlichkeiten am Rhein loswetterte. Sie erklärten es für barbarischen Kosakengeschmack, die zarten Ohren einer jungen, lebensfrohen Fürstin zum Empfange mit einem Riesenzapfenstreiche zu betäuben, und wo sie sich zeige, mit tausend Feuerschlünden anzudonnern. Es mußte ihnen dieß doppelt unpassend erscheinen, da ohnehin deutscher Kanonendonner aus rheinischen Festungen französischen Ohren höchst widrig klingt. Mit dem gleichen Wohlwollen wurden die übrigen musikalischen Festlichkeiten beurtheilt. Und hiebei hatte die Kritik leichtes Spiel, da Poesie und Phantasie bei diesen fürstlichen Vergnügungen, mit Ausnahme der Dombeleuchtung in Cöln, eben in keine sonderlichen Unkosten waren gesetzt worden. Ja, das Feuerwerk von Stolzenfels bot sogar einen Anblick dar, der nicht bloß für das Zartgefühl der Königin des hochkirchlichen Englands etwas Verletzendes haben mußte, sondern auch minder puritanischen Seelen eben nicht sehr schicklich erschien. Man ließ nämlich, neben den übrigen benachbarten Burgruinen, auch die Ruinen der alt ehrwürdigen Johanniskirche, in welcher einst der heil. Bernhard gepredigt, in bengalischem Feuer erscheinen, und zu diesem Kirchenbrande mußten von hier und von den benachbarten Kirchen alle Glocken zur

Steigerung des tragischen Effectes läuten. Dieser Mißbrauch geweihter Glocken zu einer Maskenfeier der Zerstörung an heiliger Stätte war sogar in dem Programm des Feuerwerks den hohen Zuschauern von den Festordnern schon im Voraus angekündigt, und doch waren unter den Tausenden, die dem Schauspiele beiwohnten, noch gar Viele, welche die alte Kirche mit ihrem nun eingestürzten Thurm, deren Ruine so recht in das hellste Licht gestellt wurde, vor wenigen Jahren noch ganz gesehen hatten *).

Bei dem Abschied mag beiderseits die gleiche Gemüthsstimmung geherrscht haben; die englischen Herrschaften zogen stromaufwärts, den sächsischen Herzogthümern zu, und die Deutschen waren überall so zuvorkommend, ihnen mit selbstvergessender Artigkeit das Rule Britannia aufzuspielen und vorzusingen; kein Wunder, wenn die Angesungenen demgemäß von der Höhe ihres Herrscherthrones nur Blicke stolzer Herablassung den Unterthänigen zuwarfen.

Vielleicht hätten wir mehr Hochachtung eingeärndtet, wenn eine von den weißgekleideten Jungfrauen mit den Rosabändern und den Blumenguirlanden vorgetreten wäre, und der weltherrschenden Britannia eines der Sonette von Wackernagel vorgesungen hätte, etwa das folgende:

Gewahr' ich, Deutschland, wie an deinen Küsten
Sich Englands stolze Segel blähn und bauschen,
Damit du mögest Spinngeweb' ertauschen
Und Holz dafür zu neuen Kielen rüsten;

Gewahr' ich dich, an deren Mutterbrüsten
Dieß Volk zuerst vernahm des Meeres Rauschen,

*) Mit größerem Vergnügen können wir als eine Sühnung unsern Lesern melden, daß der König, der hierin gewiß das Gefühl so manchen wehmüthigen Zuschauers theilte, nach dem Feuerwerk einen Kostenüberschlag verlangte zum Behufe der Herstellung dieser ehrwürdigen Kirche des Rheinlandes, die außerdem auch noch eine der schönsten, pittoresken Zierden für die Landschaft Stolzenfels gegenüber bildet.

Wie du den Wellen magst geruhig lauschen,
Und dich ergreift kein Sehnen, kein Gelüsten:

So mahnst du mich der guten treuen Henne,
Die sorglich ausgebrütet Enteneier,
Und nun die Jungen plätschern sieht im Bade.

Was hilft ihr, daß sie auf und nieder renne?
Die Küchlein schwimmen frei und immer freier,
Und spotten noch der Mutter am Gestade.

Gewiß hätte der englische Geist, worauf er selbst so stolz ist, diesen mißmuthigen Ausdruck nationalen Selbstgefühles auch bei Andern geehrt, wenn die rücksichtsvolle Höflichkeit, welche man seinen Gästen schuldig ist, es auch würde verboten haben, ihnen ein anderes Sonett desselben Dichters vorzudeclamiren, das also lautet:

Es gibt so Freund' und Vettern, die man gerne,
Gar gerne hat, nur dreißig Schritt vom Leibe;
Mit denen man wohl auch zum Zeitvertreibe
Briefwechseln mag: da sind sie eben ferne.

Solch guter Freund ist auch, aus Einem Kerne
Mit uns gewachsen, dort am Rand der Scheibe
Der Engländmann; nur daß er ferne bleibe,
Sonst wohl ein Volk, von dem das deutsche lerne.

Von dem es lerne dieß auch unter andern,
Wozu man Holz und Hanf und Eisen brauche,
Zum Beispiel auch zu einem schmucken Schiffe;

Wie weit man könn' auf solchem Dinge wandern;
Und o wie schön sichs auf- und niedertauche
Dem goldnen Vlies entgegen durch die Riffe!

Statt dessen wurden die Berichterstatter der Londoner Zeitungen von der Gastfreundschaft des Herzogs von Koburg auf entzückende Weise überrascht; er ließ ihnen ein eigenes Haus einräumen, Equipagen, Opernlogen, Dienerschaft, glänzenden Mittagtisch, und Herz was verlangst du, zur Verfügung stellen. Aber über Deutschland waltete dießmal offenbar ein schwerer, mißgünstiger Unglücksstern! es war leider Alles vergebens; es sollte uns mit all unsern demüthigen Bücklingen, all unserm

obligaten Entzücken und Posaunenjubel doch nicht gelingen, das verheißene Lächeln süßer Huld auf das Antlitz der Gnädigen herabzulocken: das Gothaer Treibjagen verdarb Alles vollends.

Unglückliches Deutschland! du hast dir so viele Mühe gegeben, die Vereine gegen Thierquälerei in deinen Gauen zu verbreiten, und nun mußt du dir Lectionen von englischen Zeitungsschreibern, die du so überhöflich bewirthet, lesen lassen, wenn sie dich wie eine herzlose Barbarin perhoresciren. Wer beschreibt uns den Hallo, das Jammergeschrei, welches die empfindsamen Seelen der englischen Fuchsjäger und Boxer über die in den Wäldern von Gotha verübten Unmenschlichkeiten erhoben! Nach den Berichten der Times war dieß Hirschtödten very shocking; der Correspondent sah große Thränen in den Augen ihrer Majestät; mit Mühe hatte sie sich auf ihrem Stuhl erhalten und die königliche Frau sich noch nicht erholt; ganz England stimmte in diesen Indignationsruf ein, und verlangte auch für die Thiere Fair play, das heißt ehrlich Spiel.

Nun kann Niemand so sehr, als wir, jene aristokratischen Thierschlächtereien einer gefühl- und geschmacklosen Waidmannslust verabscheuen; aber nichts desto weniger hat es uns gar sehr befremdet, daß es gerade die Engländer waren, welche die „seufzende Creatur" in dieser Beziehung gegen uns vertraten. Nach ihren Redensarten sollte man glauben, sie seien die zartfühlendsten Seelen der Welt, die noch nie ein Wässerlein getrübt, geschweige denn ein Fischlein mit tückischer Angel gefangen, oder gar Blut vergossen hätten. Man sollte meinen, die Landsleute Fallstafs hätten allen Seckt und Porter, Beefsteack und Plumpudding abgeschworen; sie lebten, von weißen Lämmern mit Rosabändern umgeben, ein idyllisches Leben, wie die indische Sakontala, und nährten sich, in sentimentaler Träumerei und seliger Verschwommenheit, von Mondschein und Blumenduft, von Morgenroth und Abendthau, unter Zitherklang und Minnesang; da fallen sie in Ohnmacht beim Anblick eines sterbenden Hirsches, und drücken alle Creaturen an ihr liebereiches Herz! Es ist daher auch wohl nur eine boshafte Ironie des

Schicksals, wenn gerade in diesen Tagen die junge, brittische Jägerkönigin, Mistreß Georgiana Charlotte Theobald, auf einem „Steeple chace" den Hals brach, oder wenn 10,000 fahsionable Englishman jauchzend zusehen, wie ein Boxer dem andern ein Aug im Kopf ausschlägt.

Ist aber diese ihre Rührung in der That so leicht erregbar; haben sie so viele Thränen für fremde Leiden, selbst für die Hirsche von Gotha in Bereitschaft; sind sie so große Freunde von Fair play, so möchten wir sie doch in aller Einfalt und Bescheidenheit an andere, würdigere Gegenstände aus ihrer nähern Umgebung für ihre Thränen erinnern. Wir wollen nicht von den Fuchsjagden über Stock und Stein, von den Hahnenkämpfen und Pferderennen der englischen Lords reden, wobei die Rücksicht auf die „seufzende Creatur" gewiß nicht viel mehr in Betracht kommt, als bei den Gothaer Hirschjagden. Allein sie dürfen nur einen Blick in die englische Geschichte werfen; diese bietet ihnen so viele blutige Seiten barbarischer Grausamkeit und Roheit dar, die mehr als very shocking sind, und welche die Thränen eines ganzen Lebens nicht abbüßen würden. Haben sie nicht Jahrhunderte hindurch in Irland, mit gesetzlicher Tyrannei bewaffnet, eine Treibjagd gegen ein unglückliches Volk, vor den Augen aller Welt, aufgeführt, unendlich grausamer, herzloser und roher, als die Gothaer Thierjagd. Sahen sie dort die unglücklichen Thiere, von ihren Verfolgern aufgeschreckt, in athemloser Verzweiflung dem tödtlichen Blei sich entgegenstürzen: so durften sie nur zur Beruhigung ihres Mitgefühls an die Tausende von armen Pächtern denken, die, obdachlos von Haus und Hof getrieben, mit ihren hungernden Familien umherirrten, weil sie bei den Wahlen ihre Stimme nicht zur Aufrechthaltung einer grausamen Tyrannei geben wollten; sie durften sich nur der Schiffsladungen armer Irländerinnen erinnern, die sie, um sich ihrer zu entledigen, nach Amerika überschifften, und dort ihrem Verderben preisgaben. Jammerte sie das schmerzliche Zucken der sterbenden Thiere in Deutschland: nun dann dürfen sie nur auf das Seuf-

zen und Stöhnen von so vielen Tausenden ihrer eigenen Kinder hören, die in den Kerkern der englischen Fabriken, von dem Vampyr der Habgier bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen, an Leib und Seele dahinschmachten und zu Grunde gehen. Ein solches Schauspiel ist in der That very shocking und der Thränen einer Königin würdig. Finden sie aber, daß der Herzog von Gotha kein Fair play mit seinen Hirschen spielt: nun dann, so können sie ihm das beste Beispiel eines solchen in Indien geben, wo mit ihrem fair play, Jahr um Jahr, ein Volksstamm nach dem andern seine Freiheit an diese Vertreter politischer Freiheit verliert, und zu Tode gehetzt, wie ein Gothaer Hirsch zu ihren Füßen niederstürzt, und wo ihr erfinderischer Geist sogar den Götzendienst zu einer ergiebigen Finanzquelle gemacht hat. Dieß wird hinreichen, die Times und ihren Venator justus etwas bescheidener zu stimmen; denn wollten wir dieß englische Sündenregister fortsetzen: wo würden wir ein Ende und eine gefühlvolle Seele Thränen genug zur Beweinung aller Opfer des brittischen Nimrods finden, der sich in Gotha so gefühlvoll gezeigt hat!

Nach diesen verschiedenen continentalen Abentheuern kehrte die junge Königin in ihr Inselreich zurück; allein vorher machte sie noch einen Absprung nach Eu, wo sie ihrem väterlichen Freunde, Louis Philipp, wie es scheint, dießmal in rosenfarbener Laune und mit ihrem goldgestickten Kaschmirkleid in die Arme eilte, um von den ausgestandenen musikalischen Genüssen und Jagdplaisirs auszuruhen. Hatte sie so Alles gethan, damit Deutschland sich nicht zu viel auf die ihm gewordene Ehre einbilde, und die entente cordiale der französischen und englischen Nation keine Beinträchtigung erleide, so fingen nun ihrerseits die englischen Journale an, mißlaunig über die allzugroße Familiarität ihrer jungen Gebieterin gegen den alten Franzosenkönig zu murren und eifersüchtig zu knurren. Die deutschen Journale dagegen begannen nicht minder ihre Betrachtungen über das Vorgefallene anzustellen; ja in Cöln machte man das königliche Geschenk an den Dom zum Gegen-

ſtand eines ziemlich derben Carnevalsſcherzes. Uns will es indeſſen bedünken, es wäre der cölniſchen und der deutſchen Ehre angemeſſener geweſen, wenn man ſich von einer Fremden durchaus nichts erwartet hätte, im Vertrauen, daß die eigenen Kräfte zu dem heiligen Baue ausreichen müßten; ſtreckte man aber die Hand nach einer Gabe aus, ſo hatte man ſich ſelbſt des Rechtes begeben, dem geſchenkten Gaul in's Maul zu ſehen. Andererſeits aber wollen wir keineswegs in Abrede ſtellen, daß das Geſchenk ſelbſt ſo ziemlich in einem umgekehrten Verhältniſſe zu den pomphaften Tiraden-ſtand, womit die engliſchen Blätter die Ankunft der reichſten Königin der Erde dem armen bürgerlichen Deutſchland und ſeiner idylliſchen Genügſamkeit angekündigt hatten. Gewiß aber iſt: hätte man die Koſten der rheiniſchen Feſte zum Dombau verwendet, derſelbe würde merklich dadurch gewonnen haben, oder hätte man ſie, was noch beſſer geweſen wäre, zur Linderung des ſchauderhaften Elendes und der Hungersnoth in Maſuren und den öſtlichen Provinzen als Almoſen hingegeben, man würde mehr Dank und Erkenntlichkeit geärndtet haben; denn wären alle Lords der vereinigten Königreiche von dieſer Luſtfahrt ſeelenvergnügt heimgekehrt, entzückt über unſere Gaſtfreundſchaft: ſie würden in allen Fragen der Politik doch nur egoiſtiſch das engliſche Intereſſe berückſichtigt und uns ausgelacht haben, wenn wir etwas Anderes von ihrer Dankbarkeit erwartet hätten. Die Königin nun gar, ſie würde auch bei dem beſten Willen, uns dankbar zu ſeyn, ſich außer Stand befinden, ihre Abſichten zu verwirklichen. Wir ſtimmen daher, gewiß mit der größeren Majorität aller Rheinländer, vollkommen den Betrachtungen der Aachener Zeitung bei, wenn dieſelbe ſich über Eu alſo vernehmen läßt:

„Shakeſpeare würde ſagen: England beſucht Frankreich. Soll der Beſuch in Eu ein Paroli ſeyn, das Stolzenfels geboten wird, oder iſt es eine Genugthuung, welche Ludwig Philipp geboten worden, oder iſt der Wunſch hier, es mit Niemanden zu verderben? Es wird Niemand daran denken, dieß enträthſeln zu wollen. Nur diejenigen Politiker, welche von dem Aufenthalt am Rhein Uebertriebenes hofften und fürchteten, werden ſich getäuſcht ſehen. Sie werden erkennen lernen, daß heut zu Tage die Politik in andern Dingen liegt, als in freundſchaftlichen Unterredungen, und daß,

wer sie durchaus auf Personen reduciren will, sehr zu kurz kommt. Wir gestehen, wir freuen uns in jeder Beziehung jenes Besuches in Eu. Wir freuen uns darüber, wenn darin ein Zeichen läge, daß England nicht hoffen darf, Deutschland als Spielball und Vasall seines Commerce's zu brauchen; wir freuen uns darüber, wenn daraus geschlossen werden kann, daß England die Freundschaft Frankreichs nicht leicht verscherzen möchte. Wir möchten diese beiden Mächte eng verbunden wissen, da die eine dadurch die andere im friedlichsten Schach hält, und somit beide den allgemeinen Frieden sichern. Wir wünschen, daß England Deutschlands Unabhängigkeit begreifen lerne, und daß wir uns so benehmen, daß England dieß lernen müsse. England und Frankreich sind uns nie gefährlich, nur Frankreich und Rußland sind es, aber dann ist uns ohnehin Englands Hilfe sicher. Deutschland kann nichts Besseres thun, als sich von allen Seiten frei zu machen von jedem Einflusse, der seine geistige und materielle Entwicklung aufhalten wollte. Wenn es das nur erst überall einsehen und darnach auch handeln wollte!"

Mittlerweile schießt das Unkraut, welches der Schmähbriefschreiber von Laurahütte ausgesäet, zum Frommen der deutschen Eintracht und zur Vermehrung unserer inneren Stärke dem Ausland gegenüber, lustig auf; der eine Theil unsers Volkes fanatisirt sich immer mehr gegen den andern; ist es ja selbst in Frankfurt schon so weit gekommen, daß ein katholischer Priester sich nicht leicht auf der Straße am Abend sehen lassen darf, ohne daß ihm von frechen, alten und jungen, Buben zugerufen wird: „fall um", oder „fall ab"; leistet er keine Folge, so kann es ihm auch geschehen, daß man ihn, im Namen der neuen Toleranz von Laurahütte, mit Unrath bewirft; und doch ist Frankfurt der Sitz des Bundestages, und die Unterthanen der hier vertretenen deutschen Volksstämme gehören der Majorität nach der katholischen Kirche an! aber selbst der Senat der kleinsten aller deutschen Staaten ist immer noch mächtig genug, um mit den Priestern der rechtlich anerkannten katholischen Kirche nach den Gelüsten seiner Willkühr zu verfahren; kein Wunder also, wenn, Dank den Predigten des Pfarrers Zimmer und den toleranten Bemühungen des Pfarrers Friederich, die Gassenbuben auf den Straßen sich das ihnen von oben gegebene Beispiel zu Nutze machen. Wohin dieser Unfug, wenn ihm nicht endlich mit Energie gesteuert wird, füh-

ren muß, kann nach den Leipziger Vorgängen auch der Blödeste einsehen. Möchte uns doch die Schweiz zum warnenden Beispiel dienen, und nicht nur zum Beispiel, nein! von der Weise, wie die Mächtigen, in deren Händen dermalen noch die Loose des Friedens und die Wahrung der Gerechtigkeit liegen, sich gegen die Schweiz verhalten werden, davon hängt es nicht wenig ab, ob Deutschland nicht auf's Neue allen Gräueln eines andern dreißigjährigen Krieges und den Barbareien, wie sie der Bauernkrieg über unser unglückliches Vaterland gebracht, entgegen gehen wird.

Der Rechtszustand in der Schweiz gilt nur noch zum Scheine, in Wahrheit herrscht dort in den meisten Cantonen die Anarchie der entfesselten Leidenschaften, die bereit ist, so bald der günstige Augenblick gekommen, jedes Recht mit Füßen zu treten. Stürzt der Rechtszustand in Bern, so bricht der Religionskrieg mit all seiner Wuth los; dieß wissen die Radikalen sehr wohl, gegen Bern sind daher auch ganz vorzüglich ihre Anstrengungen gerichtet; erst kürzlich wurde ein Hauptsturm dagegen unternommen; es hielt sich noch einmal; aber welche Garantie haben wir, daß es nicht das nächstemal, unterminirt, wie es ist, dem alten Drachen erliegen wird. In St. Gallen war es im verflossenen Jahre den Conservativen nur mit der größten Anstrengung möglich, bei den letzten Wahlen den Canton im Gleichgewicht und den Radikalism im Schach zu halten, mit 75 gegen 75 Stimmen; nur dadurch fiel die gesuchte zwölfte Stimme für einen Tagsatzungsbeschluß weg, der unter der Firma der Jesuitenhetze den katholischen Cantonen Krieg und Vernichtung hätte bringen sollen. Wie lange aber wird auch dieser Canton noch in der gefährlichen Schwebe erhalten werden können! So hängt hier Alles an einem Haar, ob nicht mit Nächstem die sämmtlichen Cantone, wie Waadt, Aargau, Baselland, Thurgau u. s. w., deren Regierungen schon mehr oder minder unter der Leitung radikaler Klubbs stehen, nicht mit zusammengewürfelten Freischaaren, sondern mit ihren regulären Truppen gegen Luzern und die Urcantone losstürzen werden. Diese aber, die drohende Gefahr wohl einse-

hend, und das Geheul des racheluſtigen, kampfbegierigen Radikalism immer in den Ohren, ſehen ſich daher in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich fortwährend zu waffnen; ſie ſind unter ſich einig; die katholiſche Bevölkerung betet und wallfahrtet; allenthalben gibt ſich eine tiefe und herzergreifende Begeiſterung kund, was allerdings zu der Hoffnung berechtigt: Gott werde ſie in ihrem guten Kampfe für den alten Glauben, das alte Recht und die alte Schweizerfreiheit, nicht der Macht der Gottloſen überantworten, ſondern ſich dieſes braven Volkes noch fernerhin annehmen.

Allein, das Traurigſte dabei iſt, daß die Diplomatie der großen Mächte, wie es ſcheint getheilt in ſich, unentſchloſſen dieſem furchtbaren Spiele zuſieht, was in der Schweiz frevelhafter Weiſe mit der Ruhe und geſetzlichen Ordnung von ganz Europa, zur Gefährde aller Staaten, geſpielt wird, gleichſam als beabſichtige ſie ein neues, unheilvolles fait accompli in ihre Regiſter einzutragen, uneingedenk ihrer Pflicht, dem völkerrechtswidrigen Verbrechen zuvorzukommen. Sorglos läßt man den ſchrecklichen Vulkan zum Ausbruch kommen, der die verwandten und allſeitig zerſtreuten Feuerbrände in den Nachbarſtaaten nur bald genug zu hohen Flammen des Religions- und Bürgerkrieges entzünden muß. Man läßt die Urſtände und Luzern in ihrem vieljährigen Kampfe für Ordnung und Recht, angefeindet und verläſtert von allen Organen des offenen und verſteckten Radikalism, allein und hülflos. Als Vorkämpfer aber und die natürliche Schutzwehr des Syſtemes des Rechtes und der geſetzlichen Ordnung, abgeſehen von allen jeſuitiſchen Sympathien und Antipathien, — was hier nur Nebenſache iſt, die von der heuchleriſchen Revolution zur Hauptſache gemacht wird — wären ſie wohl größerer Beachtung und wirkſameren Schutzes werth. Verleiht ihnen daher Gott nicht durch ein Wunder zum drittenmal den Sieg, ſo iſt menſchlicherweiſe ihr Untergang im Kampfe gegen die Uebermacht eine furchtbare Wahrſcheinlichkeit; dann aber gehen alle Conſervativen, katholiſche und proteſtantiſche, in den übrigen paritätiſchen Cantonen auch zu Grunde.

Man darf nur auf das radikale Wuthgeschrei in den Schenken und an den öffentlichen Orten hören, um die Opfer zu erfahren, die fallen würden. Eine radikale Schweiz aber wird eine ganz andere Dornenkrone der Diplomatie auf das Haupt drücken, sie würde eine Geisel der Hölle für alle Nachbarländer werden. Mit bloßen Besprechungen, wie am Rheine, mit Noten und Wünschen ist da nicht geholfen; der Radikalism lacht darüber, und strebt seinem Ziel unermüdet entgegen. Nicht minder ist es ein thörichter Wahn, wenn manche sich zur Beschönigung ihrer unentschlossenen Thatlosigkeit damit beruhigen, aus diesem Schweizer Chaos werde nach und nach, in natürlicher Entwicklung, ein geordneter Rechtszustand im Ganzen und Einzelnen hervorgehen.

Nein! es müssen die Grundsätze des Bundesrechtes und der alte Religions- und Landesfrieden als Dictamina den radikalen Cantonen von den Mächten verkündet, und diesen durch bestimmte Maaßnahmen Rückhalt und Wirksamkeit gegeben werden; nur so wird die Schweiz vor dem Unheil bewahrt, eine radikale Räuber- und Mörderhöhle zu werden, und Europa vor dem ansteckenden Feuerbrande. Die neuere Geschichte bezeugt es; nie hat sich die so vielfach von Parteien zerrissene Schweiz selber helfen können; immer ist ihr der Friede von außen her vermittelt worden; so 1712, 1798, 1803 und 1815; denn die Zeiten alten Glaubens, wo die Eidgenossen noch auf die Stimme eines frommen Bruder Klaus von der Flue in ihrer Parteiwuth hörten, sind längst vorüber; nur die katholischen Cantone wallfahrten noch zu seinem Grabe, um das Gewitter, was so drohend über ihrem Vaterlande hängt, zu beschwören, und sich Vertrauen für den Kampf des Märtyrthumes zu erflehen.

Anerkennung des Bundesrechtes und der Cantonalsouverainität, und Anerkennung der Rechte und Selbstständigkeit der Confessionen, somit auch der katholischen, sind die eben so einfachen als gerechten Bedingungen zur Wiederherstellung des Friedens. Da aber hievon auch der Friede des übrigen Eu-

ropas abhängt, so ist es für die Mächte gewiß eine gebieterische Pflicht, deren Erfüllung nicht einmal mit großen Schwierigkeiten verknüpft scheint, diese Grundsätze zu proclamiren und mit der feierlichen Erklärung zu bekräftigen, daß ein neuer, bundesbrüchiger Angriff auf Luzern und die Urstände unvermeidlich die militärische Besetzung der Schweiz zur Folge haben würde. Dieß allein fürchten die Radikalen; dieß allein ist im Stande, sie von dem verhängnißvollen Schritte zurückzuhalten; dieß allein nur kann ihrer wachsenden Herrschaft in den Cantonen Einhalt thun und ihr ein Ende machen.

Vielleicht ist eine Einstimmigkeit aller Mächte für gemeinsame Maaßnahmen von Seite der katholischen Staaten, die als nächste Nachbarn auch am nächsten dabei betheiligt sind, von Oesterreich und Sardinien nämlich, nicht zu erzielen, aus bekannten Gründen; allein würden auch nur diese beiden an den Gränzen von Tessin und Wallis offen und ohne Rückhalt ihre Maßregeln nehmen, für den eventuellen Fall eines neuen Friedensbruches von Seiten der radikalen Cantone gegen Luzern und die Urcantone, um sie mit ihrer revolutionären Tyrannei zu knechten, auch dieß würde Zweifels ohne hinreichen, den mordgierigen Tieger im Schach zu halten. Sieht man aber ferner zu, wer kann die weiteren Folgen berechnen? Färbt sich, was Gott und alle guten Geister des Rechtes, des Friedens, und der wahren Freiheit verhindern wollen, der Rhein in der Schweiz mit Blut, wer steht uns dafür, daß sich nicht seine Ufer bis zum Meer hin davon röthen werden. Mögen unsere Fürsten nicht vergessen, daß es für die armen Urcantone, die Martyrer des bedrohten Rechtes, fast eine Unmöglichkeit ist, sich immer in dem erschöpfenden Kriegszustande zu halten, und daß es hier eines entscheidenden Entschlusses mit unerbittlicher Nothwendigkeit bedarf.

Nachschrift.

Während ich die obigen Zeilen schrieb, läuft durch die Blätter die Kunde von einer über die ganze Schweiz verzweig-

ten Atheiſtenverbindung und ihrer Entdeckung nach dem Conſtitutionel Neuchâtelois. Verbindet man die Ausgeburten dieſes neuen Drachenneſtes mit den bekannten Züricher Actenſtücken über die Communiſtenverbindungen in der Schweiz, ſo wie mit den officiellen Erklärungen der Regierung von Bern über das Treiben des dortigen Brutalradikalism: geſchieht alsdann der Schweiz ein Unrecht, wenn man ſie mit einem Ausſätzigen vergleicht, an deſſen Leib zur Gefährde ſeiner Nachbarn jeden Tag ein neues, ſtinkendes Geſchwür aufbricht. Hat ſich in dieſem Lande nicht die revolutionäre Verruchtheit bis zur Raſerei und gänzlichen Beſtialität geſteigert? Gehören nicht die neu gemachten Entdeckungen auch zu den Proceßacten über Leu's Ermordung, und gibt es noch ein Verbrechen, deſſen dieſe beſtialiſche Raſerei nicht fähig wäre? und dennoch hat man ſich die größte Mühe gegeben, gegenüber ſolcher peſtilentiöſen Corruption es glaublich zu machen, Leu ſei ein Selbſtmörder geweſen, und gar Viele würden triumphiren, wenn dieß Verbrechen dem frommen Manne zur Laſt fallen würde.

Laut den Berichten des Conſtitutionel Neuchâtelois war der Zweck dieſer von den Gerichten entdeckten Verbindung: durch Atheismus zum Umſturz aller moraliſchen Principien, ſo wie ſelbſt durch Königsmord zur gewaltſamen Umgeſtaltung der ganzen religiöſen, ſocialen und politiſchen Organiſation Deutſchlands zu gelangen; hiedurch beabſichtigte dieſes „junge Deutſchland“, was im Schutze der ſchweizeriſchen, radikalen Anarchie ungehindert ſeine Netze ſpann, die Verjüngung Deutſchlands durch eine Feuer- und Bluttaufe. In La Chaux-de-Fonds wurden die zehn Chefs des großen Clubbs verhaftet, und wenige Tage nachher auch Julius Standau, Lehrer der deutſchen Sprache am dortigen Gymnaſium. Denn merkwürdigerweiſe ſtehen an der Spitze dieſer neuen Propaganda wieder vorzüglich Deutſche; ein neuer Beleg, welche Drachenmutter unſere Erziehung iſt; aber die Schweiz zeigt ſich immer als das ſicherſte Aſyl, ihre Eier auszubrüten.

Die Reſultate der nun geführten Unterſuchung ſind folgende:

„Seit 1838 besteht in der Schweiz eine geheime Propaganda, das „„junge Deutschland."" Mitglieder dieser Propaganda befinden sich in einer beträchtlichen Anzahl von Schweizerstädten. Die ersten Chefs sind die Herren Standau und Döleke, beide Lehrer der deutschen Sprache, Wilhelm Marr, Redakteur des Journals der Propaganda, und Hoffmann, Apotheker. Herr Dr. Fein, deutscher Flüchtling und auch unter den Freischaaren vor Luzern gefangen, scheint mit der Gesellschaft ebenfalls in Relation zu stehen. — Der zweite Artikel der Statuten dieser Gesellschaft lautet: „„Die Gesellschaft ist ihrer Natur nach eine geheime, und ihrem Wesen nach eine politische Propaganda."" — Jedes Mitglied verpflichtet sich, bis nach zurückgelegtem vierzigsten Altersjahr in der Gesellschaft zu bleiben, alle seine Kräfte zur Erreichung des gesteckten Zieles zu weihen, und vor keinem Opfer zurück zu schrecken. Jedes Mitglied verpflichtet sich, keinerlei Documente aufzubewahren, wodurch die Propaganda oder deren Mitglieder compromittirt werden könnten. In der Schweiz befindet sich ein „„Central-Bureau"", welches den Auftrag hat, das Ganze der Operation zu leiten, und jedes Mitglied, das nach Deutschland zurückkehrt, verpflichtet sich, diesem Bureau regelmäßige Berichte über das Resultat seines Wirkens in der Heimath zukommen zu lassen. Aehnliche Bureaux müssen sobald thunlich in jeder Provinz Deutschlands organisirt werden. Die Aufnahme eines Mitgliedes in die Gesellschaft geschieht auf eine feierliche mysteriöse Weise. Mitten in der Nacht sollen dem Betreffenden in einer einsamen Gasse die Augen verbunden werden, wonach er auf langen Umwegen in einen unterirdischen Saal geführt wird, wo das Comité der deutschen Propaganda Sitzung hält. Hier hat er, immer mit verbundenen Augen, sein religiöses und politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, und wird er als ein aufrichtiger Atheist und Revolutionär befunden, so erfolgt die Aufnahme in die Gesellschaft. Zuvor aber muß er sich erklären, welcher Strafe er sich freiwillig zu unterwerfen gedenkt, insofern er seinen Verpflichtungen gegen die Propaganda nicht gehörig nachkommen sollte. Da die Geheimnisse einer Propaganda nur einer kleinen Anzahl von Personen anvertraut werden können, so ist die Zahl der Gesellschaftsmitglieder relativ klein. Inzwischen war die Propaganda auf Errichtung einer Armee bedacht, durch gehörige Bearbeitung der deutschen Arbeiter, deren es immer 20—25,000 in der Schweiz gibt, — durch ihre unglaubliche Thätigkeit ist es der Gesellschaft möglich geworden, nach und nach 28 politische Clubbs zu organisiren, nämlich in Genf, Carouge, Nyon, Nolle, Aubonne, Morges, Lausanne, Aigle, Vivis, Yverdun, Neuveu, Payerne, Chaux-de-Fonds, Fleurier, Bern, Biel, St. Imer, Pruntrut, Burgdorf, Chur, Zug, Zürich, Winterthur, Basel, Luzern, Freiburg, und in Frankreich zu Marseille und Straßburg. (Die Clubbs zu Freiburg und Luzern sind erst neu-

lich durch höheren Befehl aufgehoben worden.) Durch die Thätigkeit der Propagandisten haben sich diese Clubbs in eine Bundesgenossenschaft zusammengethan, welche ganz nach dem Bilde der schweizerischen Eidgenossenschaft organisirt ist. Dieser sogenannte „„Lemanbund"" wird von einem „„Vororte"" geleitet, der alle sechs Monate wechselt. Der jetzige Vorort ist Lausanne. Alle sechs Monate findet eine Versammlung von Abgeordneten aller Clubbs Statt. Bei dieser Zusammenkunft erstattet der „„Vorort"" Bericht über seine Führung der allgemeinen Angelegenheiten, und der neue Vorort wird sodann bezeichnet. Man erschrickt über die unglaubliche Thätigkeit und die wahrhaft teuflischen Mittel, deren sich die Propagandisten zu Herbeiziehung der Arbeiter bedienen. So schreibt einer derselben aus Zürich an's Centralbureau: „„Ihr könnt Euch die Lage unseres Clubbs nicht genau vorstellen. Vor Allem sind wir wegen der Regierung zu großer Vorsicht genöthigt, und ferner kömmt der größte Theil der hier anlangenden Arbeiter direkt aus Deutschland, und demnach von den königl. Verordnungen und andern „Hundsföttereien" gegen die Clubbs sehr schüchtern. Die meisten fragen mich gleich beim Eintritt in einen Clubb, „ob es doch kein politischer sei?"" So sind wir genöthigt, ihnen das ABC ganz unvermerkt beizubringen, und hierzu gehört namentlich, ihnen begreiflich zu machen, „„daß die Religion nur ein Misthaufen ist."" (!!) Unser Clubb kann somit nur als Vorbereitung angesehen werden für die Clubbs der französischen Schweiz, und dorthin schicke ich auch Alle, die Zürich verlassen wollen. Ein anderer Beweis von der Thätigkeit der Propaganda ist folgender: Mehrere Spenglergesellen von Morsee waren noch nicht Mitglieder des dortigen Clubbs. Unverzüglich schrieb einer der Propagandisten an's Centralbureau: „„Schickt mir sogleich N. N. hieher oder in Ermangelung seiner einen andern Spengler, auf den man zählen kann, und der fein genug ist, die Spenglergesellen hiesiger Stadt in den Verein zu bringen."" Die Clubbs standen unter einander stets in Correspondenz. In jedem derselben war ein hierzu beauftragter Actuar. Auch der „„Vorort"" erließ Kreisschreiben an die Clubbs, um ihnen Weisungen zu ertheilen, oder ihren Eifer aufzufrischen. Die ganze Correspondenz des Vorortes und der Clubbs unter einander ist fast rein politisch und zeigt, wie sehr Alles von revolutionärem Geist durchdrungen war. Jeder Clubb hatte ein Comité, das die in den Versammlungen zu discutirenden Fragen vorzubereiten hatte. Die Propaganda übermachte ihre Weisungen und Instruktionen in dieses „„Discussion-Comité."" Die Gegenstände der Besprechung waren immer politische, sociale und religiöse Fragen. Mehrere Clubbs waren nach und nach zu großer Blüthe gelangt, und hatten auch über beträchtliche Geldmittel zu verfügen. Sie hatten Journale, Bibliotheken, Piano's ꝛc.; es fanden sich dort alle möglichen Ressourcen, und Alles diente nur, um die

Arbeiter anzulocken. Die Clubbs von Genf, Lausanne, Bern, Zürich, Chaux-de-Fonds waren sehr mächtig. Der von Chaux-de-Fonds z. B. zählte vom Juli bis Dezember 1844 207 Mitglieder, und während der fünf ersten Monate von 1845 204 Mitglieder, wobei nicht zu übersehen ist, daß es in Chaux-de-Fonds neben dem „„jungen Deutschland"" einen sehr zahlreichen Communistenclubb gab, so daß man gewiß mit Zuversicht behaupten darf, daß es in der Schweiz der Atheisten und Communisten zu Tausenden gibt."

„Im Allgemeinen wußten die Clubbs, vielleicht mit Ausnahme desjenigen von Lausanne, gar nichts von der Existenz der Propaganda, aber in jedem derselben gab es wenigstens einen oder zwei Propagandisten, welche die Aufgabe hatten, das Feuer zu schüren, den Gang des Clubbs zu leiten und in demselben den Geist des Atheismus und der Umwälzung zu entwickeln. Leider gelang es ihnen nur allzu gut. Einer derselben freut sich in einem Briefe seines Erfolges. „„Meine Clubbisten,"" heißt es darin, „„machen rasende Fortschritte! Sie renomiren schon gar hübsch mit ihrem Atheismus!"" Auch Döleke rühmt sich im Journal der Gesellschaft gar sehr des Fortschrittes, den der Clubb von La Chaux-de-Fonds unter seiner Leitung auf der Bahn des Atheismus gemacht habe, und daß seine Lehren bei den Arbeitern tiefen Eingang gefunden, beweis't schon der Umstand, daß das verabscheuungswürdige Journal von Marx nach und nach 500 Abonnenten zählte. Dieses Journal, das aufgepflanzte Banner des „„jungen Deutschlands,"" trägt das Prinzip des Atheismus an der Spitze. „„Gott und Unsterblichkeit sind Altweibergeschwätz!"" so heißt es in jenem Journal, das ist das gewöhnliche Thema desselben, und ganz besonders in drei großen Artikeln, betitelt „„Atheismus,"" von Döleke geschrieben. Diesem Blatte zufolge waren Voltaire und die Encyclopädisten nur Kinder und standen keineswegs auf der Höhe des Atheismus. „„Junge Deutsche,"" so heißt es an einer Stelle, „laßt euch nicht durch das Phantom einer Vorsehung an der Nase herumführen Vergeßt nicht, daß ihr dem leiblichen Menschen und nicht seiner Seele euere Kräfte zu weihen schuldig seid!"" Dies ist das religiöse System des „„jungen Deutschlands."" Mehr als ein Drittheil des Journals ist mit solchen Doctrinen angefüllt. Aus folgender Stelle kann man auf dessen System der Moral schließen: „„O, könnte ich doch große Laster, blutige, kolossale Verbrechen sehen, nur um nicht länger mehr diese langweilige Tugend, diese alltägige Moral sehen zu müssen!"" Ihre politischen und socialen Principien sind aus folgendem zur Genüge ersichtlich: „Wir wollen den Fortschritt mit Gewalt. Deutschland bedarf einer politischen, religiösen und socialen Umwälzung, und wenn hierbei Religion und Politik in Rauch aufgehen, geht der sociale Mensch nur deste reiner daraus hervor. Die deutschen Liberalen sind heillos langweilige Burschen;

Tschech, ruhmwürdigen Angedenkens, hat es versucht, in diese Monotonie etwelche Abwechselung zu bringen, aber leider sind seine Bemühungen ohne Erfolg geblieben. Tschech's Handlung war ein Act der Rache; die Rache aber ein Act der natürlichen Gerechtigkeit." Als Drohung wird dem Könige zugerufen: „„Nimm dich in Acht, Majestät!"" Diese wenigen Auszüge mögen hinreichen, um den Lesern eine Idee von diesem Blatte zu geben und wie es mit diesen Clubbs des „„jungen Deutschlands"" beschaffen gewesen seyn muß, da dasselbe 500 Abonnirte unter ihnen hatte. Niemand wird sich mehr über Königsmörder wundern, wenn man eine solche Propaganda kennt, welche die Arbeiter erst zu Atheisten macht, dann die revolutionären Leidenschaften in ihnen aufregt und Tschech, den Königsmörder, als einen Helden darstellt. Außer Standau wurden vier Individuen der Propaganda in Chaux-de-Fonds verhaftet und aus der Eidgenossenschaft verbannt. Der Clubb selbst wurde aufgehoben, und die Regierung hat den Herren Lardy, Maire von Ponts, und Favre, Cantonal-Polizeidirektor, für die Entdeckung der Communisten und des „„jungen Deutschlands"" den ihnen gebührenden Dank bezeugt."

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung von Augsburg, der übrigens seines Zeichens zu dem beliebten Jüste Milieu gehört, das sich in Fragen des Rechtes, nach Weise des Rheinischen Beobachters, auf dem bequemen Schaukelbett zwischen Radikalismus und sogenanntem Romanismus wiegt, und der darum in der innigeren Verbindung der katholischen, schmählich preisgegebenen Stände zur Selbstvertheidigung alsogleich antiprotestantischen Fanatismus wittert, dieser jedenfalls sehr unverdächtige Berichterstatter, fügt den obigen Resultaten der gerichtlichen Untersuchung noch folgende, beachtungswerthe Bemerkungen bei: „Aus den Geständnissen und übrigen Beweisen geht hervor, daß die Propagandisten, die sich selber die „„junge Schweiz"" nannten, die Eidgenossenschaft so zu sagen provinzenweise eingetheilt hatten, und besten Willens waren, sie mehr und mehr zu einem Hexenkessel einer europäischen, gegen Staat und Kirche sich richtenden Revolution auszubilden. Der Neuenburgische Untersuchungsrichter setzt die Entstehung dieser jungen Schweiz in das Jahr 1838. Hätte er den Faden weiter verfolgen können, so würde er ohne Zweifel gefunden haben, daß diese „„junge Schweiz"" und die im Jahre 1836 aus Biel, ihrem damaligen Hauptsitz, verdrängte, eine und

dieſelbe Verbindung iſt. Sie flüchtete ſich von da mit ihren Mitteln und ihren Archiven nach der Waadt und dem Unterwallis, in welchen Gegenden ſie Hauptſecundantin zweier Revolutionen wurde, deren eine mißlang, während die andere nach Wunſch ausfiel. Die Neuenburgiſchen Behörden ließen die ihnen kund gewordenen Anführer aufgreifen, und übergaben ſie, in der Abſicht, daß ſie nach ihrer Heimath transportirt werden ſollten, der Polizei des Nachbarcantons. Dieſe lieferte die Arreſtanten nach Baſelland, und hier ließ man ſie, wie vorauszuſehen war, entwiſchen."

Hiernach waren es die Panegyriker des Königsmörders Tſchech, die auch ihre Hand bei jener beiſpielloſen Revolution in der Waadt im Spiel hatten, welche der Rheiniſche Beobachter, der ſeine Unterſtützung aus öffentlichen Geldern erhält, durch ſeinen Schweizer Correſpondenten auf die ſchamloſeſte Weiſe dem rheiniſchen Volke anpreiſen ließ, — und das gemäß ſeinem Standpunkt zwiſchen Radikalism und Romanism, oder mit andern Worten, zwiſchen der Revolution und der verhaßten katholiſchen Kirche. Wir hoffen inzwiſchen, die Gewalthaber, in deren Händen die Looſe Deutſchlands dermalen noch liegen, werden dieſe Verblendung confeſſioneller Bornirtheit nicht theilen, und der Schweiz gegenüber eine Stellung einnehmen, wie ſie nicht nur das Heil der Schweiz und Deutſchlands, ſondern ihre eigene Selbſterhaltung gebieteriſch verlangt.

XXX.

Der ewige Jude in Sachſen und das Concil in Schwaben.

Der ewige Jude ſcheint in Sachſen ſein langgeſuchtes Vaterland gefunden zu haben, und die ſächſiſchen Buchhändler geben ſich alle Mühe, ihn an die Stelle des Evangeliums zu ſetzen. Da gibt das Verlags-Comptoir in Grimma einen: „Königlich Sächſiſchen conceſſionirten Ameiſen-Kalender auf das Jahr 1846 nebſt deutſchem Deſtelli-Kalender" heraus. Die Ameiſen werden aber dem Grimma'ſchen Verlagscomptoir über Verläumdung den Proceß machen, denn bisher hatten

ſie einen ehrlichen Namen und trugen Alles mit ehrlichem Fleiße zuſammen; das Verlagscomptoir aber ſtiehlt das Leder zu ſeinen Schuhen und verhunzt es noch obenein, damit es unkenntlich werde, wie es dieß mit den Holzſchnitten aus „den fliegenden Blättern“ gethan. Es könnte daher mit beſſerem Rechte ſein Sammelſurium den Elſtern-Kalender nennen; denn man ſagt: fleißig, wie eine Ameiſe, und diebiſch, wie eine Elſter. Am Schluße dieſes Kalenders wird dem guten deutſchen Michel in Sachſen, nach Juden-Manier, als „intereſſant — und Viel fürs Geld und billig ohne Beiſpiel, zur ſchönſten und wohlfeilſten Unterhaltung für die Winterabende die neueſte, ſorgfältigſte, gelungenſte und dabei zugleich allerwohlfeilſte Ueberſetzung, welche in Deutſchland von dem wunderbar ergreifenden, ganz Europa allarmirenden, zehnbändigen Roman des ewigen Juden erſchienen iſt,“ angeboten und angeprieſen. Und da heißt es ferner am Schluße: „Subſcribentenſammler erhalten ſtatt Rabatt auf je 6 Exemplare ein ſiebentes Freiexemplar; bei Abnahme von 30 Exemplaren 6 Freiexemplare. Wer's bis zu Hunderten bringt 20 Freiexemplare, und außerdem, wenn er ſich's ſelbſt abholt, **auch noch eine Portion Braten, ein Töpfchen Grimma'ſches Lagerbier und einen neuen Ameiſen- (reſp. Elſtern-) Kalender.** O du glückſeliges Land! deſſen Kinder den ewigen Juden mit dem Braten herunterfreſſen; wo eine hungerige Buchhandlung ſo liberal und aufopfernd um die Stillung des Hungers ihrer Subſcribentenſammler bedacht iſt!

Während dieß in Sachſen vorgeht, hat das Concil in Stuttgart dem aufgeklärten Theile der Schwaben nicht minder die Naſe mit Bratengeruch gekitzelt. Da haben ſie beſchloſſen: jede Gemeinde ſoll es mit ihrer kirchlichen Verfaſſung und Ordnung halten, wie ſie wolle, und die Frauen ſollen auch in kirchlichen Dingen mitreden dürfen; zwei Beſchlüſſe, wodurch ſie nicht nur die infernale Majeſtät, ſondern auch ihre Großmama ſich verbindlich gemacht; denn wollte der Teufel nach ſeinem Guſto ſich eine Hauskapelle einrichten, ſo könnte er ohne Gefahr die Beſchlüſſe dieſes Concils dabei zu Grunde legen; er wird ſich gewiß keinen Glaubenszwang anthun dürfen, oder einer höhern Autorität unterwerfen; wollte aber ſeine Großmama auch ihrerſeits dabei ihren Capricen folgen, ſo wäre dieß ebenfalls dem neuen Glauben gemäß, auch ſie hätte ja ihre Stimme. Armer, alterſchwacher deutſcher Michel! welche Bären läßt du dir anbinden; merkſt du es noch immer nicht, daß ſie dich zum Geſpött der Kinder auf den Straßen und zum Gelächter aller Nationen machen, die ſich noch einen Funken Menſchenverſtand und einen Inſtinkt der Selbſterhaltung bewahrt haben.

XXXI.

Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder *).

II.

Handelsgeist im Sauerland. — Wilde Poesie in Paderborn. — Die Barackenbewohner. — Ihre Ehen. — Die Branntweinpest. — Sittenverderbniß. — Alte Gebräuche. — Aberglauben. — Besprechungen. — Raufluſt. — Eine Gerichtsscene.

Wir haben im Vorhergehenden den Charakter der Eingebornen bereits flüchtig angedeutet, und gesagt, daß dem gewöhnlichen Einflusse der Natur auf ihre Zöglinge entgegen, am, verhältnißmäßig in einem zahmen Lande aufgenährten, Paderbörner der Stempel des Bergbewohners, sowohl moralisch als körperlich, weit entschiedener hervortritt, als an dem, durch seine Umgebungen weit mehr dazu berechtigten Sauerländer. —

*) Da wir mit den Zuständen der untern Klassen im Sauerlande und Paderborn gänzlich unbekannt sind, so müssen wir die Richtigkeit der folgenden Schilderungen der berichterstattenden Feder anheim geben; sehr erwünscht aber wäre es uns, wenn auch andere, des Landes kundige Beobachter uns auch erfreulichere Seiten des dortigen Volkslebens mittheilen könnten. Diese Worte richten sich vorzüglich an die ehrenwerthe Geistlichkeit des Landes, die im Kampfe mit den Uebelständen gewiß auch am ersten Gelegenheit hat, die Tugenden in der Hütte des Armen kennen zu lernen. Sind übrigens die Farben des Gemäldes düster, so müssen wir doch gestehen, daß es eine große Ungerechtigkeit wäre, den einzelnen Volksstamm

Der Grund liegt nahe; in den Handelsverhältniſſen des Letzteren, die ſeine Heimath den Fremden öffnen, und ihn ſelbſt der Fremde zutreiben, wo unter kaufmänniſcher Cultur die Sitten, durch auswärtige Heirathen das Blut ſeines Stammes ſich täglich mehr verdünnen, und wir müſſen uns eher über die Kraft einer Ader wundern, die, von ſo vielen Quellen verwäſſert, doch noch durchgängig einen ſcharfen, feſten Strich zeichnet, wie der Rhein durch den Bodenſee. — Der Sauerländer iſt ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menſchenſchlag in Deutſchland, aber von wenig geſchmeidigen Formen; koloſſale Körperkraft iſt bei ihm gewöhnlicher, als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwohl etwas breit und verflacht, ſind ſehr angenehm, und bei vorherrſchend lichtbraunem oder blonden Haare haben doch ſeine langbewimperten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln Blick der ſchwarzen. — Seine Phyſiognomie iſt kühn und offen, ſein Anſtand ungezwungen, ſo daß man geneigt iſt, ihn für ein argloſeres Naturkind zu halten, als irgend einen ſeiner Mitweſtphalen; dennoch iſt nicht leicht ein Sauerländer ohne einen ſtarken Zuſatz von Schlauheit, Verſchloſſenheit und praktiſcher Verſtandesſchärfe, und ſelbſt der ſonſt Beſchränkteſte unter ihnen wird gegen den geſcheuteſten Münſterländer faſt immer praktiſch im Vortheil ſtehen. — Er iſt ſehr entſchloſſen, ſtößt ſich dann nicht an Kleinigkeiten, und ſcheint eher zum Handel und guten Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. — Seine Neigungen ſind hef-

---

darum härter zu beurtheilen, und ihn zum Sündenbock unſerer Zeit zu machen; denn ſie paſſen nur zu ſehr auf die untern Klaſſen in gar manchen Provinzen unſeres Vaterlandes, die von ihrer Vortrefflichkeit voll ſind; es ſpricht ſich darin eine Verwilderung aus, deren ſchauderhafte Verbrechen wir täglich in den öffentlichen Blättern des Nordens und des Südens, aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands, auf eine erſchreckende Weiſe vernehmen, und die in Verbindung mit dem Communismus uns noch eine unheilſchwangere Zukunft heraufzubeſchwören droht, wenn die Religion in neuer Belebung uns nicht zum Stern des Heiles wird.

Anmerkung der Redaction.

tig aber wechselnd, und so wenig er sie Jemands Wunsch zu Liebe aufgibt, so leicht entschließt er sich, aus eigener Einsicht oder Grille hierzu. — Er ist ein rastloser und zumeist glücklicher Speculant, vom reichen Fabrikherrn, der mit Vieren fährt, bis zum abgerissenen Herumstreifer, der „Kirschen für Lumpen" ausbietet; und hier findet sich der einzige Adel Westphalens, der sich durch Eisenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke dem Kaufmannsstande anschließt. — Obwohl der Confession nach katholisch, ist das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau, und lacht nur zu oft über die Schaaren frommer Wallfahrter, die vor seinen Gnadenbildern bestäubt und keuchend ihre Litaneien absingen, und an denen ihm der Klang des Geldes, das sie einführen, bei weitem die verdienstvollste Musik scheint. — Uebrigens besitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er ist muthig, besonnen, von scharfem aber kühlen Verstande, obwohl im Allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühl bedeutender Aufopferungen fähig; und selbst der Geringste besitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der seine Unterhaltung äußerst angenehm für denjenigen macht, dessen Ohren nicht allzu zart sind. — Daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in den Fabrikstuben) zubringen, oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältnisse sehr locker, gewissermaßen unbedeutend sind, begreift sich wohl; so wie aus dem Gesagten hervorgeht, daß nicht hier der Hort der Träume und Mährchen, der charakteristischen Sitten und Gebräuche zu suchen ist; denn obwohl die Sage manche Kluft und unheimliche Höhle mit Berggeistern, und den Gespenstern Ermordeter, oder in den Irrgängen Verschmachteter bevölkert hat, so lacht doch jedes Kind darüber, und nur der minderbeherzte oder phantasiereichere Reisende fährt zusammen, wenn ihm in dem schwarzen Schlunde etwa eine Eule entgegenwimmert, oder ein kalter Tropfen von den Steinzapfen in seinen Nacken rieselt. — Kurz, der Sohn der Industrie besitzt vom Bergbewohner nur die eiserne Gesundheit, Körperkraft

und Entſchloſſenheit, aber ohne den romantiſchen Anflug und die Phantaſie, welche ſich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt ſein Land, ohne deſſen Charakter heraus zu fühlen; er liebt ſeine Berge, weil ſie Eiſen und freien Athemzug; ſeine Felſen, weil ſie vortreffliches Material und Fernſichten; ſeine rauſchenden Waſſerfälle, weil ſie den Fabrikrädern raſcheren Umſchwung geben, und das Ganze endlich, weil es eben ſeine Heimath und in deſſen Luft ihm am wohlſten iſt. — Seine Feſtlichkeiten ſind, nach den Umſtänden des Gaſtgebers, den ſtädtiſchen möglichſt nachgebildet; ſeine Trachten desgleichen. — Alles wie anderwärts, — ſtaubende Chauſſeen mit Frachtwagen und Einſpännern bedeckt, — Wirthshäuſer mit Kellnern und gedruckten Speiſezetteln, — einzelne Dörfer im tiefſten Gebirge ſind noch ſtrohdachig und verfallen genug, die meiſten jedoch, nett wie alle Fabrikorte, erhalten allein durch die ſchwarze Schieferbekleidung und die mit Steinplatten beſchwerten Dächer, die man hier der Rauhigkeit des Climas entgegenſetzen muß, einen ſchwachen Anſtrich von Ländlichkeit, und nur die Kohlenbrenner in den Waldungen, die bleichen Hammerſchmiede vor ihren Höllenfeuern, und die an den Stollen, mit Lederſchurz und blitzendem Bleierz auf ihrem Kärrchen aus- und einfahrenden Bergknappen geben der Landſchaft hier und dort eine paſſende Staffage.

Anders iſt's im Hochſtifte Paderborn, wo der Menſch eine Art wilder Poeſie in die ſonſt ziemlich nüchterne Umgebung bringt, und uns in die Abruzzen verſetzen würde, wenn wir Phantaſie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Gebirge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. — Nicht groß von Geſtalt, hager und ſehnig, mit ſcharfen, ſchlauen, tiefgebräunten, und vor der Zeit von Mühſal und Leidenſchaft durchfurchten Zügen fehlt dem Paderböner nur das brandſchwarze Haar zu einem entſchieden ſüdlichen Ausſehen. — Die Männer ſind oft hübſch und immer maleriſch, die Frauen haben das Schickſal der Südländerinnen, eine frühe, üppige Blüthe und ein frühes, zigeunerhaftes Alter. — Nirgends gibt es

so rauchige Dörfer, so dachlückige Hüttchen, als hier, wo ein ungestümes Temperament einen starken Theil der Bevölkerung übereilten Heirathen zuführt, ohne ein anderes Kapital, als vier Arme und ein Dutzend zusammengebettelter und zusammengesuchter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zusammengesetzt wird, eben groß genug für die Heerdstelle, das Ehebett, und allenfalls einen Verschlag, der den stolzen Namen Stube führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fensterlöchern ist. — Besitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, so dürfte endlich eine bescheidene Menschenwohnung entstehen, häufig aber lassen Armuth und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst sahen einen bejahrten Mann, dessen Pallast zu kurz war, um ausgestreckt darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende weit in die Straße recken. — Selbst der Roheste ist schlau und zu allen Dingen geschickt, weiß jedoch selten nachhaltigen Vortheil daraus zu ziehen, da er sein Talent gar oft in kleinen Pfiffigkeiten, deren Ertrag er sofort vergeudet, erschöpft, und sich dem Einflusse von Winkeladvokaten hingibt, die ihm über jeden Zaunpfahl einen Proceß einfädeln, der ihn völlig aussaugt, fast immer zur Auspfändung, und häufig von Hof und Haus bringt. — Große Noth treibt ihn zu großen Anstrengungen, aber nur bis das dringendste Bedürfniß gestillt ist, — jeder erübrigte Groschen, den der Münsterländer sorglich zurücklegen, der Sauerländer in irgend ein Geschäft stecken würde, wird hier am liebsten von dem Kind der Armuth sofort dem Wirthe und Kleinhändler zugetragen, und die Schenken sind meist gefüllt mit Glückseligen, die sich einen oder ein paar blaue Montage machen, um nachher wieder auf die alte Weise fort zu hungern und taglöhnern. — So verleben leider Viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande, und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voran bringen, ihre Jugend in Armuth, und gehen einem elen-

den Alter am Bettelſtabe entgegen. — In ihrer Verwahrloſung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche ſehr fromm zu ſeyn, während er ſeinem Gewiſſen die ungebührlichſten Ausdehnungen zumuthet. — Wirklich ſtehen auch manche Pflichten ſeinen mit der Muttermilch eingeſogenen Anſichten vom eigenen Rechte zu ſehr entgegen, als daß er ſie je begreifen ſollte, — jene gegen den Gutsherrn zum Beiſpiel, dem er nach ſeinem Naturrecht gern als einen Erbfeind oder Uſurpator des eigentlich ihm zuſtändigen Bodens betrachtet, dem ein ächtes Landeskind nur aus Liſt, um der guten Sache willen, ſchmeichle, und übrigens Abbruch thun müſſe, wo es immer könne. — Noch empörender ſcheinen ihm die Forſt- und Jagdgeſetze, da ja „unſer Hergott das Holz von ſelbſt wachſen läßt, und das Wild aus einem Lande in das andere wechſelt." — Mit dieſem Spruche in Munde glaubt der Frierende ſich völlig berechtigt, jeden Förſter, der ihn in flagranti überraſcht, mit Schnupftabak zu blenden, und wie er kann, mit ihm fertig zu werden. — Die Gutsbeſitzer ſind deßhalb zu einem erſchöpfenden Aufwande an Forſtbeamten gezwungen, die den ganzen Tag und manche Nacht durchpatrouilliren, und doch die maſſivſten Forſtfrevel, z. B. das Niederſchlagen ganzer Waldſtrecken in einer Nacht, nicht immer verhindern können. — Hier ſcheitern alle Anſtrengungen der ſehr ehrenwerthen Geiſtlichkeit, und ſelbſt die Verſagung der Abſolution im Beichtſtuhle verliert ihre Kraft, wie bei dem Corſen, wenn es eine Vendetta gilt. — Noch vor dreißig Jahren war es etwas ſehr Gewöhnliches, beim Mondſcheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben denen dreißig bis vierzig Männer hertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entſchloſſenheit in den gebräunten Zügen, und der nächſte Morgen brachte dann gewiß — je nachdem ſie mit den Förſtern zuſammen getroffen, oder ihnen glücklich ausgewichen waren — die Geſchichte eines blutigen Kampfs, oder eines grandioſen Waldfrevels. — Die Ueberwachung der preußiſchen Regierung hat allerdings dieſer Oeffentlichkeit ein Ziel geſetzt, jedoch ohne bedeutende Reſul-

tate in der Sache selbst, da die Frevler jetzt durch List ersetzen, was sie an Macht einbüßen, und es ist leider eine Thatsache, daß die Holzbedürftigen, sogar Beamte, von Leuten, denen doch, wie sie ganz wohl wissen, kein rechtlicher Splitter eigen ist, ihren Bedarf so ruhig nehmen, wie aller Orts Strandbewohner ihren Kaffee und Zucker von den Schmugglern zu nehmen pflegen. — Daß auch dieser letztere Erwerbszweig hier dem Charakter des Besitzlosen zu sehr zusagt, als daß er ihn vernachlässigen sollte, selbst wenn die mehrstündige Entfernung der Gränze ihn mühsam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich machen, läßt sich wohl voraussetzen, und fast bis im Herzen des Landes sehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Truppen von Fünfen oder Sechsen, hastig und ohne Gruß, an uns vorüber der Wesergegend zustapfen, und können sie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln, schweißtriefend und nicht selten mit verbundenem Kopfe oder Arme wieder in ihre Baracken schlüpfen sehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen stundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüsse und wüstes Geschrei aufgeschreckt, — am nächsten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerstampfte Flächen, wo sie sich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Dutzend Taglöhner läßt sich bei seinem Dienstherren krank melden. — Ihre Ehen meist aus Leidenschaft, und mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit auf äußere Vortheile, geschlossen, würden anderwärts für höchst unglücklich gelten, da kaum eine Barackenbewohnerin ihr Leben beschließt, ohne Bekanntschaft mit dem sogenannten „braunen Heinrich", dem Stocke nämlich, gemacht zu haben. Sie aber finden es ländlich, sittlich, und leben der Ueberzeugung, daß eine gute Ehe, wie ein gutes Gewebe, zuerst des Einschlags bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern. Wollten wir eine Zusammenstellung der untern Volksklassen nach den drei Hauptfarben Westphalens wagen, so würden wir sagen: Der Sauerländer freit, wie ein Kaufmann, nämlich nach Geld oder Geschicklichkeit, und führt auch seine Ehe so, — kühl und auf ge-

durch hebräiſche Verſe. Im Arabiſchen brachte er es dagegen, durch andere Geſchäfte und durch die Kürze der Zeit verhindert, nicht weiter als bis zur Kenntniß der Buchſtaben.

Nachdem er die niedern Weihen empfangen, ward ihm der Auftrag, ſich für das Schulfach vorzubereiten, dem er ſich vom nächſten Jahre an widmen ſollte. Jetzt las er pädagogiſche Schriften, und nahm die lateiniſchen Claſſiker wieder vor, denen er während des Noviziats hatte entſagen müſſen. Zugleich ſuchte er ſich in den verſchiedenen Versmaaßen Uebung zu verſchaffen. Auf jeden Abſchnitt der lauretaniſchen Litanei machte er Verſe in verſchiedenen Sylbenmaaßen, die ihm jedoch in reiferem Alter zu kleinlich und verkünſtelt vorkamen. Auch arbeitete er nach dem Muſter der Tragödien Seneca's, um es von ſeinen Schülern aufführen zu laſſen, ein Schauſpiel aus, Gaſton betitelt, welches noch unter ſeinen gedruckten lateiniſchen Gedichten vorhanden iſt. Unter ſolchen Beſchäftigungen überraſchte ihn im Auguſt ein Befehl des Provincials, der die Eiferſucht ſeiner ältern Commilitonen erregte. Er ſollte im nächſten Schuljahre zu Grätz in Steiermark die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache lehren. Dorthin begab er ſich im October des Jahres 1750, nachdem er zuvor noch die zehntägigen Herbſtferien ſehr angenehm auf der Herrſchaft Mauer zugebracht, und die jährlichen Exercitien des heil. Ignatius verrichtet hatte.

Die Schilderung, die er von ſeinem Eintritte in die neue Laufbahn entwirft, gibt uns wieder ein anſchauliches Bild von dem Leben innerhalb des Ordens. Ein wahrhaft demüthiges, kindliches Gemüth, wie Denis, konnte ſich in dieſen Verhältniſſen nur glücklich fühlen.

„Als Unbekannter unter lauter Unbekannten trat ich in das Collegium zu Grätz, welches hundert und acht und fünfzig Bewohner zählte, und machte zuerſt dem Rector einen Beſuch. Dieſer war Willibald Krieger, mein Landsmann, der ſich durch die größte Klugheit, durch ein ehrwürdiges Anſehen, durch ſeine geleiſteten Dienſte auszeichnete, und überhaupt jedem obrigkeitlichen Amte gewachſen war: unter allen Jeſuiten ſahe ich nie einen würdigern Mann, als ihn. Von da ging ich zu dem Vorſteher der Schulen für die Humaniora, Joſeph Lendelmayer, einem ſehr frommen Mann, von gebildetem Geiſt und einer nicht gemeinen

der Paderborner jedem Zwange zu abgeneigt iſt, als daß er ſich eine Luſt durch etwas, das nach Ceremoniell ſchmeckt, verderben ſollte. — Bei den Hochzeiten z. B. fällt wenig Beſonderes vor, das allwärts bekannte Schlüſſel- und Brod-Uebereichen findet auch hier ſtatt, d. h. wo es, außer einer alten Truhe, etwas gibt, was des Schlüſſels bedürfte, — nachher geht Jeder ſeinem Jubel bei Tanz und Flaſche nach, bis ſich Alles zum „Papen von Iſtruh" ſtellt, einem beliebten Nationaltanz, einem Durcheinanderwirbeln und Verſchlingen, was erſt nach dem Lichtanzünden beginnt, und dem „Reiſenden für Völker- und Länderkunde" den Zeitpunkt angibt, wo es für ihn gerathener ſeyn möchte, ſich zu entfernen, da fortan die Aufregung der Gäſte bis zu einer Höhe ſteigt, deren Culminationspunkt nicht voraus zu berechnen iſt. — Iſt die Braut eine ächte „Flüggebraut", eine Braut in Kranz und fliegenden Haaren, ſo tritt ſie gewiß ſtolz, wie eine Fürſtin, auf, und dieſes glorreiche Familienereigniß wird noch der Ruhm ihrer Nachkommen, die ſich deſſen wohl zu rühmen wiſſen, wie ſtattlich ſie mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren einhergeſtrehlt ſei. — Lieber als eine Hochzeit iſt dem Paderbörner noch die Faſtnacht, an derem erſten Tage (Sonntag, esto mihi) der Burſche daherſteigt, in der Hand, auf goldenem Apfel, einen beſiederten Hahn aus Brodteig, den er ſeiner Liebſten verehrt, oder auch der Edelfrau, nämlich, wenn es ihm an Geld für die kommenden naſſen Tage fehlt. — Am Montag iſt der Jubel im tollſten Gange, ſelbſt Bettler, die nichts Anderes haben, hängen ihr geflicktes Betttuch über den Kopf, und binden einen durchlöcherten Papierbogen vors Geſicht, und dieſe machen, wie ſie mit ihren, aus der weißen Umrändung blitzenden Augen und langen Naſenſchnäbeln die Mauern entlang taumeln, einen noch grauſigeren Eindruck, wie die eigentlichen Maskenzüge, die in ſcheußlichen Verkleidungen mit Gebeul und Hurrah auf Ackergäulen durch die Felder galloppiren, alle hundert Schritte einen Sandreuter zurücklaſſend, der ihnen wüſt nachjohlt, oder als ein hinkendes Ungethüm ins Dorf zurückächzt.

Sehr beliebt iſt auch das Schützenfeſt, zum Theil der Ironie wegen, da an dieſem Tage der „Wildſchütz“ vor dem Auge der ſein Gewerb ignorirenden Herrſchaft mit ſeinem ſichern Blicke und ſeiner feſten Hand paradiren darf, und oft der ſchlimmſte Schelm, dem die Förſter ſchon wochenlang nachſtellten, dem gnädigen Fräulein Strauß und Ehrenſchärpe als ſeiner Königin überreicht, und mit ihr die Ceremonie des erſten Tanzes durchmacht. — Ihm folgt am nächſten Tage das Frauenſchießen, eine galante Sitte, die man hier am wenigſten ſuchen ſollte, und die ſich anmuthig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübſche, von dem Edelhofe aus, in ihren goldenen Häubchen und Stirnbinden, bebändert und beſtraußt, Jede mit dem Gewehr ihres Mannes über die Schultern. — Voran die Frau des Schützenkönigs mit den Abzeichen ihrer Würde, den Säbel an der Seite, wie weiland Maria Thereſia auf den Kremnitzer Dukaten; ihr zunächſt die Fähnderichin mit der weißen Schützenfahne; — auf dem Hofe wird Halt gemacht, die Königin zieht den Säbel, kommandirt — rechts — links — kurz alle militäriſchen Evolutionen; dann wird die Fahne geſchwenkt, und das blanke Regiment zieht mit einem feinen Hurrah dem Schießplatze zu, wo Jede — Manche mit der zierlichſten Koketterie — ihr Gewehr ein paarmal abfeuert, und unter klingendem Spiele der Schenke zu marſchiren, wo es heute keinen König gibt, ſondern nur eine Königin und ihren Hof, die Alles anordnen, und von denen ſich die Männer heute Alles gefallen laſſen. — Einen gleich ſtarken Gegenſatz zu den derben Sitten des Landes gibt der Beginn des Erndtefeſtes. — Dieſes wird nur auf Edelhöfen und großen Pachtungen im altherkömmlichen Style gefeiert. — Der voranſchreitenden Muſik folgt der Erndtewagen mit dem letzten Fuder, auf deſſen Garben die Großmagd thront, über ſich auf einer Stange den funkelnden Erndtekranz, — dann folgen ſämmtliche Dienſtleute, paarweiſe, mit gefalteten Händen, die Männer baarhaupt, ſo ziehen ſie langſam über das Feld dem Edelhofe zu,

das Te Deum nach der ſchönen, alten Melodie des katholiſchen Ritus abſingend, ohne Begleitung, aber bei jedem dritten Verſe von den Blasinſtrumenten abgelöst, was ſich überaus feierlich macht, und gerade bei dieſen Menſchen, und unter freiem Himmel etwas wahrhaft Ergreifendes hat. — Im Hofe angelangt, ſteigt die Großmagd ab, und trägt ihren Kranz mit einem artigen Spruche zu jedem Mitgliede der Familie, vom Hausherrn an bis zum kleinſten Jünkerchen auf dem Schaukelpferde, dann wird er über das Scheuerthor an die Stelle des vorigjährigen gehenkt, und die Luſtbarkeit beginnt. — Obwohl ſich keiner ausgezeichneten Singorgane erfreuend, ſind die Paderbörner doch überaus geſangliebend; überall — in den Spinnſtuben — auf dem Felde — hört man ſie quinkeliren und pfeifen, — ſie haben ihre eigenen Spinn-, ihre Acker-, Flachsbrech- und Rauflieder, — das letzte iſt ein ſchlimmes Spottlied, was ſie, nach dem Takte des Raufens, jedem Vorübergehenden aus dem Stegreif zuſingen. — Sonderlich junge Herren, die ſich, dem Verhältniſſe nach, zu Freiern ihrer Fräulein qualifizieren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbei zu kommen, und ſich von zwanzig bis dreißig Stimmen nachkrähen zu hören: „He! he! he! er iſt ihr zu dick, er hat kein Geſchick, — oder: „er iſt ihr zu arm, daß Gott erbarm! Den Kuinkel den kuank, der Vogel der ſang, das Jahr iſt lang, oh! oh! oh! laßt ihn gehn!“ — Ueberhaupt rühmen ſie ſich gern, wo es ihnen Anlaß zum Streit verſpricht, ihrer Herrſchaft, als ob ſie aus Gold wäre; ſtehen auch in ernſteren Fällen, aus demſelben Grunde, bisweilen zu ihr gleich dem Beſten, und es iſt hier, wie bei der Pariſer Polizei, nichts Ungewöhnliches, die ſchlimmſten „Wildſchützen“ nach einigen Jahren als Forſtgehilfen wieder zu finden, denen es alsdann ein Herzensgaudium iſt, ſich mit ihren alten Kameraden zu raufen, und den bekannten Liſten neue entgegen zu ſetzen; und noch vor Kurzem packten ein Dutzend ſolcher Praktiker ihren Herzensfreund, den Dorfſchulmeiſter, der ſie früher in der Taktik des „Holzſuchens“ unterrichtet hatte, wie er eben daran war, die dritte oder vierte Auflage der Rekruten

einzuüben, etwa achtzig baarfüßige Schlingel nämlich, die, wie junge Wölfe, zuerſt mit dem Blutausſaugen anfangen, mit ihren krummen Meſſern kunſtfertig in dem jungen Schlag wütheten, während der Pädagog, von einer breiten Buche herab, das Commando führte. — Wir haben bereits den Volksaberglauben erwähnt; dieſer äußert ſich, neben der Geſpenſterfurcht und dem Herenglauben, vorzugsweiſe in ſympathetiſchen Mitteln und dem ſogenannten Beſprechen, einem Akt, der Manches zu denken gibt, und deſſen wirklich ſeltſame Erfolge ſich durch bloßes Hinwegläugnen keineswegs beſeitigen laſſen. Wir ſelbſt müſſen geſtehen, Zeugen unerwarteter Reſultate geweſen zu ſeyn. — Auf die Felder, die der Beſprecher mit ſeinem weißen Stäbchen umſchritten, und die Scholle eines verpfändeten Ackers darauf geworfen hat, wagt ſich in der That kein Sperling, kein Wurm, fällt kein Mehlthau, und es iſt überraſchend, dieſe Strecken mit ſchweren, niederhangenden Aehren zwiſchen weiten Flächen leeren Strohes zu ſehen. Ferner, ein prächtiger Schimmel, arabiſcher Race, und überaus feurig, war, zu einem übermäßigen Sprunge geſpornt, geſtürzt, und hatte ſich die Zunge dicht an der Wurzel durchgebiſſen. — Da das Schlagen des wüthenden Thieres es in den erſten Tagen unmöglich machte, der Wunde beizukommen, war der Brand hinzugetreten, und ein ſehr geſchickter Arzt erklärte das ſchöne Pferd für rettungslos verloren. — Jetzt ward zur „Waffenſalbe" geſchritten, — keinem Arzneimittel, wie man wahrſcheinlich glauben wird, ſondern einem geheimnißvollen, mir unbekannt gebliebenen Gebrauch, zu deſſen Behuf dem mehrere Stunden entfernten Beſprecher nur ein von dem Blut des Thieres beflecktes Tuch geſandt wurde. — Man kann ſich denken, welches Vertrauen ich in dieſes Mittel ſetzte! — Am nächſten Tage wurde das Thier jedoch ſo ruhig, daß ich dieſes als ein Zeichen ſeiner nahenden Auflöſung anſah, — am folgenden richtete es ſich auf, zerbiß und verſchluckte, obwohl etwas mühſam, einige Brodſcheiben ohne Rinde, — am dritten Morgen ſahen wir, zu unſerm Erſtaunen, daß es ſich über das in der

Raufe befindliche Futter hergemacht, und einen Theil desselben bereits verzehrt hatte, während nur ein behutsames Auswählen der weicheren Halme, und ein leises Zucken um Lippen und Nüstern die Empfindlichkeit der, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen mußten, völlig geschlossenen Wundstelle andeuteten; und seitdem habe ich den schönen Araber manchesmal, frisch und feurig, wie zuvor, mit seinem Reiter durchs Feld stolziren sehen. — Dergleichen und Aehnliches fällt täglich vor, und hiebei ist die Annäherung des Besprechers oder seines Mittels an den zu besprechenden Gegenstand immer so gering (in manchen Fällen, wie dem eben genannten, fällt sie gänzlich fort), daß eine Erklärung durch natürlich wirkende Essenzen hier keine Statt haben kann, so wie die vielbesprochene Macht der Phantasie bei Thieren, Kräutern und selbst Gestein wegfallen muß, und dem Erklärer wohl nur die Kraft des menschlichen Glaubens, die magnetische Gewalt eines festen Willens über die Natur als letztes Auskunftsmittel bleiben dürfte. — Folgenden Vorfall haben wir aus dem Munde eines glaubwürdigen Augenzeugen: In dem Garten eines Edelhofes hatte die grüne Kohlraupe dermaßen überhand genommen, daß der Besitzer, obwohl Protestant, in seinem Ueberdrusse endlich zum Besprecher schickte. — Dieser fand sich alsbald ein, umschritt die Gemüsefelder, leise vor sich hinmurmelnd, wobei er mit seinem Stäbchen hier und dort einen Kohlkopf berührte. Nun stand unmittelbar am Garten ein Stallgebäude, an dessen schadhaftem Dache einige Arbeiter flickten, die sich den Spaß machten, den Zauberer durch Spottreden, hinabgeworfene Kalkstückchen ꝛc. zu stören. — Nachdem dieser sie wiederholt gebeten hatte, ihn nicht zu irren, sagte er endlich: „wenn ihr nicht Ruhe haltet, so treibe ich euch die Raupen auf das Dach", und als die Neckereien dennoch nicht aufhörten, ging er an die nächste Hecke, schnitt eine Menge fingerlanger Stäbchen, stellte sie horizontal an die Stallmauer und entfernte sich. — Alsbald verließen sämmtliche Raupen ihre Pflanzen, krochen in breiten, grünen Colonnen über die Sand-

wege, an den Stäbchen die Mauer aufwärts, und nach einer halben Stunde hatten die Arbeiter das Feld geräumt, und standen im Hofe, mit Ungeziefer besäet, und nach dem Dache deutend, was wie mit einer grünen, wimmelnden Decke überzogen war. — Wir geben das eben Erzählte übrigens keineswegs als etwas Besonderes, da die oben berührte Erklärung, durch auf den Geruch wirkende Essenzen, hier am ersten Statt finden dürfte, sondern nur als ein kleines Genrebild aus dem Thun und Treiben eines phantasiereichen und eben besprochenen Volkes. — Ehe wir von diesem zu andern übergehen, erlauben wir uns noch zum Schluße die Mittheilung einer vor etwa vierzig Jahren vorgefallenen Scene, die allerdings unter der jetzigen Regierung nicht mehr Statt finden könnte, jedoch den Charakter des Volks zu anschaulich darstellt, als daß wir sie am ungeeigneten Orte glauben sollten. — Zu jener Zeit stand den Gutsbesitzern die niedere Gerichtsbarkeit zu, und wurde mitunter streng gehandhabt, wobei sich, wie es zu gehen pflegt, der Untergebene mit der Härte des Herrn, der Herr mit der Böswilligkeit des Untergebenen entschuldigte, und in dieser Wechselwirkung das Uebel sich fortwährend steigerte. Nun sollte der Vorsteher (Meyer) eines Dorfes, allzu grober Betrügereien und Diebstähle halber, seines Amts entsetzt werden. — Er hatte sich Manchen verpflichtet, Manchen bedrückt, und die Gemeinde war in zwei bittere Parteien gespalten. — Schon seit mehreren Tagen war eine tückische Stille im Dorfe bemerkt worden, und als am Gerichtstage der Gutsherr, aus Veranlassung des Unwohlseyns, seinen Geschäftsführer bevollmächtigte, in Verein mit dem eigentlichen Justitiar, die Sache abzumachen, war den beiden Herren diese Abänderung keineswegs angenehm, da ihnen wohl bewußt war, daß der Bauer seine Herrschaft zwar haßt, jeden Städter aber, und namentlich „das Schreibervolk" aus tiefster Seele verachtet. Ihre Besorgniß ward nicht gemindert, als einige Stunden vor der Sitzung ein Schwarm baarfüßiger Weiber in den Schloßhof zog, wahre Poissarden, mit fliegenden Haaren und Kindern auf dem Arm, sich vor dem Hauptgebäude zusammen-

drängte, und wie ein Nest junger Teufel zu krähen anfing: „Wir revoltiren! wir protestiren! wir wollen den Meyer behalten! unsere Kerle sind auf dem Felde und mähen, und haben uns geschickt, wir revoltiren!“ — Der Gutsherr trat ans Fenster und rief hinaus: „Weiber! macht euch fort, der Amtmann (Justitiar) ist noch nicht da, worauf der Schwarm sich allmählig, unter Geschrei und Fluchen, verlor. — Als nach einigen Stunden die Sitzung begonnen hatte, und die bereits abgehaltenen Verhöre verlesen wurden, erhob sich unter den Fenstern des Gerichtslokals ein dumpfes, vielstimmiges Gemurmel, was immer zunahm, — dann drängten sich ein paar starknochige Männer in die Stube, — wieder andere, in Kurzem war sie zum Ersticken überfüllt. — Der Justitiar, an solche Auftritte gewöhnt, befahl ihnen mit ernster Stimme hinauszugehen; — sie gehorchten wirklich, stellten sich aber, wie er ganz wohl sah, an der Thüre auf; zugleich bemerkte er, daß Einige, mit grimmigem Blicke auf die Gegenpartei, ihre Kittel lüfteten, und kurze, schwere Knittel sichtbar werden ließen, was von der andern Seite mit einer ähnlichen Pantomime erwidert wurde. — Dennoch las er das Urtheil mit ziemlicher Fassung ab, und schritt dann, seinen Gefährten am Kleide zupfend, hastig der Thüre zu. — Dort aber drängten sich die Außenstehenden hinein, und ließen ihre Knittel spielen, und — daß wir es kurz machen — die heilige Justiz mußte froh seyn, die Nähe eines Fensters zu einem etwas unregelmäßigen Rückzuge benutzen zu können. — Dem Gutsherrn war indessen durch den sich allmählich nach außen ziehenden Tumult die Lage der Dinge bereits klar geworden, und er hatte die Schützengilde aufbieten lassen, lauter Angehörige der Betheiligten, die sich freuten, bei dieser schönen Gelegenheit auch einmal darauf loswaschen zu können. — Sie waren eben aufmarschirt, als die Sturmglocke erschallte. — Einige Schützen rannten nun spornstreichs in den Thurm, wo sie ein altes Weib fanden, das aus Leibeskräften den Strang zog, sofort aber gepackt und auf Umwege in's Hundeloch spedirt wurde. Indessen stand der Gutsherr am Fenster, und

überwachte mit seinem Tubus die Wege, welche zu den berüchtigtsten Dörfern führten, und nicht lange, so sah er es von allen Bergen herunter wimmeln, wie die Beduinenschwärme, er konnte deutlich die Knitteln in ihren Händen unterscheiden, und an ihren Gebärden sehen, wie sie sich einander riefen und zuwinkten. Schnell besonnen, warf er einen Blick auf die Windfahne des Schloßthurms, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Luft den Lärm nicht bis zu der Stelle führe, wo die Kommenden etwa in einer Viertelstunde angelangt seyn konnten, wurden eilends einige zuverlässige Leute abgefertigt, die in Hemdärmeln, mit Sense und Rechen, wie Arbeiter, die auf's Feld ziehen, den verschiedenen Trupps entgegen schlendern und ihnen erzählen mußten, das Geläute im Dorfe habe einem brennenden Schlote gegolten, der aber bereits gelöscht sei. — Die List gelang, alle trollten sich fluchend heim, während drinnen die Schützengilde auch ihr Bestes mit Faust und Kolben that, und so der ganze Scandal mit einigen ernstlich Verwundeten und einem Dutzend ins Loch Gesteckten endigte, zwei Drittel der Gemeinde aber eine Woche lang wie mit Pestbeulen behaftet aussahen, und eine besondere Schwerfälligkeit in ihren Bewegungen zeigten. — Aehnliche Auftritte waren früher so gewöhnlich, wie das tägliche Brod; noch heute, trotz des langjährigen Zwanges, ist der gemeine Mann innerlich nicht um ein Haar breit von seinen Gelüsten und Ansichten abgewichen, er kann wohl niedergehalten werden, die Gluth wird aber unter der Asche immer fortglimmen. — Erhöhter Wohlstand würde Einiges mildern, wären nicht Leichtsinn und die Leidenschaft, welche zuerst eine dürftige Bevölkerung zu Wege bringen, deren geringes Eigenthum Schenkwirthen und Winkeladvokaten zur Beute wird. — Dennoch kann man sich des Bedauerns mit einem Volke nicht enthalten, das mit Kraft, Scharfsinn und Ausdauer begabt, und im Besitze eines gesegneten Bodens, in so vielen seiner Glieder den traurigsten Verhältnissen anheimgefallen ist.

XXXII.

Johann Michael Denis.

(Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts.)

(Fortsetzung.)

Denis beschreibt ausführlich seinen Eintritt in das Noviziat und die erste Zeit seines Lebens im Orden. „Ein Novize, welcher damals, der Sitte gemäß, dem Thürhüter zugegeben wurde, öffnete uns die Thüre des Hauses St. Anna. Es war Sigismund Graf von Hohenwart, jetziger Propst von St. Pölten *), den seit dieser Zeit dauernde Freundschaft mit mir verband, welche nachher durch ein mehrjähriges Zusammenleben in dem Collegium Theresianum noch vermehrt wurde. Nachdem ich seine unförmlichen Schuhe und den groben Saum des Gewandes, das ihn umgab, nicht ohne einige Befremdung betrachtet hatte, so wurde ich von meinem Führer, Rehbach, dem Rector des Hauses und Aufseher der Novizen, Ignaz Langetel, vorgestellt. Dieser Mann, gleich bekannt durch seine exemplarische Frömmigkeit und durch seine Erfahrung, die Gemüther junger Leute zur Tugend zu bilden, empfing mich wie der zärtlichste Vater, bestärkte meine guten Vorsätze, und übergab mich dann dem Angelus — so wurde irgend einer von den bewährtesten Novizen des zweiten Jahres genannt — der um die Neuangekommenen seyn, über sie wachen,

*) Schäfer, Fürstbischof von Wien, gestorben im hohen Alter, im Jahre 1820.

und ihnen zeigen mußte, was sie zu beobachten und zu thun hätten, bis sie allen übrigen Novizen beigesellt wurden. — Dieser führte mich in ein geräumiges Zimmer des obern Stockwerks, wo sich an dem gleichen Abend alle neu angekommenen Novizen versammeln sollten. Es waren ihrer neun und dreißig, die Blüthe der Jugend, viele von Adel, alle nicht von gemeinen Geistesgaben, Oesterreicher, Ungarn, Croaten, Dalmatier, Steiermärker, Kärnthner, Krainer, Friauler, und alle nicht bloß durch gleiches Alter, sondern durch die gleiche Lebensart, die sie ergreifen wollten, als Söhne einer Mutter, als künftige Brüder in Jesu Christo mit einander verbunden. — Fünfe änderten ihren Entschluß. Von den übrigen sind, da ich dieses schreibe, noch eilf am Leben, die andern aber Alle in verschiedenem Alter in's Grab vorangegangen. Fröhlich mischte ich mich unter diese Gefährten, und fühlte mich besonders von den Ungarn angezogen, deren lateinische Aussprache mir so wohl gefiel, daß ich unverzüglich beschloß, sie zu befolgen, da sie den wahren Ausdruck einzelner Buchstaben, besonders der Doppellauter, weit genauer bezeichnete, als die Aussprache der Deutschen. Nachdem wir drei Tage hindurch als Gäste gut bewirthet, und von einer auserlesenen Anzahl zweijähriger Novizen besucht worden, damit sie uns durch ihren Umgang die verschiedenen Gebräuche, und wie wir uns im Noviziat zu betragen hätten, unvermerkt beibrächten: so wurden uns während der folgenden drei Tage von dem Aufseher der Novizen, nach auferlegtem Stillschweigen, die ewigen Wahrheiten nach den Grundsätzen des heil. Ignatius zu weiterm Nachdenken vorgetragen, wobei das Lesen geistlicher Schriften mit Betrachtungen abwechselte, damit wir nach einer solchen Vorbereitung zu einem heiligern Leben, und nach Reinigung unsers Gewissens, durch ein aufrichtiges Bekenntniß der bisher verübten Vergehungen, wirklich in die Zahl der Novizen aufgenommen würden. Den ganzen siebenten Tag über hörte der Aufseher diese Beichten an, während man unterdessen den Uebrigen, die dieses Geschäft schon verrichtet hatten, die Haare abschnitt. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung gab ich das meinige her, auf welches ich immer sehr viel Sorgfalt verwendet hatte. Aber dieses war gleichsam der letzte Rückblick auf das Vergangene; denn von jetzt an hingen meine Wünsche nur an der Zukunft. Als wir daher an dem gleichen Abend in das gemeinschaft-

liche Schlafzimmer, welches man Dormitorium nannte, zurückkehrten, ſahe ich mit Freude auf eines jeden Bette das Ordenskleid liegen, welches wir bei Anbruch des Tages unter Empfindungen eines reinen Vergnügens anzogen. Darauf traten wir vor den Hochaltar, wohnten dem von unſerm Vorſteher gehaltenen Gottesdienſt bei, und empfingen dann aus ſeinen Händen die heilige Hoſtie. Von da führte er uns endlich in die Geſellſchaft der zweijährigen Novizen, deren ebenfalls neun und zwanzig waren, und die uns mit wechſelſeitigen Umarmungen empfingen. Wir waren alſo zuſammen acht und ſechszig an der Zahl, und rechnet man die Novizen beider Jahre von verſchiedenen Handwerken hinzu, die zur Beſorgung des Hausweſens erwählt waren, und die man weltliche Gehülfen (Laienbrüder) nannte, ſo beläuft ſich die ganze Anzahl auf drei und neunzig. Alle hatten eine große, gemeinſchaftliche Wohnung, die an das Zimmer des Aufſehers ſtieß, damit man ſich ohne Verzug an ihn wenden könnte. Voran ſtand ein Altar, auf beiden Seiten der Länge nach Pulte, an welchen die Novizen einander den Rücken zugekehrt ſaßen, und zwar ſo, daß die vom erſten und zweiten Jahr vermiſcht waren. Jeder hatte die gleichen ſchlechten hölzernen, aber ſehr reinlichen Hausgeräthe; wenige und nur geiſtliche Bücher, ascetiſchen Inhalts, ſeinen Roſenkranz und was ſonſt beim Gebet dient, und Schreibmaterialien. Alle auswärtigen Verbindungen waren ſo ganz abgeſchnitten, daß ich den zu Aachen mit den Franzoſen abgeſchloſſenen Frieden nicht eher erfuhr, als durch eine öffentliche Aufforderung des Predigers an das Volk, Gott dafür zu danken. Die Eintheilung des Tages war ſehr geſchickt allem Ueberdruß vorzubeugen. Nächſt den Betrachtungen über göttliche Dinge und dem Herſagen frommer Gebete, wurde die Zeit damit zugebracht, den Aufſeher anzuhören, wenn er entweder von den Pflichten der Tugend ſprach, oder die Regeln des Ordens erklärte; in geiſtlichen Büchern zu leſen, dieſe oder jene geringere Dienſte im Hauſe, im Speiſeſaale, in der Küche zu verrichten; ſich in irgend einer kleinen Handarbeit zu üben; die Sprachen, obwohl jetzt nur obenhin, zu ſtudiren, und endlich nach dem Eſſen, bei welchem der Tiſch reichlich beſetzt war, ſich durch verſchiedene Geſpräche mit einander zu unterhalten. Wenn etwas ein wenig hart ſcheinen konnte, ſo war es das Geſetz, ſelbſt in den Wintermonaten an

[illegible] um ein Uhr des Morgens das Lager so-
[illegible] aber auch dieses achtete der Enthusiasmus
[illegible] wurden wir durch den Schall eines Glöck-
[illegible] ohne daß übrigens dabei ein Wort gesprochen ward.
[illegible] Lagen wurden die zweijährigen Novizen in die
[illegible] der Vorstadt geschickt, um nach den Ein-
[illegible] kleine Kinder in den Anfangsgründen
[illegible] und ihnen ein [illegible]
[illegible]

Digitized by Google

Mann, drei Stunden täglich, vor dem Altar ſtehend, und mit größter Anſtrengung des Geiſtes vorlas, während wir in ſtummer Bewunderung zuhorchten; und die zweijährigen Novizen ſahen es als eine Wohlthat an, wenn einigen von ihnen der Zutritt auch nur acht Tage lang geſtattet wurde, welches zu erlangen ſie miteinander wetteiferten. Nachdem wir durch dieſe heiligen Uebungen geſtärkt worden, ſo übernahm es ein anderer Lehrer, uns auf den Weg der Tugend weiter zu bringen. Adam Leutner, ein Mann vielleicht weniger ſtreng in ſeiner Frömmigkeit, aber von dem redlichſten Herzen, dem es einzig um Beförderung der Ehre Gottes zu thun war; er war ſeinen Zöglingen ſtatt des zärtlichſten Vaters, und ſchärfte uns nichts nachdrücklicher ein, als alle unſere Handlungen der Allgegenwart Gottes gemäß einzurichten."

„Nachdem wir ſeiner Führung anvertraut worden, mußten wir uns nach den Oſterferien einer neuen Probe unterziehen. Theils nämlich um uns den Beifall der Geſellſchaft zu unſerm Vorhaben zu erwerben, theils um die Lebensweiſe in andern Häuſern der Unſrigen kennen zu lernen, wurden wir, je drei und drei, zu Fuß mit einem Wanderbündel beladen, nach allen Seiten hin in die Collegien der Unſrigen geſchickt; unterwegs mußten wir in Klöſtern, bei Geiſtlichen oder in andern ehrbaren Häuſern um Herberge anhalten, und um ein Almoſen bitten, nicht mit Ungeſtüm, oder in der Hoffnung und Abſicht, ſolches wirklich zu erhalten, ſondern nur, um uns in der Demuth zu üben. Dieſe Wanderungen waren auf die Zeit eines Monats beſchränkt. Eine davon hieß die Marianiſche, deren Ziel nicht irgend ein Collegium war, ſondern die zwölf Oerter in Niederöſterreich und Steyermark, welche der heil. Jungfrau geweiht, und durch den Zuſammenfluß des Volkes berühmt ſind; zu dieſen mußten die Novizen von St. Anna im Namen des ganzen Hauſes wallfahren. Zu meiner Freude traf mich dieſes Loos zugleich mit Leop. Biwald und Ignat. Zahn; wir alle drei, ein Bayer, ein Wiener und ein Sclavonier, waren in dieſen Gegenden völlig fremd. Um an die beſagten Oerter zu kommen, mußten wir oft auf mancherlei Art von der Straße abweichen, nichts deſto weniger verirrten wir uns ſelten. Wir wurden überall liebreich aufgenommen, man gab uns öfters Kutſchen von einer Station zur andern; doch fanden wir Niemand, der die Väter Franziskaner an Zuneigung gegen uns

übertraf. An einem einzigen Ort, wo wir um Almoſen baten, gab uns ein Mann, der nicht wußte, was eigentlich unſere Abſicht wäre, die höhniſche Antwort: die ſo reichen Jeſuiten müßten eher Geld bringen als fordern. Doch erinnere ich mich auch eines gewiſſen Novizenmeiſters, der, als wir um Nachtherberge in ſeinem Kloſter anhielten, uns lächerlicher Weiſe ſagte: auch meine Novizen würden gern herumſpazieren, aber vielleicht würde mir keiner von ihnen zurückkommen. Wir hingegen kehrten alle glücklich und mit Freude zurück, ich mit meinen Begleitern war der letzte, weil unſere Reiſe die längſte war, obſchon wir nicht länger als drei Tage in den Klöſtern der heil. Jungfrau, und eben ſo lange in Leoben bei den Unſrigen ausgeruht hatten. Der übrige Theil des Jahres wurde auf die oben beſchriebene Weiſe zugebracht."

Im zweiten Jahre des Noviziates wurde Denis Angelus der Neueintretenden und ſpäter Manuductor aller Novizen, wozu noch das Geſchäft kam, in der Hauptkirche der Leopoldſtadt kleinen Kindern den Katechismus zu erklären. „Aber um endlich auf das zu kommen, worauf es während dieſer zwei Jahre vorzüglich ankam, ſo ließ ich nichts unverſucht, um mich ganz ſo zu bilden, wie es die vortreffliche Einrichtung des gewählten Ordens erforderte. Und wollte Gott, der Eifer, aus welchem ich es that, hätte ſich in den folgenden Zeiten um nichts vermindert! jener Eifer, Gott immer vor den Augen des Geiſtes zu haben, vergängliche Dinge nach ihrem wahren Werth zu ſchätzen, nicht für ſich, ſondern für die Wohlfahrt Anderer zu leben, dem Nächſten überhaupt durch Wort und Beiſpiel zu nützen: daher den ſündlichen Hang der Seele nach Weichlichkeit, Wohlleben, Ueppigkeit, Zornmüthigkeit zu unterdrücken, den ſtolzen Sinn zu zähmen, auf die Erduldung jeder Art von Widerwärtigkeiten gefaßt zu ſeyn, ſeine eigene Meinung der Meinung Anderer zu unterwerfen, den Obern bereitwilligſten Gehorſam zu leiſten, Einſamkeit und Stillſchweigen zu lieben: mit größter Beſcheidenheit von ſeinen eigenen Sachen zu denken und zu ſprechen, die ungeſchliffenen Sitten Anderer mit Geduld zu ertragen, keinen Menſchen zu beneiden, keinen zu verläumden, mit ſo Wenigem als möglich zufrieden zu ſeyn, und was andere dergleichen Lehrſätze der chriſtlichen Philoſophie ſind. Denn darauf waren vor Gott die Gedanken meines Herzens gerichtet, dazu

ſtärkte ich mich durch öftere Betrachtungen und, um dieſe Betrachtungen recht fruchtbar zu machen, durch das Leſen geiſtlicher Schriften; denn nichts von profanem Inhalt kam über die Schwelle des Noviziatſaals."

Selbſt in der Lectüre der ascetiſchen Schriften waren die Novizen im Anfang beſchränkt, doch gab es gegen Ende des zweiten Jahres kaum einen Schriftſteller dieſes Faches von einigem Rufe, mit dem er ſich nicht bekannt gemacht hätte. „Ja auch die Feder ſparte ich nicht; denn ich ſchrieb Aphorismen nieder, die ich in drei Theile abſonderte, von den vornehmſten Tugenden, von den Tagesverken und von verſchiedenen Gegenſtänden, doch wurde der dritte Theil nicht vollendet: dieſes Büchlein band ich ſelbſt ein, weil ich dieſe Kunſt, ſo wie andere, während meines Noviziats erlernen mußte."

Neben dieſen und andern Arbeiten unterließ er ſelbſt das Verſemachen nicht ganz, und ſchied nach vollendetem Noviziat mit der Ueberzeugung aus dem Hauſe zu St. Anna, daß dieſes ein dem Himmel wohlgefälliger Schauplatz und eine wahre Uebungsſchule der Tugenden ſei. An demſelben Tage, an welchem er vor zwei Jahren das Ordenskleid angezogen hatte, legte er zugleich mit ſeinen Gefährten heitern Muthes das Gelübde ab, und ging am folgenden Tage, nachdem er von allen ſeinen Freunden Abſchied genommen und ſeinem treuen Lehrer Dank geſagt hatte, ſogleich zu Fuß auf ſeinen neuen Poſten in das akademiſche Collegium.

Es war bei den Jeſuiten Sitte, Jünglinge, die aus dem Noviziat kamen, nicht ſogleich unter die ältern Bewohner ihrer Häuſer zu miſchen. Sie lebten unter dem Namen Juniores noch zwei Jahre lang abgeſondert, beinahe wie die Novizen, jedoch mit Studien beſchäftigt. — Eigener Fleiß und ein tüchtiger Lehrer der hebräiſchen Sprache brachte unſern Denis während dieſer Periode in Zeit von ſechs Monaten ſo weit, daß er die hebräiſche Bibel eben ſo fertig wie die lateiniſche las, die Buchſtaben leicht und ſchön ſchrieb, ja ſogar Einiges in dieſer Sprache niederzuſchreiben wagte. Später legte er ſich auf das Syriſche und Arabiſche; ein älterer Ordensbruder, der bereits im vierten Jahre Theologie hörte, und ſich dem orientaliſchen Sprachſtudium vorzugsweiſe gewidmet hatte, half ihm in freien Stunden nach, und aus Dankbarkeit feierte Denis deſſen Namenstag, welches auch der ſeinige war,

durch hebräiſche Verſe. Im Arabiſchen brachte er es dagegen, durch andere Geſchäfte und durch die Kürze der Zeit verhindert, nicht weiter als bis zur Kenntniß der Buchſtaben.

Nachdem er die niedern Weihen empfangen, ward ihm der Auftrag, ſich für das Schulfach vorzubereiten, dem er ſich vom nächſten Jahre an widmen ſollte. Jetzt las er pädagogiſche Schriften, und nahm die lateiniſchen Claſſiker wieder vor, denen er während des Noviziats hatte entſagen müſſen. Zugleich ſuchte er ſich in den verſchiedenen Versmaaßen Uebung zu verſchaffen. Auf jeden Abſchnitt der lauretaniſchen Litanei machte er Verſe in verſchiedenen Sylbenmaaßen, die ihm jedoch in reiferem Alter zu kleinlich und verkünſtelt vorkamen. Auch arbeitete er nach dem Muſter der Tragödien Seneca's, um es von ſeinen Schülern aufführen zu laſſen, ein Schauſpiel aus, Gaſton betitelt, welches noch unter ſeinen gedruckten lateiniſchen Gedichten vorhanden iſt. Unter ſolchen Beſchäftigungen überraſchte ihn im Auguſt ein Befehl des Provincials, der die Eiferſucht ſeiner ältern Commilitonen erregte. Er ſollte im nächſten Schuljahre zu Grätz in Steiermark die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache lehren. Dorthin begab er ſich im October des Jahres 1750, nachdem er zuvor noch die zehntägigen Herbſtferien ſehr angenehm auf der Herrſchaft Mauer zugebracht, und die jährlichen Exercitien des heil. Ignatius verrichtet hatte.

Die Schilderung, die er von ſeinem Eintritte in die neue Laufbahn entwirft, gibt uns wieder ein anſchauliches Bild von dem Leben innerhalb des Ordens. Ein wahrhaft demüthiges, kindliches Gemüth, wie Denis, konnte ſich in dieſen Verhältniſſen nur glücklich fühlen.

„Als Unbekannter unter lauter Unbekannten trat ich in das Collegium zu Grätz, welches hundert und acht und fünfzig Bewohner zählte, und machte zuerſt dem Rector einen Beſuch. Dieſer war Willibald Krieger, mein Landsmann, der ſich durch die größte Klugheit, durch ein ehrwürdiges Anſehen, durch ſeine geleiſteten Dienſte auszeichnete, und überhaupt jedem obrigkeitlichen Amte gewachſen war; unter allen Jeſuiten ſahe ich nie einen würdigern Mann, als ihn. Von da ging ich zu dem Vorſteher der Schulen für die Humaniora, Joſeph Lendelmayer, einem ſehr frommen Mann, von gebildetem Geiſt und einer nicht gemeinen

Gelehrſamkeit, deſſen Wohlwollen ich mir alſo auch ohne Mühe erwarb. Es gab zuweilen Lehrer der untern Claſſen von aufbrauſender Gemüthsart, die ſich beklagten, als ob ihnen, ich weiß nicht was, von ihrem Anſehen entzogen würde, wenn der Vorſteher unvermuthet in die Schulſtube trat, wenn er über die Angelegenheiten der Knaben irgend Etwas entſchied, wenn er Schüler tadelte, oder ſich ſonſt auf eine andere Weiſe in die Schulſachen miſchte. Ich hingegen glaubte allen Denen Dank ſchuldig zu ſeyn, welche gewiſſermaßen meine Laſt theilen wollten, und hatte mir ſchon zum voraus vorgenommen, mein eigenes Anſehen durch das des Vorſtehers zu unterſtützen, ihm jede Art von Achtung zu beweiſen, mich mit ihm über die nöthige Schulzucht zu berathen, und ihn ſelbſt zu Schulbeſuchen einzuladen. Daher legte er auch immer bei den Obern ein rühmliches Zeugniß von mir ab, und ſahe es ſehr ungerne, als ich ihm nach Verfluß von zwei Jahren entriſſen wurde. Nachdem ich hierauf meine fünf zukünftigen Collegen beſucht hatte, fing ich an, auf den Anfang meiner Lehrſtunden bedacht zu ſeyn. Aber es fiel in dieſe erſten Tage noch ein anderes Geſchäft. Es war nämlich üblich, daß die Lehrer der untern Claſſen vor dem Feſt St. Nicolas, welchen man für den Schutzpatron der Schiffleute hält, während der Veſper ein aus Pappendeckel verfertigtes Schiffchen an die Thür eines jeden Ordensgeiſtlichen hingen, damit er es dort fände, wenn er von dem Gottesdienſte zurückkäme. Anſtatt des Segels hatte jedes Schiffchen Verſe, die den einzelnen Perſonen und ihrem Amt angemeſſen waren, und worin das Schiffchen ihrer Freigebigkeit empfohlen wurde. Jene nahmen, wenn ſie, wie geſagt, aus der Kirche kamen, das Schiffchen mit auf ihr Zimmer, durchlaſen dort die Verſe, und beluden es dann, wenn ſie wollten, mit irgend einem Geſchenk, es mochte nun in Geld, in irgend einer Kleinigkeit, oder in etwas zum Frühſtück beſtehen, und ſo ſetzten ſie es wieder vor die Thür, damit diejenigen, welche es am vorigen Tage hingehängt hätten, es am frühen Morgen wegnehmen könnten. Alles ſo Geſammelte theilten die gedachten Collegen brüderlich unter ſich. Jetzt mußte gerade der zuletzt Angekommene ſeinen Kopf zu dieſen Verſchen leihen. Und ich erinnere mich, daß es mir dabei in verſchiedenen Sylbenmaßen nicht übel gelang, und daß ich, obwohl noch unbekannt, doch ſo ſehr den Beifall

mehrerer ansehnlicher Männer erhielt, daß mich der Rector selbst, dem ich eine Alcäische Ode zugeeignet hatte, außer dem, was er für Alle gab, noch mit einem besondern Geschenk beehrte. Unter andern Geschenken waren auch einige römische Classiker in jenen niedlichen holländischen Duodez-Ausgaben, die ein gewisser alter Geistlicher in das Schiffchen gelegt hatte; ich betrachtete diese als Schatz, und um sie ganz zu bekommen, ließ ich meinen Collegen gern den Kaffee und die Chokolade-Täfelchen. Aber genug von dem! Ich komme jetzt auf die Geschäfte des Lehrers. Es wurden mir zwei und neunzig Knaben von Stadt und Land übergeben, die vermittelst des Unterrichts in den Wissenschaften der Verehrung Gottes, zur Tugend und zu den Pflichten des bürgerlichen Lebens geleitet werden sollten. Fürwahr ein vielfaches und mühsames Geschäft, das ich aber mit Anstrengung aller Kräfte meines Geistes übernahm; denn was könnte wohl jenes feurige, noch so nahe an die Knabenjahre gränzende Jünglingsalter überdrüßig machen, besonders wenn es von den Rückfichten auf die Ewigkeit und von dem Eifer für die Ehre Gottes beseelt wird, zu denen mich stets zu bekennen mein fester Vorsatz war. Nie ging ich unvorbereitet in die Schule, und ließ es nicht leicht darauf ankommen, aus dem Stegreif zu sprechen, sondern legte etwas Geschriebenes zum Grunde, ich mochte entweder die Hauptlehren des Glaubens verhandeln, oder zu einem des Christen würdigen Wandel ermahnen. Damit die noch unerfahrne Jugend zugleich mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache so viel Sachkenntnisse als möglich auffassen könnte, so bediente ich mich Mich. Berenfelders Apparatus Eruditionis, ich nahm die Schulpensa, die das Jahr hindurch lateinisch ausgearbeitet werden mußten von der sichtbaren Welt her, und durchging die Elemente, Metalle, Steine, Pflanzen, Insekten, Amphibien, bei denen ich, durch die Herbstferien unterbrochen, stille stand. Ein strenger Verehrer der Gerechtigkeit, nahm ich nicht die mindeste Rücksicht auf Geburt, oder Verbindlichkeit, oder Gunst, wenn es zum Nachtheil eines Andern gereichte. Deßwegen, wenn bei den öffentlichen Disputationen nach Gewohnheit diejenigen bekannt gemacht wurden, welche sich rühmlich ausgezeichnet hatten, hörte man oft zuerst die Namen der elternlosen und armen Knaben nennen; ich weiß noch, daß dieses Bestreben nach Unparteilichkeit selbst von einem vornehmen

Mann, deſſen Söhnlein nur unter denen vom zweiten Range ſaß, an mir gelobt wurde. Daß ich bei Beſtrafung von Nachläßigkeiten in der Schule und in dem Gebrauch des Stocks zuweilen das Maaß überſchritt, und nicht immer mit kaltem Blute züchtigte, noch genug Rückſicht nahm, ob aus Langſamkeit des Kopfes, oder aus Saumſeligkeit und Trägheit gefehlt wurde, ſchmerzt mich bei der Rückerinnerung, und ich erſtaune, daß ich einſt ſo geneigt zu dem war, was ich jetzt auf keine Weiſe mehr über mich erlangen könnte. Am Ende des Frühlings führten die Schüler meinen Gaſton, nicht ohne Beifall, öffentlich auf. Ich hatte am Ende einen muſikaliſchen Chor beigefügt, in welchem vier ſingende Knaben in der Tracht des Adels, der Jugend, der Schönheit und Unſchuld einen mit Trauergewand auf der Bahre liegenden Jüngling beklagten, und zwar, was damals ziemlich ungewöhnlich war, in der Mutterſprache; denn da ich in dieſem Jahre den Dichter Opitz bekommen hatte, ſo fand ich es von Tag zu Tage ungereimter, ein ganz artiges lateiniſches Gedicht ſchreiben zu können, und in der vaterländiſchen Sprache kaum ein Diſtichon hervorzubringen, ohne gegen die Regeln der Grammatik und der Proſodie zu verſtoßen."

Im nächſten Schuljahre wurde er als Lehrer an die dritte Grammatikalklaſſe verſetzt, wo er neunundſiebzig Schüler zu unterrichten hatte. Auch hier dachte er wieder an ein lateiniſches Schauſpiel, welches von ſeinen Schülern aufgeführt werden könnte. Schon im Anfange des Februar übergab er daſſelbe dem Vorſteher des Gymnaſiums, obſchon es erſt nach Oſtern aufgeführt werden ſollte, für welchen Fleiß ihn die Vorgeſetzten höchlich belobten. Ueberhaupt erinnert er ſich mit wahrem Vergnügen, daß er Zeit ſeines Lebens dem Vorſatze treu geblieben ſei, jede Arbeit, die ihm oblag, immer mehrere Tage oder Stunden, ehe er ſie brauchte, fertig und bereit zu haben. „Jenes Drama war Alexander jenſeits des Tanais, und iſt mit meinen lateiniſchen Gedichten bekannt gemacht worden. Um bei der theatraliſchen Vorſtellung auch dem Auge der Zuſchauer Beſchäftigung zu geben, mußte Alexander Neuangeworbene in den Waffen üben laſſen, und ſo brachte ich ſowohl leicht als ſchwer Bewaffnete auf die Bühne, welche die verſchiedenen Schlachtordnungen, die Phalanx, das Sturmdach und manches Andere, was zu der alten Taktik ge-

hörte, unter dem Schall der Trompeten vorstellten; wobei einige Offiziere, die von ungefähr zugegen waren, die Behendigkeit der Knaben bewunderten. Diese Einrichtung, wodurch Jünglinge gewöhnt wurden, ohne Furcht öffentlich zu sprechen, wodurch Sprache, Stellung, Geberde, das ganze Aeußere gebildet, die lateinische Sprache geläufiger wurde, mit einem Worte, diese Pflanzschule der Redner beschuldigten Leute, die dem Jesuitenwesen feind und nach Neuerungen begierig waren, als ob die der Schule bestimmte Zeit, mit Auswendiglernen der Rollen und mit Vorbereitungen zur Aufführung verschwendet würde, und brachten es endlich dahin, daß solche Schuldramen gänzlich untersagt wurden; obwohl ich, und alle, denen das Wohl der Jugend am Herzen lag, nur die Zeit der Ferien und die Stunden nach der Schule anwandten, um die Schauspiele zu üben."

Schon im Sommer erhielt er die Erinnerung, sich auf eine Lehrstelle in der Rhetorik vorzubereiten, und am Ende des Schuljahres ward er zu diesem Behufe nach Klagenfurt in Kärnthen geschickt, wo er in gewohnter Weise kleinere dramatische Stücke ausarbeitete, welche zum Theil noch gedruckt vorhanden sind. Auch gab er der Bürgerschaft in den Herbstferien ein Lustspiel in der Muttersprache zum Besten, worin er die Menächmi des Plautus nachahmte, weil sich unter seinen Schülern zwei einander völlig ähnliche Jünglinge befanden, und zwischen ein brachte er dabei scherzhafte musikalische Chöre an.

„Um für die Muttersprache nicht minder zu nützen, schrieb ich, vielleicht zuerst in diesen Provinzen, meinen Schülern zu lieb Reden zu allerlei Arten von Briefen und Proben von allen Schreibarten, welche bei uns gebraucht werden, obschon es mir damals noch ganz an Büchern fehlte, denen ich folgen konnte. Als Vorsteher der Marianischen Brüderschaft, welche aus den untern Klassen jeden Sonntag zusammenkam, bemühte ich mich, durch zu gewissen Zeiten gehaltene Ermahnungen den zarten Gemüthern Abscheu vor dem Laster und Liebe zur Tugend einzuprägen."

Neben diesen Geschäften seines Schulamtes brachte er viele freie Stunden in einem Zimmer der Bibliothek zu, worin, gesondert von den übrigen, protestantische Schriften standen. Hier wurde er mit der Geschichte der Religionsstreitigkeiten bekannt, und sah zuerst die Werke Luthers. Diesen Besitz verdankte er einem

nicht zu verachtenden Vorrath von Kenntniſſen, die dem künftigen Zuhörer der Theologie nützlich ſeyn konnten.

„Uebrigens waren unter meinen Schülern ſehr viele, die vortreffliche Fortſchritte machten, die meiſten zeigten ſich lenkbar und gehorſam; einigen wenigen Heuchlern zog ich die Larve ab; bei einem, den ich vorzüglich hätte lieben können, fand ich mich gänzlich betrogen, und wurde deßwegen von einigen ſeiner Gönner gar zu großer Strenge beſchuldigt, im folgenden Jahre aber durch ſein heimliches Entweichen von der Schule gerechtfertigt. Nachdem ich mich indeſſen nach Gewohnheit durch ein zehntägiges Landleben auf dem Gute Eberndorf auf eine angenehme Art erholt hatte, ging ich im Monat October nach Oberſteyermark, weil ich das Untere auf der Herreiſe geſehen hatte, nach Grätz zurück, um dort auf Befehl der Obern meinen vierjährigen Curſus der Theologie anzufangen.“

Dort mußte er, neben ſeinen Studien, noch das erſte Jahr hindurch in dem ſogenannten erzherzoglichen Stifte (einem Penſionat) die Aufſicht über die Schüler übernehmen. Von dieſem läſtigen Amte ward er im nächſten Jahre frei, und kehrte in das Collegium zu ſeinen Mitſchülern zurück. Sein dortiges Leben ſchildert er in folgender Weiſe: „Ich habe bereits geſagt, daß unſere jungen Leute, wenn ſie von dem Lehramt der Claſſen für die ſchönen Wiſſenſchaften in das Collegium zurückkamen, unter einer ſtrengern Disciplin ſtanden. Je zwei und zwei hatten ein gemeinſchaftliches und zwar nicht heitzbares Zimmer, welches von den Bewohnern ſelbſt gekehrt werden mußte. Doch wurde im Winter der Tag in einem ſehr großen geheitzten Zimmer, das Muſeum genannt, zugebracht, wo ſie, durch Zellen von einander getrennt, ohne Störung ihren Geſchäften obliegen konnten. Ueber die Stunde des Aufſtehens und Niederlegens hatte der Vicar des Rectors, welcher Miniſter hieß, die Aufſicht. Eben derſelbe beſuchte nach Gutdünken die Zellen, oder im Sommer die Schlafzimmer, in Stunden, die der Andacht oder dem Studium gewidmet waren, und beſtimmte die Begleiter derer, welche ausgehen wollten. Die Studirenden mußten den Brüdern beim Mittag- und Nachteſſen wechſelweiſe aufwarten. Sie mußten alle Jahre acht Tage lang die aſcetiſchen Exercitien des St. Ignatius verrichten, mußten halbjährlich, nach vorangegangener dreitägiger Einſamkeit,

ihre Obrigkeitlichen von Recht bei Hochzeiten vor dem Altar zu nennen, und noch mehr dergleichen Dinge, welche gewöhnlich den Leuten einen wahren Vergnügen bereiten. Hiemit, in allem dem war gewiß nichts, was aufgeblasen machen, was den Sinnen schmeicheln, was Neigung und den Hang zu einem bequemen Leben begünstigen konnte. Aber in der Ueberzeugung, daß es dem Manne möglich sei, wenn er von Jugend auf das Joch trug, auch durch gewissenhaftes Betragen, untergegen wie uns alle dem mit sehr großen Verantwortungen, weil wir, und von allen andern Seiten, nur Gott den Wohlgefallen und der Ausübung brüderlicher Liebe gegen einander leben konnten. Und ist habe ich Manner unter uns in seinem Leben jenen Schul-Genuß als die glücklichsten Tage ihres Lebens preisen hören. Auch hier an der Zusammenlebens fehlte es nicht an Unannehmlichkeiten. Denn wieder wichtigen Gesetze, welche Geschäfte, welche Anmaß des Umgangs hatte man nicht in einem akademischen Kreis vergleichbar Kreis erwarten, so ist schon der Rede des mündlichen Alumnats nähern? Die angenehmen Unterhaltungen zu Hause, die munteren Spiele auf dem Hofe, die in den Chor- und Gesellschaften unter uns angestellten theatralischen Vorstellungen machten es in die Summe der Summe eine angenehme Abwechslung."

So ergehen Dreß seinem Leben nur, so wenig nur es Blatt für manche Mängel, mit denen die damalige Methode des theologischen Unterrichts behaftet war. Die scholastische Theologie, wie sie zu jener Zeit gelehrt wurde, konnte den feinen Geschmack ansprechen.

„Unter den Professoren schien mir Herr Lor. Reichenberger den Geschmack ganz vorzüglich zu haben, und ich hörte ihn sehr gern. Er war schon in das sechste Jahr Professor der Theologie, und da wir durch Lehren selbst lernen, so hatte er aus allen heiligen Quellen einen reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt: nur in der That, war es mir oft in das Herz der Wissenschaft hineinging, sehr leicht, daß in jener Gegend vielleicht nur von einer vieljährigen Uebung einiges Recht und Vollendung zu erwarten ist. Dessenungeachtet schuldet ich jetzt meinem Lehrer ein Urtheil, welches ein Jüngling, wie ich damals war, vielleicht nicht ohne Vermessenheit und Anmaßung hätte fällen können: daß nämlich unser scholastischer Lehrer, für seine mißverstandenen Zeiten und bei-

ſer geſorgt haben würde, wenn ſie nach dem Beiſpiele anderer Provinzen die Lehrer in den Stand geſetzt hätte, ſich in jedem Lehramte zu vervollkommnen, ſtatt ſie gleichſam von Catheder zu Catheder zu reißen. Ich wünſchte Sachen zu hören, nicht Worte, und (denn wozu ſollte ich es mir verhelen?) ich konnte mich überhaupt nicht mit jenen ſpitzfindigen, ſcholaſtiſchen Fragen, und den Meinungen ſo verſchiedener Syſteme ausſöhnen, für die man oft, wie für Herd und Altar kämpfen, und um derentwillen man oft göttliche Dinge nur gar zu menſchlich, um nicht zu ſagen unmenſchlich, behandeln ſieht; mochte es mir nun an der dazu erforderlichen Geſchicklichkeit fehlen, oder mochte ich ſchon zu kühl zu ſolchen Zänkereien geweſen ſeyn, oder mir endlich der Gedanke zu oft vorſchweben: es hieße ſeine Zeit nicht am beſten anwenden, ſich mit Dingen zu beſchäftigen, von denen man nie eine ſichere Kenntniß erlangen kann, und von denen man ſich für das übrige Leben wenig oder beinahe gar keinen Nutzen verſprechen darf. Auch die Ehre, am Ende des Curſus Theſes öffentlich zu vertheidigen, war nicht vermögend, mir andere Geſinnungen beizubringen. Deßwegen wendete ich meinen Fleiß auf andere Beſchäftigungen; doch ſo, daß meine Lehrer keine Urſache hatten, ſich über mich zu beklagen. Der Bibliothekar hatte einen von den Zuhörern der Theologie zum Gehülfen, aus deſſen Zimmer der Eingang in die Bibliothek ſelbſt offen ſtand. Nachdem ich mir die Freundſchaft deſſelben erworben hatte, genoß ich, ſo oft es andere Geſchäfte erlaubten, den freien Zutritt, und ich erinnere mich mit Vergnügen, wie ſorgfältig ich dieſe Gelegenheit benützte, mich mit den wichtigſten theologiſchen Werken bekannt zu machen und ſie zu durchblättern. Hier lernte ich zuerſt die verſchiedenen Ausgaben der Polyglotten, die vornehmſten Ausleger derſelben, die Werke der Kirchenväter, vorzüglich die von der Congregation zu St. Maur herausgegebenen, die Sammlung der Concilien, die Bullarien der Päpſte, Bellarmins Streitſchriften, den Petavius, Sirmond, die Kirchengeſchichtſchreiber, die Acta Sanctorum kennen und gebrauchen, indem ich das Studium derſelben auch auf die folgenden zwei Jahre ausdehnte, wie ich ſogleich erzählen werde."

Im dritten Jahre ſeines theologiſchen Studiums mußte er Sonntags, nach der Gewohnheit ſeines Ordens, arme, elternloſe Kinder im Katechismus unterrichten. „Weil wir im Herbſt die

größeren Weihen der Kirche empfangen sollten, so mußten wir jetzt unsere Privatstudien, wie ich oben gesagt habe, auf die Moral-Theologie, oder, nach dem Ausdruck der Schule, auf die Casuistik, die sich auf den Beichtstuhl bezieht, verwenden, und vor beeidigten Richtern von unserer erworbenen Kenntniß Rechenschaft ablegen. Doch hinderten mich diese Beschäftigungen nicht, meinen Vorsatz in Rücksicht auf die Bibliothek durchzusetzen, indem ich jeden Augenblick benutzte. Ich las nicht bloß, sondern machte mir auch Excerptenbücher, in welchen ich Einleitungen zur kritischen Schriftforschung, Urtheile über ächte und unterschobene Werke verschiedener Väter, ihre Meinungen über diese oder jene Lehrsätze, Feste und Tugenden, die wichtigsten Beweisgründe der verschiedenen Artikel der orthodoxen Lehre, die Kenntniß der mancherlei Streitigkeiten, entweder mit Sectirern, oder unter katholischen Lehrern selbst, die Ausprüche verschiedener Asceten und Homileten, Auszüge aus den Schriften berühmter Theologen beider Parteien zusammentrug. Eben dahinein brachte ich auch Tabellen, die ich mir über die ganze Kirchengeschichte entworfen hatte, ein chronologisches Verzeichniß der Synoden und verschiedenen Namensregister von denen, welche über Religionssachen im entgegengesetzten Sinn geschrieben haben. Die Erfahrung der folgenden Jahre hat mich belehrt, daß diese Methode gar nicht zu verachten war: denn solche Kenntnisse sind von öfterem und mannigfaltigem, jene scholastischen Hypothesen aber fast von gar keinem Nutzen."

„Im Herbstmonat, nachdem ich mit meinen Mitschülern die zur Erlangung der höhern kirchlichen Weihen erforderliche Prüfung bestanden hatte, erhielten wir während der Herbstferien selbst von Graf Leopold Firmian, damaligem Bischof von Seckau, auf unserm Gute Herberstorf die Weihe der Subdiaconen, das Diaconat aber auf seinem in der Nähe gelegenen Schloß unweit Leibnitz. Die Priesterweihe verschob er bis zu seiner und unserer Zurückkunft. Nachdem wir zu Grätz auch diese empfangen hatten, feierten wir an verschiedenen Orten und Tagen die erste Messe. Mich traf die Reihe am ersten Sonntage des Octobers unter dem lebhaftesten Gefühl frommer Freude, die feierlichen Verrichtungen vor dem Hochaltar zu übernehmen: nach eingeführter Sitte hatte ich dabei zu meinem Assistenten Greg. Sarnitz, damaligen Professor

der Physik, einem Mann, der mir bis in's Grab sehr ergeben blieb."

Bald nach seiner Priesterweihe ward er auf die Stürme aufmerksam, die seinen Orden in mehreren europäischen Ländern, und bald auch in Oesterreich trafen. Merkwürdig ist die vorurtheilsfreie Art, wie er sich über diese Verhältnisse äußert: „Schon seit mehreren Jahren zog sich über unsern Orden ein heftiges Gewitter zusammen, die Zahl der gegen ihn Uebelgesinnten nahm zu. Eine in Frankreich aufgestandene Schaar von Sophisten und die Anhänger der jansenistischen Partei wendeten Alles an, um die Jesuiten den Fürsten zuerst verdächtig zu machen. Mit welchem Erfolg, ist bekannt; denn ich schreibe nicht die Iliade unserer Unfälle. Die Wissenschaften und die Methode des Studirens mußten in Wien den ersten Vorwand geben, uns anzugreifen, und vielleicht waren einige unserer Senioren, welche damals am Steuerruder saßen, dabei nicht ganz ohne Schuld, weil sie gar zu hartnäckig an uralten Uebungen hingen, und immer Ausflüchte suchten, wenn ihnen auch von gelehrten Männern, unter welchen Gerh. Van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, der vorzüglichste war, die erforderliche Verbesserung des Zustandes der Wissenschaften, und die Nothwendigkeit, sie andern berühmten Akademien gemäß einzurichten, noch so deutlich zu verstehen gegeben wurde. Und unstreitig gab es im Laufe der Zeit Dinge, welche eine Umschaffung und Vervollkommnung bedurften. Deßwegen wurden sie durch Befehle zu dem gezwungen, wozu sie nicht freiwillig die Hand bieten wollten, und der Muth ihrer Gegner nahm immer zu, die, wie dort bei dem Dichter, dem Pferdeschwanz ein Haar nach dem andern auszogen. Und doch ist es zu verwundern, mit welcher Bereitwilligkeit, mit welchem Eifer unsere jüngern Leute jede Verbesserung in den Schulen ergriffen, wie sogar nach wenigen Jahren sich unter ihnen Köpfe zeigten, die in der Physik, in der Mathematik, in der ganzen Naturkunde, in der schönen vaterländischen Literatur Auswärtigen nichts nachgaben, und die österreichische Provinz würde bald durch die vortrefflichsten Männer in Flor gekommen seyn, wenn nicht der fatale Schlag die edeln Hoffnungen im Keim erstickt hätte."

Im Juli des Jahres 1757 wurde er mit einem ältern Priester seines Ordens nach Geyrach in Untersteyermark geschickt, wo sein Begleiter ökonomische Geschäfte zu verrichten hatte. „Nie kann ich ohne eine dankbare Empfindung daran zurückdenken, wie wohlthätig mir der Umgang dieses würdigen Greises war, mit dem ich beinahe einen ganzen Monat völlig allein zubringen konnte. Das ehemalige geräumige Kloster, welches wir bewohnten, lag zwischen Bergen versteckt, in einem engen, von einem Bache gewässerten Thal. Keine Häuser waren in der Nähe. Außer der Familie des Verwalters und des Schaffners sah man selten Jemand. Mein Führer war einen großen Theil des Tages über beschäftigt, mit dem Verwalter Rechnungen zu durchgehen, und sich mit ihm zu berathen, während ich unterdessen die liebliche Einöde besah, auf die Berge kletterte, die Wälder durchstrich, die Beschäftigungen und Triebe der Thiere heimlich beobachtete, durch die Töne meiner Flöte das Echo hervorrief, in dem Bach, der besonders reich an Krebsen war, fischte, mich badete. O hätte ich damals schon den Linné gekannt! Ob die Nymphen des Orts, oder die Musen, welche mich heimlich von Grätz hieher begleiteten, mich hier zum Singen begeisterten, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß der Entschluß, die vornehmsten Ereignisse des damaligen Kriegs in einem deutschen Gedicht zu besingen, hier in dieser Muße erzeugt, und nicht nur erzeugt wurde, sondern auch in so weit zur Reife gedieh, daß ich schon mehrere Gesänge mit mir nach Grätz zurückbrachte, welche, in der Folge fortgesetzt, zu einem kleinen Buch angewachsen sind. Sie hatten den Beifall der Freunde, denen ich sie zeigte, ich denke mehr wegen Neuheit der Sache, denn noch Niemand hatte bei uns etwas Aehnliches versucht, als wegen einiges Verdienstes, denn sie waren weit unter Gellert, den ich mir zum Muster genommen hatte, viele Gedanken gemein, viele Scherze frostig und die Sprache nicht rein genug. Doch sind sie, wie ich an seinem Ort melden werde, im Druck erschienen."

Nach Grätz zurückgekehrt mußten Alle, welche mit ihm zugleich die Theologie absolviren sollten, nach Judenburg in Obersteyermark reisen, und dort eine zeitlang in völlig klösterlicher Einsamkeit leben, aus der sie dann erst, ganz an Gehorsam gewöhnt, zum öffentlichen Leben in den verschiedenen Aemtern des Ordens

hervorgehen ſollten. „Ich verließ alſo auf immer das liebe Grätz, das ich ſechs Jahre hindurch ohne je eine Ahndung der Obern erfahren, ohne je mit Willen einen meiner Collegen beleidigt zu haben, bewohnt hatte, und reiſete mit meinen Gefährten in das Gebirge.“

„Die Geſellſchaft hatte einen doppelten Endzweck dabei, daß ſie die Ihrigen am Schluße der Theologie auf ein Jahr hieher ſchickte: zuerſt, daß ſie ganz in ſich ſelbſt zurückkehren, und ſich wieder in die Zeit ihres erſten Noviziats verſetzen möchten; deßwegen wurden ſie, außer den geiſtlichen Uebungen, wie damals, mit den niedrigen Dienſten des Hauſes beſchäftigt; ſie mußten die Zimmer kehren, den Speiſenden theils vorleſen, theils aufwarten, die Schüſſeln und Küchengeräthe waſchen; und ich ſah einſt bei dieſen unſern Verrichtungen einen von den Hausknechten, einen redlichen Mann, Thränen vergießen, daß Männer von einem ſolchen Alter, und, wie er ſagte, Prieſter, gelehrte und geſchickte Verkündiger des göttlichen Wortes, ſich zu ſolchen niedrigen Geſchäften herabließen. Der andere Zweck war, daß ſie ſich vorläufig in den Geſchäften übten, welche der Zweck des Ordens erforderte: die Unwiſſenden in den Lehren des Glaubens zu unterrichten, zu predigen, Beichte zu hören, die Geheimniſſe der Kirche zu adminiſtriren, den Kranken in ihren letzten Stunden beizuſtehen, zu welchem allen uns, in der ganzen Nachbarſchaft rings umher, ein weites Feld offen ſtund, indem die Seelſorger der Gemeinden unſere Hülfe entweder von ſelbſt begehrten, oder wenigſtens gerne annahmen, und nie kann ich ohne Betrübniß daran denken, daß jene unterrichtsbegierigen Landleute, unter denen noch die Einfalt des goldenen Zeitalters herrſchte, jetzt aller dieſer Beförderungsmittel ihres Heils beraubt leben. Dieſes war unſere dritte und letzte Prüfungszeit. Die Schuljahre wurden für die zweite gehalten, denn auch noch während derſelben ſtand es bei der Geſellſchaft, Jeden aus ihrer Mitte zu entfernen, und ſo konnte er auch, wenn er wollte, ſeine Entlaſſung nehmen. Ueber diejenigen, welche dieſe Prüfung ausſtehen ſollten, war unter dem Namen Director irgend ein, unſers Ordens und der Kunſt die Gemüther zu lenken ſehr kundiger Ascete geſetzt, und einen ſolchen fanden wir an Joh. Bapt. Putz.“

„Um nun endlich auf mich ſelbſt zu kommen, ſo hatte ich

auf einen schon zu Grätz erhaltenen Wink mich auf eine Predigt gefaßt gemacht, die ich am Feste aller Seelen halten sollte, und auch wirklich in der Stadt Wöltz nicht ohne Rührung der zahlreichen Versammlung vortrug. Nach meiner Zurückkunft fing ich mit meinen Collegen die großen ascetischen Exercitien unsers heil. Stifters an, welche einen ganzen Monat wegnahmen; die Themata zu unsern Betrachtungen wurden uns von dem Director angegeben. Den ganzen Monat hindurch durften wir uns nie, als an dem letzten Tag jeder Woche, durch gegenseitige Gespräche unterhalten; die übrige Zeit widmeten wir in der Stille allein Gott und geistlichen Beschäftigungen, wobei wir des Nachts, in jener bergigen Gegend, von dem rauhen Winter nicht wenig zu leiden hatten. Am Feste des heil. Franz Xaver traten wir unter gegenseitigen Glückwünschen aus unserer Einsamkeit hervor, und wurden mit einer köstlichen Mahlzeit bewirthet. Dann aber fingen unsere Pfarrgeschäfte, außer der Besorgung unserer eigenen Kirche, zu welcher die Menge der Landleute vor Tag durch Schnee und Eis herbeiströmte, an, sich weit herum zu erstrecken. Mir war aufgetragen, in der drei Viertelstunden entfernten Kirche der heiligen Jungfrau zu Buch jeden Sonntag Nachmittag den ersten Religionsunterricht zu ertheilen. Ich mußte durch zwei andere Dörfer gehen, und noch schwebt mir der fromme Eifer der Bewohner derselben vor Augen, die ohne Unterschied des Geschlechtes oder Alters vor den Thüren auf mich warteten, bis ich vorüberkäme, um den übrigen Theil des Weges hindurch meiner Gespräche zu genießen, welches sie mit desto größerer Unbefangenheit thaten, je mehr ich mir Mühe gab, mich dabei nach ihrer Sprache auszudrücken. Durch diese Aufmerksamkeit brachte ich es in Kurzem dahin, daß ich das Zutrauen der Beichtenden in hohem Grade gewann, und sie mich wie einen Eingebornen betrachteten. Im Sommer kamen öfters ganze Schaaren von Wallfahrern zu der besagten heil. Jungfrau, denen es höchst erwünscht war, durch irgend eine gelegenheitliche Ermahnungsrede erbaut zu werden. Deßwegen war ich nicht selten auch in der Frühstunde zugegen, und erinnere mich, daß ich einmal nach bereits vollendeter Rede die Kanzel aufs neue bestieg, um den dringenden Bitten eines später angekommenen Haufens Genüge zu leisten. Es waren in dem Dorfe zwei Familien von etwas wohlhabendern Landleuten

als die übrigen, unter denen, so oft entweder Schnee oder sonst schlechte Witterung einfiel, ein Wettstreit entstand, auf wessen Schlitten, oder in wessen Kutsche ich nach Hause geführt werden sollte. Zuweilen besuchte ich ihre und andere Höfe und Hütten, führte gelegentlich geistliche Gespräche mit ihnen, und wenn sie mit einer unverstellten Herzlichkeit und der gutmüthigsten Miene von der Welt aufstellten, was sich nur immer in ihren Vorrathskammern fand, so weigerte ich mich nicht, davon zu kosten, denn dadurch machte ich ihnen die größte Freude. Vor dem Palmsonntag wurde ich mit Joh. Nep. Tschupick, der nachher als kaiserlicher Hofprediger berühmt wurde, nach Neumark an den Gränzen von Kärnthen geschickt, um während dieser heiligen Zeit den benachbarten Bezirk durch fromme Reden zu erbauen, und denen, die ihr Gewissen nach der Ordnung des Osterfestes erleichtern wollten, unser Ohr zu leihen. Ein sehr fruchtbares und ermunterndes, aber auch sehr mühevolles Geschäft. Täglich hielt einer von uns des Morgens früh, der andere in der Vesper eine öffentliche Ermahnung an das Volk. Ich erklärte die sieben Worte des sterbenden Erlösers am Kreuz in eben so viel geistlichen Reden. Auch am Osterfeste predigte ich." — — — „Nach vollendeter Osterfeier führten uns die Bewohner, zum Beweis ihrer Dankbarkeit, auf ihre Kosten, zuerst nach Freisach, dann in das berühmte Kloster St. Lamprecht, und an beiden Orten wurden wir mit der freundlichsten Gefälligkeit aufgenommen. Zu Hause erklärte uns der Director an gewissen Tagen entweder auserlesene Kapitel aus der Sammlung der Ordensregeln, oder er löste Fragen auf, die sich auf Gewissensfälle bezogen, oder übte uns in dem, was erforderlich war, alle geistlichen Geschäfte und Ceremonien gehörig und mit Anstand zu verrichten. Die übrige Zeit widmeten wir dem Gebet, dem Lesen, der Vorbereitung auf unsere öffentlichen Geschäfte, und angenehmen Spaziergängen in dieser, an mannigfaltigen Abwechselungen reichen und durch eine gesunde Luft, die den besten Appetit erregte, sich empfehlenden Gegend, welche ich oft allein mit der Dohle, deren ich in meinen Lesefrüchten erwähnt habe, besuchte; mehrentheils aber spazierten wir alle zusammen, wobei wir mehr als einmal durch plötzlich ausbrechende Ungewitter, die sich hinter den hohen Bergen uns unbemerkt näherten, nach Hause gejagt wurden."

Gegen Ende des Sommers wurde er von dem Provinzial für das folgende Jahr als Lehrer der Rhetorik nach Preßburg bestimmt. Mit Thränen nahmen die frommen Landleute von ihm Abschied. Er trennte sich von seinen Mitbrüdern, neben denen er fünf Jahre lang in demselben Collegium gelebt hatte, ohne daß sie je im Leben wieder alle zusammen gekommen wären, und reiste allein nach Wien. Hier meldete er sich beim Provinzial, der ihn gütig aufnahm, und ihm befahl, ein wenig in Wien zu bleiben. „Nach drei Tagen berief er mich wieder zu sich, und hieß mich die Reise nach Preßburg fortsetzen, „„als ob ich dort die Rhetorik lehren müßte.““ Der Erfolg gab mir über den Sinn der Worte Aufschluß. Denn kaum waren die drei sogenannten Gasttage vorüber, und da sich schon einige meiner Schüler bei mir gemeldet hatten, so kamen unvermuthet Briefe von Wien, welche den Befehl für mich enthielten, statt des Schulcatheders die Kanzel zu besteigen, und an Festtagen um sechs Uhr Morgens eine Frühpredigt zu halten. So auf die Probe gestellt zu werden, mußte für das Mitglied einer Gesellschaft, bei der bereitwilliger Gehorsam immer eins der ersten Erfordernisse ausmachte, nicht unerwünscht seyn. Daher richtete ich sogleich meinen ganzen Fleiß und alle meine Gedanken auf diesen neuen Beruf.“ Dieser umfaßte die Seelsorge in ihrer weitesten Ausdehnung. „Hier gab es Kranke zu trösten, sie mit den heil. Sacramenten zu versehen, ihnen in der letzten Stunde beizustehen, zuweilen in Gegenwart von Leuten, die sich nicht zur katholischen Religion bekannten, aber doch, wie ich mich erinnere, andächtig zuhörten. Mehr als einmal glaubte ich schon angesteckt zu seyn, aber der oberste Beherrscher unserer Tage hatte es anders geordnet. Einmal wurde ich mit der heil. Wegzehrung ziemlich weit hin zu einen Sterbenden berufen, und fand zwar keinen Sterbenden, aber eine ganze Familie von Hunger und Elend auf das Aeußerste gebracht, die bei meiner Ankunft auf die Knie fiel, um ein Almosen bat, und auf meine Klage, daß man mich auf eine unanständige Art getäuscht habe, antwortete, sie habe kein anderes Mittel gewußt, sich in ihrem Unglück zu helfen. Zuweilen konnte ich, durch fromme Freigebigkeit unterstützt, solchen Armen hülfreiche Hand bieten; besonders zeichnete sich die Menschenfreundlichkeit einiger adelichen Matronen aus, die für alles sorgten, was entweder zum Schmuck der kleinen Kirche, oder zur Un-

terhaltung der Armen in dem meiner Beſorgung anvertrauten Lazareth gehörte. Oft hatte ich über das Gelegenheit, Streitigkeiten beizulegen, Fehlbaren Verzeihung auszuwirken, unanſtändigen Umgang zu unterbrechen, die in Gefahr ſtehende Sittſamkeit unſchuldiger Mädchen zu beſchützen, welches alles ich mir jetzt gern ins Gedächtniß zurückrufe, und damals mit aller Sorgfalt zu thun befliſſen war. Um meine Predigten nützlich zu machen, gab ich mir nicht wenig Mühe, ſowohl den Inhalt als den Styl meinen Zuhörern, welche meiſtens aus der niedrigen Claſſe beſtanden, anzupaſſen; nur in einigen, wo ich die Ehre hatte, auf auswärtige Kanzeln berufen zu werden, nahm ich einen etwas höhern Schwung."

Allein da Stimme und Beruf ihn nicht zum Prediger eigneten, verſetzten ſeine Obern ihn für das folgende Jahr als Lehrer an das Thereſianum nach Wien, wohin er im October 1759, dreißig Jahre alt, zurückkehrte, und wo, wie der Erfolg zeigte, alle ſeine Wanderungen ihr Ende erreichen ſollten.

(Fortſetzung folgt.)

XXXIII.

Literatur.

Der Geſchichten von der Wiederherſtellung und dem Verfalle des heil. römiſchen Reiches erſtes und zweites Buch. König Rudolf und ſeine Zeit. Erſte Abtheilung. Die allgemeinen Zuſtände des römiſchen Reichs. Von J. E. Kopp.

Oder:

Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp. Erſter Band. König Rudolf und ſeine Zeit ꝛc. Leipzig. Weidmann'ſche Buchhandlung 1845.

Den Inhalt eines Bandes von 926 Seiten, welcher nur die allgemeinen Zuſtände einer achtzehnjährigen Regierung beſpricht, ſelbſt in möglich-

ſter Gedrängtheit mitzutheilen, würde auch den Raum überſteigen, über den eigentliche Literaturzeitungen zu gebieten vermögen, geſchweige denn dieſer Blätter, welche ſich die Beſprechung literariſcher Werke nur zur gelegentlichen Aufgabe ſtellen. Hr. Kopp gehört bekanntlich zu den umſichtigſten und beſonnenſten deutſchen Forſchern, und ſchon ſeine Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde haben klar bewieſen, wie ernſt es ihm um eine urkundliche Reſtauration der Geſchichte zu thun iſt. Die vage Allgemeinheit, welche beſonders vom Norden Deutſchlands her der Geſchichte ihre Objectivität zu rauben drohte, hat an ihm einen gewaltigen Gegner bekommen, der ſie nicht ſowohl mit Doctrinen und Anſichten, als in der Art bekämpft, daß er die ſchwierige Aufgabe zu löſen ſucht, aus der Geſchichte Alles zu verbannen, was nicht urkundlich erwieſen iſt, und keinen Schritt vorwärts zu machen, der ſich nicht ſtreng beweiſen läßt. Mag es ſeyn, daß dadurch die Geſchichte an ſchillerndem Effecte verliert, ſie gewinnt an Wahrheit und Treue, und wir können endlich hoffen, es werde mit ihr dahin kommen, wohin es längſt hätte kommen ſollen, daß über Geſchichte nur derjenige das Wort führt, und ein Urtheil fällt, der auch ein ſolches hat, das heißt die Geſchichte ſtudirt, und nicht wer ſie willkührlich conſtruirt hat. Das vorliegende Werk erfüllt ſtrenge alle Anforderungen an den Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber, und beruht eben ſo feſt auf eigenen Forſchungen, als auf dem herrlichen Grunde, den Böhmer durch ſeine trefflichen Regeſten und Fontes gelegt hat. Jetzt erſt tritt K. Rudolf als wahre, hiſtoriſche Perſönlichkeit auf. Wir faſſen ihn von allen Seiten; über jede Handlung muß er Rede ſtehen. Die Urkunden zeugen über ihn; es iſt nicht eine Seite, welche er unſern Blicken entziehen könnte, in die nicht das prüfende Auge des Leſers zu dringen vermöchte. Ueberall iſt es aber ein leuchtender Grundſatz, der aus allen ſeinen Handlungen ſpricht, derſelbe, der die Fürſten beſeelte, die ihn erwählten, und der ſeine eigene Verwaltung leitete: Eintracht mit der Kirche und Wiederherſtellung des geſetzlichen Zuſtandes im Reiche (S. 24). Auf dieſe unerſchütterliche Baſis hin entfaltet der Verfaſſer ein ſchönes, wahres und großartiges Bild ſeines Helden, das ſich unwiderſtehlich des Leſers bemächtigt. „In derſelben unerſchütterlichen Geſinnung, mit welcher Rudolf die Gegenden am Mittelrheine, die Lande Schwaben, Bayern und Franken in nie getrübter Ruhe erhielt, oder gegen Wiederausbruch ernſtlicher Störungen ſchützte, die bewegten Zuſtände Thüringens und der übrigen ſächſiſchen Lande dem Geſetze des Landfriedens unterwarf, das Königreich Böhmen vornehmlich durch die enge Verbindung ſeines Beherrſchers mit dem Reichsoberhaupte im Innern kräftigte und nach Außen, und zu größerer Sicherung der öſterreichiſchen Lande, eingedenk des Nothrufs eines früheren Königs von Ungarn, beim Tode Ladislavs, dieſes Königreich in

den Umfang des Kaiserthums zu ziehen ſuchte, hielt König Rudolf auch über dem Rheinſtrome, wie gegen Frevler an der Hoheit des römiſchen Reiches überhaupt, ſo namentlich auf Frankreich, zu Hut und Abwehr, Blick und Waffen unverwandt gerichtet. Von den Niederungen Hollands, durch Lothringens Herzogthümer, reichte waltend und wachend des Königs Hand durch Hochburgund, deſſen mit andern Uebelgeſinnten zum Widerſtande verſchworener Graf von Biſanz zur Anerkennung der Reichsgewalt gezwungen ward, ohne daß König Philipp ihm Hülfe zu bringen getraute; und wie Rudolf, gegen Verſuche zu Entfremdung vom Reiche, oder zu Schwächung der Glieder deſſelben, auf Bürger der niedern Lande die königliche Ungnade legte, eben ſo entſchloſſen und nachdruckſam vereinigte er, wider die Aufrührer und Ungehorſamen des Reiches Arelat, Fürſten und Herren zu engem Bündniſſe in den obern Landen.“ Allein nicht bloß auf Rudolf von Habsburg erſtreckt ſich der Plan des vorliegenden Werkes. Eine Reihe bereits ausgearbeiteter Bände ſoll in Bälde dem erſten folgen. Ein zweiter wird die beſonderen Verhältniſſe der obern Lande in der Periode des erſten (1273 bis 1291) beſprechen; ein dritter die Zeiten der Könige Adolf und Albrecht (1292 bis 1308); ein vierter Heinrich den Luxemburger, und den Streit Ludwig des Bayern und Friedrichs von Oeſterreich bis zur Schlacht von Ampfing (1308 bis 1322); endlich ein fünfter den Römerzug Ludwigs und die Lage des Reiches unter ihm bis zum Frieden Oeſterreichs mit Lucern und den drei Waldſtätten (1322 bis 1336). Somit haben wir es alſo mit einer der dankenswertheſten Bereicherungen der deutſchen Geſchichte zu thun, und laden deßhalb alle Freunde alter, glorreicher Zeiten ein, aus dieſem gründlichen Werke gleichwie aus einem Schacht voll herrlichen Metalles die alterthümliche Hoheit der deutſchen Nation, den Grund ihrer Größe wie ihres Verfalles, ihrer Zwiſtigkeiten und ihrer Einigung an der Hand des trefflichen Führers kennen zu lernen.

XXXIV.

Die Sectenfreiheit und das Preußische Landrecht.

Band XVI, Seite 368 dieser Blätter, wo von den Beschwerden der rheinischen Katholiken gegen das Ministerium Eichhorn und seine Organe die Rede ist, wird unter Anderm die Behauptung aufgestellt, der Minister habe in confessioneller Befangenheit dem Unwesen der Sectirer gegenüber, bei seinem ersten Beginne, eine solche Stellung eingenommen, als ob gar keine Gesetze existirten, und dieß zwar in demselben Augenblick, wo er den Regungen des katholischen Lebens gegenüber keineswegs sich als theilnahmslosen Zuschauer verhielt. Man konnte zu jener Zeit von den Vertretern dieser passiven Haltung zu Gunsten der Dissidenten bei jeder Gelegenheit die Worte hören: Preußen ist ein protestantischer Staat, er ist auf Gewissensfreiheit und freie Religionsübung gegründet; wir könnten, wenn wir auch wollten, die Bildung neuer Secten nicht hindern; die Gesetze verbieten es uns; religiöse Freiheit ist ja die Basis unseres Staatslebens. So äußerte man sich, während man es dennoch mit diesen Grundsätzen religiöser Freiheit, für welche man eine so große Pietät an den Tag legte, ganz verträglich fand, den Katholiken die Concessionirung eines Journals zu verweigern; die reisenden Sectirer dagegen konnten, wie wandernde Schauspieler, von Stadt zu Stadt ziehen, und, Gastrollen gebend, von den Dächern herab den Abfall vom alten Glauben predigen; sie mußte man gewähren lassen, das Landrecht untersagte ja dem Ministerium eine Intervention. — Wäre es aber in derselben Zeit einem Jesuiten eingefallen, eine ähnliche Rundreise zu halten, und nach der Weise Ronges vom

ersten besten Balkon herunter an die versammelte Volksmasse in aufregender Weise seine Schmähworte mit dem Motto: „Wittenberg wird und muß fallen", zu richten; ich glaube, der unterste Polizeibeamte der preußischen Monarchie würde Mittel gefunden haben, unbeschadet der religiösen Freiheit und der Bestimmungen des Landrechtes, den unberufenen Prediger von dem Balkon heruntersteigen zu machen, und ihn für den durch seine Schmähreden entstandenen Tumult im Gefängniß oder auf einer Festung zur Rechenschaft zu ziehen.

Einen noch schlagerndern Beweis aber, wie die Ausübung dieser Polizeigewalt mit den Bestimmungen eben dieses Landrechts fertig wurde, als man eine andere Auslegung den Regierungszwecken in ähnlichen Dingen für genehmer hielt, gibt das Verfahren vor zehn Jahren gegen die Altlutheraner, die, gleich den Katholiken, ihrer vom Staat gleichfalls anerkannten Confession treu bleiben, und der auf ihre Kosten von der Regierung begünstigten Union nicht beitreten wollten. Die Augsburger Postzeitung hat die damals erlassenen Verfügungen wieder in das kurze Gedächtniß der Zeitgenossen zurückgerufen; wir theilen daher den Artikel als ein historisches Actenstück zur vollständigen Beurtheilung der gegenwärtigen und damaligen Stellung der Regierung mit. Er lautet:

„In der preußischen Ministerialverfügung vom 17. Mai d. J., unterzeichnet „„Eichhorn, v. Arnim"", betreffend die Rongeaner, heißt es: „„Nach den Grundsätzen über Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche — noch ehe sie durch die Vorschriften des allgemeinen Landrechts Th. 2 Tit. 11 §. 2 und folg. förmlich als Gesetz sanctionirt worden — unter Preußens Herrschern längst praktische Geltung erlangt hatten, kann nicht die Rede davon seyn, die katholischen Dissidenten in ihren Bestrebungen zu hemmen, und an der Ausübung ihres Gottesdienstes zu hindern."" Es ist wohl von einigem Interesse, hiermit die folgenden beiden Cabinetsordres zu vergleichen, welche dieselben Vorschriften des allgemeinen Landrechts erläutern, auf welche die Ministerialverfügung sich bezieht, und seiner Zeit gegen die lutherischen Prediger und Gemeindeglieder, die doch von nichts abgefallen waren, die man aber, als sie die Union nicht annehmen wollten, nicht Dissidenten, sondern Sectirer nannte, mit solcher Strenge zur Anwendung gebracht wurden, daß man die ersteren, wenn sie geistliche

Handlungen vollzogen, ins Gefängniß ſperrte, und den letztern, wenn ſich mehrere Familien zum gemeinſchaftlichen Leſen einer Predigt vereinigten, ihre Habe auf dem Wege der Ausypfändung hinwegnahm. Die erwähnten Ordres lauten: „„Allerhöchſte Declaration über die Anwendbarkeit der §§. 76 bis 79 Tit. 10. Thl. 2. des allgemeinen Landrechts auf die Anmaßung geiſtlicher Amtshandlungen. Zur Erledigung der erhobenen Zweifel über die Anwendbarkeit der §§. 76 und 79 Tit. 10. Thl. 2. des allgemeinen Landrechts auf die Anmaßung geiſtlicher Amtshandlungen beſtimme ich hiermit, daß die §. 79 l. c. angedrohte Geldbuße bis zu fünfzig Thaler, oder Gefängnißſtrafe bis zu ſechs Wochen eintreten ſoll, wenn Perſonen, welche die Ordination zu einem geiſtlichen Amte nicht erhalten haben, ſich geiſtliche Amtshandlungen anmaßen, insbeſondere das heilige Abendmahl austheilen, die Confirmation, eine Trauung oder Taufhandlung vornehmen, mit alleiniger Ausnahme des Falles einer Nothtaufe nach der geſetzlichen Beſtimmung. Sollte über die Nothtaufe an einem Orte weder durch Obſervanz, noch durch die Provincial-Kirchenordnung etwas aufgeſtellt ſeyn, ſo hat das Provincial-Conſiſtorium mit Genehmigung des Miniſteriums der geiſtlichen Angelegenheiten das Erforderliche anzuordnen, und durch die Amtsblätter bekannt zu machen. Ich beauftrage Sie, vorſtehende Beſtimmungen durch die Geſetzſammlung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Berlin den 9. März 1834. Friedrich Wilhelm. An den Staatsminiſter Freiherrn v. Altenſtein.““ — „„Die außerordentlichen Zuſammenkünfte zu Religionsübungen betreffend. Zur Beſeitigung der Zweifel, welche aus den §§. 7 und 10 Tit. 11. Thl. 2. des allgemeinen Landrechts über die Gränze erlaubter, außerkirchlicher Zuſammenkünfte zu Religionsübungen und die Ahndung ihrer Uebertretung hergeleitet worden ſind, erkläre Ich, daß zu dem häuslichen Gottesdienſte nur den Mitgliedern der Familie des Hausvaters und der bei ihm wohnenden, ſeiner Hauszucht unterworfenen Perſonen der Zutritt geſtattet, jede dieſe Gränze überſchreitende Zuſammenkunft zu außerkirchlichen Religionsübungen aber, welche ohne obrigkeitliche, bei dem Conſiſtorio der Provinz nachzuſuchende Genehmigung erfolgt, verboten iſt, und von den Regierungen in Gemäßheit der ihnen durch den §. 11 der Dienſtinſtruction vom 23. October 1817 beigelegten Befugniß, wo ſie es nach vorgängiger Berathung mit dem Conſiſtorio der Provinz für erforderlich halten, ſowohl die Strafe der Theilnahme an ſolchen unerlaubten Zuſammenkünften, als auch der Uebertretung der bei Ertheilung der Erlaubniß von dem Conſiſtorium der Provinz vorgeſchriebenen Bedingungen feſtgeſetzt und bekannt gemacht werden ſollen. Dieſe Meine Beſtimmung iſt durch die Amtsblätter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Berlin, den 9. März 1834. Friedrich Wilhelm. An den Staatsminiſter Frhrn. v. Altenſtein.““

XXXV.

Die kirchenrechtlichen Streitfragen der Gegenwart in Frankreich.

(Schluß.)

Das Buch der Alliguols erregte, wie ſchon erwähnt, nach der Natur ſeines Inhaltes ungemeines Intereſſe. Solche Theilnahme an einer Lebensfrage des Klerus, durch ein Erzeugniß der Literatur hervorgerufen, erſchien höheren Ortes bedenklich, und ohne Zögern wurde zu ernſten Maßnahmen geſchritten. Augenblicklich wurden die Brüder Alliguols von ihren Succurſalen durch ihren Ordinarius abberufen und ſuspendirt; nicht blos in der Diöceſe Viviers, auch in den meiſten übrigen Bisthümern warnten die Biſchöfe und Generalvikare in Erlaſſen und Anreden bei geiſtlichen Exercitien vor dem in Rede ſtehenden Buche; und Cenſuren ſtrengſter Art wurden auf deſſen Lektüre und Verbreitung geſetzt. Ob dieſe Mittel, wenn auch rechtlich begründet, doch die geeigneten waren, die einmal aufgeregte Meinung zum Beſten zu wenden, läßt ſich ſehr bezweifeln. Da die geſammte Frage weder einem Dogma, noch einer allgemeinen Inſtitution der Kirche zugekehrt war; ſondern nur eine Particularität, die ihrem Urſprung und Weſen nach mehr politiſcher als kirchlicher Natur zu ſeyn ſchien, in Angriff nahm, ſo lag keineswegs ein unmittelbarer Grund zur Ausübung des Strafrechtes vor. Was aber jene als einen Streit des ältern, guten Rechtes gegen ein neues Unrecht betrachtet hatten, beurtheilte das Episcopat als ein revolutionäres Erheben des untern Klerus gegen ſeine von Gott geſetzte Autorität; und hielt ſich darum für verpflichtet, mit den zu Gebote ſtehenden Mitteln der geiſtlichen Gewalt hemmend einzuſchreiten. Solches Verfahren drückte aber der Sache ein ganz eigenthümliches, bedeutſames Gepräge vor den Augen des großen Publikums auf. Es war nicht mehr die canoniſtiſche Frage nach der Rechtmäßigkeit der gegenwärtigen Disciplin, welche vor der Oeffentlichkeit den

Streit charakteriſirte; ſondern der Kampf des Liberalismus mit dem Abſolutismus. Die Deſſervants erſchienen als die Unterdrückten und Gemißhandelten, als die Heloten, die einzigen Bürger Frankreichs, welche rechtlos vor ihren Behörden ſtünden; die Biſchöfe hingegen als Tyrannen, welche durch ein Syſtem von Verläumdung und Eſpionage mit unumſchränkter Gewalt über den Klerus herrſchten. Mit Enthuſiasmus traten daher die radicalen Zeitungen der Hauptſtadt, wie der Provinzen, zur Partei der Schwächeren; predigten Haß gegen die Prälaten, und ſuchten den glimmenden Brand zur lodernden Flamme zu ſchüren; — und ſo war der kirchlich-theologiſche Standpunkt beider Seits verloren, und die unſelige Gefahr eines Partei-Bruches nahe gelegt. Wir wollen die Handlungsweiſe der Prälaten nicht richten, aber ſie mußte dazu beitragen, der Sache jenes ſocial gehäßige Gepräge zu verleihen; wenn z. B. in der einzigen Diöceſe F. wegen Theilnahme am Inamovibilitäts-Streite über vierzig Prieſter ihrer Pfründe entſetzt, dem Mangel und der Hülfloſigkeit preisgegeben wurden!

Der jüngere Allignol, Pfarrer von Le Teil, reiste indeß am 12. Oktober 1840, mit Erlaubniß ſeines Ordinarius, nach Rom, um das betreffende Buch dem Urtheile des heiligen Stuhles vorzulegen. Während ſeiner Abweſenheit wurde der ältere Bruder durch ein Handſchreiben ſeines Biſchofes in die Succurſale zurückgerufen.*) Rom enthielt ſich damals, wie bis heute, nach fünf vollen Jahren, jeder doktrinellen Entſcheidung, die auch nicht gegeben werden konnte, weil es keiner bedarf. Doktrinell iſt die gegenwärtige Disciplin unmöglich zu rechtfertigen; aber es konnte auch kein beſtimmtes Mandat erlaſſen werden, ſo lange die Frage von dieſer Seite angeregt war; ſo lange ſie dieſe politiſch-ſociale Färbung an ſich trug. Man muß den Strom, der ſeine Bahn brauſend überfluthet hat, ruhig verlaufen laſſen, bis er eingefriedigt der Regelung zugänglich wird. Nach der Rückkehr von Rom veröffentlichten die Brüder im **Ami de la Religion** (21. März 1841) eine Erklärung: in der ſie ſich über die Reinheit ihrer Abſicht, ihre vollkommene Unterwürfigkeit unter die Urtheile der Kirche ausſprachen, und bereits einige Punkte, die ſie in ihrem Werke irrig

*) Als der in Rom anweſende Allignol den heiligen Vater perſönlich von dieſem ſchnellen Wechſel der Procedur in Kenntniß ſetzte, ſoll dieſer unwillig ausgerufen haben: Incredibile! Incredibile! iſt es möglich, einen Prieſter ſeiner Pfründe zu berauben, ohne Urtheil, ohne Grund, ohne anzugeben, warum?" Dieſes incredibile des Papſtes wurde in den Journalen vielfach ausgebeutet; obſchon gewiß iſt, daß die Aeußerung des heiligen Vaters in dieſer Form vollkommen unwahr berichtet wurde. S. unt. das Schreiben Lambruschinis.

dargeſtellt, widerriefen. Gleichwohl ſcheinen die Brüder auf die Art ihrer Aufnahme in Rom und die erlangte Dispenſe, auch unter dem obſchwebenden, biſchöflichen Interdikte in einer Privatcapelle die heil. Meſſe celebriren zu dürfen, zu viele Bedeutung auch für die Sache, welche ſie verfochten, gelegt zu haben; denn es traf dieſelben ein erneutes Interdikt ihres Ordinarius. Viele Biſchöfe thaten in ſelber Weiſe mit deren Freunden und Vertheidigern, und bemühten ſich, die wahre Stimmung des heiligen Stuhles in dieſer Angelegenheit zu erforſchen. Durch eine Collectiv-Eingabe mehrerer Prälaten ſah ſich endlich im Jahre 1844 der Kardinal-Staatsſekretär Lambruschini genöthigt, in Betreff des Verhaltens des heil. Vaters gegen den jüngern Allignol die Auskunft zu geben: „was dieſer Prieſter über beſtimmte Aeußerungen des Papſtes geſagt, ſei in dieſer Form vollkommen falſch berichtet; die ertheilte Dispenſe aber ſei eine Gnade, welche Rom genügend disponirten Bittſtellern öfter zugeſtehe, ohne den Grund der ergangenen Cenſur damit zu beurtheilen.“*) Es wurde in- und außerhalb Frankreichs von Gutdenkenden ſchmerzlich empfunden, daß der oberſte Hirte in der Art veranlaßt worden war, ſeine Worte und Geſinnungen einer Indiscretion gegenüber zu verificiren. Indeß leuchtet ein, wie auch dieß Document Lambruschini's für Gutheißung oder Verneinen der Sache ſelbſt nicht das mindeſte Gewicht hat. Auf literariſchem Wege dem Angriffe zu begegnen, verſuchte zuerſt Abbe Richaudeau, Seminar-Direktor in Blois.**) Wir können uns nicht auf ein kritiſches Referat über dieß allerdings durch Geiſt und Gelehrſamkeit ſehr achtungswürdige Buch einlaſſen; nur über das Princip ſeiner Beweisführung müſſen wir, um des Allgemeinen willen, eine Bemerkung uns erlauben.

Abbe Richaudeau geht von dem Grundſatze aus: es müſſe in der Kirche zwiſchen Conſtitution und Disciplin unterſchieden werden. Erſtere ſei göttlichen Urſprunges und unveränderlich; letztere, als Mittel zum Zweck, ändere ſich nach Zeit und Ort. Nicht die Conſtitution der Kirche, nur die Disciplin ſei in Frankreich ſeit 1801 geändert worden; mithin falle der Hauptgrund jener Reclamation nach Unveränderlichkeit der kirchlichen Zuſtände von ſelbſt hinweg. Darf ſich der Theologe und die Kirche mit dieſen Diſtinctionen nun zufrieden geben? Wir glauben, durchaus nicht. Hätten die Allignols eine Modification der Disciplin angegriffen, welche durch die leitenden, rechtmäßigen Organe der Kirche ſelbſt her-

*) Der Privatbrief Lambruschini's, allerdings als Erklärung im Namen des heil. Vaters, ſteht im Univers. 1844. 24. December. N. 874.

**) De l'ancienne et de la nouvelle discipline de l'Eglise en France ou l'on repond aux assertions du livre d. M. M. Allignol. Avignon. 1842.

vorgerufen worden wäre, wie beispielshalber die rheinischen Erzbischöfe im XVIII. Jahrhunderte gegen die Einführung der Nuntien und deren Jurisdiktion, die vom heil. Stuhle ausging, als Neuerung und Eingriffe in alte Rechte zu Felde zogen; dann beschlössen die Sätze des Herrn Richaudeau einen giltigen Sinn. Kann aber Herr Richaudeau auch folgende These zugeben, die so ganz klar in der seinigen involvirt liegt: „die Constitution der Kirche ist göttlich und unveränderlich, die Disciplin aber veränderlich, und unbedingt veränderlich durch jeden, dem die Gunst des Schicksales Macht und Waffen dazu in die Hand gibt?“ Wir tragen Bedenken, ob das Herr Richaudeau gemeint haben könnte; denn das ist in der That das Princip, welches regelmäßig im Munde derer gefunden wird, welche Reformen in der Kirche durch sectische Verwegenheit oder die eiserne Hand der Politik herbeiführen wollen. Die arianischen Könige des fünften Jahrhunderts, die theologischen Imperatoren von Byzanz, Heinrich VIII., Peter der Große, der aufgeklärte Joseph II., die ganze Reihe bepurpurter und unbepurpurter Kirchenfeinde aller Zeit, bis auf die heutigen Schneidemühler herab, werden nicht einen Augenblick anstehen, den Grundsatz des Abbe Richaudeau in diesem Sinne zu unterschreiben. Und, weiter zu fragen, wer zieht denn im einzelnen Falle die sichere Grenzlinie zwischen dem, was der Constitution der Kirche und dem, was der Disciplin angehört? Das Schwert der Cäsaren wirklich nicht, und eben so wenig die Schreibfeder des einzelnen Gelehrten; nur die Kirche, die als lebendiger Leib auch das klare Bewußtseyn der Bedingungen ihres Lebens in sich trägt, vermag darüber mit Unfehlbarkeit zu entscheiden. Cyprian's Briefe würden Herrn Richaudeau manchen Wink zur Läuterung seiner Principien geliehen haben. Indeß wären alle diese immer gefährlichen Vordersätze, die umfassenden Arbeiten und Beweise vielfach entbehrlich gewesen, wenn deren Resultat kein anderes seyn konnte, als auszusprechen: die Kirche Frankreichs sei eben im Zustande trauriger Nothwendigkeit, von dem sie sich den Augenblick nicht losmachen könne (une necessité, qui ne depend pas d'elle). Das Erstere kann und wird Herrn Richaudeau Niemand bestreiten; das Letztere, warum nicht abgeholfen werden könne, hat er im ganzen Buche nicht mit einer Sylbe beantwortet; und gerade diese Frage ist es, worauf jetzt und in Zukunft Alles ankommen wird. Wir werden sie am Schlusse unsers Referates beleuchten.*)

---

*) Das Werk des Herrn A. Richaudeau hat 1845 die zweite Auflage erlebt. Uns steht sie nicht zu Gebote.

An Richaudeau ſchloß ſich in einer kürzer gefaßten Schrift M. Boyer, Director des berühmten Collegiums von S. Sulpice in Paris, an. Die Haupttendenz dieſer Brochüre, die etwas zu ſtark im Tone der Denuntiation ſpricht, bezweckt: die Ungelegenheit der ganzen Streitfrage in dieſem Augenblicke darzuthun. Die Inamovibilität der Pfarrer ſei eine heilſame, ſehr wünſchenswerthe Inſtitution; aber ihre Wiederherſtellung müſſe verſchoben werden, bis Frankreich für eine ſolche Reform reif geworden.*) Der deutſche Leſer wird ſein Befremden kaum bergen können, wenn er bemerkt, daß Freund und Feind ſtets in Einem Reſultate ſich begegnen; um ſo mehr überraſcht, als er nach deutſchen Blättern nur Revolution und Presbyterianismus hinter der Oppoſition erblicken gelernt hat. Ein unwillkührliches Verwundern aber ruft es hervor, die Wiederherſtellung eines Rechtsverhältniſſes, das der geſammten katholiſchen Kirche eigenthümlich, in Frankreich erſt ſeit ein paar Jahrzehnten gewaltſam verdrängt wurde, als „Reform" bezeichnet zu hören, zu welcher das kirchliche Frankreich erſt „reif" werden müſſe. Wir Deutſche hatten alle Urſache, die Kirche Frankreichs um ihre Mannhaftigkeit, Tugend und Reinheit zu beneiden; jetzt erfahren wir, daß derſelbe Klerus, dem jener Ruhm gebührt, im Zuſtande der Kindheit zu unreif ſei, um eine Inſtitution zu ertragen, welche eben die Kirche geſchaffen hat, um alle Verhältniſſe in ihrer Stärke und Unverſehrtheit ſicher und reiflich zu befeſtigen. Und wann wird für dieſe „Reform" Frankreich „reif" werden? Etwa dann, wenn ein gallicaniſcher Czar das Machtſchwert der Tyrannei wieder ergreift, das dem im Dome der Invaliden ſchlafenden Gewalthaber unter den Schlägen des Gerichtes Gottes entſank?

Beweisführungen oben bezeichneter Art mußten begreiflich mehr verletzen als belehren und überzeugen; zumal da nebenher die Cenſuren über die Anhänger der Inamovibilität ſich allſeitig häuften. Einen muthigen Vertheidiger gewannen die Deſſervants an dem greiſen General-Vicar Dieulin von Nancy. Nie vielleicht iſt über eine ſo delicate Rechtsfrage mit mehr Würde, Klarheit und muſterhafterem Style geſchrieben worden, als in Dieulin's kleiner Broſchüre. Eine einzige Stelle aus dem Vorworte verbreitet zureichendes Licht über den wahren Gehalt des ganzen Streites. „Feind, ſagt Dieulin, durch meine Ueberzeugung wie durch meinen Glauben, dem Presbyterianismus, deſſen Einbruch in die Kirche

*) L'inamovibilité des pasteurs a bon être une institution utile et désirable en theorie, *elle doit être ajournée à d'autres temps à ceux où notre France ecclésiastique sera mûre pour cette reforme.* (M. Boyer coup d'oeil sur le livre de M. M. Allignol. Paris. 1841. p. 65.)

ich für das namenloſeſte Unheil halten würde; und aus tiefſter Seele dem Epiſcopate ergeben, deſſen göttliche Rechte jedem Prieſter theuer und heilig ſeyn müſſen, wünſchte ich nie als Fürſprecher einer civilrechtlichen Unabſetzbarkeit des Pfarrclerus zu erſcheinen: als ob es mir vortheilhafter dünkte, dieſen der väterlichen Obhut der Biſchöfe zu entziehen; denen nothwendig die erhabenſte und kräftigſte Auctorität über alle Glieder des Klerus eigen ſeyn muß. Aber den Deſſervants größere Bürgſchaft zur Sicherheit und Freiheit zu geben, ohne das biſchöfliche Anſehen, von welchem ſie ſtets abhängig ſeyn ſollen, anzutaſten; dieß iſt das ſchwierige Problem, deſſen Löſung ich in dieſem Werkchen verſucht habe.*) Hierauf faßt Dieulin ſeine Unterſuchungen in folgende Punkte zuſammen: Der gegenwärtige Stand der Dinge ſei eine Neuerung, die an ſich irregular und anticanoniſch, der Kirche durch eine incompetente Gewalt aufgedrungen worden: dem Klerus gewähre die Amovibilität durchaus keine perſönliche Garantie, da ſie ihn der Diſcretion eines Einzigen, ohne alles eigene materielle wie formelle Recht laſſe; daraus flöſſe Mißachtung der Geiſtlichkeit, allgemeine Entmuthigung und Abnahme der Zuneigung zwiſchen den Seelſorgern und den Parochianern; ebenſo trenne dieß Syſtem die Eintracht zwiſchen dem Biſchofe und dem Prieſter, öffne jeder Verläumdung, jedem Verdachte die Pforte. Darum ſei es falſch, als erleichtere die willkührliche Amovibilität die Regierung der Kirche, im Gegentheile gereiche dieſelbe der Kirche zum Verderben, während ſie den Feinden des Chriſtenthums nütze; die Erfahrung ſelbſt aber habe dieß Syſtem längſt als ein unheilvolles gerichtet.

Dieulin's Darſtellung der Verhältniſſe, mit der Ruhe des erfahrungsreifen Mannes abgefaßt, machte um ſo tieferen Eindruck, je weniger auf ihn der Vorwurf parteilicher Befangenheit fallen konnte. Allein da das Epiſcopat eine wirkliche Löſung der Streitfrage ſich nicht aneignen konnte oder wollte, ſo übrigte ihm freilich auch hier kein anderes Mittel, als auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren; nämlich durch Machtſpruch die ganze Angelegenheit niederzuhalten. Mithin ward auch Dieulin's Buch, welches allerdings anonym erſchienen war, unverſehens in die Kategorie der Allignol's geſtellt, und deſſen Lektüre verpönt.

Die Preſſe des Tages, ſelbſt die politiſche, beſchäftigte ſich indeß eifrigſt, den Zwiſt zwiſchen Klerus und Epiſcopat zu nähren. Es vermehrte das Intereſſe auf ganz ungemeine Art, als im Momente der höchſten Spannung, der Kampf um die Unterrichtsfreiheit ſich eröffnete, und die Biſchöfe ſelbſt, dem Staate gegenüber zur Wehre wie zum Angriffe auf

*) De l'inamovibilité des Curés selon le veritable esprit de l'Eglise par un ancien Vicaire-Général. Paris 1841 (préface).

literariſchem und parlamentariſchem Wege gerüſtet erſchienen. Das Monopol der Univerſität beruht bekanntlich auf dem nämlichen Syſteme der innern Politik, welches auch die organiſchen Artikel in's Daſeyn gerufen hatte. Eine und dieſelbe Idee, ein und derſelbe Zweck wohnt der napoleoniſchen Organiſation der Kirche und der des gelehrten Unterrichtes inne. Nach dieſer Idee ſollten alle hiſtoriſchen Standesrechte, alle einzelnen Inſtitute verſchwinden, und ſomit die geſammte adminiſtrative und intellectuale Macht im Staate in die Hand weniger Beamten vereinigt werden; welche ſelbſt wieder vom Willen des Staates, näher von der Willkühr des Chefs desſelben, ſich unbedingt abhängig geſtellt wiſſen mußten.

Vermöge ſolcher Concentration hört im letzten Grunde das Einzelne auf, irgendwie Selbſtzweck zu ſeyn; das Ganze wie das Beſondere dient nur mehr dem einzigen Gebieter zum Werkzeug des Ruhmes und der Despotie.*) In welcher Art der Kampf für die Freiheit des Unterrichtes zum offenen Ausbruche kam, iſt, nach den äußeren Thatſachen wenigſtens, durch die Organe der Oeffentlichkeit ſattſam berichtet; nicht ſo allgemein bekannt aber iſt das Verhalten des Klerus ſelbſt in Mitte dieſer umfaſſenden Bewegungen. Im Beginne des Streites nämlich war es den Geiſtlichen auf's Nachdrücklichſte von Seiten der Ordinarien unterſagt worden, durch Petitionen, Journalartikel oder anderweitige Polemik, ſich in den Kampf zu miſchen; einige Monate ſpäter aber erging durch Circulare die entgegengeſetzte Weiſung, jeder einzelne Seelſorger und Prieſter möge ſich auf eine der Würde und dem Berufe entſprechende Weiſe für die Vertheidigung der religiöſen Freiheit im Einklange mit dem Episcopate möglichſt intereſſiren. Ein ſolcher Wechſel des Verfahrens von Seite der Hierarchie blieb der ſcharfſichtigen Oppoſitionspreſſe nicht verborgen. Wenn von da an die Prälaten für ihre gute Sache ſich auf die ungetheilte Harmonie beriefen, welche in Geſinnung und Wirken für die obſchwebende Frage durch alle Rangordnungen des Klerus herrſche, ſo wurde ihnen mit Ironie geantwortet: „Eine Berufung der Art ſei eben ſo unſtatthaft, als kindiſch. Wie könne ein Prieſter anderer Meinung zu ſeyn ſich erkühnen, als ſein Biſchof, von deſſen Willkühr eben ſeine ganze Exiſtenz abhänge? Zuvor möchten die Biſchöfe dem Klerus die frühere, ſichere und unabhängige Stellung gewähren, und dann erſt dürften ſie ſich der Anhänglichkeit desſelben mit Recht rühmen. Wie die Sache jetzt ſtehe, ſei es beſſer, gar nicht von einer ſolchen zu reden. Denn gerade dieſe Schmiegſamkeit des Klerus ſei das Verdammungsurtheil einer Regierungsform, die allerdings die Biſchöfe nicht

*) Napoleon's eigene Ideen hierüber, vorgetragen bei Thibaudeau, memoire sur le consulat. chap. 10—13. Vergl. hiſt. pol. Bl. Bd. XV. 7. S. 455.

eingeführt; welche ſie aber gar wohlgefällig zu genießen verſtünden.*)" Wie hier das Journal des Debats im Namen der Miniſter, ſo griff die Gazette de France, von einem entgegengeſetzten Parteiſtandpunkte aus, die höhere Hierarchie mit der nämlichen Bitterkeit an. Ein wunderliches Schauſpiel, bemerkte das legitimiſtiſche Journal, böte in dieſem Augenblicke das franzöſiſche Episcopat dem unbefangenen Beobachter dar. Mit aller Anſtrengung der Intelligenz, mit den impoſanteſten Declamationen erhüben ſich wie ein Mann die ſämmtlichen Prälaten der Kirche, um ein napoleoniſches Inſtitut anzugreifen und zu vernichten, weil deſſen Prinzip die Freiheit des Einzelnen beſchränke, und zur despotiſchen Concentration der Gewalten führe. Das Univerſitäts-Monopol, behaupteten ſie, müſſe aufgegeben werden, weil die Charte von 1830 eine ganz andere Geſtaltung der Verhältniſſe zwiſchen Kirche und Staat, eine vollſtändige Autonomie der Kirche auf ihrem Gebiete gewährleiſtet habe. Als ob nun nicht auch die organiſchen Artikel, welche den geſammten Klerus völlig recht- und wehrlos in die Gewalt der vom Staate ernannten Biſchöfe gäben, ganz einzig und allein ein Inſtitut der „Despotie" Napoleon's wären? Bekannt ſei doch, daß Napoleon durch beide Organiſationen das Nämliche intendirt und zum Theil erreicht habe. Warum greife nun das Episcopat das Eine Inſtitut an, die Verfaſſung der Univerſität, und nicht auch das andere, an Princip und Zweck dieſem völlig gleiche, die organiſchen Artikel? Warum verfahre man im Gegentheile ſo hart gegen die Deſſervants, welche vom nämlichen Principe, wie die Biſchöfe, ausgehend, gleich dieſen auf die Charte von 1830 ſich beriefen, und ihre alten Rechte zurück verlangten? Offenbar, weil man hier die unbedingte Gewalt, welche gleichwohl Buonaparte begründete, die Autocratie der Biſchöfe viel zu angenehm und zu ſüß finde, um nicht darüber zu vergeſſen, daß ſie in kirchlichen Dingen vom nämlichen Datum und aus demſelben Geiſte ſich herſchreibe, wie das verhaßte und unbequeme Monopol der Univerſität. Sarcasmen der Art trugen zu viel poſitive Wahrheit in ſich, um geradezu verächtlich zu erſcheinen. Aus dem Beiſpiele Mſg. Sibours, des würdigen Biſchofes von Digne, und ſelbſt aus Andeutungen in den Paſtoralſchreiben des Biſchofes von Chartres, läßt ſich mit Klarheit ſchließen, daß der weitere Erfolg des Unterrichtſtreites dieſe letzten Conſequenzen, das Aufgeben der organiſchen Artikel gegen die Charte von 1830, ſicher ja nothwendig herbeiführen werde. (hiſt. pol. Bl. B. XV. 7. S. 461.)

---

*) Cette adhésion est la condemnation d'un régime que Vous (les evêques) n'avez pas établi sans doute, mais dont Vous jouissez doucement. (Jour. des Deb. 25. Mai 1844.)

Unter den Katholiken Frankreichs war in der sogenannten kirchlich-absolutistischen Partei diese Ueberzeugung lange gereift und wirksam geworden. Nach Art. 5. der Charte des Julius 1830 wurde, wie wir im ersten Abschnitte unserer Darstellung gezeigt haben, die römisch-katholische Kirche als Staatskirche nicht ferner anerkannt; hingegen ihr und allen andern Culten und Religionen gleiche Freiheit und Unabhängigkeit gewährleistet, über welche der Staat nur ein ebenso gleichmäßiges Schutz-Recht auf sich nimmt *) Auf dem Principe solcher Freiheit und Gleichheit aller Religionen vor dem Staate, welches, so unnatürlich es vor dem Geiste des Christenthumes auch erscheinen muß, doch der atheistischen Politik des neunzehnten Jahrhunderts das einzige naturgemäße ist, waren seit 1830 auch Belgiens kirchliche Zustände begründet worden und zur herrlichen Blüthe herangediehen. Dem ehrwürdigen Erzbischofe von Mecheln, Fürsten von Méau, gebührt der unvergängliche Ruhm, durch die energische Zuschrift an den belgischen Congreß vom 12. Dezember 1830 der Kirche seines Vaterlandes eine vollkommen unabhängige Verfassung, die freie, canonische Wahl der Bischöfe, die Selbstständigkeit der Domcapitel, den ungehinderten Verkehr mit dem apostolischen Stuhle und die Freiheit des Unterrichtes, erworben zu haben **). Belgiens kirchliche Verfassung erschien der streng katholischen Partei als das Urbild, welchem die vom Staate emancipirte französische zugestaltet werden sollte; und in der That — wie durfte an der Rechtmäßigkeit dieser Forderung gezweifelt werden, wenn die princi-

*) Chacun professe sa religion avec une égale liberté et obtient pour son culte la même protection. (Art. 5. Charte 1830.)

**) Es sei erlaubt, eine auch in weiterer Beziehung wichtige Stelle aus diesem Documente anzuführen: „en Vous exposant Messieurs! les besoins et les droits des Catholiques, je n'entend demander pour eux aucun privilège: *une parfaite liberté avec tous ses consequences:* tel est l'unique objet de leurs voeux. Mais la condition essentielle et vitale, sans laquelle la liberté du culte catholique ne serait qu'illusoire, c'est qu'il soit parfaitement *libre et indépendant* dans son régime et particulièrement *dans la nomination* et installation de ses ministres, ainsi que *dans sa correspondence avec le Saint Siège.* Rien n'est plus juste, car il est absurde de dire q'une société quelconque est libre, si elle ne peut se régir à son gré, ni choisir et établir ceux qui doivent la diriger; et quel plus dure éclavage peut on imposer à un culte que de le contraindre à n'avoir pour chefs que des personnes agréables à ceux, qui *peuvent même être ses plus cruels énnémis?* C'est evidemment fournir à ceux-ci un moyen sûr de l'affaiblir et de le detruire, en écartant les capacités, ou en privant les fidèles des pasteurs pendant un long éspace de temps, comme l'expérience ne l'a que trop prouvé."

piellen Rechtsnormen zwiſchen Kirche und Staat in beiden Ländern die gleichen waren; ja die September-Revolution 1830 in den Niederlanden gerade die Julius-Charte der franzöſiſchen Nation ſich angeeignet hatte.

Marquis de Regnon in Nantes ſtellte ſich an die Spitze der Katholiken; welche folgerichtig die verfaſſungsmäßige Freiheit der Kirche anſtrebten, und begründete zur Errichtung dieſes Zieles das nicht unwichtige Journal *„La liberté comme en Belgique.“* Das Manifeſt dieſer Zeitſchrift drängt ſich in den nachfolgenden Sätzen zuſammen: der chriſtkatholiſche Staat Frankreich, welcher die Conventionen und Concordate mit Rom geſchloſſen hat, hat in Folge der Julius-Revolution aufgehört zu exiſtiren. Durch dieſes Verſchwinden des einen pactirenden Theiles iſt die Verpflichtung des Vertrages auch für den zweiten, für die Kirche erloſchen. An die Stelle aller früheren Compacte iſt die Charte getreten, der einzige, feierlich beſchworne Vertrag der Franzoſen mit der neuen, durch das ſouveräne Volk erhobnen Dynaſtie. Die Katholiken haben daher nicht ferner an das Concordat, ſondern nur an die Charte ſich zu halten, und gerade vermöge dieſer müſſen ſie die Herausgabe der von der neuen Dynaſtie uſurpirten Rechte: Freiheit der Wahlen der Biſchöfe, unabhängige canoniſche Organiſation der Kirche, die Abſchaffung des Cultminiſteriums, die unmittelbare Verwaltung des Kirchengutes, Freiheit des Unterrichtes, kurz die volle Autonomie der Kirche in ihrem Gebiete, gleich Belgiens Katholiken, nunmehr ſtandhaft begehren. Nach den Septembertagen hatten die Biſchöfe des jungen Königreiches Belgiens den heiligen Stuhl in Kenntniß geſetzt, daß das Concordat von 1802 durch die neue Conſtituton gebrochen, und die Freiheit der Verfaſſung der Kirche zurückgegeben ſei, ſo daß dieſe vollkommen vom Staate getrennt beſtehe; und Rom unterhandelte ſeiner Seits in der That unmittelbar mit den belgiſchen Biſchöfen, und ſetzte die Form für Beſetzung erledigter Bisthümer ohne Rückſicht auf das de facto annullirte Concordat feſt. So war dort der Moment glücklich ergriffen und benützt worden, während man Frankreichs Prälaten den Vorwurf machen durfte, von der politiſchen Bewegung überflügelt, im Jahre 1830 weit hinter ihrer Aufgabe, die Kette der organiſchen Artikel im günſtigen Augenblicke durch Annahme der Charte zu brechen, zurückgeblieben zu ſeyn.

Marquis de Regnon hatte dieſes Thema in einer anziehenden Schrift, *l'Appel à l'episcopat*, mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit abgehandelt; (1843) begreiflicher Weiſe aber vermochte, da der glückliche Moment vorüber, ſein Bemühen die Grenze der theoretiſchen Ueberzeugung nicht zu überſchreiten*). Es nützt für unſeren nächſten Zweck wenig, den politiſchen

*) Les evêques, ſagt der Marquis unter andern, n'ont pas pris la Charte au serieux, pas même la disposition qui proclamait la liberté absolue de

Werth dieſer Richtung Regnon's näher zu beſprechen; das Mitgetheilte genügt uns zu zeigen, wie nothwendig die unzufriednen Deſſervants gerade in ihr eine vorzügliche Bundesgenoſſin erhalten mußten. Beide forderten ja von dem Staate die Herausgabe nicht des einen oder des andern Rechtes, ſondern aller zumal; beide verſetzten das Episcopat in Anklageſtand, weil es Inſtitutionen mit Hilfe des Staates aufrecht erhielte, welche nicht blos dem canoniſchen Rechte widerſprächen, ſondern ſelbſt die verfaſſungsmäßige Freiheit des Prieſters, als franzöſiſchen Bürgers beeinträchtigten.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß die Sache der Deſſervants, hiedurch ſo tief in eine politiſch-reactionäre Richtung hineingezogen, für den geſammten Klerus in höchſt gefährliche Chancen hätte umſchlagen können. Allerdings dulden freie Verfaſſungen wie die franzöſiſche, und noch mehr die engliſche, eine in andern Staaten kaum zu begreifende, ungehemmte Bewegung der Geiſter; ſie geſtatten jedem Bürger ſeine Ueberzeugung frei auszuſprechen, und ertragen bis auf einen gewiſſen Grad mit ſicherer Ruhe ſelbſt die Coterien der Parteiung; die Kirche jedoch als ſolche hat von jeher mit aller Strenge die ihr ſpeciell Angehörigen von dem verwirrenden Treiben der Politik zurückgehalten, das ſo ſchnell und ſo durchgreifend das Gemüth dem Weſen des geiſtlichen Berufes entfremdet; und ebenſo blickt der Staat ſeiner Seits auf die Theilnahme des Klerus an öffentlichen Angelegenheiten mit doppeltem Ernſte, und nicht ſelten auch mit doppeltem Verdachte. Auf ſolche Veranlaſſung hin war das Einſchreiten der Biſchöfe mit gebieteriſcher Nothwendigkeit herausgefordert; und Cenſuren und Interdicte, welche vom Anfange herein vielleicht nicht ungegründet als Maßnahme zuherber Strenge erſchienen, gewannen jetzt eine vollkommen rechtmäßige Bewährung. Hiezu trat noch die verkehrte Weiſe, welche die Deſſervants von nun an zu ihrer Vertheidigung wählten. Durch die Einmengung der Politik in ihre anfänglich canoniſtiſchen Fragen, hatte der kirchliche Ton und Geiſt ſich verloren; in der von jetzt an begonnenen publiciſtiſchen

---

la religion catholique renfermée dans le principe de la liberté des cultes. Ils n'ont pas éssayé de secouer la vieille chaine qui les liait au pouvoir *précedent*, pour voir si elle ne tombait pas d'elle même, lorsque l'anneau qui l'unissait au pouvoir tombé, était lui-même brisé. Ils sont restés immobiles, stupefaits par la vaine peur de l'anarchie; et ils sont laissés le nouveau pouvoir ramasser le bout tombé de leur chaine, pour le renouer à son propre char, et les attacher eux mêmes aux chances de son déspotisme. (Appel à l'episc. p. 103.) Es ſind Worte voll Ernſt und Wahrheit; aber es gehörten ſchmerzliche Erfahrungen dazu, um ſie ganz zu würdigen.

Verhandlung in Tagblättern entschwand auch die letzte Färbung der wissenschaftlichen Form. Die Tagespresse ist eben wegen der Vagheit, in der sie sich bewegen muß, um allgemeiner verständlich zu seyn, und in Folge der Eile, mit welcher sie Tag für Tag und Morgen um Morgen auf den Lebens-Markt in steter Wiederkehr Gedanken und Thatsachen hineinschleudert, ein bedenklicher Boden für die Verhandlung kirchlicher Dinge; und gestehen wir es uns, dem normalen Verhältnisse nach ein dem Dienste der heiligsten und höchsten Angelegenheiten nicht ganz würdiges Organ. Ganz unglücklich aber muß das Ergebniß sich gestalten, wenn ein Kampf, der die Herzensmitte der Hierarchie bewegt, mit solchen profanen Mitteln auf offnem Markte ausgestritten werden soll. Unabgeschreckt durch diese Betrachtungen gründeten die Desservants für ihre Sache ein eigenes Journal, welches bis zur jüngsten Zeit unter der Leitung eines pseudonymen Dieudonné in Remiremont, Departement der Vogesen, erschien*). Hätten die Männer, deren priesterliche Ehrenhaftigkeit und wohlmeinende Absicht wir durch unser eben ausgesprochenes Urtheil nicht antasten wollten, an der Stelle des zu kleinlich besondern Zweckes ihre Kräfte dahin verwendet, um in Frankreich eine Zeitschrift für kirchenrechtliche Studien überhaupt zu begründen, etwa in der Weise, wie in neuester Zeit die Benedictiner-Congregation von Solesme den **Auxiliaire Catholique** zu gleichem Zwecke wenigstens theilweise bestimmt hat; so würden sie zwar das Ziel ihres Strebens etwas weiter hinausgerückt, aber in der That desto besser es gesichert haben; Statt der Aechtung, welche sie getroffen, hätten sie sich die Aufmerksamkeit der katholischen, gelehrten Welt, und jene Schonung erworben, welche der Wissenschaft auch von den Gegnern ihrer Ueberzeugung gebührt.

Die uns vorliegenden Blätter dreier Jahrgänge des Recueil enthalten fast ausschließlich sehr eintönig durchgeführte Abhandlungen über das uns bekannte Thema der Inamovibilität. Nur selten unterbricht diese Monotonie ein polemischer Artikel; meistens mehr mit beißendem Witze als tristiger Gelehrsamkeit gegen die Saint-Sulpicianer, deren Organ, der **Ami de la Religion**, und ähnlich bischöflich gesinnte Gegner gerichtet. Der Gesammt-Eindruck aller derartigen Tractate gibt keineswegs, wir bedauern es sagen zu müssen, ein günstiges Zeugniß für den gesunden Stand des kirchenrechtlichen Wissens in der Mehrheit des französischen Klerus, aus Ursachen,

*) **Recueil de pièces et de documents sur l'inamovibilité des desservants sous d'autres points de discipline et de droit canonique et sur les études cléricales par une société ecclesiastique et des jurisconsultes. — Remiremont (Dubois.) 1842.** Bis 1844 drei Bände jeder zu 24 Bogen. Die späteren Theile führen auch den Titel: **Libre du Clergé.**

welche wir noch eigens aufzuhellen uns vorgesetzt haben, und deren wichtigster Theil keineswegs dem secondären Klerus zur Last fällt.

An Bedeutsamkeit wurde einige Jahre nachher das Recueil von Remiremont durch ein neues Journal überboten, als dessen Chef der Ehrendomherr von Sens, Abbé Clavel de Saint-Geniez auftrat. Unter dem Titel: „Le Bien Social“ *) sollte diese Zeitschrift zunächst die große französische Klerus-Frage der Inamovibilität und kirchlichen Justiz abhandeln; nebenbei aber auch die Rechtsgelehrsamkeit im Allgemeinen, die zugehörigen Ereigniſſe des Tages, die Bibliographie, die kirchliche Kunst, selbst den Ackerbau und die Oeconomie, berücksichtigen. Alle Vorwürfe, welche dem Recueil gemacht werden konnten, gelten dem *Bien Social* in ungleich erhöhtem Maßstabe, und werden durch ihm allein eigenthümliche verdoppelt. Seine Ansprüche auf Einfluß und Wirkung sind übermüthig und bombastisch, selbst die Sprache der Würde des Priesters nicht selten unangemessen **). Zu diesen Gebrechen kommt noch eine Anekdoten-Krämerei, aus einzelnen vielleicht übelberichteten Thatsachen zusammengefügt, welche in der Regel ein sehr bitterer Commentar begleitet. Die jüngste Verurtheilung des genannten Journales in Folge eines Hirtenbriefes des Erzbischofes von Paris, hat die Oeffentlichkeit im weiteren Kreise unterrichtet, bis zu welchen sinnlosen und verwegenen Behauptungen den Redacteur en chef und seine zahlreichen Mitarbeiter, der Mangel eines gründlichen Studiums des canonischen Rechtes, das Uebermaß des Partei-Eifers und die fliegende Eile der Tagespresse verleitet haben. Es lohnt sich nicht der Mühe, die im Univers (Juni 1845) und nach demselben in mehreren deutschen Zeitungen bekannt gemachten ein und zwanzig Sätze hier critisch zu referiren, welche der Erzbischof von Paris einer officiellen Verdammung gewürdigt hat. Die im nämlichen Hirtenbriefe besprochenen und beantworteten Klagepunkte (questions) sind in dem historisch-canonischen Theile dieser Untersuchung mit zu berücksichtigen; wir können aber im Vornehinein versichern, daß die Tragweite der die einzelnen Sätze betreffenden Censur nicht mächtig genug ist, um die Herzensmitte, das eigentliche Wesen der Klerusfrage selbst, dadurch zu verwunden.

Die unmittelbaren Urheber der Controverse, die beiden Allignol's,

---

*) Zuerst ausgegeben 6. Jänner 1844.

*) Einige Sätze reichen hin zur Beurtheilung des ganzen Charakters: „*Le Bien Social* marche à la tête du mouvement intellectuel de nôtre âge vers la conquête des éternels principes de justice, d'ordre et de liberté. . . Le Bien Social porte sur son drapeau deux magnifiques devises: *Bonheur du peuple* par l'organisation du travail et *émancipation du clergé* séculaire (!!) (Bien Social. 1844. N. 10.)

hatten unterdeß trotz der ihnen widerfahrnen, harten Behandlung, der ersten Versicherung: mit ganzer, ungetheilter Seele der Mutterkirche des Erdkreises, der Kirche Rom's zugethan zu seyn, und ihrem Urtheile sich rückhaltslos zu unterwerfen, sich vollkommen treu bewährt. Die lüsterne Gierde der französischen und genfer Calvinisten nach dem Ausbruche eines Schisma, blieb immer hoffnungslos hingehalten; und die unverständige Bezeichnung „presbyterianische Secte" wird hiedurch auf's Tröstlichste widerlegt. Durch den Widerruf einiger falschen Thesen, welchen die Allignol's erwähnter Massen im März 1845 zu den Füssen ihres Bischofes niederlegten, gewannen sie sich im Gegentheile die lobende Anerkennung des heiligen Stuhles, der ihr Verhalten in dieser Sache als ein musterhaftes bezeichnete*).

Wie tief beschämt dieß würdige Benehmen der Allignol's den reformsüchtigen Geist mancher deutschen Priester, deren erste Instanz der rationalistische Pöbel, deren letzte der Polizei-Staat ist!

Abbé Clavel de Saint Geniez folgte dem Beispiele der Allignols; seine Unterwerfung unter das Urtheil seines Erzbischofes ist so aufrichtig und bestimmt, als es nur gewünscht werden konnte; wenn aber Abbé Clavel demungeachtet sich vorbehält, in einem umfassenden Werke die jetzige Disciplin einer critischen Untersuchung zu unterwerfen, und dieß ihm ungehindert zugestanden wird; so gibt dieß auf's Neue einen starken Beweis, wie wenig die Sache der Desservants mit presbyterianischen Grundsätzen zusammenhänge oder nothwendig zu solchen führen müsse. A. Clavel besitzt einen in Frankreich und Paris nicht unberühmten Namen; er ist neben seinem geistlichen Stande und Wirken auch Arzt, Naturforscher und Historiker. Wir wünschen herzlich, es möge diese vielgetheilte Gelehrsamkeit den würdigen Abbé nicht hindern, eine der schwierigsten, canonischen Fragen mit jener Sachkenntniß, Ruhe und geistigen Tiefe zu behandeln, welche das Wesentliche vom Unwesentlichen trennend, es fortan unmöglich machen dürfte, um einiger irriger Behauptungen willen, das Ganze im schiefen Lichte erblicken und verwerflich erscheinen zu lassen. —

Ungeachtet dringender Veranlassung hatte während des fünfjährigen

---

*) Schreiben des heiligen Vaters an die Allignol's d. d. 21. Mai 1845.: Ex illis (sc. litteris A.) novimus dilecti filii, omnimodam, uti par est, obedientiam episcopo vestro palam publiceque professos, humili et ingenuo animo *errores* rejecisse, *qui in vestrum de statu clericor. opus irrepserant* atque ita claro aperteque declarasse nihil vobis potius esse quam in catholicae ecclesiae doctrina gloriari atque episcopalem autoritatem omnino vereri. Nos quidem de hac vestra agendi ratione catholicis presbyteris plane digna summopere in Domino gaudemus etc. (Aus der Gazette de France.)

Streites der heilige Stuhl keine das Innere der Controverse selbst berührende Entscheidung gegeben, insofern und so lange es nur die theoretisch-wissenschaftliche Verhandlung galt. Seine weisen Gründe hiezu, bedürfen nach dem Oben dargelegten keiner weitern Auseinandersetzung. Ganz anders aber mußte es sich gestalten, sobald die Streitfrage vor einem definitiven Austrage durch ein competentes Forum, selbstentscheidend und thätig, in's practische Leben einzugreifen Miene machte. Eine erste Erscheinung der Art bot sich in Belgien dar, wo trotz der schon erwähnten Religions-Freiheit von Seite des Staates, die Bischöfe dennoch auf dem Amovibilitäts-Systeme des napoleonischen Regimes vielfach beharren. Einige Desservants hatten gegen die arbiträre Versetzung durch ihren Bischof sich geradezu aufgelehnt, und behauptet: das illegale Verhältniß der bischöflichen Curie zum secundären Klerus berechtige, in diesen Fällen den sonst schuldigen canonischen Gehorsam aufzukünden. Der betreffende Diöcesan-Bischof Msg. Cornelius von Lüttich sah sich durch diese Renitenz veranlaßt, dem heiligen Stuhle nach der unter solchen Bedingungen solennen Form des theologischen Zweifels, die Entscheidung zu deferiren: „ob unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Zeitumstände, in Gegenden, in welchen, wie in Belgien, eine zureichende Umwandlung der Civil-Gesetze unmöglich war, die nach dem Concordate von 1801 eingeführte Disciplin, gemäß welcher die Bischöfe den Vorstehern von Succursal-Kirchen, die Jurisdiction für die Seelsorge auch auf Ruf und Widerruf übertragen, gelte, und bis zu einer andern Anordnung von Seite des apostolischen Stuhles, im Gewissen verbinde; und ob jene, wenn sie zurückgerufen und anderswohin gesendet würden, zum Gehorsame verpflichtet seien“ *). Die Antwort erfolgte durch den Präfekten der Congregation des Concils von Trient, Cardinal Polidori unter dem ersten Mai 1845: „es solle in dem Regime der Succursalkirchen keine Veränderung statt finden, bis es vom heil. Stuhle anders verordnet worden“ (ut in regimine ecclesiarum succursalium, de quibus agitur, nulla immutatio fiat, donec aliter a Sancta Apostolica Sede statutum fuerit.) **).

---

*) An attentis praesentium rerum circumstantiis, in regionibus, in quibus, ut in Belgio, sufficiens legum civilium fieri non potuit immutatio, valeat et in conscientia obliget usque ad aliam S. Sedis dispositionem, disciplina inducta *post* concordatum anni 1801, ex qua episcopi rectoribus ecclesiarum, quas vocant succursales, jurisdictionem, pro cura animarum conferre solent ad nutum revocabilem et illi, si revocentur vel alio mittantur, teneantur obedire.

**) Die Acten im Auxiliaire catholique von Solesme 1845. N. II. p. 62. fin de la controverse sur l'inamovibilité etc.

Das dem Bischofe von Lüttich speciell zugekommene Breve wurde durch den Cardinal-Staatssecretär Lambruschini zugleich dem Bischofe von Viviers insinuirt, als officieller Ausdruck der Gesinnung und Intention des heil. Vaters über die so lange obschwebende Frage.

Es erhebt sich nun vor Allem die Frage, ob durch die vorliegende Entscheidung der Kirche, den thatsächlichen Bestand der Disciplin zu einer neuen Anordnung auf sich beruhen zu lassen und die betreffenden Glieder des Klerus im canonischen Gehorsam zu erhalten, auch alle und jede weitere Verhandlung auf dem Wege der Schule und der Wissenschaft abgeschnitten und ein absolutes Stillschweigen über den betreffenden Punkt anbefohlen sei. Wir müssen gestehen, daß wir hievon keine Sylbe aus den Acten herauszulesen vermochten und auch keine Analogie aus der Kirchen- und Dogmengeschichte unserer Erinnerung gegenwärtig sei, gemäß welcher ohne eine weitere Bestimmung schon durch ein einfaches Gedulden einer Thatsache bis auf ferneren Bescheid, deren öffentliche, wissenschaftliche Prüfung verpönt worden sei. Mosignore von Viviers aber ist davon so fest überzeugt, daß er jede fernere Discussion über die actuelle Disciplin als revolutionäre Verirrung im Vorhinein verurtheilt und dem Interdicte überliefert*). Verhehlen wir unsere schmerzliche Ueberzeugung nicht; nur ein unbesonnenes, leidenschaftliches Handeln auf Seite des secondären Klerus konnte ein solches Verkennen der eigentlichen Verhältnisse der Praxis zur Wissenschaft, wie es in dem angerufenen Sendbriefe uns entgegen tritt, verschuldet haben. Würde der ehrwürdige Bischof von Viviers nicht so mächtig von der Gewalt zufälliger, äußerer Umstände bestimmt gewesen seyn, er würde es selbst gefühlt haben, daß seine Folgerungen zu unbegränzt, wenn nicht geradezu beispiellos seien. Nur die Geschichte der Controverse über den Minister des Ehe-Sacramentes, in welcher das französische Episcopat in ähnlicher Weise die von der Kirche der Wissenschaft anheimgegebene Frage gleichfalls schiedrichterlich und dogmatisch bindend zu beherrschen strebte, dürfte ein Analogon zur Gegenwart bieten. Dort rügte Benedict XIV. ernstlich das Uebermaaß der Strenge; hier steht wenigstens die allgemeine Stimme der kirchlichen Erfahrung zu deren Ungunsten.

Es ist eins der herrlichsten Zeugnisse für die göttliche Institution der Kirche, daß in ihr Nothwendigkeit und Freiheit sich in vollendeter Harmonie bewegen und sich gegenseitig die Kriterien der inneren Wesenheit und Wahrheit dargeben. Weder das Dogma noch die historisch-rechtlichen Grundlagen der Kirche, weder ihr Cult noch ihre Disciplin haben den Versuch wahrer, wissenschaftlicher Erkenntniß zu scheuen; ja es drängt den christlichen Geist vielmehr mit unwiderstehlicher Macht, wie er im Naturgebiete

*) Circular Msgr's. von Viviers im Univers Nro. 960. (15 Juni 1845.)

den einzelnen Erscheinungen die ewigen Gesetze, die Idee, ablauscht, so auch in allen Hervorbringungen und Gestalten auf dem Boden des Christenthums, näher der Kirche, die göttlichen, unveränderlichen Principien zu erkennen, denen jene nach Wesen und Form entsprossen sind. Und was unter diesen Erzeugnissen der christlichen Geschichte eben mit dem Wechsel der Zeiten auch der accidentellen Umwandlung unterliegt, findet für seinen Werth und seine Bedeutung eben an den stabilen, durch den Geist der Kirche universal gewordenen Institutionen seine sichere Prüfung. Stets war es darum die Aufgabe der Wissenschaft und der Schule, das einmal und allgemein Gegebene zum Bewußtseyn zu erheben, wie das Werdende und Einzelne in seinem Verhältnisse zum Ganzen zu beurtheilen. So arbeitet die Wissenschaft gerade auch jenen Momenten vor, in welchen irgend ein Punkt durch die Sanktion der Kirche seine definitive Lösung erlangen soll. Eine derartige definitive Entscheidung ist in dem speciellen Falle erst in Aussicht gestellt; mithin steht die provisorisch geduldete, actuelle Disciplin der Behandlung durch die kirchliche Wissenschaft ungehindert überlassen. In der That, kein Katholik dürfte sich eines Zustandes der Dinge freuen, der keine öffentliche Besprechung mehr ertrüge, und schlimm, sehr schlimm würde es um jene Diöcese oder Provinz bestellt seyn, deren Priester und Gelehrte den Unterschied zwischen den Pflichten des practischen Lebens und den Forderungen und Vorrechten der Wissenschaft und Schule nicht zu begreifen vermöchten. Für die Praxis der französischen Kirche ist durch die Antwort des heil. Stuhls an Bischof van Bommel der Streit geschlichtet. Das Auge des obersten Hirten der Kirche wird stets prüfend bei diesen exceptionellen Zuständen verweilen, um die Nothwendigkeit und den Zeitpunkt einer bleibenden Bestimmung zu ermessen. Dieselbe Aufgabe der Untersuchung aber kömmt auch auf ihrem Gebiete der theoretischen Wissenschaft des kirchlichen Rechtes zu und auf sie hin wollen wir in einem letzten Artikel in gedrängter, vergleichender Darstellung auf historisch-canonistischem Wege den Versuch wagen, darzuthun, ob und wieferne eine Rückführung der Ausnahme zur Regel, der Besonderheit zur Allgemeinheit für die Kirche Frankreichs erwünschlich sei und möglicher Weise erwartet werden dürfte.

XXXVI.

Rheinländisches.

Die Cölnische Zeitung und der Vorsänger der Berliner Lichtfreunde.

Der frühere Redacteur des Blattes ist bereits abgetreten, und die Uebernahme von Seiten des neuen bis zu Ende Octobers hinausgeschoben. Wir hoffen indessen, Herr Dumont werde sich die Sache vorher noch einmal wohl überlegen, ehe er seinen Landsleuten dieß Aergerniß gibt, und sein Blatt dem Ruin entgegenführt. Noch ist es Zeit. Fährt er aber fort auf die Weise, wie bisher, den Bock zum Gärtner zu machen, so wird er ohnfehlbar zuletzt mit seinem Journal zwischen zwei Stühle, das heißt auf den Sand zu sitzen kommen. Die Katholiken ihrerseits werden über kurz oder lang Mittel finden, auch ohne Herrn Dumont und sein Blatt ihre Sache zu vertreten, und dann werden sie an seine Charakterlosigkeit keine guten Worte mehr verschwenden. Oder könnte man sein Verfahren mit einem andern Namen bezeichnen, wenn er, der das Domblatt gratis seiner Zeitung beigibt, das Hauptblatt in die Hände eines Steuermannes legte, dessen Tendenzen als Vorsängers der Lichtfreunde dahin gerichtet sind, nicht nur den äußern Dom von Stein, sondern auch den geistigen Dom des Christenthums sammt dem Kreuze niederzureißen. Würde dieß Scandal, was wir, wie gesagt, nur schwer glauben können, wirklich sich erfüllen, würde dann Herr Dumont, auf Kosten seines Gewissens und seiner katholischen Ueberzeugung, etwas anderes gethan haben, als dem Teufel einen Dom und dem lieben Herrgott ein Kapellchen zu bauen.

Das Blatt hat unterdessen bereits bedeutend an Abonnen-

ten verloren; nun will man uns in dem Bureau der Redaction glauben lassen, der Verlust rühre vorzüglich von Protestanten her, denen es zu katholisch sei, weil es unter Andern den Hirtenbrief des Fürstbischofs Diepenbrock aufgenommen. Wir wollen dieß glauben, obschon es uns etwas schwer wird; allein, was würde daraus folgen? haben tausend protestantische Abonnenten das Blatt abgeschafft, weil es ihren Ansichten, die sich doch so häufig mit der höchsten Indifferenz vertragen, nicht zusagte, mit um so größerem Recht werden sich zwei tausend Katholiken von ihm lossagen, wenn es in die Hände eines Berliner Lichtfreundes übergeht. Wir können in der That nicht glauben, daß das katholische Cöln diese Schmach dulden werde. Wie sich die Katholiken, und insbesondere die Geistlichkeit, von dem erzbischöflichen Coadjutor angefangen, über sein Blatt bereits schon aussprechen, und wie sie sich von ihm zurückziehen, das wird Herrn Dumont gewiß besser bekannt seyn, als uns; kündigen sie ihm demnach ihr Abonnement auf, so wird er schon im Voraus wissen, warum es geschieht. Daß dieß aber bereits nicht zum erstenmal geschah, ist gleichfalls eine offenkundige Thatsache.

Die neue Wahl war nach den gemachten Erfahrungen eine allzu grobe, geradezu herausfordernde Beleidigung aller rheinischen Katholiken, und legte ihnen, so lange sie sich nicht selbst aufgegeben haben, die Pflicht auf, gegen einen solchen Insult mit aller Entschiedenheit zu protestiren, und sich von jeder Gemeinschaft loszusagen.

Hätte Herr Dumont noch sein Blatt unter der Leitung von landeskundigen Rheinländern in einer gewissen Schwebe gehalten, wie die Augsburger Allgemeine, oder hätte er den Katholiken darin eine Vertretung gegönnt, auf staatsrechtlicher Basis, wie in der oberdeutschen Zeitung von Giehne, man hätte es sich gefallen lassen können; obschon die Provinz, als eine überwiegend katholische, gewiß in den Augen aller Billigen gegründeten Anspruch darauf hat, daß sich ihr Hauptblatt vorzüglich ihren Interessen widme, um sie gegen die maßlosen

Angriffe der zahllosen, rein protestantischen und radikalen Blätter zu vertreten. Allein, für dieß rheinische Organ einen Redacteur in der Versammlung der Berliner Lichtfreunde zu suchen, und dann den Absinger des Briefes von dem lichtfreundlichen Pfarrer Uhlich engagiren, dieß war mehr, als man der charakterlosesten Schafsgeduld zumuthen darf.

Ueber lang oder kurz wird das Ministerium gegenüber der Freiheit, die es den Dissidenten gewährt, nicht mehr auf der ungerechten Verweigerung der Concession von katholischen Zeitungen bestehen können; dann wird Cöln ein katholisches Blatt erhalten, nachdem es schon längst in dem Rheinischen Beobachter ein protestantisches besitzt. Bis dahin mögen die Katholiken Cölns sich immerhin mit der Rhein- und Moselzeitung behelfen. Die große Zunahme ihrer Abonnenten, gegenüber der gleichen Abnahme der Cölnischen, ist der beste Beweis, wie tief das Bedürfniß gefühlt wird, und wie verkehrt auch von dieser pecuniären Seite betrachtet der Speculationsgeist Hrn. Dumonts seine Berechnungen anstelle. Erhält die Rhein- und Moselzeitung aber durch eine reglamere und vielseitigere Theilnahme tüchtiger Mitarbeiter mehr Unterstützung, kann sie so, durch die Zunahme ihrer Leser aus ihrem bisher sehr beschränkten Kreise herausstreitend*), ihren Umfang erweitern: dann wird sie wenigstens theilweise die Lücke ausfüllen, welche eigentlich die Cölnische Zeitung einnehmen sollte, und in der That die Vertreterin ihrer Provinz seyn. Der Borromäusverein hat sich als erste Aufgabe gesetzt, die Belebung und Kräftigung des katholischen Sinns; möge er auch das Seine zur Befriedigung der hier besprochenen Bedürfnisse thun; sagen sich seine Mitglieder ihrerseits von aller Theilnahme an einem Blatte los, an dessen Spitze ein Bekämpfer ihres Glaubens steht, so werden, wir zweifeln nicht, dem Eigenthümer bald die Augen über seinen Vortheil aufgehen, und er einsehen, daß er den Verlust seiner Abonnenten nicht der Aufnahme des Breslauer Hirtenbriefes zuzuschreiben hat; mag alsdann Herr Brüggemann mit dem ganzen Chor seiner Lichtfreunde und Communisten die Epistel des neuen radikalen Evangeliums zur Schmach des Cölner Domes in der Rheinstadt, wie in der Residenz an der Spree, absingen: Niemand wird auf sie hören, die Hallen des Domes aber werden sich höher und höher zur Ehre des Kreuzes wölben. Dieß geben wir der Klugheit und dem Gewissen des Herrn Dumont noch einmal zu bedenken, ehe die Würfel gefallen. Künftig ein Mehreres.

*) Wenn wir nicht irren, so war bis heran ihre Redaction von dem Eigenthümer so knapp gehalten, daß sie nicht einmal die Augsburger Postzeitung bezog.

XXXVII.

Die Generalverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins in Stuttgart und ihre Reſultate. Zugleich ein Wort über die proteſtantiſche Kirchenverfaſſungs-Frage.

Wenn die über die Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit umlaufende Sage wahr iſt, daß man nicht zehn Schritte auf ihrem Pflaſter machen könne, ohne einem Geiſtlichen zu begegnen, ſo mußte ein Römer, — ich meine nicht den liberalen Abgeordneten Dr. Fr. Römer, ſondern einen wirklichen Römer, einen eingefleiſchten und leibhaften „Ultramontanen", — ſo mußte ein Römer, der — ohne vorher erworbene Kenntniß proteſtantiſcher, und inſonderheit deutſcher Verhältniſſe und Zuſtände — in den erſten Tagen Septembers nach Stuttgart kam, dieſe Stadt, zufolge eines naheliegenden Analogieſchluſſes, nothwendig für die Lebensmitte des deutſchen Proteſtantismus halten. Denn da wimmelte es in Bier- und Weinhäuſern, in Reſtaurationen und Hôtels, in Caſinos und Muſeen, in Kirchen und Theater, auf Straßen und in öffentlichen Anlagen von Vicaren und Pfarramtsverweſern, von Paſtoren und Decanen, von Special- und Generalſuperintendenten, von Unter- und Oberconſiſtorialräthen, von Doctoren und Profeſſoren der proteſtantiſchen Theologie, wie Stuttgart ſich nie von ſolchen Gäſten hatte wimmeln ſehen. Da konnte man keine drei Schritte in einer Straße vorwärts thun, ohne einem alten oder jungen Herren in ditto alt- oder neumodiſchem ſchwarzen Frack, kur-

zen oder langen schwarzen Beinkleidern, weißer oder schwarzer Halsbinde, breit- oder schmalkrämpigem, hohem oder niederem Hut, mit oder ohne Brille zu begegnen, irgend einem Manne mit einem Wort, und noch öfter einem Trupp von Männern, denen man ihr protestantisch-geistliches Bewußtseyn schon auf zehen Schritte Entfernung ansah. Aus allen Gegenden der protestantischen Welt und aus allen Zonen des protestantischen Bewußtseyns waren die geistlichen Herren wie zu einer großen Wallfahrt zusammengeströmt, um in der Stuttgarter Stiftskirche durch geistliche, im Orangeriegebäude aber durch leibliche Speise sich zu stärken und zu erbauen. Der Norden und der Süden, der Osten und der Westen und alle dazwischen liegende Reiche der Windrose hatten ihr Contingent geliefert; der Rationalismus und der Supernaturalismus, der Speculativismus und der Pietismus und alle die unzähligen Vermittlungsstandpunkte zwischen inne hatten ihre Vertreter gesendet, um zu zeigen, daß der Protestantismus, wenn auch äußerlich alles Zusammenhalts ermangelnd und innerlich in hunderterlei Glaubensansichten gespalten, dennoch Eines Geistes und Sinnes sei. Besonders hatte das protestantische Würtemberg selbst sein geistliches Personal aus dem Unter- und Oberland, von der Alb und vom Schwarzwald, aus den alten wie neuen Landestheilen in Masse aufgeboten, um der Welt den augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß bei aller himmelweiten Verschiedenheit zwischen den theologischen Standpunkten eines Storr und Strauß, eines Steudel und Baur, eines Schnurrer und Ewald der theologische Nachwuchs aus ihren Schulen doch in einem und demselben protestantischen Bewußtseyn sich zusammenfinden; ein Zusammenfinden, welches, wenn auch in wissenschaftlicher Hinsicht rein negativ, doch vom frühern Zusammenleben und Zusammenkneipen im Tübinger Stift her beim Bierhumpen an solchen Tagen sich sehr positiv zu äußern pflegt. Hunderte von protestantischen Gemeinden waren die erste Woche dieses Monats über ohne geistliche Hirten ganz sich selbst und der Obhut der weltlichen Obrigkeit überlassen. Aber haben sie

nicht selbst den meisten Gewinn davon, wenn der Prediger am Sonntag mit neugestärktem Eifer und frisch gehobenem Glaubensmuth von einem solchen Feste protestantischer Glaubenseinigkeit in ihre Mitte zurückkehrt? Doch, auf was will denn am Schlusse dieses Festes protestantischer Glaubenseinigkeit, dieser jüngsten Generalversammlung des vielgepriesenen Gustav-Adolf-Vereins das protestantische Bewußtseyn stolz seyn? Etwa auf die große Anzahl der Herbeigeströmten? Aber die Zahl ist ein sehr zweideutiger Thermometer des Geistes, und jedenfalls ist der Umstand, daß fast nur Theologen und Prädicanten, und beinahe gar keine Laien Theil nahmen, für die Sache des Protestantismus, welcher seinem Ursprung und Princip nach wesentlich demokratisch ist, ein schlimmes Omen. Oder auf die definitiven Resultate der Versammlung? Aber — die Versammlungen der schweizerischen Tagsatzung abgerechnet, hat kaum je eine andere so viel Lärmen um Nichts gemacht und so dürftige Früchte getragen, wie diese. Man höre, was die Versammlung beschloß, und diese Beschlüsse wurden öffentlich in der Stiftskirche verkündet: „Hanover erhält, für Ostfriesland, noch eine sechste Stimme zur Hauptversammlung. Die Göttinger Beschlüsse bezüglich der Statutenveränderung, somit auch der Anschluß der preußischen Vereine, sind definitiv genehmigt. Hinsichtlich des brüderlichen Verkehrs mit den auswärtigen Vereinen bleibt es bei dem bisherigen Verfahren des Centralvorstands. Die auf Statuten-Aenderungen gehenden Anträge des Pfarrers Willich und Anderer sind mit 77 gegen 12 Stimmen von der Tagesordnung bis jetzt ausgeschlossen. Mehrere in Anregung gebrachte Bestimmungen über die Art der Unterstützung sind als Beschluß abgelehnt; die Vereine werden indessen aufgefordert, ihre Unterstützungen nicht zu zersplittern, sondern möglichst zu conzentriren. Die Tagesordnung der Hauptversammlungen wird vier Wochen vorher an die Hauptvereine mitgetheilt. Ein Antrag auf die Aenderung des §. 15 der Statuten in Betreff der Organisation des Centralvorstandes wird abgelehnt. Zehen als Synode zusammengetretene bel-

gische Gemeinden werden als Hauptverein angenommen. Als Ort für die Hauptversammlung im nächsten Jahre wurde durch Zuruf Berlin bestimmt." — „Also lauter rein formelle Punkte!" so ruft ein entschieden protestantisches, liberales Blatt unserer Nähe aus. „Ueberall hängen geblieben an den magern Statuten; was von Schwierigkeit war, wie die deutsch-katholische Frage, ohne Urtheilsfällung mit jener diplomatischen Wendung umgangen, daß man zwar nichts thun könne, jedoch dem Einzelnen verstattet seyn solle, Etwas zu thun — wie wenn das irgend ein Verein in der Welt hindern könnte? — nirgends endlich eingedrungen in den Geist des Vereins, der doch allein vernünftiger Weise seinen Grundgedanken bilden kann, den Geist nämlich, welchen neu einzuhauchen der protestantischen Kirche Noth thut, wenn sie fest bestehen soll im alten Glanze innerer Wahrheit." Den Grund dieser Bedeutungslosigkeit der Beschlüsse der Versammlung findet dasselbe Blatt in dem offiziellen Charakter derselben, darin nämlich, daß die Festgäste großentheils Träger geistlicher Würden und Aemter gewesen seien, vor welchen sich nicht nur die wenigen Laien, sondern selbst die Mitglieder der niedern Geistlichkeit scheu und schüchtern in obligates Stillschweigen zurückgezogen haben. Die Theilnahme des Laien, sagt dasselbe, sei es vor allen Dingen, welche im rechten Maße vorhanden seyn müsse, wo zu Hebung des kirchlichen Lebens irgend Etwas geschehen solle. Sein einfaches Wort wiege mehr als die schwerste Rede eines Solchen, der in den Würden der Kirche stehe. Sobald aber eine Versammlung in der mißlichen Lage sich befinde, durch das Zusammentreffen der Umstände Etwas von einem officiellen Charakter zu erhalten, so werde nicht bloß der Laie, sondern auch die Mitglieder der niedern Geistlichkeit, von denen hauptsächlich das Wesen der Kirche getragen werde, scheu und schüchtern sich zurückziehen. „Die Begeisterung verstummt; das Talent und der gute Wille schweigt; Ansehen und Würde aber kommt zu Wort. Denn man glaube ja nicht, daß jener Zwiespalt zwischen hoher und niederer Geistlichkeit (!) nur eben in

der katholischen Kirche sich befinde. Dieselbe Aristokratie, nur in anderer, vielleicht noch verletzenderer Form, hat auch in die protestantische Kirche ihren Weg gefunden. Auf der niederen Geistlichkeit allein aber und ihrem Bunde mit den Laien ruht die Hoffnung der Kirche. Wo die Würdeträger sich voran stellen, da geht die Wirkung verloren. Denn nur das baut sich auf die Dauer auf, was sich von unten herauf erbaut." (S. den Beobachter, ein Volksblatt aus Würtemberg Nr. 252, vom 5. Sept. d. J.) Sehen wir einmal näher zu, was an diesem Urtheil Wahres oder Falsches, Erschöpfendes oder Mangelhaftes ist.

Jenen Grund, auf welchen in dem Systeme der alten Kirche die Verhältnisse zwischen Clerus und Volk gebaut waren, hatte Luther gleich im Anfang seines reformatorischen Unternehmens völlig zerstört. Die neue kirchliche Gesellschaft, die sich zu seinen Lehren bekannte, konnte nach seinen Grundsätzen in dem Clerus keinen eigenen Stand erkennen, welchem Gott selbst die geistliche Leitung der Gesellschaft übertragen, und die gesetzgebende und vollziehende Gewalt darin als ausschließliches Amts- und Standesrecht überlassen hätte. Dieß lag schon in der Behauptung, die er in seinen frühesten Volksschriften so oft wiederholte und mit so sichtbarem Wohlgefallen ausführte, daß alle wahren Christen ohne Ausnahme Priester oder zu dem geistlichen Priesterthum berufen seien. Dieß gab er auch in seiner im Jahre 1523 herausgegebenen Schrift: De instituendis ministris ecclesiae etc. dadurch zu erkennen, daß er nachzuweisen suchte, man hätte die Geistlichen niemals Priester nennen sollen, sondern der Name Kirchendiener drücke allein dasjenige aus, was sie eigentlich seien und seyn sollten. In die Praxis aber wurde dieser Grundsatz von Luther selbst dadurch eingeführt, daß er den weiteren Grundsatz dazu aufstellte, Christus habe die Sorge für die Erhaltung des kirchlichen Lehr- und Predigtamtes nicht den Bischöfen allein, sondern der ganzen Kirche, d. h. der Gesammtheit der Gläubigen übertragen, also nicht den Bischöfen

allein, sondern der ganzen Kirche, der Gesammtheit es überlassen, die Personen zu erwählen und zu ernennen, von denen zu jeder Zeit das Predigtamt mit den von Christus selbst daran gebundenen Rechten (das Amt der Schlüssel und der Administration der Sacramente) verwaltet werden soll. So erhielten gleich von Anfang an die einzelnen Gemeinden das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen, und obgleich dieses Recht nach Luther's Behauptung zugleich die Pflicht in sich schloß, es auszuüben *), so erkennt man doch inmitten des Knäuels von Widersprüchen, worin sich Luther dabei verwickelte, das seinen verworrenen Vorstellungen zu Grunde liegende rein demokratische Princip. Ja, dieses demokratische Princip des Gemeindewahlrechts wurde gleich anfangs an manchen Orten, wie in neuerer Zeit wieder im Halbkanton Baselland, so weit ausgedehnt, daß die Prediger, wie überhaupt damals fast alle bürgerlichen Beamten, nur auf eine gewisse Zeit gleichsam ge-

*) „Auf daß nicht eine scheußliche Unordnung entstehe unter dem Volk Gottes, und aus der Kirche, in welcher doch alle Dinge ehrlich und ordentlich zugehen sollten, werde ein Babylon", Worte Luther's S. 1858 in der Hallischen Ausgabe seiner Werke T. X. Luther meinte, wie der protestantische Kirchengeschichtschreiber Plank sagt, „daß zwar jeder Prediger den Beruf zu seinem Amt von der Kirche, aber die zu seinem Amt gehörigen Rechte von Gott selbst, wenn schon auch in gewisser Hinsicht durch Uebertragung der Kirche (der Gesammtheit der Gläubigen) bekommen habe", daß die Gemeinden das Recht haben, ihre Prediger selbst zu erwählen, daß sie aber nicht das Recht haben, sie nicht zu wählen, sondern daß sie durch den Willen Christi selbst zu der Ernennung solcher Personen verbunden seien, welche die ihnen (den Gemeinden) selbst oder ihrer Gesammtheit (der Kirche) von Christe übertragenem Rechte (des Schlüsselamts und der Administration der Sacramente) in ihrem (der Gemeinden) Namen ausüben. Plank selbst gesteht, „dem Gezwungenen des Zusammenhangs zwischen den Vorstellungen Luther's sehe man es an, daß er nicht viel Zeit hatte verwenden können, sie zu ordnen!" S. die Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs. Leipz. 1796. Bd. IV. Kap. II. S. 40 ff.

miethet, oder durch einen förmlichen Kontrakt nur auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren angenommen wurden, nach deren Verfluß der Kontrakt entweder erneuert, oder von beiden Theilen als aufgehoben angeſehen wurde. Und zwar waren es nicht bloß einzelne kleinere Landgemeinden, die auf dieſe demokratiſche Vorſichtsmaßregel verfielen, ſondern auch in größern Orten, wo die Prediger von der Obrigkeit angeſtellt wurden, wie z. B. in Nürnberg und im ganzen Nürnbergiſchen Gebiet, nahm man ſie durch ſolche Kontrakte nur auf gewiſſe Termine an.

Wäre es nöthig, noch weiter darzuthun, daß der Proteſtantismus nach ſeinem Princip und Urſprung weſentlich demokratiſch iſt, ſo würden wir ferner auf die Thatſache hinweiſen, daß der Beitritt zu demſelben im Anfang an vielen Orten vom Volke ſelbſt im Widerſpruch gegen ſeine geiſtliche wie weltliche Obrigkeit vollzogen oder verſucht wurde, beſonders aber auf den unverkennbaren engen Zuſammenhang, worin ſonſtige rein demokratiſche Beſtrebungen jener Zeit mit Luther's reformatoriſchen Tendenzen und Unternehmungen ſtanden. Es iſt hier vorzüglich der Bauernkrieg von 1525 zu nennen, über deſſen engen Cauſalzuſammenhang und nahe Principienverwandtſchaft mit den vorhergegangenen Reformationsbewegungen, und insbeſondere mit der lutheriſchen Predigt von chriſtlicher Freiheit, Katholiken und aufrichtige Proteſtanten vollkommen einig ſind *). Allerdings mißbilligten Melanchthon [in ſeiner durch die Anfrage des Churfürſten von der Pfalz veranlaßten Schrift wider die Artikel der Bauerſchaft, Wittenb. 1525 **)] und Luther ſelbſt (in ſeiner Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerſchaft in Schwaben, ed.

---

*) Vergl. u. A. Plank a. a. O. Bd. II, 5tes Buch, S. 176 u. f. mit den Hiſtor.-polit. Blättern Bd. VI, S. 449, 461. Bd. IX, S. 107 ff. und Haller's Reſtauration Bd. IV, S. 359. Anm. 14, gleichwie die Geſchichtswerke von Ranke, A. Menzel u. ſ. f.

**) Sie iſt auch Luther's Werken, ed. Hall. T. XVI. p. 32 eingerückt.

Hall. T. XVI, p. 58) den Aufstand der Bauern gleich im Anfang, und noch mehr suchte sich Luther nachher, als der Ausgang der Sache sich bereits vorhersehen ließ, durch seine Flugschrift „wider die räuberische und mörderische Bauern“ (ed. Hall. T. XVI. p. 21) von aller Mitschuld an der Empörung rein zu waschen *): allein, wenn wir es auch gern glauben wollen, daß dieser Aufstand ganz gegen Luther's Absicht erfolgte, so ist doch nicht zu läugnen, daß er theilweise die Wirkung seiner reformatorischen Thätigkeit war. Und zwar war es nicht nur die Form der letzteren, wie Plank meint, nämlich „der heftige Ton, der in allen Schriften Luther's herrschte, die gewinnende Volksberedtsamkeit, die ihm eigen war“ u. s. f., was die Gemüther des Volkes bis zum Ueberſprudeln in Bewegung setzen mußte, sondern auch der Inhalt seiner gegen alle so weltliche wie geistliche Autorität feindseligen Vorträge und Schriften, und vor allen Dingen seine Predigt von der von Andern noch mehr als von ihm selbst mißverstandenen christlichen Freiheit, mußte schon damals, wie später noch mehr als einmal, zu politischen Freiheits- und Gleichheitsschwärmereien reizen. Alle jene Aufrührer drangen zuerst darauf, daß ihnen das Wort Gottes lauter verkündigt werden sollte, ja sie fingen selbst zu predigen an, wie der bekannte Bauer von Wöhrdt und ein Anderer mit Namen Karsthans, welcher, als er im Würtembergischen deßhalb eingezogen wurde, erklärte, daß er

*) Er erläßt darin eine förmliche Aufforderung zum Kreuzzug wider die Empörer, und bricht unter Anderm in folgende Declamation aus: „Lieben Herrn! löset hier, rettet hier, helfet hier, steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir, seligeren Tod kannst du nicht überkommen.“ Eine solche Sprache mochte freilich zu seiner Rechtfertigung geeignet seyn, jedenfalls aber war sie nach dem, was er früher zu den Bauern gesagt, und was er durch seine eigenen Predigten zur Verführung des armen Landvolks beigetragen, nicht nur zu heftig, sondern in der That sehr ungerecht. Auch Plank, obgleich er Luthern zu entschuldigen sucht (loc. cit. S. 187), läugnet dieses in der Hauptsache nicht.

eher das Leben als das Predigen aufgeben wolle. Plank selbst gesteht, daß schon der bloße Name der christlichen Freiheit, den Luther unter das Volk brachte, hinreichend war, der Flamme diese Richtung zu geben. „Und was mußte nun", setzt derselbe hinzu, „erst die Art, wie er selbst die Großen behandelte, die harten Wahrheiten, die er nicht nur den Geistlichen, sondern auch den weltlichen Fürsten vor den Ohren des Volkes so laut sagte, die Ankündigungen der Gerichte, die er ihnen als Tyrannen und Verfolgern des Evangelii mit der zuversichtlichen Kühnheit eines Propheten drohte, was mußten diese bei Menschen wirken, in deren Köpfen neue Wahrheit und in deren Seelen alter Tyrannenhaß gährte?" *) Der Hauptschlüssel aber zum Verständnisse jenes Zusammenhangs zwischen der kirchlichen Revolution und der politischen nicht nur der damaligen, sondern auch späterer Zeiten, liegt in folgenden Worten Friedrich Hurter's: Das erfolgreiche Zerbrechen einer Autorität weckt in der entfesselten Menge Keckheit, solches auch bei jeder andern zu versuchen, und nichts bewirkt schnellere Zustimmung der Masse, als was mit der Hoffnung solcher Entledigung zugleich für den Wahn bequemer Auflösung aller Verpflichtungen zu gewinnen weiß **). So haben schon die ketzerischen Secten des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem sie erst im Widerstreben gegen das Ansehen der Kirche sich gefestigt, dasselbe überhaupt auf alles in der Gesellschaft Hervorragende ausgedehnt. So haben schon sie ihren Haß auf den Adel und die Vornehmen geworfen, und einen Zustand der Gleichheit vorgegeben, der ursprünglich unter den Menschen geherrscht ha-

---

*) Aus diesen Gründen sagte auch Erasmus Luther'n ins Gesicht, daß er den Aufstand veranlaßt habe. Habemus, sagt er, fructum tui spiritus: res usque ad cruentam stragem progressa est, et metuimus atrociora, ni Deus propitiatus averterit. — Non agnoscis hosce seditiosos, opinor, sed illi te agnoscunt etc. cf. Erasm. Hyperasp. B. 4.

**) Geschichte Papst Innocenz III. und seine Zeitgenossen Bd. II, S. 258.

be, und dem zufolge kein Unterſchied beſtehen dürfe, eine Gleichheit, welche Dürand, der Zimmermann, ganz im Geiſte der ſchwäbiſchen und fränkiſchen Bauerndemokraten von 1525 und der Weltbeglücker ſeit 1789 am ſicherſten durch Plünderung der Reichen (verſteht ſich zu ſeinem Beſten) herzuſtellen ſich bemühte.

Soviel iſt alſo jedenfalls unläugbar, daß die Reformation ihrem Urſprung und Princip nach rein demokratiſcher Natur iſt. Wenn nun, wie Niemand läugnen wird, eine Kirche in Wirklichkeit nur beſteht, in ſofern ſie eine Verfaſſung hat, eine Verfaſſung aber überhaupt nur dann naturgemäß iſt, wenn ſie dem Princip und Charakter der Geſellſchaft, für welche ſie iſt, entſpricht, ſo folgt daraus, daß die Forderung derjenigen Proteſtanten, welche ihrer kirchlichen Geſellſchaft eine demokratiſche Verfaſſung geben, oder, um uns der Worte des vorhin genannten Blattes zu bedienen, dieſe ihre Kirchenverfaſſung „von unten herauf aufbauen“ wollen, in der Natur der Sache vollkommen begründet iſt. Während die katholiſche Kirche ihrem Princip und Charakter nach weſentlich monarchiſcher, aber keineswegs abſoluter Verfaſſung iſt, kann die proteſtantiſche Kirchengeſellſchaft ihrem Princip und Charakter nach nur eine demokratiſche Verfaſſung haben. Während die katholiſche Kirche mit ihrer Verfaſſung auf dem Grunde politiſcher Autorität, alſo gleichſam von oben herab ſich erbaut hat, kann die proteſtantiſche Kirchengeſellſchaft ſich ihrem urſprünglichen Princip nach nur auf dem Grunde des Geſammtwillens Aller, auf dem Princip atomiſtiſcher Gleichheit, alſo von unten herauf erbauen. Dort iſt eine göttliche Uebertragung der kirchlichen Gewalt an eine Zahl Auserwählter (Clerus), welche zufolge rein göttlicher Sendung die Kirche pflanzen und bauen, hier eine demokratiſche Delegation der kirchlichen Gewalt, eine Uebertragung derſelben durch das ſouveräne Volk der Gläubigen an eine gewiſſe Anzahl von Beamten oder Kirchendienern, um auf deſſen rein menſchlichem Auftrag am Fortbau der Kirche zu arbeiten; dort alſo iſt es Gott allein, von wel-

chem der Clerus seine Sendung und Vollmacht hat, hier — streng genommen — nur das gläubige Volk (die Laien). Die katholische Kirchenverfassung stützt sich auf die natürliche Unterordnung des Schülers unter den Lehrer, des Sendboten unter den Sender, des Lehrjungen unter den Meister, des Dieners unter den Herrn, des Gartens unter den Gärtner, der Bausteine unter den Baumeister u. s. f., die protestantische aber muß principiengemäß diese natürliche Ordnung umkehren, und die zweite Reihe über die erste setzen. Wenn Christus sagt: „Der Jünger ist nicht über seinem Meister, noch der Knecht über seinem Herrn" (Matth. 10, 24), und: „Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet und gesetzet, daß Ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe" (Joh. 15, 16); und wiederum: „Wie du mich in die Welt gesandt hast, so sende ich auch sie in die Welt" (Joh. 17, 18), so mußten die Reformatoren, so müssen die Protestanten umgekehrt sagen, die Apostel seien von den Apostelschülern, Christus selbst aber von den Aposteln erwählet und gesetzet, berufen und gesendet worden! „Indessen waren auch die Reformatoren vor den Gläubigen vorhanden, die ihre Reformation annahmen. Von ihnen hatten sie weder Auftrag noch Vollmacht erhalten; die Geschichte der Reformation selbst widerlegt ihr aufgestelltes Princip" *). Gleichviel, dem Principe des Protestantismus ist keine andere Verfassung angemessen, als diejenige, welche gegen die natürliche Ordnung einen direkten Gegensatz bildet, — die demokratische, und in sofern, aber auch nur in sofern haben alle diejenigen Protestanten Recht, welche ihre kirchliche Gesellschaftsverfassung, wenn je bisher von einer solchen gesprochen werden konnte, auf der demokratischen Basis durchgängiger Gleichheit reformirt wissen wollen.

Solcher Reformvorschläge ist denn auch protestantischer Seits in neuerer Zeit eine Unzahl gemacht worden, denn

*) Worte K. L. von Haller [illegible] estauration der Staatswis- [illegible], Bd. IV, S. 9 Anm [illegible]

Digitized by Google

das Bewußtseyn, daß ihrer sogenannten Kirche, wenn sie nicht vollends ganz einstürzen soll, eine radikale Reparatur Noth thue, wird unter den protestantischen Glaubensgenossen von Tag zu Tag lebendiger. Wir erinnern nur an die hieher einschlägigen Schriften von Puchta, Stahl, Richter, Wolf, Klee u. s. f., und wollen aus der Masse von Selbstgeständnissen der Protestanten über die Mängel ihrer kirchlichen Verfassung nur folgende Worte aus einer jüngst erschienenen Broschüre citiren: „Die Verfassung der (protestantischen) Kirche ist, weil das demokratische Princip des Protestantismus weder klar begriffen und festgehalten worden, noch unter den obwaltenden Umständen sich vollständig hat durchführen können, zufolge des aufgekommenen leidigen Grundsatzes cujus regio ejus religio eine vom Staate bedrückte, verstümmelte, methodisch niedergehaltene oder in falscher Richtung begünstigte, jedenfalls prekäre und vielartige. Das Territorial- und Consistorial-System ist das vorherrschende geworden, und hat das Kirchenregiment ganz in die Hände der Staatsregierung gebracht" *). „Mit der Verfassung der protestantischen Kirche sieht es, wie bekannt, betrübt genug aus, und die katholische ist ihr in diesem Punkte weit überlegen. Sie existirt nur so zu sagen von der Gnade des Staats und der Regierungsbehörden, zieht in praxi der katholischen Kirche gegenüber fast immer und überall den Kürzern, hat in sich keinen genugsam festen organischen Verband, und vermag sich nicht einmal mit ihren eigenen Secten auf einen bestimmten Fuß zu setzen, der unzählig vielen im Einzelnen und Oertlichen drückenden Uebelstände, die eine specielle Erwägung und Abhülfe erheischen, gar nicht einmal zu gedenken. Was ihr am meisten Noth thut, wäre demnach eine Verfassung, mittelst deren sie zur organischen Gliederung, Einheit, Selbstständigkeit und Macht zu gelangen vermöchte. Das wird all-

*) Was bedarf die protestantische Kirche? Ein Synodal-Separat-Votum von Carstädt, evang. Pfarrer zu Schönbrunn bei Görlitz. 4. Aufl. Leipz. 1845. S. 10.

gemein empfunden und gewünscht. Aber von welcher Art soll diese Verfassung seyn, und wie ist sie in's Leben zu rufen?" *) Hierauf die Antwort: „Ihrem Princip und Charakter nach darf ihre Verfassung keine andere, als eine republikanische seyn, und jeder Versuch, mittelst Herstellung der bischöflichen Würde und Macht, und eines abgestuften, in den Fesseln strenger Subordination gehaltenen Clerus, etwa nach Weise der bischöflichen Kirche Alt Englands, in sie eine hohe und niedere Aristokratie einzuführen, und diese in dem Landesfürsten als dem obersten Bischofe sowohl circa als in sacra zu concentriren, widerstreitet dem ganz entschieden" **). Denselben Klagen und ähnlichen Vorschlägen, wie hier, wie in dem oben citirten Zeitungsblatt, begegnen wir in hundert protestantischen Schriften, in hundert Zeitungen und Journalen. Mehr und mehr gehen den Protestanten über die desperate Lage, worin sie sich in kirchlicher Hinsicht befinden, die Augen auf; mehr und mehr fallen ihnen die Schuppen von den Augen, welche sie so lange gehindert hatten, ihre eigene Noth zu gewahren; mehr und mehr sehen sie Spener's Ausspruch wahr, daß das politische Episcopalrecht, welches als eine von den Reformatoren selbst erbetene Wohlthat der Kirche zum Besten dienen sollte, das Werkzeug ihrer Knechtung und der Hemmschuh ihrer gesunden Entwickelung geworden sei. Die Consistorialverfassung, nachdem sie fast dreihundert Jahre Zeit zu ruhiger Entwicklung gehabt hat, erkennt man nun als eine solche, die das kirchliche Leben der Gemeinden, statt zu fördern, nur hemmt. In der That findet der protestantische Seelsorger in der ganzen kirchlichen Verfassung durchaus keinerlei geistliche Unterstützung; das Beste, was in dieser Art geschieht, ist immer nur das Werk der Persönlichkeit, geschieht also nicht mit der Unterstützung der Kirchengesellschaft, nicht in Folge der kirchlichen Verfassung,

*) Ebend. S. 16.

**) Seite 17.

vielmehr eher, theilweise wenigstens, in einer Art Widerspruch gegen dieselbe. Der religiöse Sinn, da er im kirchlichen Kreise keine Befriedigung mehr findet, flüchtet sich vielfach in besondere engere Kreise, und nur in diesen kleinen Secten findet sich noch eine selbstständige rege Theilnahme am christlichen Leben, wogegen in den kirchlichen Gemeinden bei weitem die große Mehrzahl mit ihrem Christenthume rein leidend und empfangend sich verhält. Aber unter diesen frommen Gesellschaften, Missionsvereinen, auf freiwilligen Beiträgen gegründeter Wohlthätigkeitsanstalten, Traktatgesellschaften u. s. f., wo das christliche Leben mit einer gewissen Unabhängigkeit selbstständig für sich und im Grunde außerkirchlich auftritt, verstecken sich in den meisten Gegenden separatistische Neigungen. Auf der andern Seite haben manche kirchliche Behörden und zum Theil auch das Volk selbst noch in der jüngsten Zeit mit großer Leidenschaftlichkeit gegen alles unter dem Namen „Pietismus" Begriffene sich ausgelassen, keineswegs aus wahrem Eifer für die kirchliche Einheit, sondern vielmehr, nachdem ihnen selbst jeder Begriff selbstständig und lebendig kirchlichen Lebens abhanden gekommen, aus wahrem Widerwillen gegen dieses. Im Ganzen ist schon auf dem untersten oder vielmehr innersten Gebiete des kirchlichen Lebens Kirchliches und Weltliches sehr vermengt, weiter hinauf im Kirchenregimente, namentlich bei dem Consistorium, ist das Ueberwiegen des weltlichen Einflusses schon sehr fühlbar; noch höher hinauf, im Ministerium des Innern oder des Cultus, schlägt aber das Weltliche in allen Beziehungen so sehr vor, daß von oben herab angesehen die protestantische sogenannte Kirche eigentlich nur als eine Staatsanstalt erscheint. Von Einer protestantischen Kirche kann ja ohnedieß keine Rede seyn, sondern nur von Landeskirchen, deren jede zwar für sich eine Quasiverfassung hat, denen aber jede gemeinsame Grundlage abgeht. So ist die protestantische Gemeinschaft ein zerrissenes und zerklüftetes, in den tiefsten Grundfesten von dem weltlichen Geiste untergrabenes, in die schroffsten Widersprüche getheiltes, wankendes Gebäude,

eine Ironie auf jenen Felsen, auf welchem Christi Kirche gegründet seyn sollte. So bietet das protestantische Kirchenwesen einen Anblick dar, bei welchem der des wohlgefügten, harmonischen Baues seiner Kirche gewohnte Katholik von einer Art Schwindel ergriffen wird. Aber, wie schon gesagt, nicht bloß der Katholik wird davon ergriffen, sondern auch der heller sehende, von besserem Geiste beseelte Protestant. Thränenden Auges steht er — eine Kassandra inmitten des untergehenden Ilions, und sieht sich verzweiflungsvoll um nach Rettung und Hülfe. Aber woher soll diese Hülfe genommen werden? Vom Staate? Er ja wird im Gegentheile als die Hauptquelle des Uebels bezeichnet. Aus der Kirche? Aber wie kann die Zerfallende sich selbst aufbauen, wie die Todtkranke sich selber heilen? Wer soll ihr den archimedischen Punkt anweisen, aus welchem sie sich selbst wieder zu heben vermöchte? Herrscht ja über die Natur des protestantisch-kirchlichen Organismus selbst so wenig Klarheit und Uebereinstimmung, daß über jedes Hauptmoment unter den Gelehrten ein wahres bellum omnium contra omnes besteht. Wo ist der Künstler, der aus dem wüsten und wirren Chaos edler und unedler Elemente im jetzigen protestantischen Kirchenwesen das reine Gold einer wahrhaft kirchlichen Lebensordnung herauszuschmelzen versteht?

Nachdem alle frühern Vorschläge und Versuche einer Ordnung des deutsch-protestantischen Kirchenwesens sich unbewußt entweder zum Katholicismus hingeneigt hatten, wie diejenigen, welche dem sogenannten Episcopalsystem, oder zur Unkirchlichkeit, wie diejenigen, welche dem Territorial- oder Collegialsystem angehörten, stellt man nun im Gegensatz zu diesen Abwegen überall den Grundsatz an die Spitze, es müsse das consequent demokratische Princip, dieses ursprüngliche und eigentliche Princip des Protestantismus wieder aufgenommen, und auf seiner Grundlage eine volksthümliche Repräsentativ-Verfassung geschaffen werden. Wir Protestanten, so hört man jetzt von allen Seiten sagen, die wir keinen andern obersten Hirten erkennen, als den unsichtbaren Christus, wir wollen auch von kei-

ner legislativen noch executiven Gewalt etwas wissen, als einer solchen, die aus dem Schooße der Gemeinde hervorgeht. Dem bisher von der Staatsregierung geübten Kirchenregimente sind wir nur aus Noth und in Hoffnung unterthan gewesen. Von unten herauf muß von nun an die Verfassung unserer Kirche erbaut werden. Als leitend und maßgebend muß der Grundsatz gelten, daß die Kirchenangelegenheit der Gemeinde von dieser autonomisch zu ordnen sei. Zu diesem Behufe werde in jeder Lokalgemeinde, nach Analogie des Gemeinderaths oder der Stadtverordneten-Versammlung durch Urwahl eine periodisch zu ernennende Kirchenrepräsentation gebildet, und bei ihr sei das Recht, in allen kirchlichen Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, die Prediger der Gemeinde zu wählen, und durch ein besonders aus ihrer Mitte ernanntes Kirchencollegium oder Presbyterium, in welchem dem Geistlichen, wenn er der Mann dazu ist, ein wesentlicher Antheil an den Geschäften nicht entgehen kann, die Kirchenverwaltung, das Kirchenregiment und die Kirchenpolizei zu führen. Damit aber die Lokalkirchen sich zu einer Provinzialkirche und die Provinzialkirche sich zu einer allgemeinen Landeskirche zusammenschließe, mögen, nach Analogie der Kammern in constitutionellen Staaten, in regelmäßigen Perioden, nach gewissem Verhältniß, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Provinzial- und allgemeine Landessynoden organisirt, und die Mitglieder derselben von den aus den Lokalkirchen-Repräsentationen hervorgegangenen Wahlmännern erwählt werden. Die Synode bilde die gesetzgebende Behörde der Provinzial- und respective Landeskirche. An ihren Verhandlungen nehme etwa der Staat durch Commissarien Antheil und gebe ihren Beschlüssen seine Sanction; das bisherige Consistorium aber höre auf, lediglich Staatsbehörde zu seyn, und werde zur executiven Behörde der Synode. — Dieses ist im Allgemeinen der Umriß der Verfassung, welche die dem demokratischen Principe des Protestantismus entsprechendste seyn soll; von ihr erwarten nun gar Viele für die protestantische Kirche in ihrer verzweifelten Lage Rettung

und Hülfe; „hätte die Kirche nur erst eine aus ihr selbst hervorgegangene Vertretung, so könnte und würde sie, meint man, sich schon selbst helfen, und thäte sie dieß dennoch nicht, so wäre sie auch nicht werth, daß ihr geholfen würde“ *).

Allein so Großes man von einer solchen demokratischen Repräsentativ-Verfassung für die Zukunft des Protestantismus erwartet, und so excentrisch die Hoffnungen sind, welche Manche auf deren Einführung bauen, so können doch selbst diejenigen, welche durch Wort und That am eifrigsten darauf hinarbeiten, es sich nicht verhehlen, daß ihre Aussichten nicht viel besser sind, als eine Verweisung ad calendas graecas. So muß z. B. Stahl **) am Ende dahin gestellt seyn lassen, ob es je zu einer solchen Umwandlung der protestantischen Kirchenverfassung kommen werde, wie er sie den wahren Principien entsprechend hält. Eben so erkennt Wolf ***) geradezu an, daß sich aus allen neueren Vorschlägen zur Hebung des kirchlichen Lebens irgend eine gegründete Hoffnung naher Besserung nicht schöpfen lasse, ja Klee †) verhehlt sich nicht, daß seine Erörterung über die Basis der Kirche für jetzt noch wie ein Gerede im Traum erscheinen werde. Carstädt ††) endlich hält wenigstens in Beziehung auf den absolut monarchischen Staat die Besorgniß für gegründet, „daß derselbe der protestantischen Kirche kaum eine freie Entwicklung ihrer Verfassung von ihrem Princip aus vergönnen werde“, und besorgt zudem noch, „daß einer solchen sogar ein bedeutender Theil des geistlichen Standes sich versagen, wo nicht widerstreben möchte.“ Wenn so die Protestanten selbst das von der Umlenkung

*) Worte Carstädts in der schon angeführten Broschüre S. 19.

**) Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten, Erlangen 1840.

***) Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland, Stuttgart 1840.

†) Das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi, 2 Bände, Magdeb. 1839 u. 41.

††) in der angeführten Schrift S. 19.

zum demokratischen Princip ihrer Kirche erwartete Heil nur in weiter Ferne sehen, und wie die neunzigjährige Sara bei der Verheißung, daß sie in ihren späten Jahren noch mit einem Sprößlinge solle gesegnet werden, etwas ungläubig den Kopf schüttelte, so mögen sie um so weniger es uns Katholiken verdenken, wenn wir mit einem ungläubigen Lächeln zu bezweifeln uns erlauben, ob das hohe Alter noch gewähren werde, was die Jugend versagte.

Allerdings ist — und wir haben dieß, weil es von Manchen bestritten wird, absichtlich näher nachzuweisen gesucht, — allerdings ist der politische Charakter des Protestantismus seinem Princip und Ursprung nach wesentlich demokratisch, und daher auch nur eine demokratische Verfassung ihm wahrhaft angemessen. Wenn aber schon in den ersten Anfängen desselben seine Gründer sich genöthigt sahen, von dem demokratischen Princip abzuweichen, ihre sogenannte neue Kirche statt unter die Aegide des freien Gemeindebewußtseyns, unter den Schutz der weltlichen Gewalt zu stellen, und statt einer freien Repräsentativ-Verfassung eine unfreie Consistorial-Verfassung in's Leben zu rufen; so glauben wir sehr bezweifeln zu müssen, daß die Motive, welche sie dazu trieben, für die Gegenwart nicht mehr vorhanden seien, wir sind vielmehr der Ansicht, daß eine consequente praktische Durchführung des protestantischen Princips, oder, was dasselbe ist, eine Kirche in der Form der reinen Demokratrie auch jetzt noch, wie damals, eine Unmöglichkeit ist, daß eine solche consequente Durchführung geradezu eine Auflösung des Protestantismus als eines kirchlichen Ganzen seyn würde, und daß also, so lange es einen Protestantismus geben wird, eine ihm wahrhaft angemessene, wahrhaft gedeihliche Verfassung eine Unmöglichkeit seyn wird.

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder.

III.

Die Gränze. — Münsterländisches Stillleben. — Patriarchalisches Wesen. — Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche. — Frömmigkeit und harmloser Aberglaube. — Die Vorgesichte. — Duldender Muth und Herzensgüte.

Selten mögen wenige Meilen einen so raschen Uebergang hervorbringen, als jene, welche die Gränzstriche Paderborns und seines frommen Nachbarlandes, des Bisthums Münster, bilden. — Noch vor einer Stunde, hinter dem nächsten Hügel, haben kleine, schwarzbraune Schlingel, die, im halben Naturzustande, ihre paar mageren Ziegen weniger hüteten, als bei ihnen Diebs wegen Wache standen, auf deine Frage nach dem Wege, Dich zuerst durch verstelltes Mißverstehen und Witzeleien gehöhnt, und Dir dann unfehlbar einen Pfad angegeben, wo Du wie eine Unke im Sumpfe, oder ein Abrahams-Widder in den Dornen gesteckt hast, — d. h. wenn Du nicht mit Geld klimpertest, denn in diesem Falle haben nicht einer, sondern sämmtliche Buben ihre Ziegen, um sie desto sicherer wieder zu finden, ins Kornfeld getrieben, und mindestens ein Dutzend Zäune zerbrochen und Pfähle ausgerissen, um Dir den nächsten Weg zu bahnen, und Du hast Dich, übel und böse, zu einer vierfachen Abfindung entschließen müssen, — und jetzt stehst Du, wie ein Amerikaner, der so eben den Pigwams der Irokesen entschlüpft ist, und die ersten Einfriedigungen einer

Herrnhuterkolonie betritt, vor ein paar runden Flachsköpfen, in mindestens vier Kamisolern, Zipfelmützen, Wollstrümpfen und den landesüblichen Holzschuhen, die ihre Kuh ängstlich am Stricke halten, und vor Schrecken aufschreien, wenn sie nach einer Aehre schnappt. — Ihre Züge, deren Milchhaut die Sonne kaum hat etwas anhaben können, tragen so offen den Ausdruck der gutmüthigsten Einfalt, daß Du Dich zu einer nochmaligen Nachfrage entschließest. „Herr!" sagt der Knabe, und reicht Dir eine Kußhand, „das Ort weiß ich nicht;" — Du wendest Dich an seinen Nachbarn, der gar nicht antwortet, sondern Dich nur anblinzt, als dächte er, Du wolltest ihn schlagen. — „Herr!" nimmt der Erstere wieder das Wort, „der weiß es auch nicht"; verdrießlich trab Du fort, aber die Knaben haben zusammengeflüstert, und der große Redner kömmt Dir nachgeklappert. „Meint der Herr vielleicht — ? (hier nennt er den Namen des Orts im Volksdialekt) — auf Deine Bejahung stampft er herzhaft vor Dir her, immer nach seinen Kameraden umschauend, die ihm mit ihren Augen den Rücken decken, bis zum nächsten Kreuzweg, dann hastig mit der Hand eine Richtung bezeichnend, springt er fort, so schnell es sich in Holzschuhen galoppiren läßt, und Du steckst deinen Dreier wieder ein, oder wirfst ihn in den Sand, wo die kleinen Haidläufer, die Dich aus der Ferne beobachten, ihn schon nicht werden umkommen lassen. — In diesem Zuge hast Du den Charakter des Landvolks in Nuce, — Gutmüthigkeit, Furchtsamkeit, tiefes Rechtsgefühl, und eine stille Ordnung und Wirthlichkeit, die, trotz seiner geringen Anlage zu Speculationen und glücklichen Gedanken, ihm doch einen Wohlstand zu Wege gebracht hat, der selbst den seines gewerbtreibenden Nachbars, des Sauerländers, weit übertrifft. — Der Münsterländer heirathet selten, ohne ein sicheres Auskommen in der Hand zu haben, und verläßt sich, wenn ihm dieses nicht beschieden ist, lieber auf die Milde seiner Verwandten, oder seines Brodherrn, der einen alten Diener nicht verstoßen wird; und wirklich gibt es keine, einigermaßen bemittelte Wirthschaft, ohne ein paar sol-

cher Segenbringer, die ihre müden Knochen auf dem besten Platze, am Herde, auswärmen. — Die illegitime Bevölkerung ist gar nicht in Anschlag zu bringen, obwohl jetzt eher, als wie vor dreißig Jahren, wo wir in einer Pfarre von fünftausend Seelen ein einziges uneheliches Kind antrafen, einen Burschen von 25 Jahren, den, zur Zeit der Demarcationslinie, ein fremder Feldwebel einem armen Dienstmädchen als trauriges Andenken hinterlassen hatte. — Bettler gibt es unter dem Landvolke nicht, weder dem Namen, noch der That nach, sondern nur in jeder Gemeinde einige „arme Männer, arme Frauen", denen in bemittelten Häusern nach der Reihe die Kost gereicht wird, wo dann die nachläßigste Mutter ihr Kind strafen würde, wenn es an dem „armen Manne" vorüberging, ohne ihn zu grüßen. — So ist Raum, Nahrung und Frieden für Alle da, und die Regierung möchte gern zu einer stärkern Bevölkerung anregen, die aber gewiß traurige Folgen haben würde, bei einem Volke, was wohl ein Eigenthum verständig zu bewirthschaften weiß, dem es aber zum Erwerbe mit leerer Hand gänzlich an Geschick und Energie fehlt, und das Sprichwort: „Noth lehrt beten" (resp. arbeiten), würde sich schwerlich hinlänglich hier bewähren, wo schon die laue, feuchte Luft den Menschen träumerisch macht, und seine Schüchternheit zum Theil körperlich ist, so daß man ihn nur anzusehen braucht, um das langsame Rollen seines Blutes gleichsam mitzufühlen.

Der Münsterländer ist groß, fleischig, selten von starker Muskelkraft; — seine Züge sind weich, oft äußerst lieblich, und immer durch einen Ausdruck von Güte gewinnend, aber nicht leicht interessant, da sie immer etwas Weibliches haben, und selbst ein alter Mann oft frauenhafter aussieht, als eine Paderbörnerin in den mittleren Jahren, — die helle Haarfarbe ist durchaus vorherrschend; man trifft alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht haben ergrauen können. — Dieses und alles dazu Gehörige — die Hautfarbe — blendend weiß und rosig, und den Sonnenstrahlen bis in's überreife Alter widerstehend. Die lichtblauen Augen, ohne kräftigen Ausdruck — das feine

Gesicht mit fast lächerlich kleinem Munde, hierzu ein oft sehr anmuthiges und immer wohlwollendes Lächeln, und schnelles Erröthen stellen die Schönheit beider Geschlechter auf sehr ungleiche Wage. — es gibt nämlich fast keinen Mann, den man als solchen wirklich schön nennen könnte, während unter zwanzig Mädchen wenigstens fünfzehn als hübsch auffallen, und zwar in dem etwas faden, aber doch lieblichen Geschmacke der englischen Kupferstiche. — Die weibliche Landestracht ist mehr wohlhäbig, als wohllaufend, recht viele Tuchröcke mit dicken Falten, recht schwere Goldhauben und Silberkreuze an schwarzem Sammetbande, und bei den Ehefrauen Stirnbinden von möglichst breiter Spitze, bezeichnen hier den Grad des Wohlstandes; da selten Jemand in den Laden geht, ohne die nöthigen blanken Thaler in der Hand, und noch seltner durch Putzsucht das richtige Verhältniß zwischen der Kleidung und dem ungeschnittenen Leinen und andern häuslichen Schätzen gestört wird. — Der Hausstand in den, zumeist vereinzelt liegenden Bauernhöfen ist groß, und in jedem Betracht reichlich, aber durchaus bäuerisch. — Das lange Gebäude von Ziegelsteinen, mit tief niederragendem Dache, und von der Tenne durchschnitten, an der zu beiden Seiten eine lange Reihe Hornvieh, westphälischer Race, mit ihren Ketten klirrt, — die große Küche, hell und sauber, mit gewaltigem Kamine, unter dem sich das ganze Hausperſonale bergen kann; — das viele, zur Schau gestellte blanke Geschirr, und die absichtlich an den Wänden der Fremdenstube aufgethürmten Flachsvorräthe erinnern ebenfalls an Holland, dem sich überhaupt diese Provinz, was Wohlstand und Lebensweise betrifft, bedeutend nähert, obwohl Abgeschlossenheit und gänzlich auf den innern Verkehr beschränktes Wirken ihre Bevölkerung von all den sittlichen Einflüssen, denen handelnde Nationen nicht entgehen können, so frei gehalten haben, wie kaum einen andern Landstrich. Ob starke Reibungen mit der Aussenwelt dem Münsterländer den Muth und die Betriebsamkeit des Bataviers, — ein patriarchalisches Leben diesem die Sitteneinfalt und Milde des Münsterländers geben könnten, müssen

wir dahingestellt seyn lassen, bezweifeln es aber, — jetzt mindestens sind sie sich in den Zügen, die man als die nationellsten Beider anzuführen pflegt, fast feindlich entgegengesetzt, und verachten sich auch gegenseitig, wie es Nachbarn zukömmt. Wir haben schon früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines münsterischen Gehöftes gesprochen. — In den Sommermonaten, wo das Vieh im Felde ist, vernimmst Du keinen Laut außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes, und wenn Du dicht an der offenen Hausthüre herschreitest, das leise Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein, und den gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; — die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß Du sie nicht ahndest, wenn ein zufälliger Blick über den Hager sie Dir nicht verräth, und die schönen, schwermüthigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst Du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. — Auch auf dem Felde kannst Du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern, oder das Schnauben eines Pferdes Dir verräth, daß der Schatten, in den Du so eben trittst, von einem halbbeladenen Erndtewagen geworfen wird, und Du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der „nachdenkende Herr" ihr Hutabnehmen nicht beobachtet hat, da er, nach ihrer Meinung, „andächtig ist", d. h. den Rosenkranz aus dem Gedächtnisse hersagt. — Diese Ruhe und Einförmigkeit, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. — Die Todten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Thränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. — An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten Theil, Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander, und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag, — so kömmt es,

daß manches Ehepaar sich vor der Copulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Spanien, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Bräute die nöthigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen anzugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heirathen gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Magd oder Nichte irgend eines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. — Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist, als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Riesen von Bräutigam bei, wo der Bräutigam unter acht und zwanzig, die Braut unter zwei und dreißig gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlungen ist jedoch selbst der Glänzendste vor seines Gleichen nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. — Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Geliebten, und zwar jedesmal unter dem Vorwande, ihre Eltern aufzusuchen, — die Familien sitzen um einen Tisch, auf welchem abwechselnd die Hand auf, dann folgt ein einschmeichelndes Gespräch an von Wetter, den Kartoffeln u. s. w. und endlich eine Flasche von Gelbem. Da sie trinken, stehen und über die Gläser hinaus. — Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. — Sind die Eltern der Verbindung nicht abgeneigt, so sucht er seine Geliebte allein zu sprechen, und bekommt, da nicht selten auch Schwestern zu Hause, meistens aber Dienstboten und Kinder in der Stube sind, so sucht er häufig am andern Morgen heimlich, die andern Leute meistens „die Zeit", nämlich ein Glas aus Schwefelsäure, und der Handel ist geschlossen.

Einige Tage vor der Hochzeit macht der Bräutigam mit dem ganzen Gefolge von Freunden, die heute, wie bei den Griechen, das nämliche Amt bei ihm und seiner Braut

Glied, und bis zum Aermsten hinab, geachtet wird. — Nächst diesem dürfen vor Allem die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsameren Bevölkerung, als „Nachbarn" verzeichnet stehen, und gleich Prinzen vom Geblüte vor den näheren Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den, vielleicht erst seit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. — Am Tage vor der Hochzeit findet der „Gabenabend" statt, — eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit weg zu helfen. — Abends, wenn es bereits stark dämmert, tritt eine Magd nach der andern in's Haus, setzt mit den Worten: „Gruß von unserer Frau", einen mit weißem Tuche verdeckten Korb auf den Tisch, und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken — je nach den Kräften eines Jeden — und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrath nicht sorgen darf. — Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Ueberbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. — Am Hochzeitmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen, goldflunkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Ausstattung enthält; — sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate aber ohne besonderes Abzeichen, und weint auf's jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppirten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die, auf dicken Ackergäulen neben her trollenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen, und zuweilen eine alte, blindgeladene Flinte knallen lassen. — Erst vor der Pfarrkirche findet sich der Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fuß-

gänger neben her, bis zur Thüre ſeines Hauſes, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen, und mit einem „Gott ſegne deinen Aus- und Eingang“ feierlich über die Schwelle geleitet wird. — Lebt die Mutter nicht mehr, ſo vertritt der Pfarrer ihre Stelle, oder, wenn er zufällig gegenwärtig iſt, der Gutsherr, was für eine ſehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen den ungeſtörten Genuß des Hofes ſichert, nach dem Spruche: „Wen die Herrſchaft einleitet, den leitet ſie nicht wieder heraus“. — Während dieſer Ceremonie ſchlüpft der Bräutigam in ſeine Kammer, und erſcheint alsbald im Kamiſol, Zipfelmütze und Küchenſchürze. In dieſem Aufzuge muß er an ſeinem Ehrentage den Gäſten aufwarten, nimmt auch keinen Theil am Hochzeitmahle, ſondern ſteht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerſeits keinen Finger rührt, und ſich wie eine Prinzeſſin bedienen läßt. — Nach Tiſche beginnen auf der Tenne die alt hergebrachten Tänze: „der halbe Mond“, „der Schuſtertanz“, „hinten im Garten“ — manche mit den anmuthigſten Verſchlingungen. — Das Orcheſter beſteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt, oder Pferdeknecht aus dem Stegreif ſtreicht. — Iſt das Publikum ſehr muſikliebend, ſo kommen noch wohl ein Paar Topfdeckel hinzu, und eine Kornſchwinge, die abwechſelnd von den Gäſten mit einem Spane aus Leibeskräften wider den Strich gekratzt wird. — Nimmt man hiezu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erſchrocken an ſeinen Ständen ſtampft, ſo wird man zugeben, daß die unerſchütterliche Gravität der Tänzer mindeſtens nicht dem Mangel an aufregendem Geräuſche zuzuſchreiben iſt. — Hier und dort läßt wohl ein Burſche ein Juchhei los, was aber ſo einſam klingt, wie ein Eulenſchrei in einer Sturmnacht. — Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber ſiedender Kaffee „zur Abkühlung“ in ganzen Strömen, und mindeſtens ſieben blanke Zinnkeſſel ſind in ſteter Bewegung. — Zwiſchen den Tänzen verſchwindet die Braut von Zeit zu Zeit, und kehrt

allemal in einem andern Anzuge zurück, so viel ihr derer zu Gebote stehen, vom Traustaate an, bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche, und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke über einander hervorbringen können. — Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren Bänken erheben und miteinander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte, und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, in raschem Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilts den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. — So wie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Kniee werden zu Hülfe genommen, die Bursche glühen wie Oefen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige und zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre Beute gepackt; plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander, und Alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Male umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchenthum geschieden wird, — ein Ehrendienst, was den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgend eine kleine Dienstleistung, Darreichung einer Nadel oder eines Bandes, anschließt. — Dann erscheint die Braut noch einmal in reinlicher Hauskleidung und Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brynhildis, greift aber

dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute, und ſetzt ihn auf; die Frauen thun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr ſelbſt ehrerbietig reicht, und eine ſtattliche Frauenmenuett beſchließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Eheſtandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß ſie am Hochzeittage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gäſten, bevor ſie ſich zerſtreuen, eine ſeltſame Aufgabe, — der Bräutigam iſt nämlich während der Menuette unſichtbar geworden, — er hat ſich verſteckt, offenbar aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu ſuchen; man ſchaut in und unter die Betten, raſchelt im Stroh und Heu umher, durchſtöbert ſogar den Garten, bis endlich Jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quaſt ſeiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenſchürze entdeckt, wo er dann ſofort gefaßt, und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anſtand als ſeine ſchöne Hälfte der Brautkammer zugeſchleppt wird. — Bei Begräbniſſen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters ſeinen Bienen angeſagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfriſt alle Stöcke abzehren und verſiechen ſollen, weßhalb, ſobald der Verſcheidende den letzten Odemzug gethan, ſofort der Gefaßteſte unter den Anweſenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich ſpricht: „einen Gruß von der Frau, der Herr iſt todt", worauf die Bienen ſich chriſtlich in ihr Leid finden, und ihren Geſchäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, iſt eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, ſo wie das Leichenmahl ihr Recht, und ſie ſorgen mit dafür, daß der Todte ein feines Hemd erhält, recht viele ſchwarze Schleifen, und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauſchgold und künſtlichen Blumen, da er unfehlbar am jüngſten Tage in demſelben Aufzuge erſcheinen wird, wo ſie dann Lob und Tadel mit den Hinterlaſſenen zu theilen haben. — Der Münſterländer iſt überhaupt ſehr abergläubiſch, ſein Aberglaube

aber ſo harmlos, wie er ſelber. Von Zauberkünſten weiß er nichts, von Hexen und böſen Geiſtern wenig, obwohl er ſich ſehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieſer wenig Veranlaſſung finde, im Münſterlande umzugehen. — Die häufigen Geſpenſter in Moor, Haide und Wald ſind arme Seelen aus dem Fegfeuer, deren täglich in vielen tauſend Roſenkränzen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die „Sonntagsſpinnerin" ihre blutigen Arme immer ſeltener aus dem Gebüſche ſtreckt, der „diebiſche Torfgräber" nicht halb ſo kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der „kopfloſe Geiger" ſeinen Sitz auf dem Waldſtege gänzlich verlaſſen zu haben ſcheint. — Von den ebenfalls häufigen Hausgeiſtern in Schlöſſern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht ſchlimm, und glaubt, daß mit ihrem völligen Verſchwinden die Familie des Beſitzers ausſterben oder verarmen werde. — Dieſe beſitzen weder die häuslichen Geſchicklichkeiten, noch die Tücke anderer Kobolde, ſondern ſind einſamer, träumeriſcher Natur, ſchreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken, langſam und ſchweigend, an irgend einer verſpäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber, und ſind ohne Zweifel ächte Münſterländer, da man kein Beiſpiel hat, daß ſie Jemanden beſchädigt oder abſichtlich erſchreckt hätten. Man unterſcheidet ſie in „Timphüte" und „Langhüte". Die Erſteren kleine, runzliche Männchen, in altmodiſcher Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigen Hütchen; die Andern übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut beſtimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten ſucht. Zuweilen halten ſie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schloſſes, dem Wald- und Wieſengrunde des Hofes, ihre philoſophiſchen Spaziergänge; gewöhnlich haben ſie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüſte Bodenkammer inne, wo man ſie zuweilen Nachts auf- und abgehen, oder einen knarrenden Haſpel langſam umdrehen hört. — Bei Feuerbrünſten hat man den Hausgeiſt ſchon ernſthaft aus den Flammen ſchreiten

und einen Feldweg einschlagen sehen, um nie wieder zu kehren, und es waren dann Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden gerathen werde.

Größere Aufmerksamkeit als dieses verdient das sogenannte „Vorgesicht", ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigertes Ahndungsvermögen, ganz dem Seconsight der Hochschotten ähnlich, und hier so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft, und im Grunde fast kein Eingeborner sich gänzlich davon freisprechen dürfte. — Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem halbblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen, und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund, und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Ueberspannung. — Seine Gabe überkömmt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht, und von fieberischer Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum Jemand widersteht, obwohl Jeder weiß, daß das Uebel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird, wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählig abnehmen, und endlich gänzlich verschwinden läßt. — Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heereskolonnen und Kämpfe, — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen: z. B. einen Erndtewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungebornen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen;

die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt, und in eine, jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt ꝛc. — Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von „silbernen Reitern" sprach, mit „silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen ein langer, schwarzer Pferdeschweif" flattere, so wie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, was auf „Pferden wie Katzen" (ein üblicher Ausdruck für kleine, knollige Rosse) über Hecken und Zäune fliegen, in der Hand eine lange Stange, mit eisernem Stachel daran. — Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie mit manchem späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. — Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört" — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse, und den gleichförmigen Tritt der marschirenden Colonnen. — Er hört das Geschrei der Verunglückten, und an Thür oder Fensterladen das Anpochen Desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hülfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahndet Nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen, und der Hund, jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. — Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den Andern die nächtliche Schau halten muß. — Wir sagen dieses fast ungern, da dieser Zusatz einem unläugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. — Wir haben den Münsterländer früher furchtsam genannt, dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der übersinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall seine Furchtsamkeit sich nicht auf passive Zustände erstreckt. — Gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kömmt ihm doch an Muth, ja Hartnäckigkeit,

des Duldens für das, was ihm recht scheint, Keiner gleich, und ein geistreicher Mann verglich dieses Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiösen und bürgerlichen Rechte schmälern wollte, sich zu vielen Tausenden versammelten, und auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern, standhaft den Hungertod erwarteten. — Dieser Vergleich hat sich mitunter als sehr treffend erwiesen.

Unter der französischen Regierung, wo Eltern und, nachdem diese ausgeplündert waren, auch Geschwister mit ihren Habseligkeiten für diejenigen einstehen mußten, die sich der Militärpflicht entzogen hatten, haben sich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rücksicht auf ihre unmündigen Kinder, zuerst bis zum letzten Heller exequiren, und dann bis auf's Hemde auspfänden lassen, ohne daß es Einem eingefallen wäre, dem Versteckten nur mit einem Worte den Wunsch zu äußern, daß er aus seinem Bretterverschlage oder Heuschober hervorkriechen möge, und so verhaßt, ja entsetzlich Jedem damals der Kriegsdienst war, dem manche sogar durch freiwillige Verstümmelung, z. B. Abhacken eines Fingers, zu entgehen suchten, so häufig trat doch der Fall ein, daß ein Bruder sich für den Andern stellte, wenn er dachte, dieser werde den Strapatzen erliegen, er aber möge noch mit dem Leben davon kommen. — Kurz, der Münsterländer besitzt den Muth der Liebe, und einer, unter dem Schein des Phlegmas versteckten, schwärmerischen Religiösität, so wie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Theilnahme ein Volk, was ihn zwar vielleicht mitunter langweilte, dessen häusliche Tugenden ihm aber immer Achtung einflößt, und zuweilen ihn tief gerührt haben. — Müssen wir noch hinzufügen, daß alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? — ich glaube „nein", Städter sind sich ja überall gleich, Kleinstädter wie Großstädter. — Oder daß alle diese Zustände am Verlöschen sind, und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anzutreffen seyn möchte? — Auch leider „nein", es geht ja überall so!

XXXIX.

Zeitläufte.

Die Vertreibung des Caplan Roos aus Frankfurt.

Während sich die communistisch-radikale Bewegung, welche in der deutschthümelnden Freikirche zu Tage getreten ist, in vielen deutschen Ländern unter dem Schutze der Polizei und der bewaffneten Macht mit völliger Freiheit entfalten und ruhig festsetzen, Ronge aber, wie es am 14. September und 4. October geschehen, in den Sitz der deutschen Bundesversammlung, umgeben von einer zahllosen Pöbelmenge, triumphirend einziehen und Reden an das Volk halten durfte, wurde in derselben Stadt ein Ereigniß besprochen, welches allen Katholiken, neben den ernstesten Besorgnissen für ihre individuelle Gewissensfreiheit, die Frage nahe legt: wie weit unsere deutschen kirchlichen Zustände noch von ähnlichen Verhältnissen im Aargau oder in Rußland entfernt sind. — Die Heiligkeit des katholischen Beichtsiegels und somit die Möglichkeit der fernern öffentlichen Ausübung unsers Cultus ist durch eine amtliche Handlung der Regierung der Stadt Frankfurt in Frage gestellt, und die katholische Welt sieht mit banger Besorgniß der Lösung einer Verwickelung entgegen, welche das innerste Heiligthum ihres religiösen Lebens bedroht. Wir folgen bei der Darstellung dieser Angelegenheit einer kleinen, mit seltener Klugheit und musterhafter Mäßigung geschriebenen Schrift, welche wir,

als die urkundliche Schilderung dieſes Handels, unſern Leſern dringend zur Beherzigung empfehlen, und auf die wir hiemit ein für alle Mal wegen der dort abgedruckten Aktenſtücke verweiſen wollen *).

Am 22. November 1844 reichte der lutheriſche Bürger und Wagnermeiſter, Georg Lummerzheim, bei dem Polizeiamte der Stadt Frankfurt gegen den katholiſchen Caplan R. Roos an der Liebfrauenkirche eine Klage ein, „wegen Störung ſeines Eheglücks und häuslichen Friedens durch Verweigerung der Abſolution ſeiner katholiſchen Frau in der Beichte, weil dieſelbe ihr Kind habe evangeliſch taufen laſſen, und es in der lutheriſchen Kirche erziehen laſſen wolle.“ — Der „Thatbeſtand“ dieſer Eingabe beſagt: daß die Frau vor ungefähr vier Wochen zerſtört und weinend aus der katholiſchen Kirche nach Hauſe gekommen ſei. — Nach vieler Mühe ſei es ihm, dem Kläger, gelungen, ſie zu dem Geſtändniſſe zu bringen, daß der Caplan Roos ſie in der Beichte gefragt habe: ob ihr Kind katholiſch getauft ſei? Sie habe dieß der Wahrheit gemäß verneint und hinzugefügt: es ſolle in der Confeſſion ihres Mannes erzogen werden. Hierauf ſei der Caplan in großer Heftigkeit aufgefahren, habe ihr die Losſprechung verweigert, jedoch, auf ihr Weinen und Bitten, ſie in ſeine Wohnung beſchieden, wo er weiter mit ihr reden wolle. Am andern Tage habe er dort die Frau „mit vielem Eifer auf die vermeinten Folgen ihrer Sünden aufmerkſam“ gemacht, ihr die Schrecken des Todes und ihre Gewiſſensangſt auf ihrem Krankenlager mit lebhaften Farben gemalt, und ihr ſodann als den einzigen Weg, dieſes Alles zu vermeiden, angegeben, „wenn ſie ihren Mann durch jedes ihr zu Gebot ſtehende Mittel dahin zu bringen ſuche, ihr Kind katholiſch werden zu laſſen.“ Er habe mit Beſtimmtheit hinzugeſetzt: kein katholiſcher Geiſtlicher werde

*) Die polizeiliche Ausweiſung des Caplans Roos aus dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt, beleuchtet vom Standpunkte des öffentlichen Rechts. Mainz (bei Kirchheim, Schott u. Thielmann) 1845.

ſie unter den jetzt beſtehenden Verhältniſſen abſolviren. — „Seit dieſer Zeit“, ſetzt der Bürger von Frankfurt hinzu, „lebt meine Frau in beſtändiger Angſt. Der Friede meiner früher ſo glücklichen Ehe iſt durch das Benehmen des Herrn Caplan Roos völlig zerſtört, obgleich wir ja nur nach dem vom verſtorbenen Großherzog von Frankfurt ſelbſt vorgeſchriebenen Geſetze: „„daß die Kinder der Confeſſion des Vaters folgen ſollen““, gehandelt haben; und ich wende mich deßhalb in meiner Bedrängniß an hochlöbliches Polizeiamt um geneigte Abhülfe.“

Wir verlangen von einer proteſtantiſchen Behörde nicht, daß ſie ſich bei der Beurtheilung dieſes Falles auf den Standpunkt des katholiſchen Kirchenrechts ſtelle. — Einfacher geſunder Menſchenverſtand genügte vollkommen, den Kläger ein für alle Mal zur Ruhe zu verweiſen. Die katholiſche Beichte, ſo konnte und mußte er beſchieden werden, iſt eine Einrichtung, von welcher die Staatsgewalt von Frankfurt als ſolche in keiner Weiſe weder Kenntniß nimmt noch nehmen kann. Wer beichten will, mag es thun, die Stadt Frankfurt kann und darf ihn davon weder zurückhalten, noch dazu nöthigen; wer nicht beichtet, wird deßhalb von ſtädtiſcher Obrigkeit eben ſo wenig irgend wie ſcheel angeſehen. — Der einzige Zweck der Beicht iſt die, auf katholiſchen Religionsbegriffen fußende, religiöſe Beruhigung des Beichtenden, mithin ein innerer Zuſtand des Gemüths und Herzens, der außerhalb des Bereichs aller und jeder weltlichen Obrigkeit liegt: daher kann, wenn der Pönitent dieſen Zweck in einem einzelnen Falle nicht erreicht, weder das Polizeiamt, noch ſonſt eine Macht auf Erden den Frieden ſeines Gewiſſens wieder herſtellen. Dazu hat keine weltliche Macht die Mittel. — Die Staatsbehörde kann eine Abſolution weder ertheilen, noch verweigern. — Sie kann eben ſo wenig beurtheilen, ob die Abſolution gültig ertheilt, ob ſie mit Recht verweigert worden. Wenn ſich die Ehefrau Lummerzheim gegenwärtig in der Zartheit ihres Gewiſſens beunruhigt fühlt, weil ihr die Abſolution verweigert wurde, ſo war es umgekehrt wenigſtens ein denkbarer Fall, daß dieſe innern Be-

ängſtigungen ſo gar noch wachſen mußten, wenn etwa das Polizeiamt, weil es dazu weder das Recht, noch die Macht hatte, den Caplan zu einer ungültigen, mithin verbrecheriſchen und gottesräuberiſchen Losſprechung zu nöthigen Miene machte. Mit einem Worte: Beſchwichtigung der Gewiſſensſcrupel eines Frankfurter Bürgers, Permiſſioniſten oder ſonſt der Stadt angehörigen Einwohners konnte und kann ſelbſt mit dem beſten Willen unmöglich zum Reſſort der dortigen oder irgend einer Staatsgewalt gerechnet werden, ſei es nun, daß dieſe Beängſtigungen ſich auf die Verweigerung, oder auf eine ungültige, weil unnützer und freventlicher Weiſe ertheilte Abſolution beziehen. Daß eine Gewiſſensunruhe der Umgebung des damit Geplagten im hohen Grade läſtig werden kann, leidet nicht den mindeſten Zweifel. Die Stadtobrigkeit hat dagegen aber eben ſo wenig ein Mittel, wie gegen den ganz analogen Fall der körperlichen Krankheit, oder gegen irgend eine andere, auf wahren oder eingebildeten Gründen beruhende, melancholiſche Unluſt. — Wen ſolches Unglück in ſeiner eigenen Perſon oder in ſeinen Angehörigen trifft, muß ſich eben dabei beruhigen, oder helfen, ſo gut er kann. — Im gegenwärtigen Falle aber war es der Ehefrau Lummerzheim nach Frankfurter Staatsrechte unverwehrt, ſich noch einer Reihe anderer Auskunftsmittel zu bedienen, deren Gebrauch, ohne Dazwiſchenkunft der freien Stadt Frankfurt, allein von ihrem Willen abhing. Sie konnte ſich beliebig einen andern Beichtvater wählen. Hatte ſie in Frankfurt und Umgegend alle vorhandenen Gewiſſensräthe conſultirt, und zweifelte ſie immer noch, ob deren übereinſtimmende Entſcheidung dem Geiſte und Buchſtaben der katholiſchen Satzungen entſpreche, ſo konnte ſie ihren Fall dem Biſchofe der Diöceſe vortragen. — Schöpfte ſie endlich aus deſſen Entſcheidung die Ueberzeugung, daß der Ausſpruch des Caplan Roos doch wohl der Vorſchrift der Kirche angemeſſen geweſen ſeyn müſſe, ſo war es an ihr, ſich demſelben zu unterwerfen, wenn ſie anders auf die Losſprechung von ihren Sünden einen Werth legte, wozu ſie, wir wiederholen es, durch

das Frankfurter Stadtrecht in keiner Weise gehalten war. Fand sie umgekehrt, daß der Empfang des katholischen Sacraments der Buße ihren Neigungen oder Bedürfnissen nicht mehr entsprach, so konnte sie unbehindert durch die weltlichen Gesetze sich irgend einem andern dort recipirten kirchlichen Bekenntnisse anschließen. Ja, wenn keines derselben ihr zusagte, so wäre im äußersten Nothfalle vielleicht, nach Analogie der Toleranz, welche die Väter dortiger Stadt der revolutionären und gemein gefährlichen Ronge'schen Secte angedeihen lassen, Hoffnung und Aussicht vorhanden gewesen, daß man auch vielbesagter Ehefrau des Wagners Lummerzheim die Stiftung einer ihrem Privatgeschmacke völlig entsprechenden, neuen Religion, mit etwaiger Staatsbeichte und obligater Absolution von Seiten des Polizeiamts nicht verübelt, sondern stillschweigend oder ausdrücklich gestattet und nachgelassen hätte. Was aber vernünftigerweise und ohne Beleidigung für die dortige Regierung nie erwartet werden konnte, war der Versuch der städtischen Behörden: zum Behufe der Beruhigung des Gewissens der Frau Lummerzheim nicht nur dem Caplan Roos, sondern dem Gewissen aller Frankfurter Katholiken Gewalt anzuthun.

Allein das rechtlicher und vernünftiger Weise Unmögliche geschah wirklich. Das Polizeiamt vernahm die Frau*) des Beschwerdeführenden, und legte dann den Fall dem Senate zur weiteren Verfügung vor. Dieser aber nöthigte die katholische Kirchen- und Schulcommission, trotz ihrer anfänglichen Weigerung, den Caplan Roos vorzuladen, um seine Erklärung über die gegen ihn gerichtete Denunciation in Empfang zu nehmen.

---

*) Zur Charakteristik des religiösen Standpunktes dieser Person kann es dienen, daß sie dem Caplan auf seine angebliche Frage: ob sie denn noch nie gebeichtet habe, daß sie ihr Kind lutherisch erziehen lasse? geantwortet haben will: „wir hätten den nämlichen Gott, und sie glaubte keine Sünde zu begehen, wenn sie ihr Kind fromm und religiös erzöge."

Natürlich konnte sich auf eine solche Vernehmung kein katholischer Priester einlassen, ohne seine heiligsten Pflichten zu verrathen, und die strengsten Strafen der Kirche auf sich zu laden. Caplan Roos erklärte daher auch, wie er mußte: er könne sich auf die gegen ihn erhobene Beschwerde nicht vertheidigen, theils weil er den Beichtstuhl verwaltet habe, der unmöglich unter der Controlle einer weltlichen Gerichtsbarkeit stehen könne, theils weil er als katholischer Priester das Beichtsiegel unter keiner Bedingung verletzen dürfe, eine Vertheidigung seines Verfahrens aber ohne den Bruch dieser Amtsverschwiegenheit nicht möglich sei. — Diese für jeden Unbefangenen ungemein einleuchtende Argumentation überzeugte in der That auch die Kirchen- und Schulcommission zu Frankfurt. Sie erklärte sich wiederholentlich dem Senate gegenüber für incompetent, und bemerkte amtlich: „daß es unter den obwaltenden Umständen am angemessensten seyn dürfte, die Sache an das bischöfliche, hochwürdige Domcapitel zu Limburg gelangen zu lassen."

Sehr richtig sagt die oben erwähnte kleine Schrift hierzu Folgendes:

„Hier erfuhr der hohe Senat aus der Erklärung des Angeklagten, daß es einem katholischen Priester durch die Gesetze seiner Kirche absolut verboten sei, über das, was bei Verwaltung des Bußsacraments geschehen, sich in irgend einer Weise zu äußern. War dem Senate dieses eigenthümliche und wesentliche Moment des katholischen Beichtinstituts fremd, so waren ihm drei Wege offen, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Der erste und zunächst gelegene wäre der gewesen, die katholische Kirchen- und Schulcommission um Aufklärung über diesen Punkt anzugehen."

„Den zweiten hatte die Kirchen- und Schulcommission dahin angedeutet, daß es am angemessensten seyn dürfte, sich mit dem hochwürdigen, bischöflichen Ordinariate zu Limburg in Communication zu setzen."

„Ein dritter Weg wäre die Aufforderung des Angeklagten zu Vorlage oder näherer Bezeichnung des vorliegenden Kirchenverbots gewesen."

„Zu unserm nicht geringen Erstaunen sehen wir indessen den hohen Senat der freien Stadt Frankfurt nicht etwa nur die Frage: ob ein katholischer Priester zur Aeußerung über Vorgänge im Beichtstuhl anzuhalten

sei, ganz unbeachtet lassen; sondern überhaupt von dem, zu wohlbedächtigem Zusehen auffordernden Momente, daß es bei Beurtheilung der Klage des Lummerzheim sich um einen Beichtfall handle, durch dessen Entscheidung sich alsbald statt des angeklagten Individuums die Kirche selbst berührt erkennen müsse, gänzlich Absehen nehmend, ohne irgend eine Art vorläufiger Untersuchung, oder wie immer eingeleiteter Constatirung des Thatbestandes der Klage sofort die Sistirung aller priesterlichen Functionen des Angeklagten im Gebiete der freien Stadt decretiren, und die einfache Mittheilung dieses Beschlusses an die geistliche Behörde kurzweg mit der Anforderung begleiten, für zeitige Sendung eines andern Caplans zu sorgen."

Auf diesem Punkte angelangt, müssen wir unsererseits eine Frage erörtern, welche die souveraine Regierung der Stadt Frankfurt auch nur aufzuwerfen, geschweige denn zu beantworten seltsamerweise für völlig überflüssig erachtet hat, obwohl jeder denkende Mensch ohne Schwierigkeit einsehen wird, daß von eben dieser Frage die rechtliche Möglichkeit jedes weitern obrigkeitlichen Einschreitens abhängt. — Gesetzt, es handelte sich in dem eben erwähnten Falle auch nicht um ein Beichtgeheimniß; gesetzt, Herr Roos wäre nicht, wie es war, als Caplan und katholischer Priester kraft seines Amtes der Cognition der weltlichen Behörden in Allem, was die Ausspendung des Bußsacraments betrifft, entzogen gewesen, sondern käme hier nur als einfacher Privatmann in Betracht; gesetzt endlich: er gäbe die in der oberwähnten Klageschrift ihm zur Last gelegten Thatsachen rein und einfach zu, — wäre er dann als einer, durch die Strafgesetze Frankfurts vorgesehenen und verpönten Handlung schuldig zu betrachten gewesen?

Die zur Zeit dort geltenden weltlichen Bestimmungen des Fürsten Primas über die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen lauten nach dem Gesetze vom 3. Sept. 1811 wie folgt:

§. 4. „Ueber die Religionsbestimmung der Kinder aus gemischten Ehen finden Verträge und wechselseitige Uebereinkünfte zwischen den Brautleuten und Eheleuten statt."

§. 5. „Diese Verträge und Uebereinkünfte müssen auf die nämliche Art, wie die Eheverträge, nämlich entweder vor einem Notar oder Zeugen, oder vor dem die Functionen des Notars verrichtenden Justizbeamten geschlossen werden ꝛc."

Natürlich konnte sich auf eine solche Vernehmung kein katholischer Priester einlassen, ohne seine heiligsten Pflichten zu verrathen, und die strengsten Strafen der Kirche auf sich zu laden. Caplan Roos erklärte daher auch, wie er mußte: er könne sich auf die gegen ihn erhobene Beschwerde nicht vertheidigen, theils weil er den Beichtstuhl verwaltet habe, der unmöglich unter der Controlle einer weltlichen Gerichtsbarkeit stehen könne, theils weil er als katholischer Priester das Beichtsiegel unter keiner Bedingung verletzen dürfe, eine Vertheidigung seines Verfahrens aber ohne den Bruch dieser Amtsverschwiegenheit nicht möglich sei. — Diese für jeden Unbefangenen ungemein einleuchtende Argumentation überzeugte in der That auch die Kirchen- und Schulcommission zu Frankfurt. Sie erklärte sich wiederholentlich dem Senate gegenüber für incompetent, und bemerkte amtlich: „daß es unter den obwaltenden Umständen am angemessensten seyn dürfte, die Sache an d… bischöfliche, hochwürdige Domcapitel zu Limburg gelan… lassen."

Sehr richtig sagt die oben erwähnte kleine… Folgendes:

„Hier erfuhr der hohe Senat aus der Ge… es einem katholischen Priester durch … boten sei, über das … sich in irgend … thümliche und … waren ihm drei … erste und zunächst … Schulcommission um Au…

„Den zweiten hatte … deutet, daß es am angemessens… bischöflichen Ordinariate zu Limbu…

„Ein dritter Weg wäre die Au… lage oder näherer Bezeichnung des vorliege…

„In unserm nicht geringen Erstaunen fe… Senat der freien Stadt Frankfurt nicht etwa nur … lischer Priester zur Aeußerung über Vorgänge im Be…

ſamkeit verargen oder verbieten zu wollen, die in der Natur und dem Begriff ſeiner geſetzlich garantirten amtlichen Stellung liegt.

Beweiſen zu wollen, daß der Caplan Roos, auch wenn man ſich lediglich auf den Standpunkt der Frankfurter Behörden ſtellt, demnach durchaus keiner Handlung beſchuldigt worden ſei, die ihn in Conflict mit den bürgerlichen Geſetzen gebracht hätte, — hieße ſich bemühen, die Evidenz noch evidenter zu machen. Fragt man aber weiter, was denn in aller Welt dieſer ganze Handel wolle und bezwecke, der ſo viel Spaltung und Aufregung verurſacht, den Haß der verſchiedenen Bekenntniſſe auf die bedrohlichſte Weiſe geſteigert, und eine Brandfackel der Zwietracht entzündet hat, die früher oder ſpäter nicht zum Heile der freien Stadt Frankfurt leuchten wird, — ſo iſt die Antwort ſehr einfach. — Wir haben weder die Abſicht noch die Beweismittel, noch halten wir es der Mühe werth, Individuen anſchuldigen zu wollen. — Der Geiſt aber, welcher die Vertreibung des Caplan Roos dictirt hat, haßt und fürchtet die Beichte, und möchte um jeden Preis ein Mittel des Heils vernichten, in deſſen Beſitz die katholiſche Kirche allein ſich erhalten hat. — Er haßt das Bekenntniß der Sünden, weil er die Erlöſung haßt, und er fürchtet die Beichte, weil die Sehnſucht nach ihr eine ſo große Gewalt über das Herz jedes redlichen, nicht ganz verhärteten Menſchen, auch des Proteſtanten, übt, und täglich mehr alle beſſern Naturen der Kirche zuwendet. — Darum die vom Zaune gebrochenen, thörichten Angriffe auf das Beichtgeheimniß. — Wie würden ſie jubeln, wenn ſie dieſes und mit ihm die Beichte, durch welche Mittel es auch ſei, ſprengen und abthun könnten; wie würden ſie triumphiren, wenn es ihnen gelänge, die Losſprechung von den Sünden wirklich zu einer leeren Form auszuhöhlen, die etwa auf einen, von der Polizei eingeholten Erlaubnißſchein ertheilt oder verweigert würde! — Glücklicherweiſe iſt Der, welcher dieſes Sacrament zu ſtiften ſein Leben am Kreuz dahingegeben hat, ſtärker als der Geiſt, welcher nicht erſt ſeit geſtern

ſolche Anſchläge ſchmiedet, und die Pforten der Hölle können, ſo lautet die Verheißung, die Kirche, die Er gegründet, nicht überwältigen.

Dem mit offener Verhöhnung der einfachſten Grundſätze der Logik gepaarten Angriffe auf das klare Recht der Kirche gegenüber kaltes Blut und Mäßigung zu behalten, iſt eins der größten Verdienſte eines Kirchenfürſten in unſerer Zeit. Dieſe Eigenſchaft iſt eine der ſchönſten im Kranze der Tugenden, welche den hochwürdigſten Biſchof von Limburg zieren.

Dem biſchöflichen Commiſſarius zu Frankfurt war ſelbſt die Mittheilung der dieſen Fall betreffenden Acten verweigert worden, wodurch, wie es vielleicht gar beabſichtigt ward, jede vermittelnde oder begütigende Intervention des Biſchofes in jenem Stadium des Streits unmöglich gemacht wurde. Weit entfernt, dieſem Verfahren eine Entrüſtung entgegenzuſetzen, die, wie gerecht ſie auch geweſen wäre, zuverläßig nur neuen willkommenen Stoff zur Beſchönigung einer ungerechten Befehdung der Kirche geboten hätte, — ſchreibt das Ordinariat zu Limburg am 14. Febr. 1845 der Kirchen- und Schulcommiſſion in einer Weiſe, die das ſichtliche Beſtreben verräth, einen Principienſtreit zu vermeiden. — „Seit Errichtung des Bisthums Limburg", heißt es in dieſem Erlaſſe, „haben die beiden Staatsregierungen die Beſetzung der Caplaneien als ein dem Biſchofe ausſchließlich zuſtehendes Recht anzuerkennen geruht, und Hochdenſelben niemals behindert, nach ſeinem Ermeſſen die Capläne zur Unterſtützung der Pfarrer in ihrer Amtsführung zu ſenden und auch wieder abzurufen. Wir hegen daher auch im vorliegenden Falle zu der Gerechtigkeitsliebe hohen Senates das feſteſte Vertrauen, daß dem hochwürdigſten Herrn Biſchof nicht zugemuthet werden wolle, ohne Kenntniß des Sachverhaltes den Caplan Roos von Frankfurt abzurufen, und erlauben uns deswegen, das von dem biſchöflichen Herrn Commiſſarius geſtellte Erſuchen zu wiederholen. Wir ſchmeicheln uns, daß dieß Erſuchen um ſo weniger beanſtandet werden möge, da die Klage von einem Privatmanne erhoben wird, und Wir unterſtellen dürfen, daß das

bischöfliche Domcapitel die zur Unterstützung derselben competente Behörde seyn möge, und Wir uns in diesem Falle des Schutzes hohen Senates unstreitig zu erfreuen haben werden."

Inmittelst hatte der Director der Liebfrauenkirche zu Frankfurt, bei welcher Caplan Roos seine Anstellung als Hülfspriester hat, vorgestellt, daß ihm dessen Hülfe im Beichtstuhle bei eintretender österlicher Zeit unentbehrlich sei, worauf der Senat die Genehmigung zur priesterlichen Amtsführung des Caplans bis zum 7. April zu prolongiren beschloß.

Wenn aber das Staatswohl von Frankfurt wirklich die Entfernung des Betheiligten forderte, wenn der Senat wirklich an einen Mißbrauch seiner Amtsführung im Beichtstuhle glaubte, wie konnte er dann noch dort, und gerade vorzugsweise zur österlichen Zeit, in eben derjenigen Thätigkeit belassen werden, welcher ihn gerade der Beschluß des Senats entheben wollte? Jeder Vernünftige wird diese Frage aufwerfen, wir sind aber außer Stande, sie zu beantworten.

Der eben erwähnte Zwischenfall ändert übrigens den Gang der Hauptsache keineswegs, wohl aber versetzte ihn ein Schreiben der Frankfurter Kirchen- und Schulcommission an das Ordinariat zu Limburg vom 8. März 1845 auf ein anderes Gebiet. Dieses theilt nun, nachdem, wie es scheint, der neue Leisten gefunden war, auf welchen der ärgerliche Handel geschlagen werden sollte, die vom Ordinariate gewünschten Acten „zur Nachricht" mit, erklärt aber zugleich aus Auftrag des Senats, „daß in dem §. 13 des wegen Errichtung des Bisthums Limburg im Jahre 1818 zwischen Frankfurt und Nassau geschlossenen, und im Jahre 1820 ratificirten Vertrags dem Senat vorbehalten sei, einem Caplan die Genehmigung zu verweigern, und der Senat im gegenwärtigen Falle Gebrauch von diesem Vorbehalt mache."

„Das bischöfliche Ordinariat", sagt unser Gewährsmann, „zog den von hohem Senate allegirten Vertrag, welcher bei der im December 1827 vollzogenen Errichtung des Bisthums Limburg dorthin war mitgetheilt worden, zu Rath, und siehe! derselbe enthielt weder in dem bezeichneten §. 13,

noch sonst wo, auch nur die leiseste Andeutung, geschweige einen ausdrücklichen Vorbehalt des Rechts, einem Caplan die Genehmigung zu verweigern."

„Der citirte §. 13 eben jenes Vertrags lautete nämlich wörtlich wie folgt: „„Von den Caplänen der ganzen Diöcese kann der Bischof nach Belieben diejenigen wählen, welche er als Capläne zu Frankfurt anzustellen für gut findet; das Domcapitel macht dem Senate die Anzeige von der geschehenen Anstellung. Wird ein angestellter Caplan dienstunfähig, so übernimmt die freie Stadt Frankfurt, ob dieselbe gleich sonst nicht verpflichtet ist, einen Tischtitel zu geben, außerordentlicher Weise die standesmäßige Sustentation desselben, so lange solcher in diesem Zustande verbleibt.""

Bewundern wir wiederum die Mäßigung und Geduld des Bischofs von Limburg, der, statt das Verfahren der Frankfurter Behörde mit einem naheliegenden aber mißfälligen Namen zu nennen, sich in seinem Schreiben vom 18. März 1845, nachdem er längst schon erkannt haben mußte, mit welchen Gegnern er zu thun habe, noch zu dem Beweise herbeiläßt, daß der §. 13 den von der Kirchen- und Schul-Commission erwähnten Vorbehalt wirklich nicht enthalte. Zu dieser Auseinandersetzung fügte das bischöfliche Ordinariat folgende Bemerkung, die den Geist der Milde und Versöhnlichkeit bezeichnen mag, den die Kirche selbst in der härtesten aller Geduldproben, dem Kampfe mit dem despotischen Radikalismus dieser Zeit, zu wahren sich bemüht.

„Angenommen jedoch, daß hoher Senat in dem §. 13 des erwähnten Staatsvertrages Sich die Genehmigung bei Anstellung der Capläne vorbehalten habe; so läßt sich, was wir zweitens zu erwidern uns verpflichtet halten, ein solcher Vorbehalt unmöglich dahin erstrecken, daß die einmal ertheilte Genehmigung jeder Zeit nach Belieben zurückgenommen werden könne."

„Hochlöblicher Commission kann nicht der große Unterschied entgehen, der in Bezug auf Ehre und Emolumente zwischen einer Behinderung der Anstellung und der Dienstentfernung eines Angestellten obschwebt. Eine solche Erstreckung des Vorbehaltes dürfte daher in dem Paragraphe nicht fehlen, wie sie doch darin nicht enthalten ist. Wir können daher unsere feste Ueberzeugung nicht aufgeben, daß, wenn sich Anstände gegen einen einmal angestellten Caplan ergeben, die Entfernung desselben von sei-

ner Stelle nur in Folge des Entscheides der competenten Behörde zu geschehen habe. Diese Competenz müssen wir bei Klagen wegen Diensthandlungen der uns untergebenen Geistlichen im Allgemeinen, und insbesondere in dem Falle, der in den uns gefälligst mitgetheilten Acten enthalten ist, einzig für uns in Anspruch nehmen, und zählen mit Zuversicht auf den Schutz hohen Senates, da das Domcapitel eine von Hochdemselben anerkannte, ja durch Hochdessen Mitwirkung bestehende Behörde ist."

„Wir verkennen die Absicht des hohen Senates nicht, einen odiösen Streit mit einmal zu beendigen. Wir bedauern daher um so mehr, daß zu diesem Zwecke der Kläger Lummerzheim, oder die eigentlich als Klägerin zu betrachtende Ehefrau desselben nicht an das bischöfliche Commissariat oder Domcapitel verwiesen wurde. Ja, wir müssen auch jetzt noch den Antrag stellen, daß der Klägerin diese Weisung gegeben werde."

Augenscheinlich war hier wiederum dem Senate ein Ausweg gezeigt, wie der von ihm einmal begangene Fehler wieder gut gemacht, ein, in seinen Folgen unübersehbarer, muthwillig und ohne alle Noth heraufbeschworner Principienstreit geschlichtet werden konnte. — Allein, wahrscheinlich ist es, daß man gerade die gütliche Beseitigung des Zwistes nicht wollte. Die vielbesagte Kirchen- und Schulcommission (eine aus Katholiken bestehende Behörde, welche, nachdem sie einmal von ihrer ursprünglichen, richtigen Ansicht und Erklärung abgegangen war, daß sie schlechthin in diesem Falle incompetent sei, die unwürdige Rolle einer Poststation zwischen dem Senat und dem Bischof fortspielen mußte), diese Commission erklärte nunmehr auf Befehl und Auftrag des Senats, daß der 1820 ratificirte Vertrag zwischen Nassau und Frankfurt in einer andern, dem §. 13 vor der Ratification ertheilten Redaction den fraglichen Vorbehalt dennoch enthalte, und daß somit der Grundsatz feststehe, daß ein Caplan nur mit Genehmigung des Senats in Frankfurt functioniren dürfe.

Wir unsererseits halten diesen ganzen Streit für einen, das Wesen der Sache selbst nicht ändernden Incidenzpunkt. — Denn wenn auch ein geheimer, oder wenigstens nicht zur loyalen Oeffentlichkeit gelangter Vorbehalt solcher Art sich wirklich

in dem Vertrage zwiſchen Frankfurt und dem Herzoge von Naſſau fände, ſo wäre dadurch weder die rechtliche Stellung des Biſchofs von Limburg, noch die ſeiner Capläne in Frankfurt, gegenüber dem Senate der freien Stadt, geändert. Die Capläne wären dadurch mit nichten in Beziehung auf ihre Amtswirkſamkeit im Beichtſtuhle der Jurisdiction des Senats unterworfen, und Ertheilung einer Genehmigung bei der Anſtellung könnte unmöglich ſo viel heißen, als ſchrankenloſe Befugniß des Senats zur willkührlichen Austreibung nach ertheilter Genehmigung und geſchehener Anſtellung.

Allein die Exiſtenz des vorgeſpiegelten Vorbehalts bedarf ſelbſt noch einer hiſtoriſchen Beleuchtung. Die biſchöfliche Behörde nämlich mußte unter dieſen Umſtänden auf den Gedanken kommen, „daß ihr der fragliche Staatsvertrag von den hohen Paciscenten im Jahre 1827 nicht in getreuer Vollſtändigkeit mitgetheilt, daß ihr namentlich in der Faſſung des §. 13 etwas vorenthalten worden ſei, was heute als entſcheidende Waffe gegen ſie gekehrt werden ſollte.“ In dieſer peinlichen Lage wandte ſie ſich an die herzoglich naſſauiſche Regierung, und empfing von dieſer den Aufſchluß: „daß auch in der, in ihren Acten befindlichen Abſchrift vom 8. October 1818 ſich die Beſtimmung nicht vorfinde, wonach dem Senate der freien Stadt Frankfurt vorbehalten ſeyn ſolle, einem Caplane die Genehmigung zu verweigern.“ Erſt auf weitere Erkundigung beim herzoglichen Staatsminiſterium erfolgte der Beſcheid: daß in der bei den Regierungsacten ſich befindenden Abſchrift des Vertrages zwiſchen Naſſau und Frankfurt mehrere Modificationen, reſp. Zuſätze nicht enthalten ſeien, welche bei der am 16. October 1820 ertheilten Ratification auf Anſtehen des Senats der freien Stadt Frankfurt aufgenommen wurden. Insbeſondere müſſe der §. 13 (abweichend von der oben mitgetheilten Redaction) folgendermaßen lauten:

„Von den Caplänen der ganzen Diöceſe kann der Biſchof nach Belieben diejenigen wählen, welche er als Capläne zu Frankfurt anzuſtellen für gut findet, und deren es nach der daſigen kirchlichen Einrichtung bedarf;

wobei derselbe von selbst Bedacht nehmen wird, nur solche Individuen zu wählen, welche die erforderlichen Eigenschaften dazu haben: das Domcapitel macht dem Senate die Anzeige von der geschehenen Anstellung. Hierzu sei dann noch beigefügt:

„„welche derselbe, in sofern nicht besondere Anstände vorliegen, genehmigen wird.““

Dieser merkwürdige Sachverhalt gibt zu einer doppelten Reihe von Erwägungen Veranlassung. — Die eine stellt der Verfasser der eben erwähnten Broschüre an. „Seltsam! höchst seltsam! der am 8. October 1818 abgeschlossene Vertrag wird unter mehreren Modificationen, respect. Zusätzen am 16. October 1820 ratificirt. Im December 1827 wird dieser also ratificirte Vertrag von den hohen Paciscenten als integrirender Theil der Fundationsurkunde des Bisthums Limburg der bischöflichen Behörde mitgetheilt: und es werden jene Zusätze ihr nicht mitgetheilt! — Und im Jahre 1845 wird das bei dem §. 13 nicht Mitgetheilte hervorgeholt, um ihr als entscheidende Waffe entgegen gehalten zu werden! — Suche das, wer es vermag, zu begreifen. Der hochwürdigste Herr Bischof und sein Ordinariat sahen sich um eine Erfahrung bereichert, für welche wir den bezeichnenden Ausdruck zu finden in Verlegenheit seyn würden.“

Allein diese Verlegenheit wächst, wenn wir, ganz abgesehen von dem Gesichtspunkte, den der Verfasser der erwähnten Broschüre hier hervorhebt, die Worte des §. 13, wie sie mit Einschluß der erwähnten Modification und des Zusatzes am Schluße lauten, als Norm für unser Urtheil über das Verfahren des Senates von Frankfurt annehmen. — Also: weil sich der Senat anheischig gemacht hat, die Anstellung (dieß Wort ist wohl zu bemerken!) der vom Bischofe beliebig auszuwählenden Capläne zu genehmigen, wenn keine besondern Anstände vorliegen, d. h., wenn wir nicht irren, dem Angestellten auch abseiten des Staats seine Anstellung zu verbürgen, und die Uebernahme dieser Bürgschaft nicht zu verweigern, sobald keine besondern Anstände vorliegen, — so wird

daraus die Recht- und Schutzlosigkeit dieser Capläne nach vollzogener Anstellung und geschehener Staatsgenehmigung, zusammt der Befugniß, sie wie heimathlose Vagabunden ohne Untersuchung und Urtheil willkührlich auszutreiben, gefolgert! — Der Hohn, welcher in dieser eigenthümlichen Logik liegt, ist für die weltliche Lage der katholischen Kirche in Deutschland vielleicht bezeichnender, als die beredteste Schilderung es seyn könnte!

Uebrigens wurde durch diese, den ächten Text eines Vertrages von 1818 betreffenden, archivalischen Nebenstudien der Gang des Expulsionsgeschäftes, wenn gleich verzögert, so doch keineswegs unterbrochen. Nachdem die, dem Caplan Roos gesetzte Frist mit dem 7. April abgelaufen war, war dem Ordinariate unter dem 18. April von der Kirchen- und Schul-Commission eröffnet worden: „daß der Senat die feste Erwartung hege, daß die Abberufung des Caplan Roos alsbald erfolgen werde, indem er sich, wenn solche binnen vierzehn Tagen noch nicht geschehen sei, zur Ergreifung von Zwangsmaßregeln genöthigt sehen würde."

Der Bischof erklärte hierauf immer in der gehaltensten, mildesten Form: daß er ohne seine früher ausgesprochene Ansicht über den Fond der Sache aufgeben zu können gerade damit beschäftigt sei, den ächten Wortlaut des Vertrages von 1818 bei den herzoglich nassauischen Staatsbehörden zu erheben. Er fährt hierauf fort:

„Es dürfte der hochlöblichen Commission nicht schwer fallen, hiernach den hohen Senat zu überzeugen, daß die von uns selbst sehr bedauerte Verzögerung Unserer Erwiderung auf die Uns durch die beiden rubricirten Schreiben gemachten Eröffnungen keineswegs Uns zur Last falle. Wir stellen dabei dem Ermessen hochlöblicher Commission anheim, ob dieselbe die Aufmerksamkeit des hohen Senats darauf lenken wolle, daß durch die Ausführung des Uns unterm 16. d. Mts. mitgetheilten Beschlusses Hochdesselben die Gemüther der Katholiken in der freien Stadt unfehlbar mit größter Betrübniß und nicht geringer Besorgniß werden erfüllt werden. Wir dürften alsdann um so mehr das feste Vertrauen zu dem hohen Senate hegen, daß Hochderselbe nicht zu ganz außerordentlichen und gewiß

höchſt beklagenswerthen Maßregeln ſchreiten werde, bevor es uns auch nur möglich geweſen, die Vorſtellungen an Hochdenſelben gelangen zu laſſen, zu welchen wir Uns in Folge der beiden Schreiben der hochlöblichen Commiſſion vom 5. und 18. d. Mts. gemäß der Wichtigkeit des Gegenſtandes dringend aufgefordert ſehen."

Die Antwort, welche der Senat hierauf am 13. Mai 1845 (wie immer durch die Kirchen- und Schulcommiſſion) ertheilen läßt, charakteriſirt ſich dergeſtalt hinreichend ſelbſt durch ihre theilweis ironiſche Form, daß wir ohne weitere Bemerkung ſie unſern Leſern nur zur Erwägung empfehlen wollen.

„Wenn gleich der Senat hätte erwarten dürfen, daß das hochwürdige Domcapitel — gleichwie daſſelbe in dem Schreiben vom 25. April 1845 „„der großen Betrübniß und nicht geringer Beſorgniß"" gedacht habe, welche bei Ausführung der gegen Caplan Roos in Ausſicht genommenen Maaßregeln die Gemüther der Katholiken in hieſiger Stadt unfehlbar erfüllen dürfte, — ſo auch derjenigen Betrübniß und nicht mindern Beſorgniß Rechnung tragen würde, welche bei dem zur Anzeige gebrachten Benehmen des Caplan Roos die Gemüther der geſammten Bevölkerung hieſiger Stadt bereits erfüllt habe; wenn gleich der Senat hiernach hätte erwarten dürfen, daß das hochwürdige Domcapitel die auf Erhaltung des bedrohten kirchlichen Friedens in hieſiger Stadt gerichteten Abſichten des Senats, unter Beiſeitſetzung aller weiteren, wenn nöthig, ſpäter zu löſenden Fragen, durch Erſetzung des Caplans Roos zu fördern, von ſelbſt ſich veranlaßt und gedrungen fühlen würde: ſo ſei der Senat doch weit davon entfernt, dem hochwürdigen Domcapitel die Gelegenheit zu denjenigen weiteren Vorſtellungen entziehen zu wollen, zu welchen daſſelbe ſich gedrungen fühle, und werde daher der Ausführung der gegen Caplan Roos beſchloſſenen Maaßregeln nach drei Wochen zwar um ſo bereitwilliger Anſtand geben, ſonach der Amtsführung des Caplan Roos für dieſe Zeitdauer die Genehmigung nicht entziehen, als der Senat zur Erfüllung jener Pflicht nur ungern und nur nothgedrungen ſchreiten würde, und zur Zeit die Hoffnung nicht aufgeben wolle, daß hochwürdiges Domcapitel im Einklange mit den Wünſchen des Senats auch ſeinerſeits die Erhaltung des Friedens unter den chriſtlichen Bewohnern hieſiger Stadt erſtreben, und dafür Vorkehrungen treffen werde, daß dieſer Friede fernerhin nicht in ähnlicher oder gleich beklagenswerther Weiſe geſtört werde."

Nachdem der Biſchof endlich die oben ſchon beſprochenen Aufſchlüſſe über den Text des Vertrages von 1818 erhalten

hat, erläßt er am 27. Mai ein ausführliches, in die Materie der Sache eingehendes Schreiben. Hier wird zunächst in Beziehung auf das Recht, welches der Senat aus jenem Vertrage ableiten will, wiederholentlich bemerkt: daß der Vertrag als res inter alios gesta den bischöflichen Rechten nicht präjudiciren könne, und daß „der Vorbehalt der Genehmigung einer beabsichtigten Anstellung keineswegs die Auslegung erleide, daß die einmal ertheilte Genehmigung beliebig wieder zurückgenommen werden könne."

„Wenn wir", fährt das meisterhaft abgefaßte Schreiben der bischöflichen Behörde fort, „dadurch, daß die Abberufung des Herrn Caplans Roos uns auf den Grund des §. 13 des mit Nassau abgeschlossenen Staatsvertrags angesonnen worden ist, in die unabweisbare Nothwendigkeit versetzt wurden, auf allgemeine Fragen einzugehen, deren Erörterung unverkennbar zu unangenehmen Differenzen zu führen geeignet ist, so müßen wir dieß um so mehr bedauern, als wir uns niemals weigern werden, einen, dem hohen Senate durch seine Schuld mißfällig gewordenen Caplan von Frankfurt abzurufen, so bald diese Schuld erwiesen wird, in sofern sie seine geistlichen Dienstverrichtungen betrifft, und als solche von der bischöflichen Behörde erkannt worden ist."

„Der Abberufung des Herrn Caplans Roos wegen der gegen ihn von dem Bürger Joh. Georg Lummerzheim bei dem Polizeiamte erhobenen Beschwerde, wegen Störung seines Eheglückes und häuslichen Friedens durch Verweigerung der Absolution seiner Frau in der Beicht ꝛc. steht aber nicht nur der wesentliche Umstand entgegen, daß der Kläger mit seiner Klage die bischöfliche Behörde, als die in dieser Sache einzig competente, umgangen, und hoher Senat auf Hochdemselben von dem Polizeiamte gemachte Vorlage derselben, ohne daß der Sachverhalt vorher ermittelt worden wäre, die Zurücknahme der dem Herrn Roos ertheilten Genehmigung seiner Anstellung beschlossen hat, und darauf diesen Beschluß mit der Forderung, einen andern Caplan nach Frankfurt zu senden, uns hat zur Kenntniß bringen lassen, sondern auch die Natur der vorliegenden Beschwerde selbst. Diese nämlich macht eine Sicherstellung der Thatsache: ob die vorgebrachte Klage begründet ist, auch der geistlichen Behörde unmöglich; weil der Beklagte wegen des von ihm als einem katholischen Priester streng zu bewahrenden Beichtsiegels weder von uns vernommen werden kann, noch auch freiwillig etwas zu seiner Vertheidigung anführen darf. Dazu kömmt übrigens hier noch in Betracht, daß nach den uns gefälligst mitgetheilten Acten die Aussagen des Lummerzheim mit denen seiner

Frau mehrfach im Widerſpruch ſtehen, und ſonach, da die ſehr einfachen und aus der Natur der Sache fließenden Grundſätze, nach welchen ein katholiſcher Ehetheil in Betreff ſeiner Verpflichtung zur katholiſchen Kindererziehung zu behandeln iſt, bei dem Herrn Caplan Roos als genügend vorausgeſetzt werden müſſen, und ſein Charakter eben ſo ſehr dafür bürgt, daß er nicht wiſſentlich einen Pönitenten durch unerlaubte Mittel zur Erfüllung ſeiner deßfallſigen Pflicht anhalte, eher ein Grund für die Annahme vorliegt, daß etwaige Aeußerungen deſſelben von den genannten Eheleuten aus Irrthum oder Leidenſchaftlichkeit entſtellt referirt wurden, als daß er in der beſchuldigten Weiſe verfahren ſei, und daß, wenn die Pönitentin ſich gravirt glaubte, es ihr überlaſſen blieb, ſich einen andern Beichtvater zu wählen. Würde nun dem ungeachtet Caplan Roos in Folge dieſer gegen ihn erhobenen Beſchwerde von Frankfurt entfernt, ſo würde die den Katholiken daſelbſt garantirte Freiheit in der Ausübung des Cultus auf die empfindlichſte und nachtheiligſte Weiſe verletzt, weil ſodann jeder katholiſche Geiſtliche in der freien Stadt Frankfurt, wie umſichtsvoll und gewiſſenhaft er auch das heil. Bußſacrament verwalten möchte, beſorgen müßte, ſeine Stelle zu verlieren, ſo oft er pflichtſchuldig Jemanden die Abſolution verweigerte; indem hierzu nichts weiter erfordert würde, als daß ein ſolcher, der nicht abſolvirt wurde, aus Unverſtand oder Böswilligkeit bei der weltlichen Behörde darüber Klage führte. Welch weitere nachtheilige Folgen dieſes aber wieder für einen, aus einer ſolchen Veranlaſſung von Frankfurt entfernten Geiſtlichen auch in dem Naſſauiſchen, dem Staate und dem katholiſchen Volke gegenüber haben könnte, fällt zu ſehr in die Augen, als daß wir es nicht für hinreichend erachten ſollten, nur im Allgemeinen daran erinnert zu haben."

„Es erübrigt uns noch ein Punkt zur Beſprechung. — In dem gefälligen Schreiben der hochlöblichen Commiſſion vom 13. d. M. werden wir auf die Betrübniß und Beſorgniß verwieſen, in welche die geſammte Bevölkerung der freien Stadt durch das Benehmen des Herrn Roos verſetzt worden ſei. Wenn ein von dem Herrn Commiſſarius Dr. Bohn uns vor Kurzem zur Beſcheidung vorgelegtes Geſuch des Vorſtandes der katholiſchen Kirchengemeinde um Mittheilung der Verhandlungen in Betreff des Herrn Roos als Zeichen der Beſorgniß angeſehen werden will, ſo unterliegt es nicht dem geringſten Zweifel, daß dieſe Beſorgniß keineswegs durch das angebliche Benehmen des Herrn Roos gegen die Lummerzheim hervorgerufen worden iſt. — Ob die proteſtantiſchen Gemeinden einen Grund zur Betrübniß und Beſorgniß haben können — darüber wird nach dem bereits Angeführten wohl eben ſo wenig eine Meinungsverſchiedenheit obwalten können, als darüber, daß, wenn dem ungeachtet eine ſolche bei denſelben vorhanden iſt, die Behörden den Herrn Roos ihr nicht zum Opfer

har, [illegible] er am 17. Mai ein ausführliches, in d[illegible]
der Sache entwendes Schreiben. Hier wird zun[illegible]
[illegible]ichtung auf das Recht, welches der Senat an[illegible]
[illegible]ranz [illegible]ssen will, wiederholentlich bemerkt, d[illegible]
[illegible]ch [illegible]ren [illegible]ster allen gerade den bischöflichen K[illegible]
[illegible]ndstuhl [illegible]nne, und daß „der Vorbehalt der
[illegible]er beabsichtigten Ausstellung hinreichend die
[illegible]darf die einmal erhaltene Genehmigung bei
[illegible]nommen werden könne."

„Wenn nun", fährt der merkwürdige Akt[illegible]
[illegible]den Beispiele fort, „dennoch, daß die Ab[illegible]
[illegible]Rom aus auf den Grund des §. 13 [illegible]
[illegible]Staatsvertrags angewiesen worden ist, in d[illegible]
[illegible]verkehrt worden, auf allgemeine Fragen [illegible]
[illegible]verhandlungen zu unangenehmen Differenzen
[illegible]nie sich am so mehr bekennen, als m[illegible]
[illegible]nen, dem hohen Senate durch seine [illegible]
[illegible]von Frankfurt abgereisten, so bald [illegible]
[illegible]seine geistlichen Dienstverrichtungen [illegible]
[illegible]lichen Gebiete erkannt worden ist."

„Der Abberufung des Herr[illegible]
[illegible]von dem Bürger Joh. Georg [illegible]
[illegible]hebenen Beschwerde, wegen Ei[illegible]
[illegible]dend durch Verweigerung der [illegible]
[illegible]aber nicht nur der wesentliche[illegible]
[illegible]ner Klage die bischöfliche Ge[illegible]
[illegible]tente, ungangen, und hat [illegible]
[illegible]amte gemachte Vorlage [illegible]
[illegible]teil worden wäre, die [illegible]
[illegible]nehmigung seiner Anst[illegible]
[illegible]mit der Forderung, ein[illegible]
[illegible]hat zur Kenntniß brin[illegible]
[illegible]Beschwerde selbst. [illegible]
[illegible]ob die vorgebrachte [illegible]
[illegible]möglich; weil der [illegible]
[illegible]ster streng zu beur[illegible]
[illegible]kann, noch auch [illegible]
[illegible]Dazu kömmt [illegible]
[illegible]mitgetheilten [illegible]

[illegible]ngesetzten Seite die Absicht vor-
[illegible]ar das nackte Recht des Stärkern
[illegible]der einfachen Regeln einer ver-
[illegible]einerseits einer ruhigen Erörte-
[illegible]ernahm fühle. Wo möglich, je
[illegible]n haben, sollte das Ordinariat aus
[illegible]Anstalt herangetrieben werden.
[illegible]ntel am 16. Juni auf dem üblichen
[illegible]zur Zurückfertigung mißfälliger Ge-
[illegible]Recht habe der Senat, als auf
[illegible]gen können. Wäre die Natur des
[illegible]enfalls ein bestimmter ausdrück-
[illegible]ab habe der Senat jenes Recht, wenn
[illegible]ch vorbehalten." Dieser „ausdrückliche
[illegible]bemerkt, aus der Clausel gefolgert:
[illegible]Anstellung der Geistliche genehmigen werde,

in sofern nicht besondere Umstände vorliegen. „Was die Ausübung des dem Senate zustehenden Rechtes der Zurücksendung der Capläne anbelange", sagt weiter das erwähnte Schreiben, „so folge von selbst, daß der Senat, und nur der Senat zu prüfen habe, ob er in einem gegebenen Falle von jenem Rechte Gebrauch machen wolle oder nicht, die Gründe seines Beschlusses aber weiterer Prüfung abseiten des hochwürdigen Domcapitels nicht unterzogen werden könnten. Das hochwürdige Domcapitel werde hiernach von selbst ermessen, daß der Senat nur aus andern Rücksichten Actenstücke, den Caplan Roos betreffend, dem hochwürdigen Domcapitel mitzutheilen verstattet habe."

„Der Senat sei unter diesen Umständen nicht in dem Falle, über die Motive seines, gegen Caplan Roos gefaßten Beschlusses in irgend eine Verhandlung einzutreten, müsse vielmehr jetzt wiederholt den Wunsch, aber auch die feste Erwartung aussprechen, daß das hochwürdige Domcapitel die Abberufung des Caplan Roos längstens bis zum 1. Juli d. J. bewirken werde."

Aus diesen Gründen aber werde dem Caplan Roos vom 1. Juli d. J. ab, ein fernerer Aufenthalt in Frankfurt nicht gestattet werden.

Wir können in Beziehung auf diese Argumentation lediglich den treffenden Bemerkungen beipflichten, mit welchen der scharfsinnige Verfasser der oft erwähnten Broschüre diese Erklärung der Staatsbehörde begleitet. „Soll der Satz: der Senat hat ein unveräußerliches Recht, die einem Curatgeistlichen ertheilte Genehmigung zu Aufenthalt und Function im Gebiete der freien Stadt zurückzunehmen, nicht in den andern, in seinem innersten Kern revolutionären und darum von hohem Senate gewiß nicht gewollten ausarten: der Senat ist sich der Gewalt bewußt, einen Geistlichen hinausweisen zu können; so wird in jedem einzelnen Falle ein Verhältniß eingetreten seyn müssen, welches den Ausdruck jenes Bewußtseyns rechtfertigt; d. h. der Senat wird zu dem Bewußtseyn des principiellen auch das des faktischen Rechts der Zurückziehung seiner Staatsgenehmigung, mit andern Worten, er wird das Bewußtseyn haben müssen, daß der Geistliche entweder in seiner politischen, oder in seiner clericalischen Qualität den ferneren Anspruch auf jene hohe Staatsgenehmigung verscherzt habe."

„Im ersteren Falle erfordert es schon der Anstand als Beweis gegenseitiger Achtung der geistlichen und weltlichen Gewalt, daß der geistlichen Behörde vorerst die Motive der nöthig erscheinenden Rücksendung mitgetheilt werden, auf daß sie die nöthig gewordene Abberufung erkenne, und das Erlöschen einer Mission ausspreche, die nur von ihr zurückgenommen, weil nur von ihr gegeben werden kann. — Im andern Falle wird es

keiner verständigen Regierung in den Sinn kommen, über kirchliche, geistliche Vergehen sich eine Competenz beizulegen. — Für Fälle gemischter Art hat man allerwärts gemischte Commissionen. — In irgend einem Falle der weltlichen Gewalt ein Recht vindiciren wollen, nach Belieben einseitig die sofortige Sistirung aller priesterlichen Functionen eines Geistlichen in ihrem Bereiche zu decretiren, hieße mit Einem Worte alle mit der geistlichen Gewalt abgeschlossenen Verträge, Concordate u. s. w. ohne Weiteres über den Haufen werfen; hieße den dadurch geordneten Bestand der Kirche im Staate aufheben. — Von der Hinausweisung des jüngsten Caplans bis zu der des Bischofs wäre nur Ein Schritt."

In ganz ähnlicher Weise könnte dann überhaupt jede Staatsgewalt aus dem Rechte: einer zum Bischof gewählten persona minus grata die Staatsgenehmigung zu verweigern, die Befugniß folgern: jeden consecrirten, bestätigten und anerkannten Bischof in dem Augenblicke, wo er ihr (etwa durch Erfüllung seiner Pflicht) mißfällig wird, von seinem Sitze zu werfen und aus dem Lande zu jagen. Ob aber in einem Staate, wo solche Praxis herrschend wäre, noch von einer kirchlichen Freiheit der Bekenner des katholischen Glaubens die Rede seyn könne; die Beantwortung dieser Frage überlassen wir dem Gewissen und Rechtsgefühle, so wie dem gesunden Verstande jedes Ehrenmannes.

Es macht einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck, daß der Bischof von Limburg der Rohheit der bisher charakterisirten Procedur gegenüber bis an's Ende (dieses ersten Actes!) seine würdige Haltung bewahrte, die wir, da der entsprechende Begriff in Deutschland täglich mehr aus dem Leben verschwindet, leider! am passendsten mit einem fremden Worte als gentleman-like bezeichnen müssen.

Sein Ultimatum ist vom 23. Juni d. J. datirt, und lautet wie folgt:

„Wenn der hohe Senat in dem uns mitgetheilten großen Rathsbeschlusse vom 10. d. Mts. die für den 1. Juli decretirte Ausweisung des Herrn Caplans Rees aus dem Bezirke der freien Stadt Frankfurt auf das einzige Argument basirt, daß der Senat ein unveräußerliches Recht be-

ſitze, einen beſtellten Caplan jederzeit zurückſenden zu können, die Gründe der Zurückſendung aber in jedem vorkommenden Falle von dem Senate zu prüfen, und einer Prüfung von Seiten der geiſtlichen Oberbehörde durchaus nicht zu unterziehen ſeien, ſo kann es uns nur auf's ſchmerzlichſte berühren, die Erörterung von der ſo gern angebahnt geſehenen Verſtändigung über den einzelnen, beſtimmt vorliegenden, durch die unbefugte Klage des Lummerzheim, wegen Verweigerung der Abſolution ſeiner Frau im Beichtſtuhle veranlaßten Fall auf das nackte Gebiet der Principienfragen verpflanzt zu ſehen."

„Auf dieſes Gebiet hingedrängt, erübrigt Uns weiter nichts, als im Hinblicke auf die unveräußerlichen Rechte der Kirche, zu deren Wahrung Wir durch unſere Stellung, Gewiſſen und Ehre verpflichtet ſind, vor den Augen Gottes und der Welt zu appelliren an die feierlichen Verträge, welche den Bekennern der katholiſchen Kirche in Deutſchland allerwege vollkommen freie Ausübung ihrer Religion garantirt haben."

„Daß die Verwaltung des Bußſacraments, und namentlich die ſtrengſte Heilighaltung des Beichtgeheimniſſes eines der weſentlichſten und unantaſtbarſten Momente der freien Religionsausübung bildet, dieß wird kaum der Erwähnung bedürfen."

„Von der herzoglich Naſſauiſchen Regierung haben wir die bis zur Stunde ſtets eingehaltene Praxis zu rühmen, daß jede Verſetzung eines Curatgeiſtlichen nur unter Communication mit der geiſtlichen Oberbehörde über die Gründe der gewünſchten Maaßregel angeordnet worden iſt."

„Der für den 1. Juli beſchloſſenen polizeilichen Ausweiſung des Herrn Caplans Roos zu begegnen, iſt uns kein Mittel gegeben."

In der That hätte der kräftigſte Ausdruck der Entrüſtung in dieſer Lage der Dinge weniger gefruchtet, als unerſchütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit. Die kirchenfeindliche Gewalt hat inzwiſchen wirklich am 1. Juli den Caplan Roos im Namen des confeſſionellen Friedens gewaltſam aus der Stadt geſchafft, jenen radikalen Sectenhäuptern aber, die Deutſchland an den Rand der Anarchie gedrängt haben, wenige Wochen ſpäter unter dem Jubel der Loge den triumphirenden Einzug geſtattet.

Nachdem das Attentat vollzogen war, hat die geſammte Curatgeiſtlichkeit der Stadt Frankfurt ihre rechtliche Verwahrung gegen die Gewaltthat in einem Schreiben an die Kir-

chen- und Schulcommission niedergelegt. „Die unterzeichneten Geistlichen", heißt es hier, „können nicht umhin, in einem solchen Verfahren, bei welchem von Anbeginn an alle und jede Concurrenz der competenten geistlichen Behörde ausgeschlossen, und von den wiederholten Reclamationen derselben ganz und gar Absehen genommen worden ist, eine schwere Beeinträchtigung ihrer Amtsbefugnisse überhaupt, eine Behinderung der Ausübung der Religion, einen Eingriff in die persönliche Gewissensfreiheit und ein Preisgeben einer ihrer wichtigsten, seelsorglichen Functionen an jede Verdächtigung und Verunglimpfung von Seiten irregeleiteter oder böswilliger Menschen, mit tiefstem Schmerze zu beklagen, und halten sich daher, im Interesse ihrer Kirche und ihrer Stellung verpflichtet, gegen dasselbe, als gegen ein in der Person des Caplans Roos sie Alle gleichmäßig berührendes, ihre heiligsten Rechte und die dem ganzen Priesterstande zugesicherte Achtung und Auszeichnung verletzendes, hiermit ausdrückliche feierlichste Verwahrung und Protestation einzulegen."

Wir haben aus der oben gelieferten actenmäßigen Darstellung gesehen, daß die städtische Behörde dem bischöflichen Ordinariat die Angabe der Gründe ihres Verfahrens verweigert, und sich lediglich auf ein vorgebliches Souverainitätsrecht berufen hatte, über dessen Anwendung sie Niemanden Rede zu stehen habe. — Vier Wochen darauf ist dieses System schon aufgegeben, und es wird der Protestation der Geistlichkeit gegenüber eine Rechtfertigung versucht, deren Werth wir dem Urtheile unserer Leser anheimstellen. Sie lautet wie folgt:

„(Auszug Protokolls des großen Raths der freien Stadt Frankfurt. Frankfurt a. M. den 29. Juli 1845. Auf Bericht der katholischen Kirchen- und Schulcommission de prs. den 19. d. M. Verwahrung des hiesigen Curatclerus in der Angelegenheit des Caplans Roos betr."

„Es hat die katholische Kirchen- und Schulcommission der durch Berufung und Genehmigung des Senates dahier im Amte stehenden katholischen Geistlichkeit auf deren Eingabe vom 15. Juli 1845 das Nachfolgende zu eröffnen":

„Es ist der Curatgeistlichkeit nicht unbekannt, welche Verordnung der gewesene Erzbischof von Regensburg und Großherzog von Frankfurt in Hinsicht der Religionsbestimmung der Kinder aus gemischten Ehen unter dem 5. September 1811 erlassen hat, und daß diese Verordnung nach den allgemeinen Gesetzen vom 8. Juli 1817, 23. December 1817 und 20. December 1819 noch jetzt dahier mit Gesetzeskraft besteht und zu befolgen ist."

(Gerade nach diesem, keineswegs absolut gebietenden, sondern bloß subsidiarisch disponirenden Gesetze war aber der Caplan Roos, wie oben gezeigt wurde, vollkommen befugt, die Ehefrau Lummerzheim darauf aufmerksam zu machen, daß auch sie noch die Erziehung ihrer Kinder in der katholischen Religion stipuliren könne, und nach den Gesetzen der Kirche Alles anwenden müsse, um einen solchen Vertrag zu Stande zu bringen.)

„Es ist der Curatgeistlichkeit nicht weniger aus der Senats-Verkündigung vom 16. October 1827 bekannt, daß den päpstlichen Bullen, die Bildung der Oberrheinischen Kirchenprovinz betreffend, nur unter der ausgedrückten Voraussetzung die Genehmigung ertheilt worden ist, daß aus denselben in keiner Weise etwas abgeleitet oder begründet werden kann, was den Hoheitsrechten dieser freien Stadt schaden oder ihnen Eintrag thun könnte, oder den Gesetzen und Verordnungen derselben, oder den Rechten der evangelischen Religion und Kirche entgegen wäre."

„Ein hiesiger Bürger, evangelisch-lutherischer Confession, dessen Ehefrau der katholischen Confession angehört, fand nun aber den Frieden seines Hauses, das Glück seiner Ehe aus Anlaß der Religionsbestimmung seiner Kinder, welche nach den erwähnten Gesetzen der Religion des Vaters folgen, durch Einwirkungen eines Geistlichen aus der Kirche seiner Frau gestört, und erhob deshalb Klage bei derjenigen obrigkeitlichen Behörde, welche Störungen des Hausfriedens zu untersuchen und bestrafen berufen ist."

(Es war sonach die Pflicht der Behörde, die stupide Unwissenheit des Klägers über die wahre Lage der Sache aufzuklären, und ihm vor allen Dingen begreiflich zu machen, daß es sich hier eben nicht um eine solche Störung seines Hausfriedens handle, welcher die Polizei abzuhelfen oder zu begegnen befugt oder im Stande sei. Die Frau hatte ohne Zweifel das Recht, ihre Kinder, im Einverständnisse mit ihrem Manne,

protestantisch erziehen zu lassen, und wenn der Caplan Roos in die Wohnung des Lummerzheim eingedrungen wäre, um die Eltern durch factische Gewalt an der Ausübung dieses Rechtes zu hindern, oder wenn er etwa die Kinder zu entführen getrachtet hätte, — so wäre die Beschwerde beim Polizeiamt vollkommen an ihrem Orte, und letzteres zu allen Maaßregeln berechtigt gewesen, welche die Natur des Falles erheischte. Allein, wenn die Lummerzheim zu dieser protestantischen Kindererziehung die Gutheißung, Billigung und Absolution des Caplan Roos verlangte, so war dieser wieder in seinem vollen Rechte, wenn er sie nach seinem freien Gutbefinden ertheilte oder verweigerte. — Entstand daraus eine Niedergeschlagenheit der Frau, und aus dieser Störung des „ehelichen Glücks“, so war dieß eine eben so gewöhnliche, als nothwendige und unvermeidliche Folge der gemischten Ehe. Von einem katholischen Priester verlangen, daß er diesen Uebelstand durch eine sacrilegische Lossprechung beseitigen, die Pönitentin über einen, nach katholischen Begriffen sündhaften und verderblichen Seelenzustand beruhigen solle, ist der Gipfel der Absurdität. — Nach derselben Theorie könnte denn auch jeder Protestant, der eine geschiedene katholische Ehefrau geheirathet hat, verlangen, daß sie unweigerlich zu den Sacramenten gelassen werde, damit ihre Heiterkeit nicht getrübt, und das „Glück“ seiner Ehe nicht durch eine Regung des katholischen Gewissens in Gefahr gebracht werde! Aber welches Zerrbild würde die Kirche werden, wenn sie solchen Ansprüchen anmaßlicher Subjectivität nachgeben, und sich diesen gemäß umformen könnte oder wollte!)

„Das Polizeiamt, zunächst unverkennbar, um einer durch den bekannt gewordenen Fall hervorzurufenden, vielfach sich kundgebenden Aufregung in hiesiger Stadt zu begegnen, nahm zwar die Klage auf, vernahm auch nach dem Wunsche beider Eheleute die Frau des Klägers, hielt jedoch zu einem weitern Einschreiten sich nicht befugt, und schloß vielmehr seine Thätigkeit damit, daß es die gepflogenen Verhandlungen bei der höchsten Staatsbehörde zur Vorlage brachte.“

„Von hier gelangten dieselben an die katholische Kirchen- und Schul-Commission, um den Angeklagten von der Anklage in Kenntniß zu setzen.

und deſſen Erklärung aufzunehmen. Dieſe Erklärung wurde verweigert, weil der zur Anklage gebrachte Verfall bei der Beichte ſtattgefunden haben ſolle, die Verwaltung des Beichtſtuhles aber in das rein kirchlich-religiöſe Gebiet gehöre, und deshalb der Controlle weltlicher Gerichtsbarkeit nicht unterſtellt ſeyn könne, weil ferner die Verpflichtungen aus dem Beichtſiegel jede Vertheidigung unmöglich machten."

„Es kann füglich dahin geſtellt bleiben, welches rechtliche Gewicht dieſen, mindeſtens höchſt zweifelhaften Ablehnungsgründen beizulegen iſt, doch darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß das Domcapitel die Vernehmung des Angeſchuldigten, und ſomit die Ermittelung des Falls unter den obwaltenden Umſtänden für überall unmöglich erklärt hat."

„Eben ſo kann füglich dahin geſtellt bleiben, ob nicht Mittel für den Angeklagten vorhanden waren, Gehorſam gegen die beſtehenden Geſetze darzulegen, ſeinen Homagialpflichten ohne Verletzung des Beichtſiegels, ſelbſt nach der ſtrengſten Auslegung deſſelben, Genüge und Gehorſam zu leiſten."

(Als welches in dem Falle einen ganz vernünftigen Sinn hatte, wenn der Indifferentismus zu den Homagialpflichten des Caplan Roos gehörte!)

„Wenn aber ein Geiſtlicher in ſeiner Amtsführung Veranlaſſung zu merklicher Beunruhigung und Aufregung der Gemüther geworden iſt, ſo würde die Staatsregierung, zumal nach vereiteltem Verſuche beruhigender Aufklärung, ihre Pflichten zur Aufrechthaltung der Sache und des Friedens unter ihren Angehörigen verletzen, dränge ſie nicht auf Entfernung jenes Geiſtlichen von dem Orte ſeiner bisherigen Wirkſamkeit."

(Mit welcher väterlichen Sorgfalt in Frankfurt für die Beruhigung der Gemüther, und für die Beſeitigung der Aufregung geſorgt wird, welche gerade durch die Procedur gegen den Caplan Roos auf ihren Gipfel geſteigert iſt, bezeugt jede Nummer des Frankfurter Journals. — Eben dieſelbe prophylactiſche Methode wird dort mit rührender Unpartheilichkeit auch gegen die Ronge'ſche Secte zur Anwendung gebracht, welche bekanntlich nichts als die Beruhigung Deutſchlands bezweckt.)

„Von der Kirche aber unter dem Schutze des Staates, die nur den Frieden wollen kann, muß in einem ſolchen Falle erwartet werden, daß ſie, ſo weit es an ihr liegt, den wohlmeinenden Abſichten der Staatsverwal-

tung entgegenkommen und, indem sie den fraglichen Geistlichen zu anderweiter, mehr segensreicher Wirksamkeit verwendet, auch ihrerseits zur Bewahrung und Erhaltung des Friedens und damit zur Förderung ihres eigenen höchsten Zweckes beitragen werde."

(Die Entfernung eines Seelsorgers von seinem Posten, weil er sich geweigert, das Beichtgeheimniß zu verrathen, wäre natürlich das geeignetste Mittel zur Erreichung desselben.)

„Die Kirche hat in dem vorliegenden Falle diesen Erwartungen nicht entsprochen; es bleibt daher der höchsten Staatsbehörde, wollte sie ihre Pflicht erfüllen, nichts Anderes übrig, als in Anwendung des ihr zustehenden, von ihr auch bis dahin nur im Falle dringender Nothwendigkeit angewendeten, nie bestrittenen Rechtes, dem Angeschuldigten die Genehmigung zur Amtsführung in Frankfurt und dessen Gebiete definitiv zu entziehen, und dem Renitirenden den ferneren Aufenthalt dahier zu untersagen."

„Die katholische Geistlichkeit in hiesiger Stadt wird hieraus erkennen, von welchem Gesichtspunkte aus allein der vorliegende Fall zu betrachten ist, daß sonach in dem gegen Caplan Roos eingehaltenen Verfahren eine Beeinträchtigung der anerkannten Rechte der katholischen Kirche oder der Geistlichen derselben weder enthalten ist, noch in irgend einer Weise beabsichtigt seyn konnte, und wie der Senat die vertrauensvolle Erwartung hiermit ausspricht, daß die katholische Geistlichkeit auch ihrerseits Friede und Eintracht unter den verschiedenen christlichen Bewohnern hiesiger Stadt nach besten Kräften zu fördern sich angelegen seyn lassen werde, so ertheilt er derselben zu gleicher Zeit gerne die Versicherung, daß er jede zur Erfüllung ihres Berufes erforderliche gesetzliche Unterstützung ihr zu gewähren, und sie in dem Genusse der ihrer Amtswürde gebührenden Achtung zu schützen, nie ermangeln werde."

(Kraft welches heilsamen Strebens heute jeder katholische Priester, der als solcher auf der Straße erkannt wird, straflos von dem Frankfurter Pöbel insultirt, und mit dem Rufe: Fall um! Fall ab! verfolgt wird.)

„Die katholische Kirchen- und Schulcommission ist ermächtigt, von gegenwärtiger Eröffnung auch dem katholischen kirchlichen Gemeindevorstand Kenntniß zu geben. Zur Beglaubigung (unterz.) Dr. Müller."

Gestützt auf die Erfahrung der Geschichte sind wir des unvorgreiflichen Dafürhaltens, daß bisher noch Jeder, und zwar gerade durch das, womit er gesündigt, gestraft wurde.

Wir glauben ſchwerlich, daß die Vorſehung zu Gunſten der Stadt Frankfurt eine Ausnahme von der Handhabung ihres großen, weltgeſchichtlichen Geſetzes machen werde. Darum erwarten wir, zumal da kein Staat, auch nicht die Stadt Frankfurt, ein ewiges Leben zu erwarten, ſondern die Folgen ſeiner Thaten in dieſer Zeitlichkeit zu tragen hat, ruhig den weitern Verlauf, über den wir ſeiner Zeit unſern Leſern Bericht erſtatten werden. Einſtweilen ſoll, ſicherer Kunde zufolge, die katholiſche Gemeinde in Frankfurt, deren Recht man mit Füßen getreten, eine Klage an den deutſchen Bundestag vorbereiten.

XL.

Wiesbadner Miſerabilien.

† Mainz, 13. Oct.. In unſerer Nachbarſchaft, in Wiesbaden, war in dieſen Tagen große Aufregung durch die Ankunft Ronge's und Dowiat's, „Reformatoren aus Breslau", wie ſie im Frankfurter Fremdenblatt aufgeführt worden. Der Regierungspräſident Möller und der proteſtantiſche Landesbiſchof Heidenreich hatten für die Predigten derſelben die proteſtantiſche Kirche angeboten. Dem Herrn Miniſter von Dungern war dieß denn doch zu bedenklich, und ſein Verbot hinderte, daß jene Kirche die Stätte des Skandals wurde, wo „das Gedächtnißmahl, das von nun an kein Geheimniß iſt", gefeiert wurde. Es war, wie auch ſonſt, in dem Gaſthof zu den vier Jahreszeiten, wo die Predigten gehalten wurden. Das Hauptfeſt aber, nicht das Gedächtnißmahl, ſondern das Diner, das den beiden Reformatoren gegeben wurde, war im Gaſthof „zur Roſe." Hierbei wollen wir einen Augenblick verweilen. Als das Mahl eine Weile gedauert hatte, brachte Dowiat, der bekanntlich in politiſchen Strebungen der Keckſte unter den neuen Helden iſt, die Rede auf Preßfreiheit u. dgl. Der Müller Mai von Wiesbaden, der Chef und das erleuchtete Haupt

der neuen Gemeinde in der Nassauischen Hauptstadt — der ohne Zweifel dem Herrn Regierungspräsidenten Möller speciell verantwortlich ist — fand die Sache bedenklich, erhob sich, und erklärte das Festmahl für aufgehoben. Ein junger Advokat aber wollte sich diese Erklärung nicht gefallen lassen, nahm das Wort, und sagte dem genannten Müllermeister, er sei hier Gast wie jeder andere, wie er sich nur einfallen lassen könne, die Tafel für aufgehoben zu erklären. Es kam zu einiger Verwirrung. Ein Theil blieb, der andere ging. Unter denen, die gingen, war auch der Stadtamtmann von Wiesbaden, Hr. Schweikart, der, obwohl katholisch und bis jetzt noch nicht erklärter Rongianer, doch für gut befunden hatte, nebst Frau Gemahlin an einem dem Herrn Regierungspräsidenten so wohlgefälligen Diner Theil zu nehmen; wie es ja auch der Vetter des Regierungspräsidenten, der Herr von Langsdorf gethan hatte, der einer der lautesten bei den Sectirer-Diners ist. — Aus den Zeitungen werden Sie gesehen haben, daß Ronge mit einem Pokal und Dowiat mit einer Taschenuhr von der frommen Gemeinde in Wiesbaden beschenkt worden ist. Als man Dowiat die Uhr überreichte, dankte er und fügte dann hinzu, er wolle den Herren nun sagen, wie die Weltgeschichte die Stunden geschlagen habe: es habe eins geschlagen im Jahre 1517, als Luther u. s. w.; es habe zwei geschlagen im Jahre 1789, als die Juli-Sonne u. s. w., aber drei habe es damals noch nicht schlagen können u. s. w. u. s. w. Sie sehen, Dowiat rückt muthiger mit der Sprache heraus, als Ronge, der in Stuttgart einem Theil seiner Zuhörer mißfallen, weil er auch vom Gehorsam gegen die Fürsten zu sprechen für gut fand. — Gestern Nachmittag kam Ronge mit dem Dampfschiff hieher nach Mainz. Einige Tage vorher war er inkognito hier gewesen, hatte mit einem hier wohnenden guten Freund das Terrain sondirt, dasselbe aber nicht hinlänglich sicher gefunden, stieg deshalb nicht vom Dampfschiff an's Land. Während der Viertelstunde, die das Dampfschiff hier anhielt, ward es schnell bekannt, daß der große Reformator nahe sei; haufenweise strömte man nach dem Rhein; und als nun das Dampfschiff abfuhr, ward Ronge von allen Seiten mit gellendem und anhaltendem Pfeifen begrüßt, zum deutlichen Zeichen, welche Sympathien sich für ihn hier finden. So schiffte er dann rheinaufwärts, ohne Hoffnung, hier eine Gemeinde gründen zu können.

XLI.

Correspondenz aus dem Norden.

Aus **Dresden** schreibt man uns: Anderthalb Jahre habe ich im Centrum des Ultramontanism, in München, gelebt, aber noch nie so viel von ihm gehört noch gewußt, als in acht Tagen in Leipzig und Dresden. Welch ein fürchterlicher Kerl ist der Jesuit, in der Linken den Kelch, in der Rechten den Dolch, Europa schmachtet unter seinen Füßen — das Alles ist deutlich zu haben für zwei Groschen! Wie der Jesuitism jetzt „Hochwasser" in Breslau hat; wie er überall sein verruchtes Haupt wieder zu erheben wagt; wie er in Deutschland alle Gräuel wiederholen will, die schon Hesperien von ihm erduldet — wie der verehrte Mann Ronge seinen Triumphzug durch Deutschland hält, das Alles ist spottbillig zu erfahren aus der „Sächsischen Dorfzeitung", „der Ameise", „dem Correspondenten"; jedes sächsische Höckerweib und jeder Kaminfeger kann aus ihnen des politischen und religiösen Bewußtseyns seiner Zeit theilhaftig werden, und klärlich ersehen, welch ein einfältiges und fluchwürdiges Geschlecht wir Katholiken sind, halb aus Betrügern, und halb aus Betrogenen bestehend. Hierin liegt der Schlüssel der hier herrschenden, fanatischen Stimmung. Exempeln gab Leipzig.

Aus **Schlesien** wird uns geschrieben: Welch eine Stimmung in Preußen sei, mögen Sie daraus ersehen, daß die protestantische Gemeinde, z. B. in dem Städtchen Patschkau, Kreis Neisse, mit nur wenigen Ausnahmen, zu den Lichtfreunden gehört, und doch sind dieß noch die ruhigsten Theile von Schlesien, hart an der österreichischen Gränze. — Ueberhaupt ist der Rongescandal, in so weit er die Katholiken betrifft, ein gemachter. Wo nur ein Funke sich verfindet, wird er von gewissen geheimen Gesellschaften angeblasen, und Stroh und Holz dazu getragen, um wo möglich

eine Flamme herauszubringen. Wir leben überhaupt in dem Zuſtande einer religiöſen Fehde. Das Landrecht iſt für uns Katholiken nicht mehr zum Schutze da. — Jeder kann ungeſtraft unſere Rechte verletzen. — Wie deſtructiv die ſchlechte Preſſe wirke, davon haben Sie gar keinen Begriff. Haß und Erbitterung mehren ſich auf eine unglaubliche Weiſe. Seit einem Jahre konnte man wie an einem Thermometer wahrnehmen, daß die Auctorität der Staatsgewalt von Tag zu Tag ſinke; die Verwaltung ſchwankt, ſo daß Alles ſeekrank wird. Das radikale Element zeigt ſich hier, wie in der Schweiz, immer kühner, und die Guten, welche an Gott hangen, und mit dem König, als einem von Gott Geordneten es wohl meinen, verlieren mehr und mehr das Vertrauen in eine glückliche Löſung dieſer ſchrecklichen Wirrniſſe, weil ſie keine Entſchiedenheit gegen das revolutionäre Element ſehen. Sogar bis in die untere Schichte des Volkes iſt die Meinung gedrungen, daß wir verhängnißvollen Tagen entgegen gehen. Nur ein entſchiedener, conſequent wirkender Wille könnte vielleicht noch Alles in der normalen Bahn erhalten, weil die Zahl der Guten noch überwiegend iſt.

Aus **Berlin** wird geſchrieben: Das bodenloſe Treiben der Neukatholiken berührt unſere katholiſche Gemeinde kaum. Einige Irregeleitete ſind an der Schwelle aus eigener Bewegung zurückgekehrt, und die anderen, noch keine funfzig, ſind Leute ohne Farbe, die lediglich dem Geſchmack der Zeit ſich anſchließen. Auch ſie können ſich noch eines Beſſeren beſinnen. Uebrigens ſcheinen die Lichtfreunde auf dem Wege zu ſeyn, die junge deutſche Kirche mit Stumpf und Stiel zu verſchlingen. Denn unter den Proteſt-Leuten erſcheinen auch wieder die Deutſchkatholiken. Jeden Sonnabend wird hier bei St. Hedwig gegen die einbrechende Dämmerung eine kirchliche Andacht — Abendſegen — gehalten, die außerordentlich beſucht wird und ein Dorn im Auge der Feinde iſt. Auch die beiden neu entſtandenen Monatſchriften, Petrus und Paulus, zur Wahrung der katholiſchen Intereſſen, haben einen ziemlich glücklichen Fortgang. Ueberhaupt aber hat das katholiſche Leben hier ſeit dem Auftreten der Sectirer ſehr an Entſchiedenheit gewonnen.

XLII.

Literatur.

Adolph Freiherr von Knigge. Von Karl Gödecke, Hannover 1844.

Knigge (geb. 1752, geſt. 1796) zu Hannover) iſt einer von jenen Charakteren, in welchen ſich eben wegen ihrer Flachheit und ihres Mangels an tieferer Eigenthümlichkeit und wirklicher Originalität die ganze Miſere ihrer Zeit und Umgebung recht bequem und handgreiflich abſpiegeln kann. Sein Leben iſt für uns Spätergeborne beſonders wegen der Beziehung intereſſant, in welche er zu dem Illuminatenweſen des vorigen Jahrhunderts trat, und hierüber gibt die vorliegende Schrift recht intereſſante Aufſchlüſſe, die jedenfalls einen nicht unintereſſanten Beitrag zur Sittengeſchichte der Aufklärungsperiode liefern.

Knigge hörte frühe ſchon im elterlichen Hauſe mit Enthuſiasmus von Freimaurerei und geheimen Wiſſenſchaften reden, und hing ſich als Knabe, in Geſellſchaft mit einigen andern Knaben, ein ſilbernes Kreuz an ein Bändchen in's Knopfloch, entwarf auch mit ihnen einen halben Bogen Geſetze, die, wie er ſpöttiſch bemerkte, wenigſtens unſchuldiger und nicht unwirkſamer waren, als die Geſetze mancher größern Verbindungen. Bald nach vollendeten Univerſitätsſtudien beginnen ſeine Beziehungen zu den Geheimbünden ſeiner Zeit. „Wie die Deutſchen

zu allen Zeiten, so weit die Geschichte reicht, eine ganz besondere Neigung zu Vereinen und geschlossenen Gesellschaften gezeigt haben, die nach den verschiedenen Zeiträumen größerer oder geringerer Volksfreiheit öffentlich oder geheim waren, so drängt sich besonders seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Volksleben nach geheimen Verbindungen hin, die in zahlreicher Menge sich schlossen und eben so bald wieder auflösten. Die Freimaurerei war eigentlich die Mutter aller übrigen Gesellschaften, die dann freilich oft genug wie entartete Kinder gegen die Mutter auftraten. Sobald Knigge das erforderliche Alter erreicht hatte, ließ er sich im Jahre 1772 bei der Freimaurerloge der stricten Observanz in Cassel aufnehmen. Seine früheren Ordensverbindungen hatten ihn nur noch lüsterner nach der Freimaurerei gemacht, einem Orden, von dem er meinte, daß er große und wichtige Dinge verschließen müsse, weil er sich so lange erhalten, und eine so große Menge der besten und verständigsten Menschen (!?) beschäftigt habe. An der Spitze der Loge zu Cassel stand damals ein edler Mann (Waitz von Eschen), der auf Zucht, Ordnung, Unterwürfigkeit und Sittlichkeit der Brüder hielt, und die vorgeschriebenen Abgaben pünktlich einzahlen ließ. Knigges Vorwitz, Jugend, Mangel an Subordinationsgeist, manche Unvorsichtigkeit in seinem Betragen, seine eingeschränkten häuslichen Umstände, und endlich seine damalige politische Lage hielten seine Beförderung im Orden auf. Er blieb immer Lehrling. Das kränkte seine Eitelkeit, die ihn eine Rolle zu spielen drängte. Den Mangel an loyal erworbenen Kenntnissen zu ersetzen, legte er sich auf das Forschen. „„Der verrathene Freimaurer““ und dergleichen Bücher gaben ihm Stoff dazu, und ein Verräther, der in dem Systeme der stricten Observanz, was man so nennt, durchgeführt, das heißt Tempelherr war, erzählte ihm bei einer Flasche Wein die Einrichtung aller Grade dieses Systems, und vergaß auch nicht, große Vorstellungen von den verborgenen Obern und Clerikern bei seinem begierigen Zuhörer zu erwecken. Stolz auf diesen neuen Schatz von Kenntnissen versuchte Knigge die-

ſelben geltend zu machen und ſein Fortrücken im Orden dadurch umſonſt zu ertrotzen. Allein man nahm zu ſeinem Verdruß gar keine Rückſicht darauf, gab ihm anheim, das Erkundſchaftete für wahr oder unwahr zu halten, es auf ſeine Gefahr auszuplaudern oder zu verſchweigen, ſeine Beförderung auf dem gewöhnlichen Wege zu ſuchen, oder auf einem andern zu hindern. Beleidigt durch dieſe Gleichmüthigkeit beſuchte er fortan die Loge nur ſelten."

Erſt als er ſpäter im Jahre 1777 am Hofe des Erbprinzen Wilhelm von Heſſen zu Hanau eine Stellung fand, wurde er durch das Verſprechen: ihn ſchnell durch die Grade des Syſtems zu führen, und ihn die Receptionsgelder nach ſeiner Bequemlichkeit bezahlen zu laſſen, zu größerm Eifer bewogen. „Dadurch brachte er es dahin, daß man ihn bald in den ſogenannten hohen Orden, von dem er bereits die Kenntniſſe beſaß, unter den Namen a cygno aufnahm. Um nichts halb zu thun, fing er nun an, die ſo geprieſenen höheren Wiſſenſchaften zu treiben." „Seiner religiöſen Verfaſſung nach ſchwebte er zwiſchen Glauben und Unglauben, war weder mit den Kirchenſyſtemen zufrieden, noch fand er Beruhigung in der bloßen Vernunftreligion, voll Zweifel über die Wahrheit einiger Offenbarungsſätze und voll Sehnſucht nach beſſerer, übernatürlicher Erleuchtung. Er traute dem Orden, neben der Spielerei mit nichtigen Dingen, die Beſchäftigung mit höheren Gegenſtänden zu. Ihm fielen alte Manuſcripte in die Hand, er hatte Gelegenheit, ſehr ſeltene obere Grade anderer Freimaurerzweige kennen zu lernen, alles deutete auf geheime höhere Wiſſenſchaften hin. Er kam in Bekanntſchaft mit Schröder in Marburg, der auch den kälteſten Mann für Theoſophie, Magie und Alchymie in Bewegung zu ſetzen wußte, und Knigge war kein kalter Mann, ſondern ein feuriger, phantaſtiſcher, brauſender Jüngling von fünfundzwanzig Jahren! Er reiste begierig auf Abentheuer aus. Wo in einem Hauſe der Bediente, oder die Magd, oder beide mit einander von einem böſen Geiſte geplagt wurden, wo ein ſchlauer Mönch im Rufe

ſtand, die Seelen der Verſtorbenen citiren und Schatten aus den Gräbern hervorrufen zu können, wo ein alter Mann abgeſondert lebte von der Welt und leichtgläubige Thoren zu ſeinen Schmelztiegeln lockte, da blieb der hochwürdige Bruder a cygno nicht fern.“ „Dabei trug ihm der Ruf, daß er ſich mit myſtiſch-kabbaliſtiſchen Dingen befaße, allerlei unangenehme Beſuche ein. Er hatte ein Gartenhaus vor dem Bockenheimer Thore gemiethet. Auf demſelben ſtand ein Thürmchen, was die Aufmerkſamkeit der Fremden erregte und die Gläubigen in der geheimen Meinung von ſeinen geheimen Studien befeſtigte. Da ging kein wandernder Schauſpieler, kein vagirender Geiſterſeher vornehmen und geringen Standes, kein reiſender Geheimnißjäger, kein bettelnder Goldmacher ſeinem ländlichen Aufenthalte vorbei, und wenn er auch manche intereſſante Bekanntſchaft machte, ſo waren die meiſten doch nur läſtig, indem ſie ihn um Zeit und Geld brachten. Praktiſch trieb er die Alchymie nicht ſtark, „„ein halbes Dutzend ſilberner Kaffeelöffel““, ſagt er, „„iſt alles, was ich, ſo viel ich mich erinnere, daran gewendet habe.““ Er lernte bald den Jargon der Myſtiker auswendig. Halb glaubte, halb zweifelte er, halb wurde er belogen und verführt, halb täuſchte und verführte er Andere, indem er ſeine Schwächen in dieſen Kenntniſſen nicht verrathen, und die Meiſter der Kunſt nicht verſcheuchen mochte, durch deren Hülfe er die Ideen vollends zu berichtigen und zu ordnen hoffte, die bis dahin nur als ein Chaos in ſeinem nebelvollen Kopfe ſchwebten. Und dieſe Exiſtenz gefiel ihm; er hatte keine andere; alle übrigen Plane in der Welt waren ihm mißlungen, und doch glaubte er etwas Beſſeres ſeyn zu müſſen, als ein gewöhnlicher Menſch. Enthuſiaſtiſch für Alles, was Myſterien hieß, war ihm das Unverſtändlichſte faſt immer das Ehrwürdigſte. Zum Roſenkreuzer war er niemals aufgenommen, denn er hielt die deutſchen Roſenkreuzer für unächt und unwiſſend, aber dieſe alte Verbrüderung war ihm ſeit Schröder's vertraulichen Eröffnungen äußerſt werth geworden. Natürlich war auch die Idee eines Prieſterthums einer ſeiner Lieb-

lingsbegriffe geworden, und wer ihm damals auf eine Art, welche diesen Begriffen geschmeichelt, den Antrag gemacht hätte, Jesuit zu werden, würde gar nicht viel Widerstreben bei ihm gefunden haben, wie denn wirklich auch (handschriftlichen Mittheilungen zufolge) um diese Zeit unter den Freimaurern das Gerücht einer Religionsänderung Knigges auftauchte. Die beigebrachten Gründe für die Wahrscheinlichkeit desselben, daß er einmal zwischen zwei katholischen Geistlichen nach dem Hause eines anderen katholischen Geistlichen gegangen sei, sind indeß zu unsicher, um eine weitere Untersuchung dieses Punktes nöthig zu machen."

„In diese Periode fällt sein Versuch, eine „„neue allgemeine Volksreligion"" zu stiften, den er bald mit dem Plane, Reformator des Freimaurerordens zu werden, vertauschte. Bei dieser Gelegenheit machte er 1780 in der Loge zu Frankfurt die Bekanntschaft des Marquis von Constanza, den die bayerischen Illuminaten unter dem Ordensnamen Diomedes auf Werbung in das nördliche Deutschland ausgeschickt hatten. Knigge und noch drei Maurer wurden in Frankfurt gewonnen. Allein die mitgetheilten Papiere der Minervalklasse kamen ihnen sehr dürftig und mager vor. Eine Art von Schulanstalt, Operationen zur Ausbildung junger Leute, Empfehlung von Büchern, die in protestantischen Ländern unter den niedrigsten Classen sehr verbreitet waren — alles, wie es für zurückgebliebene, katholische Länder gut und nöthig seyn mochte; die nördlichen Gegenden waren für solche Dinge schon zu weit vorgeschritten. Doch wußten die Neugeworbenen dieß mit erdenklichen Gründen zu entschuldigen. Indeß wurden sie von den guten Leuten in München, die in ihrem Schreiben nicht gerade die glänzendste Rolle spielten, sehr schulmeisterlich behandelt. Sie verlangten, ehe sie für die Sache wirkten, tiefer eingeweiht zu werden. Taube Ohren! Die drei Freunde traten daher zurück; Knigge aber trieb das Wesen noch eine zeitlang, bis er im November 1780 einen Brief von Weishaupt, genannt Spartacus, bekam, in welchem es hieß, die Oberen hätten ihm be-

fohlen, fortan mit Knigge zu correſpondiren, er ſolle gar nicht mehr nach München ſchreiben, und den Inhalt von Spartacus Briefen vor Jedermann geheim halten."

„Dieſe Briefe athmeten nun freilich einen andern Geiſt, als jene aus München. Alles, was Weishaupt ſagte, und die Art ſeiner Darſtellung, ſetzte Knigge in Eifer für die Sache des Ordens. Er entwarf, ohne mehr Papiere mitzutheilen, ein Bild im Allgemeinen. Es ſei eine Verbindung, hieß es, welche durch die feinſten und ſicherſten Mittel den Zweck erlange, der Tugend und Weisheit in der Welt über Dummheit und Bosheit den Sieg zu verſchaffen, die wichtigſten Entdeckungen in allen Fächern der Wiſſenſchaften herbeizuführen, die Mitglieder zu edlen, großen Menſchen zu bilden, und dieſen dann den gewiſſen Preis ihrer Vervollkommnung auch in dieſer Welt ſchon zu ſichern, ſie gegen Verfolgung, Schickſale und Unterdrückung zu ſchützen, und dem Despotismus aller Art die Hände zu binden. — Auch wußte Weishaupt die Vortrefflichkeit der Mittel, zu dieſem Zwecke zu gelangen, ſehr ins Licht zu ſetzen. Er verſprach einen neuen Himmel, eine neue Erde, ein Syſtem, das Welt und Menſchen umſchaffe, ein Bündniß der Edelſten, eine heilige Legion unüberwindlicher Streiter für Weisheit und Tugend. Auch wußte er die Befriedigung hervorzuheben, welche die Speculation des Denkers in jener Verbindung zu erwarten habe, bat aber nicht mehr um praktiſche Thätigkeit, als um philoſophiſches Forſchen, und fügte hinzu, Knigge ſolle ſich an ſeine Perſon halten, wenn er nicht alles wahr mache, was er ihm verſpreche, und worauf er ihm ſeine Ehre verpfände."

„Weishaupt forderte, ehe er Grade mittheilen könne, die über die Minervalclaſſe hinausgingen, ſolle Knigge erſt Pflanzſchulen anlegen und mehr Mitglieder anwerben. Dieß that letzterer mit allem Eifer. Er lud die Beſten unter den Männern aller Syſteme ein, an der Verbindung mit den Illuminaten Theil zu nehmen, und hatte in kurzer Zeit eine große Anzahl edler, vornehmer, gelehrter und wichtiger Männer zu Minervalen angeworben. Weishaupt billigte, voll Entzücken über den guten Fortgang der Sache, die Wahlen. Allen wurde der Geiſt mitgetheilt, der von Weishaupt ausging. Auf ſein Ehrenwort geſtützt, verpfändete Knigge das ſeinige für die Größe und Güte der Sache; ſchrieb jener mit Wärme von dem Orden, ſo ſchrieb dieſer mit heißem Enthuſiasmus, verhieß Weishaupt Glück und Wonne, ſo verſprach Knigge, ſeinem Temperamente gemäß, Paradieſesſeligkeit. Zwar ſah er bald, daß er zu lebhaft eingenommen ſei, und fing an, in ſeinen Verſprechungen vorſichtiger zu werden, allein die Neuaufgenommenen malten das Bild mit eignen Farben weiter aus. Jeder glaubte im Orden zu finden, was er begehrte, und meinte am Ende,

was er sich selbst versprach, sei ihm von Knigge versprochen, und müsse ihm von diesem geschafft werden. Jeder warb seine besten Freunde an. Die Sache griff unbeschreiblich schnell um sich. Die Brüderschaft reichte von Kopenhagen bis nach Neapel. Knigge konnte den Strom nicht mehr aufhalten und die kleinen Details nicht mehr übersehen. Es wurden viele aufgenommen, die gar keine Subjecte für solche Verbindung waren. Bald hatte er es mit mehreren hundert Menschen zu thun, die alle durch ihn befriedigt und belehrt seyn, durch ihn alles erlangen wollten, was ihr Herz nur wünschte. Er mußte alle seine physischen, ökonomischen und intellectuellen Kräfte Tag und Nacht aufbieten, um nicht moralisch zu falliren. Jeder wollte haben, Niemand geben; Niemand konnte sich in seine ängstliche, über allen Ausdruck mühselige Lage setzen. Wollte ein Forstmann wissen, welche Holzarten in diesem oder jenem Boden am besten gedeihen könnten, so wandte er sich an den Orden; wollte ein Chemiker wissen, welche Art Phosphor zu machen die beste wäre, so mußte der Orden ihm Auskunft geben. Viele wollten zu Ehrenstellen und Bedienungen befördert seyn, andere verlangten Geldvorschüsse oder Pränumerationen auf Bücher, die sie schreiben und durch den Orden ausposaunen wollten: andere beträchtliche Darlehen, um ihre Güter schuldenfrei zu machen; andere begehrten, daß von Seiten des Ordens Heirathen oder Vergleiche für sie negotiirt, Processe geschlichtet werden sollten. Suchte Knigge unter dieser drückenden Last bei den vermeinten Oberen Hülfe, so hieß es von Ingolstadt, jede Provinz müsse für ihre Leute selbst sorgen. Alles fiel einzig und allein auf Knigge, der, da er selbst keine höhere Grade hatte, auch keine Mittelobern zur Erleichterung seiner Bürde ansetzen konnte, denn er vermochte nicht, sie zu instruiren. Und die Leute wurden leicht muthlos, ja unhöflich und trotzend (ungeachtet er von keinem einen Heller nahm [?]), wenn ihre Wünsche keine Befriedigung fanden. Er that, was nur möglich war, und mit Recht durfte er, seiner Schrift über diesen Gegenstand gedenkend, sagen, man finde in derselben Beispiele, was rastlose Thätigkeit bewirken, wohin Enthusiasmus aller Art führen, und wie man Menschen lenken und mißbrauchen könne. Es ging; jeder glaubte an die Allmacht des Ordens. Sein Gartenhaus bei Frankfurt war ein Bureau, in dem sich gegenseitige Hülfsleistungen concentrirten. Während er, die häufigen vorhin erwähnten Besuche abgerechnet, ein einfaches, unbekanntes Leben führte, außer aller Verbindung mit Fürsten und Höfen stand, die er durch den freien Ton seiner Schriften wenigstens nicht für sich eingenommen hatte, ohne Bedienung, ohne Reichthum war: vergab er durch die vielfach ausgetauschten Hülfsleistungen der Mitglieder untereinander, die er durch den ausgebreitetsten, über halb Europa verzweigten Briefwechsel in Thätigkeit setzte, Ehrenstellen, Pfründen, Würden, theilte im Namen der vermeinten Oberen die

Gunstbezeugungen des Glücks nach seiner Meinung an die Würdigsten aus. Familien- und Cabinetsgeheimnisse wurden ihm nicht selten mitgetheilt; so fest traueten die Leute, weil immer uneigennützig und redlich mit ihnen umgegangen wurde (???). Ein großer Theil dieser Dinge ist nie von andern als Knigge's Augen erblickt worden, und er will sich nur einer einzigen Indiscretion erinnern, die aber weiter keine Folgen gehabt habe."

„Zwar hatte er fast immer einige von den jüngern Brüdern in seinem Zimmer mit Abschreiben beschäftigt sitzen, wie er denn auch zwei eidlich verpflichtete Copisten unterhielt, aber die Hauptsachen und der wichtigere Briefwechsel mußten doch durch ihn selbst geführt werden. Seine Gesundheit nahm dabei merklich ab. Seine Kasse vermochte die beschwerlichen Ausgaben für Porto und kleine Reisen nicht mehr zu bestreiten. (Einige größere, wie die fünfwöchige eilige Reise nach Braunschweig, wohin ihn der Herzog Ferdinand berufen, wurden ihm von denen vergütet, derentwillen er sie unternommen hatte.) — Er mußte sein bischen Silberzeug versetzen, wiewohl es ihm leicht gewesen wäre, durch die Verbindungen seiner Correspondenz für sich selbst materielle Vortheile zu erringen. Auch wurden ihm, und auch Weishaupt, zuweilen sehr reizende Anträge von der Art gemacht, die sie beide indeß ausschlugen."

„Den Mitgliedern in München schien damals die Partei der Jesuiten und der deutschen Rosenkreuzer für den Orden und für die Welt gleich gefährlich. Sie schickten Knigge daher Documente, die gegen die Jesuiten zeugten und die er in Schlözers Briefwechsel einrücken ließ. Diesen Documenten zufolge gingen sie damit um, die deutsche Sprache von Schulen und Universitäten zu verbannen, die protestantischen Lehrbücher von katholischen hohen und niedern Schulen zu verdrängen; sie wollten die „„philosophische Moral"" nicht mehr dulden, und dieselbe von der „„theologischen Moral"" nicht länger getrennt wissen, lauter Dinge, die man von ihnen doch nicht füglich anders erwarten konnte. Gewichtiger war die Nachweisung ihrer Unwissenheit in speculativen und historischen Dingen, durch welche sie sich veranlaßt sahen, gegen gelehrtere und achtungswerthe Männer, sowohl Katholiken als Protestanten, mit Verleumdungen und Verketzerungen zu Felde zu ziehen. — Nachdem man Knigge mit noch genaueren Nachrichten versehen und er Chalotais Werk über Jesuiten und andere gesammelte Angaben benützt hatte, schrieb er unter dem Namen Joseph Aloisius Maier und unter der Maske eines ehemaligen Jesuiten das Büchelchen: „„Ueber Jesuiten, Freimaurer und deutsche Rosenkreuzer"", ferner die „„Warnung an die deutschen Fürsten, Jesuiten-Geist und Dolch betreffend."" Er versichert, beide Werke theils nur aus Gefälligkeit gegen die Illuminaten, theils nur aus Eifer für die gute Sache der Vernunft und

Freiheit geschrieben zu haben, indem er seines Wissens bis dahin nie in seinem Leben mit einem Jesuiten gesprochen, noch mit den Rosenkreuzern jemals das Geringste, weder im Guten, noch im Bösen, zu thun gehabt habe, und nie von den einen oder andern beleidigt sei."

„In dieser Zeit schickte ihm Weishaupt, der seine Zufriedenheit in hohen Schmeichelworten zu erkennen gab, einen Theil seines kleinen Illuminatengrades, der den Besten unter den Aufgenommenen wie ein Meisterstück vorkam und sehr gefiel. Doch ließ Weishaupt auch jetzt schon zuweilen einige Unzufriedenheit, freilich in der höflichsten Weise, durchblicken, wenn Knigge's Versuche bei einigen Leuten nicht nach Wunsche gelangen. Diese fingen an ungeduldig zu werden, wollten tiefer eindringen, fürchteten wohl gar hinter der glänzenden Außenseite gefährliche Irrgänge. Knigge konnte, wenn das Ganze nicht in Verwirrung kommen sollte, nicht mehr ohne Kenntniß der höheren Grade bestehen, und als er nun unter Hinweisung auf seinen bisherigen Diensteifer, der ihn eines uneingeschränkten Zutrauens nicht unwürdig erscheinen lasse, ernstlich auf gänzliche Darlegung des Systems drang: da rückte Weishaupt-Spartacus endlich mit dem großen Geheimnisse heraus, daß der Orden eigentlich noch gar nicht, sondern nur erst in seinem Kopfe existire, daß nur die untere Classe in einigen katholischen Provinzen errichtet sei, daß er aber zu den höhern Graden die herrlichsten Materialien gesammelt habe. Knigge möge den kleinen Betrug verzeihen. Zu diesem großen Werke habe er sich längst nach würdigen Mitarbeitern gesehnt, außer ihm aber noch keinen gefunden, der so in des Systemes Geist zu dringen wisse, und dabei so pünktlich und unermüdet thätig sei. Er lege die ganze Sache in Knigge's Hände, der damit nach Gutdünken schalten möge. Um hierüber mündliche Verabredungen zu nehmen, bitte er Knigge, nach Bayern zu kommen; die Brüder erwarten ihn sehnlich und seien bereit, ihm die Unkosten der Reise zu vergüten."

„So unerhört die Verlegenheit auch war, in welche Knigge durch diese Eröffnung gesetzt wurde, so war er doch nicht gesonnen, die Sache fallen zu lassen, er schrieb vielmehr an Weishaupt, daß sie um so günstiger stehe, wenn nur die höheren Grade sobald als möglich ausgearbeitet und aller Orten Obere angestellt würden. Im November 1781 reiste er durch Schwaben und Franken nach Bayern, und lernte die große Anzahl der damaligen Mitglieder, die nicht unter seiner Direction standen, persönlich kennen. Er wurde von ihnen mit ausgezeichneter Hochachtung, Treuherzigkeit und Zärtlichkeit empfangen, bewirthet und während einer kleinen Unpäßlichkeit, die ihm in Eichstädt zustieß, verpflegt. Die Schilderung der Einzelnen, die er

gibt, so günstig sie auch lautet, verhindert doch nicht, daß er ausspricht, was ihm mißfiel. Weishaupt war ein unpraktischer Stubengelehrter, dessen Menschenstudium bloß auf der genauen Kenntniß der Verfassung des Jesuitenordens und der Art beruhte, wie diese Väter mit ihren Kindern verfuhren. Sein Lieblingsgedanke war es, sich der nämlichen Mittel zum Guten zu bedienen, welche jener Orden zu bösen Zwecken anwendete. Daher war er damals nicht immer verlegen um die Wahl seiner Mittel, hielt zur Durchsetzung seiner Plane einen Despotismus der Oberen gegen die Untergebenen, und unbedingten blinden Gehorsam dieser gegen jene für nöthig, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln in einer öffentlich nicht geschützten Verbindung ohnehin unanwendbar seyn mußte. Er selbst rechnete zwar auf keine Früchte des Ordens während seines Lebens, sondern dachte die im Geiste des Ordens erzogenen Jünglinge als Erzieher der folgenden Generationen an die Spitze des Werks zu stellen, aber das war unmöglich auszuführen. — Die übrigen Mitglieder des Ordens waren unthätig, setzten keine Feder an, waren alle theils zu zerstreut und ihrem Vergnügen ergeben, theils mit Berufsgeschäften überhäuft, und wollten dennoch nicht, daß etwas ohne sie geschehe. Noch immer wurde unter ihnen die Frage aufgeworfen, was denn nun eigentlich der letzte Hauptzweck des Ordens seyn solle? Die herrschende Idee bei Allen war zwar, allgemeine Aufklärung zu befördern, sich untereinander beizustehen, und im bürgerlichen Leben jedes Mitglied nach Verdienst und Fähigkeit zu heben, allein gerade über die Aufklärung waren die Begriffe sehr unbestimmt; sie redeten zu frei über Religion, Glauben und Offenbarung, waren intolerant gegen die, welche ihre Dogmen nicht für nichts weggeben wollten; auch war gegen die Reinheit ihrer Sitten manches einzuwenden; sie mischten sich in politische Händel, um den Ordensmitgliedern bürgerliche Vortheile zu schaffen: alle Areopagiten, d. h. die Leiter und Stifter des Ordens, waren mit Weishaupt über den Fuß gespannt, klagten über seinen eigensinnigen Despotismus, über seinen unsichern Wankelmuth, er wolle alles von andern ausführen lassen und ergrüble nur unpraktische Pläne. Sie trugen mehr die Farbe der Erbitterung, als die der Wahrheit auf. Uebrigens blickte durch alle Unvollkommenheiten der beste Eifer und treueste Wille durch."

„Knigge fing nun damit an, die Areopagiten mit Weishaupt auszusöhnen, was ohne große Mühe gelang. Dann trat er, auf der Leute eignes Bitten, um dem Orden mehr Schein zu geben, als Abgeordneter der hohen, unbekannten Oberen auf, handelte als solcher, indem er den Zustand der verschiedenen Pflanzschulen in dortiger Gegend untersuchte, ermunterte, verhieß, vertröstete, ein paar angesehene Männer gewann und die Areopagiten mit den verschiedenen maurerischen Systemen bekannt machte. Sodann schloß er mündlich und schriftlich mit seinen Mitverbun-

denen einen Vertrag, wegen ihrer künftigen Operationen ab. Er sollte, mit Ausnahme der Mysterienclassen, das ganze System im Entwurf ausarbeiten, er durfte das Ganze an die Freimaurerei knüpfen, bekam Vollmacht, sich auf dem Maurerconvente in Wilhelmsbad allen redlichen und verständigen Brüdern zu eröffnen, um sie zu gewinnen; er durfte so viele Mitglieder zu Areopagiten machen, und so viele Obere ansetzen, als er nöthig finden würde; er bedung sich aus, daß die Entwicklung ihrer religiösen und politischen Grundsätze bis auf die großen Mysterien verspart und diese vorerst noch nicht ausgearbeitet würden; endlich brachte er es dahin, daß man ihm zugestand, daß eine Art republikanischer Verfassung im Orden selbst eingeführt werde, wodurch er ein Gegengewicht gegen künftigen möglichen Despotismus und Mißbrauch zu herrschsüchtigen Zwecken bei Zeiten schaffen wollte."

„Als dieß geordnet war, reiste Knigge nach Frankfurt zurück, und gab sich an die ihm aufgetragene Arbeit. Er machte mündlich und schriftlich Versuche, ob er nicht die Freimaurer, die am meisten Einfluß auf dem bevorstehenden Convente haben würden, zur Annahme eines solchen Systems vorbereiten könne, bekam aber jedesmal die Antwort, er möge seine Papiere einschicken, oder auf dem Convente vorlegen, man wolle dann sehen, was darunter brauchbar sei oder nicht tauge. Den Convent besuchte er nicht; es kam dort auch nichts zu Stande. Um so mehr traten Maurer zu den Illuminaten."

„Alles schien gut zu gehen, Jedermann war zufrieden. Knigge gab alle Directionen ab und arbeitete, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, als untergeordnetes Mitglied."

„Die übrigen Areopagiten handelten nicht eben so, vorzüglich konnte Weishaupt sich nicht in die Vorstellung finden, daß der Orden, jetzt eine Verbindung unter freien Menschen, sein Eigenthum nicht mehr sei. Er fertigte Knigge, als die Grade kaum eingeführt waren, eigenmächtige Veränderungen, Zusätze und Umgestaltungen zu, was gegen die feierliche Verabredung lief, und Knigge bei den Untergebenen lächerlich machen mußte. Seine Vorstellungen wurden nicht beachtet, Jeder bestand auf seinem Kopfe. Knigge wollte sich, zumal der Orden ohne ihn eine höchst unbedeutende Anstalt geblieben wäre, nicht unterjochen und unter die Füße treten lassen. Die gegenseitige Erbitterung nahm zu, es entstanden zwei Parteien im Schooße des Ordens, und so wurde schon jetzt der Keim des innern Verfalls gepflanzt, der den Orden, auch ohne Hinzutreten äußerer Zwangsmittel, mit der Zeit würde zerstört haben."

„Die Eigenmächtigkeiten Weishaupt's nahmen überhand, er verhandelte, ohne sich an die Verfassung zu binden, heimlich und hinterrücks mit

den Ordensgenossen in verschiedenen Provinzen Deutschlands, er compromittirte Knigge auf mehrfache Weise, und als dieser sich beschwerte, hörte man ihn nicht; man vergaß Alles, was er für den Orden gethan. Schlechte Menschen hetzten Weishaupt noch mehr auf. Knigge's Empfindlichkeit war auf das Höchste gesteigert, er vergaß sich so weit, zu drohen, er wolle die Geschichte einer Gesellschaft, in der man so undankbar und despotisch zu Werke gehe, öffentlich drucken lassen. Man spottete seiner Ohnmacht, und versicherte, man bedürfe seiner nicht weiter, man fürchte ihn nicht. Dennoch verfuhr er nicht ohne Mäßigung. Er fürchtete, er könne sich einst zu niederer Rache verleiten lassen, und verbrannte deßhalb, um vorzubauen, an einem Tage den größten Theil der Papiere, die er von Weishaupt und Andern in Händen hatte, und deren Bekanntmachung Manchen in große Verlegenheit gesetzt haben würde: andere schickte er an die dabei interessirten Leute zurück. Die Hefte der sämmtlichen Grade schenkte er einem Freimaurer gegen einen Revers. Die Acten über ein Geschäft, das einem großen Hofe sehr wichtig war, schickte er dem großen Fürsten zu, den die Sache betraf."

„Endlich wurden einige Männer, die an der Spitze standen, zur Verhütung weiterer Zwistigkeiten bewogen, einen Vergleich zu bewirken, welcher am 1. Juli 1784 zwischen dem Orden und Knigge geschlossen wurde. Man bezeugte ihm schriftlich und förmlich, daß er freiwillig aus dem Orden getreten sei, und daß man seinen bisherigen Eifer für die Ausbreitung des Ordens dankbar anerkenne; man gelobte ihm ferner, durch ein Circular an alle Brüder, vom kleinen Illuminatengrade aufwärts, den nachtheiligen, falschen Gerüchten über ihn zu widersprechen, und ihnen sämmtlich zu befehlen, ihn künftig in Ruhe zu lassen; er endlich lieferte alle noch bei ihm vorhandenen Ordenspapiere aus, und machte sich verbindlich, über das Vorgefallene Verschwiegenheit zu beobachten, den menschenfreundlichen Absichten des Ordens nicht entgegenzuwirken, und seine Oberen weder zu nennen, noch zu compromittiren. So schied er aus einer Verbindung, die sein lediglich sein Werk war, und durfte später heilig betheuern, daß er an Allem, was seit dem 1. Juli 1784 im Orden Gutes oder Böses vorgefallen, auch nicht den mindesten entfernten Antheil habe. Erst, als später der Orden aufgehoben wurde, und Philos Schriften veröffentlicht waren, ergriff er auch seine Vertheidigung öffentlich."

„Nach seiner Trennung vom Illuminatenorden gehörte er zu den Gegnern aller geheimen Verbrüderungen, und warnte nachdrücklich vor jeder Verbindung mit geheimen Orden."

Aber trotz dieser Erklärungen, die vielleicht nur ein Kunstgriff zur Verbergung später beabsichtigter Umtriebe waren, ließ

er ſich doch wieder mit dem berüchtigten Bahrdt in den Plan zur Errichtung einer „deutſchen Union“ ein, welche, wie der Illuminatenorden, „Aufklärung und Menſchenwohl“ bezweckte, und über deren Geſchichte die hier beſprochene Schrift ebenfalls intereſſante Mittheilungen macht. — Daß er ſich bei dieſem ganzen Treiben eines hohen Grades von Doppelzüngigkeit und Unehrlichkeit ſchuldig gemacht, und überhaupt weniger zur Claſſe der Getäuſchten, als der mit Abſicht und Bewußtſeyn Täuſchenden gehört habe, dürfte ſchwer in Abrede zu ſtellen ſeyn. Denn ſchon im Beginn ſeiner geheimbündleriſchen Thätigkeit fehlte es ihm nicht an der Einſicht: „die große Menge der Freimaurer ſei durch einen Gemeingeiſt vereinigt, ohne eigentlich zu wiſſen, wozu; zu heiliger Verſchwiegenheit verpflichtet, ohne eigentlich zu wiſſen worüber; unter ſich getrennt, uneins über Meinungen, ohne eigentlich zu wiſſen, wer am meiſten im Finſtern tappe.“ — Daher denn auch die unvermeidlich nothwendige Erſcheinung: daß ſich in dieſer leeren Hülſe die unſauberſten Geiſter ſetzen, und daß in der Dunkelheit die entgegengeſetzteſten Tendenzen nach Herzensluſt ihr Weſen treiben. So konnte während der erſten franzöſiſchen Revolution die Freimaurerei der Heerd des Jacobinismus ſeyn, während ſie unter Napoleon, wie heute in Schleſien und Rheinpreußen, zu einer Filiale der geheimen Polizei herabgeſunken iſt.

XLIII.

Napoleon in Breda 1810.

Im Nachlaß eines unlängst in München verstorbenen Westphalen fand sich die Abschrift eines Briefes, datirt: Pyrmont, den 22. Sept. 1810. welcher von einer Audienz, die Napoleon im Mai desselben Jahres in Breda gegeben hatte, Bericht erstattet. Er scheint uns einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik jener Epoche und ihres weltlichen Helden zu gewähren. Napoleon ständ damals auf dem Gipfel seiner Macht. Wahrscheinlich brütete seine Kriegs- und Eroberungswuth schon über dem Angriff, den er dem nordischen Coloß zugedacht hatte. Zur Zeit aber waren seine Geister noch mehr aufgeregt durch den Krieg, den er mit der Wucht der Waffen und mit brutaler Gewalt gegen den edlen Oberhirten der Kirche führte, welcher nur in der Kraft des Glaubens und in dem Bewußtseyn seines Rechts und seiner Pflicht eine Stütze fand. Eben damals stand der Gewaltige im Begriff, das Maß des Unrechts, das er gegen jenen verübt, bis zum äußersten Rande zu füllen. Aber des von Natur so sanften und nachgiebigen Papstes Wille stählte sich gerade in dem Feuer solcher Verfolgung immer mehr zu unbesiegbarer Kraft des Widerstandes, und das Gefühl der Ohnmacht gegen solche geistliche Stärke erregte dagegen in dem stolzen Gebieter, der gewohnt war, alle Fürsten Europas, mit Ausnahme des unerreichbaren Königs der Meere, willfährig seinen Winken sich neigen zu sehen, einen gereizten Zorn und Uebermuth, der das Vorzeichen seines nahenden Falles war. Solche Stimmung mußte denn auch leicht die Würde der Haltung, deren er sonst fähig war, gefährden und in wildem Ausbruch sich ergießen, so daß der Held des Jahrhunderts, ungeachtet der ungeheuern Ausdehnung seiner Macht, und ungeachtet der erstaunlichen Gaben seines Geistes, dennoch in Wahrheit klein erscheint gegen die erhabene Seelenruhe und Pflichttreue des gefangenen Kirchenfürsten. Unser Brief nun gibt auch einen Beweis jener mit Mühe be-

herrschten Zornwüthigkeit des Kaisers, wie sie sich in einem heftigen Ausfall gegen die katholische Geistlichkeit in Holland äußert; und enthüllt zugleich die innere Gesinnung des Kaisers in Beziehung auf Religion und Kirche, die ihm nur eine Magd der Politik war. Wir müssen zwar gestehen, daß wir für die Aechtheit des Briefes keine namhafte Bürgschaft haben; denn die Abschrift gibt nicht einmal an, von wem derselbe herrühre. Aber die innere Wahrscheinlichkeit der darin erzählten Thatsachen, und die Unwahrscheinlichkeit, daß Jemand zu seinem Privatvergnügen einen solchen Brief erdichte, lassen uns nicht zweifeln, daß er ächt sei; und in diesem Vertrauen theilen wir ihn den Lesern dieser Zeitschrift mit.

„Pyrmont, den 22. Sept. 1810. In meinem vorigen Briefe habe ich Ihnen Nachricht von der Audienz gegeben, welche der Kaiser Napoleon am 6. Mai d. J. zu Breda den katholischen und protestantischen Geistlichen ertheilte: allein die Unterredungen, welche dabei statt fanden, habe ich Ihnen nur kurz gemeldet. Ich liefere Ihnen hier einen Nachtrag zur Vervollständigung dieser wichtigen Aeußerungen, welche Se. Maj. der Kaiser Napoleon bei dieser Gelegenheit gethan hat. Nachdem er die gewöhnliche Tour gemacht hatte, sprach er einige Worte mit dem Präsidenten des Appellationsgerichts, faßte die verschiedenen Collegien ins Auge, und blieb zuletzt bei dem katholischen Vicarius apostolicus stehen, der, sein Manuscript in der Hand haltend, dem Monarchen im Namen der katholischen Geistlichkeit sein Compliment machte. Se. Maj. aber geruhte nicht darauf zu antworten, sondern fragte: Wo sind die reformirten Prediger? Worauf der Fürst von Neufchatel sie dem Kaiser vorstellte, und Hr. ten Oever, Prediger der evangelischen Gemeinde, die Erlaubniß erhielt, den Kaiser anzureden. Die Rede war kurz und enthielt unter Anderm folgendes: „„Es ist unwandelbarer Grundsatz der Protestanten, in Allem, was sich zuträgt, die Hand der Vorsehung anzubeten und dem Cäsar zu geben, was des Cäsars ist.““ Der Kaiser hörte diese Rede aufmerksam an und antwortete: „„Sie haben recht, ich beschütze alle Gottesdienste; die Protestanten und Katholiken genießen in Frankreich gleiche Rechte: es ist billig, daß die Protestanten in diesem Departement in gleichen Rechten mit den Katholiken stehen.““ Hierauf fragte der Monarch Herrn ten Oever: „„Warum, mein Herr! sind Sie in vollem Ornate?““ — „„Sire!““ versetzte Hr. ten Oever, „„dieß ist in der Ordnung.““ — „„Nun ja““, erwiderte der Kaiser, „„das ist Landessitte! Aber““, fuhr er fort, indem er sich nach der römisch-katholischen Geistlichkeit wandte, die nicht im Ornate, sondern vermuthlich bloß im schwarzen Kleide erschienen war: „„warum habt Ihr den Priesterrock nicht an? Ihr sagt, Ihr seid Priester; aber wer seid Ihr? Prokuratoren, Notarien, Bauern? Ich komme in ein Departement, wo die Mehrheit aus Katholiken besteht, die in vorigen Zeiten unterdrückt

worden sind, nach der Revolution mehr Freiheit erhalten haben, und mein Bruder, der König, noch mehr begünstigt hat; ich komme, um Euch alle den Andern gleich zu machen, und Ihr fangt damit an, daß Ihr den Respekt gegen mich aus den Augen setzt, und beklagt Euch über die Unterdrückung, die Ihr unter der vorigen Regierung erlitten hättet; Euer Benehmen aber zeigt, daß Ihr sie wohl verdient habt. Der erste Akt der Souverainität, den ich habe ausüben müssen, war, daß ich zwei von Euren widerspenstigen Priestern verhaften ließ, sie sitzen im Gefängnisse und sollen verhaftet bleiben. Dagegen ist das erste Wort, das ich aus dem Munde eines reformirten Predigers höre: „„gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist.““ Das ist die Lehre, die Ihr predigen solltet. Von diesem Herrn da — auf den Herrn ten Oever deutend — sollt ihr lernen. Immer habe ich unter den Protestanten getreue Unterthanen gefunden; nie habe ich mich über einen zu beklagen gehabt. Ihr habt die Protestanten verläumdet, indem Ihr sie als Leute dargestellt, die staatsgefährliche Grundsätze lehrten; aber ich habe keine besseren Unterthanen, als die Protestanten. In Paris lasse ich mich zum Theil von Protestanten bedienen; sie haben freien Zutritt zu mir, und hier will eine handvoll brabäntischer Fanatiker sich meinen Absichten widersetzen. Hätte ich nicht in Bossuet's Lehre, in den Maximen der gallikanischen Kirche Grundsätze gefunden, die mit den meinigen übereinstimmten, und wäre das Concordat nicht angenommen worden, ich würde Protestant geworden seyn, und dreißig Millionen Menschen wären meinem Beispiele gefolgt. Was für eine Religion lehrt aber Ihr? Wißt Ihr nicht, was Jesus Christus gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und Ihr Andern wollt Euch in meine Reichsgeschäfte mischen!? Ihr wollt nicht für den Souverain beten? (Vermuthlich hatten die katholischen Geistlichen in diesen neuen Provinzen zum Theil erklärt, sie könnten keine Befehle über kirchliche Gegenstände von einer weltlichen Macht annehmen; der Befehl: für den Kaiser zu beten, müsse ihnen erst von ihren geistlichen Obern insinuirt werden.) Ihr wollt ungehorsame Bürger seyn? Die Beweise habe ich in der Tasche. Wenn Ihr in solchen Grundsätzen verharret, so wird Strafe in dieser und Verdammniß in jener Welt Euer Theil seyn. Sie sind““, indem er sich an den Vicar wandte, der ihn angeredet hatte, „„apostolischer Vicar. Wer hat Sie angestellt? Der Papst? Er hat kein Recht dazu. Ich mache die Bischöfe.““

„„Ihr wollt nicht““, indem er sich wieder an Alle wandte, „„für den Monarchen beten? Etwa darum, weil ein römischer Priester mich in den Bann gethan hat? Aber wer hat ihm das Recht gegeben, den Monarchen in den Bann zu thun? Warum haben Luther und Calvin sich von der Kirche getrennt? Euer infamer Ablaßkram hat sie empört, und die deutschen

Fürsten wollten Euer Joch nicht mehr tragen. Die Engländer haben Recht gehabt, sich von Euch loszusagen. Die Päpste haben durch ihre Hierarchie Europa in Feuer und Flammen gesetzt. Ihr möchtet wohl gern wieder von neuem Blutgerüste und Scheiterhaufen aufrichten; aber ich will dafür sorgen, daß nichts daraus wird.""

„„Seid Ihr von der Religion Gregors VII.? Bonifacius VIII.? Benedicts XIV.? Clemens XII.? Ich bins nicht; ich bin von der Religion Jesu Christi, der gesagt hat: Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist; und demselben Evangelium gemäß gebe ich auch Gott, was Gottes ist. Meinen Szepter habe ich von Gott; ich trage das weltliche Schwert, und ich werde es zu führen wissen. Gott richtet die Thronen auf, nicht ich habe mich auf meinen Thron geschwungen: Gott hat mich darauf gesetzt, und Ihr Erdenwürmer (Vermisseaux de terre) wollt Euch dem widersetzen? Ich bin keinem Papste, sondern nur Gott und Jesu Christo Rechenschaft von meiner Regierung schuldig; meint Ihr, daß ich dazu gemacht sei, dem Papste den Pantoffel zu küssen? Wenn es nur von Euch abhinge, Ihr würdet mir die Haare abschneiden, würdet mir eine Glatze machen, würdet mich, wie Ludwig den Frommen, in ein Kloster stecken, oder mich nach Afrika verbannen. Was für unwissende Schwachköpfe seid Ihr! Beweiset mir aus dem Evangelium, daß Jesus Christus den Papst zu seinem Stellvertreter, zum Nachfolger des heil. Petrus ververordnet habe, und daß er das Recht habe, einen Monarchen in Bann zu thun? (Aus diesen wiederholten Aeußerungen sollte man beinahe das Unglaubliche schließen, daß der Kaiser die Beweise seines Bannes in Händen gehabt habe; wenigstens muß die Sage davon in Holländisch-Brabant verbreitet gewesen seyn, und der Kaiser muß schriftliche Beweise davon erhalten haben.) Ist Euch an meinem Schutze gelegen, so predigt das Evangelium, so wie es die Apostel gepredigt haben. Ich will Euch beschützen, wenn Ihr gute Bürger seid; wo nicht, so verbanne ich Euch aus meinem Reiche, und zerstreue Euch, wie die Juden, in alle Welt. Ihr gehört zum Bisthum Mecheln. Zeigt Euch vor Eurem Bischofe, legt Euer Bekenntniß bei ihm ab, und unterschreibt das Concordat. Der Bischof wird Euch meine Willensmeinung kund machen; ich will noch einen andern Bischof zu Herzogenbusch einsetzen. Gibt es ein Seminarium zu Breda? (Man bejahete dieß.) Wohlan denn, Herr Präfekt, Sie werden Anstalt treffen, daß diese Leute das Concordat beschwören. Besuchen Sie das Seminarium, und sorgen Sie dafür, daß man darin die reine Lehre des Evangeliums vortrage, damit aufgeklärtere Leute daraus hervorgehen, als diese Schwachköpfe (imbecilles) von Löwen, wo man eine wunderliche Lehre vorträgt.""

Der Verfasser des Briefes ist ohne Zweifel kein Katholik. Er scheint

ein geheimes Vergnügen daran zu haben, daß der Kaiser die katholische Geistlichkeit so mit dem Erguß seines Unwillens überschüttet, und dagegen die Anrede des protestantischen Geistlichen gnädig aufnimmt. Er hat, wie es scheint, nicht gefühlt, daß dennoch die erste, indem sie die gerüge Standrede mit dem stillen Widerstande der Pflicht über sich ergehen läßt, eine ehrenvollere Stellung behauptet, als der letzte, welcher schmeichelnd einen Grundsatz zur Schau trägt, von dem er wußte, daß er in des mächtigen Kaisers Ohren einen guten Klang habe. Ehrenveller ist es fürwahr, dem gewaltigen Usurpator das Kirchengebet zu versagen, so lange nicht der geistliche Vorgesetzte die Anweisung dazu gegeben hat, als ihm geschmeidig zu huldigen. Auch die katholische Kirche lehrt den Gehorsam gegen diejenigen, welchen Gottes Fügung die obrigkeitliche Gewalt in die Hände gegeben hat; aber sie lehrt zugleich, daß man nicht Gottes Gebot und die Ordnung seiner Kirche der Willkühr eines weltlichen Gebieters preisgeben solle.

XLIV.

Johann von Nepomuk.

Eine historisch-kritische Skizze, auf Veranlassung des Werkes: „Geschichte von Böhmen, von Karl Wilmarshof. Leipzig 1844."

Ein akatholischer Prediger in Böhmen, gelegenheitlich einer Leichenrede (im Jahre 1614), rief: „Alle heilige Bekenner und Blutzeugen, Magister Johann Huß u. s. f., seligen Andenkens, organa spiritus sancti*)." Wenn ein Fanatiker schon (der durch seine attentirte Flucht, durch Ausbreitung der Irrlehre, so wie durch seine verheißene und unerfüllte Rechtfertigung den kaiserlichen Geleitsbrief verwirkt haben würde, im Falle dieser auch über das Ziel seiner Reise nach Konstanz hinaus sich erstreckt hätte), ein Mann, der nur für seine Ketzerei (1415) starb, einen prote-

*) Conciones funebres varior. authorum, in der prager k. k. Bibliothek; 4te Predigt S. 470, von Wohuslaw (Gottlob) Klattowsky von Saatz, Dechant in Horitz.

ſtantiſchen Paſtor äußerſt intereſſirte, wie viel mehr muß es den für den Katholicismus begeiſterten patriotiſchen Böhmen erheben, wenn er des heil. Blutzeugen Johann von Nepomuk gedenkt, welcher das lautere Wort Gottes in der Hauptſtadt ſeines Königreiches Prag nicht nur lehrte, ſondern auch als Martyrer der ſakramentaliſchen Beichtverſchwiegenheit am kirchlichen Horizonte pranget. Dennoch hat die Afterweisheit neuerer Tage unſern heil. Johann von Nepomuk nicht unangetaſtet gelaſſen, und ſelbſt der Verfaſſer vorgenannter Geſchichte Böhmens, obſchon er Seite 24 und 26 der heil. Ludmilla, und S. 25 bis 27 des heil. Wenzeslaus in Ehren gedenket, beſpricht bloß S. 236 die (1729) erfolgte Heiligſprechung, nicht aber die Leidensverhältniſſe des heil. Martyrers Johann von Nepomuk, welches leicht Veranlaſſung geben könnte, unſern Martyrer des Beichtſiegels mit einem Johann von Nepomuk zu verwechſeln, welchen König Wenzel IV. aus ganz andern Urſachen in die Moldau werfen ließ, wenn gleich dieſer mit jenem nur den Namen und die Todesart gemein hatte, Beide hingegen von einander verſchiedene Perſonen ſind. Der heil. Johann von Nepomuk war (1381) Pfarrer zu Gallus in Prag, Zuhörer des canoniſchen Rechtes *), dann Prediger an der Theinkirche, Domprediger an der Prager Hauptkirche zu Veit, Beichtvater der (1386 †) Königin Johanna von der Pfalz, und ſtarb als Martyrer (1383) des treu bewahrten Beichtgeheimniſſes. Nebſt ihm lebte zu gleicher Zeit ein anderer Johann von Nepomuk (secundus, filius Welflini), gleichfalls geboren zu Pomuk (Nepomuk), öffentlicher Notar, Domherr am Wiſchehrad und Pfarrer zu Aegid, Zuhörer und Doctor des canoniſchen Rechtes, Archidiacon im Saatzer Gebiete und erzbiſchöflicher Generalvicar, welcher zur Zeit der Königin Sophie von Bayern († 1425) im Jahre 1393 ſein Leben verlor. Die Exiſtenz des Letztern geſteht Hr. Verfaſſer Seite 85 ohnehin zu; er wurde ertränkt, weil er das Intereſſe des Königs vereitelt, wegen Beſtätigung des Kladrauer Abtes, mittelbar wegen geübter Rache am Erzbiſchofe Johann von Grenzenſtein, und in Folge königlicher Grauſamkeit.

*) **Codex Juristarum** im Univerſitätsarchive (1381), **inter studentes: Joannes de Pomuk, plebanus** (Pfarrer) **ecclesiae S. Galli in Praga.**

Die Existenz und der Martyrtod unsers Heiligen (primus, auch Haßil genannt) wurde der christlichen Nachwelt durch öffentliche Denkmäler bewahrt; namentlich durch einen Grabstein in der Prager Domkirche, mit der Aufschrift: Johann von Pomuk; durch eine Abbildung oder ein Wandgemälde in der Prager Kreuzkirche, gleich nach der Auffindung des heil. Leichnams in der Moldau, mit einer Aufschrift *); durch ein Gemälde in der Kapelle des Prager altstädter Rathhauses, mit einer Aufschrift **); durch ein Bildniß in der Universitätskirche der Utraquisten (Frohnleichnamskirche) vom Jahre 1532. Das kirchliche Bewußtseyn der himmlischen Verklärung unseres Heiligen wurde durch die ausgezeichnete Tugendübung und dessen heldenmüthigen Tod, aber auch durch das Erscheinen heller Lichtflammen um das Haupt des in die Moldau Versenkten, so wie durch die ungeheure Trockenheit geweckt, welche auf dessen Tod folgte, und so ungewöhnlich war, daß man zu Fuß die Moldau durchschreiten konnte. Dieses Bewußtseyn von der Heiligkeit des Johann von Nepomuk erhielt sich durch das Organ des Prager allzeit getreuen Domcapitels, welches die Leiche des Verklärten in der Metropolitankirche bei Veit unter einem Grabsteine beisetzte, und dieses bereits erwähnte Denkmal (1530) erneuern ließ, ja die Aufschrift beisetzte: „Honorabilis Dominus Magister Nepomucenus hujus Ecclesiae Canonicus Reginae Confessarius, qui sacrosancti confessionis Sigilli custos usque ad mortem fuit, a Wenceslao IV. Bohemiae Rege Caroli IV. filio, tormentis tentatus, ex ponte in Moldavam praecipitatus, miraculis clarus hic jacet sepultus 1383", welches Monument unter dem bilderstürmenden Könige Friedrich zwar ruinirt, aber (1621) durch die Obhut des erwähnten Domcapitels wieder hergestellt ward; ein Bewußtseyn, welches die nach Zit-

*) Gemälde mit der Inschrift: A. MCCCLXXXIII. XX. May ex deposito Corpore in Ecclesia S. Crucis Joannis de pomuc Canon. a Wenceslao IV. ex ponte in Moldavam dejecto vera vultus et corporis depicta imago.

**) S. Joannes Nepomuk submersus 1383. Antiqua ex pictura vetero — Pragensis curiae — Anno 1481.

tau (1421) fliehenden Domherrn der Prager Hauptkirche ebendaſelbſt ausſprachen *).

Dieſes kirchliche Bewußtſeyn ſprach ſich ferner aus in der Stadt Nepomuk, wo ſein Geburtshaus durch die Herren von Sternberg in eine Kapelle geſtaltet wurde; durch die Mitglieder der Prager Karl-Ferdinand'ſchen Univerſität, welche jährlich an ſeinem Martyrtage eine lateiniſche Lobrede in der Kapelle zu Skalka ihm abhielten **); durch ihre ertönenden Hymnen und errichtete Statuen ***), durch die Feder zahlreicher Biographen im In- und Auslande †).

Dieſes kirchliche Bewußtſeyn wurde belebt durch den unerklärbaren Vorfall, daß jeder freche Betreter des Grabes des Heiligen der weltlichen Schande nicht entging; daß nach der Erhebung des heil. Leibes, während die übrigen fleiſchlichen Theile bis auf die Gebeine in Verweſung übergangen waren, die Zunge auf den heutigen Tag unverſehrt erhalten blieb.

Endlich hat das Centralorgan der katholiſchen Kirche, der apoſtoliſche Stuhl in Rom, dieſes kirchliche Bewußtſeyn, das ſich über alle Erdtheile verbreitet hatte, durch die Heiligſprechung des Martyrers (1729) gutgeheißen; wobei die römiſche Curie mit äußerſter Strenge verfuhr, und unſern Heiligen von dem erzbiſchöflichen Generalvicar gleichen Namens ausdrücklich unterſchied ††).

---

*) Zittauer Stadtchronik.

**) Gloria Universitatis Carolo-Ferdin. Pragae 1672. auct. Volkmann.

***) Pontani a Braitenberg hymnorum S. libri 3. Pragae 1602. Fagelli opuscula. Lipsiae 1538.

†) Acta Sanctorum Maji, collecta a Godof. Henschenio et Dan. Papebrochio. Antverp. 1670. Fol. tom. 3. p. 667. Fama posthuma B. Joann. Nep. Pragae 1641, Geltnef (1679), Henſchen (1680) u. ſ. f.

††) Bulla Urbani VIII. 2. Nov. 1625 et 13. Martii 1634. Constitutio Benedicti XIII. 1. M. qua B. Joannes Nep. Sanctorum Christi Martyr. Canoni adscribitur. Romae 1729. Acta processus in causa canonisationis B. Joann. Nepom. Viennae 1721 et 22. Sacr. Rituum Congreg. declarationis Martyr. B. Joann. Nep. Romae 1727 et 29.

Sonach nicht auf unbegründeter Sage, sondern auf historischen Zeugnissen aller Jahrhunderte, beruht das kirchliche Bewußtseyn von der Heiligkeit und dem Heldentode unsers Johann von Nepomuk. Aus den von Berghauer *) und Andern gesammelten Zeugnissen, deren dieser vom Jahre 1383 bis 1700 an der Zahl neununddreißig anführt, und die P. Zimmermann **) im Auszuge lieferte und fortsetzte, genüge es, bloß einige hier anzuführen.

Nebst obbeschriebenen Denkmälern hat das Zeugniß des Paul Zideck (Paulus a Praga) ein vorzügliches Gewicht, welcher seiner Zeit der einzige katholische Doctor in Böhmen und ernannter Bischof von Leutomischel war, das (Codex consiliorum ad Georgium Podiebrad v. J. 1471) also lautet: „Male suspicans (Wenceslaus Rex) de Dominae suae continentia, quae confitebatur Magistro Joanni Decano O. O. S. S., accessit illum Rex petens sibi revelari, cum quo illa carnale commercium haberet? et cum Decanus ille nihil dicere vellet, praecepit eundem aquis submergi, quo facto exaruit fluvius et cum populus non haberet, contra regem murmurare coepit, et hoc malorum initium fuit." Ein anderes Zeugniß ist das des Prager Domdechanten Johann Krumlow, in einer Urkunde des Prager Domcapitels v. J. 1483, wo die Worte zu lesen: „1383 Johannco de pomuc submersus de ponte" ***).

Desgleichen zeugen Katholiken; so Wenzel Hagek von Libocan, Probst von Altbunzlau (1541), welcher auf ältere Gewährsmänner zurückweiset; Johann Dubravius (1522), Bischof von Ollmütz im 23. Buche seiner Geschichte u. A. m. Nicht minder Akatholiken; so Christoph Manlius von Görlitz (1561), Martin Boregk (1587) u. A. m.

Wenn frühere böhmische Chronisten, wie Bartosch von Drahwitz u. s. w., unsern heil. Johann von Nepomuk mit Stillschweigen behandeln, und bloß des erzbischöflichen Generalvicars erwäh-

---

*) Protomartyr poenitentiae ejusq. sigilli Vol. 2. a J. Th. Ad. Berghauer, August. Vindel. 1761. tom. 1.

**) Codex Bibl. Capituli Metropol. Pragensis sub Lit P. 22.

***) Vorbote einer Lebensgeschichte deß heil. Johann von Nepomuk. Prag 1829.

nen, so ist die Ursache hiervon leicht zu erklären, indem sie die geschichtlichen Ereignisse vom Jahre 1380 bis 1387 gänzlich ausgelassen haben, und folglich ist hieraus kein negatives Urtheil zu schöpfen; besonders, da die hussitische Zerstörungswuth, welche unter dem Vorwande des freien Kelches, die Sturmglocke gegen das Königthum riß, die katholischen Denkmäler und schriftlichen Abzeichen der Vorzeit zu vernichten bemüht war.

Uebrigens trägt die Lebens- und Martergeschichte des heil. Johann von Nepomuk, zum Unterschiede vom Generalvicar desselben Namens, alle Merkmale der Glaubwürdigkeit an sich. Oder wäre es unmöglich, daß aus der Stadt Nepomuk mehrere Jünglinge zu gleicher Zeit hervorgegangen, welche den Namen Johann gleich hatten? Es war ja in dieser Stadt ein Cistercienser-Kloster (entstand 1146), wo von den Hussiten (1420) über 150 geistliche Personen hingerichtet, und ihre heil. Hallen in Staub und Asche verwandelt wurden; und es ist bekannt, daß sich die Klöster der Jugend annahmen, und sie zum Behufe der Studien unterstützten. Oder auch streitet nicht für diese thatsächliche Wahrheit der Charakter sowohl des excentrischen Königs Wenzel, als auch jener seiner frommen Gemahlin Johanna?! Mögen also immerhin afterweise Critiker die Person des heil. Johann von Nepomuk anfallen, z. B. V. Löscher *), N. v. Reinsberg u. A.; wir Katholiken stellen ihnen das kirchliche Bewußtseyn, öffentliche Denkmäler, Historiker, Biographen und Apologeten aller Jahrhunderte entgegen, welche ihre Zumuthungen hinlänglich abweisen; ja wir sind der festen Ueberzeugung, daß zwar das Martyrthum des heiligen Johann von Nepomuk außerhalb des christlichen Dogmas besteht, hingegen eine derlei frevelhafte Läugnung des kirchlichen Bewußtseyns (Tradition) bei befangenen Gemüthern den kirchlichen Dogmatismus überhaupt gefährden könnte, indem historische Facta und Dogmen innigst verknüpft sind; daß bei dergleichen Pseudophilosophen eine geheime Absicht unterlaufe, die dahin zielt, durch das Außerwesentliche das Wesen der heil. Religion selbst zu untergraben.

*) Apologie und Schutzschrift für den heil. Johann v. Nep. wider die lutherische Heiligsprechung des ermordeten Dresdischen Prädicanten Hermann Hahn, von Valentin Löscher, lutherischen Prädicanten zu Dresden, von J. Th. Ad. Berghauer. Döllingen 1730.

XLV.

Die Generalverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins in Stuttgart und ihre Reſultate. Zugleich ein Wort über die proteſtantiſche Kirchenverfaſſungs-Frage.

(Schluß.)

„Die Geſchichte der Reformatoren ſelbſt", ſagt Haller richtig, „widerlegt ihr aufgeſtelltes Princip. Sie proteſtirten gegen jede höhere Autorität, aber nahmen es ſehr übel, wenn man hinwieder gegen die ihrige proteſtirte. Sie forderten geiſtige Freiheit und Gleichheit, weil ſie derſelben für ſich bedurften, aber ihren Jüngern wollten ſie dieſelbe nicht geſtatten. Und in der That, ſo bald dieſe Freiheit und Gleichheit eingeräumt wird, ſo iſt auch keine proteſtantiſche Kirche mehr; ſie wird durch ihr eigenes Princip zu Grunde gerichtet; eine Geſellſchaft, deren Grundgeſetz auf Vereinzelung und Zerſtreuung beruht, kann unmöglich beſtehen, ſo lange ſie dieſes Geſetz befolgt, ſie muß inconſequent ſeyn, ſich ſelbſt widerſprechen oder aufgelöst werden" *). Sollte, wer Luther's Abhandlung „von der Gewalt der weltlichen Obrigkeit" **) lieſt, glauben, daß

*) Reſtauration der Staatswirthſchaft Bd. IV, S. 9 Anm.

**) In dieſer Abhandlung, die er aus Veranlaſſung der wider ſeine Ueberſetzung des neuen Teſtaments ausgegangenen Verbote im Jahre 1523 herausgab, und ſelbſt dem Herzog Johannes von Sachſen zu-

derselbe Luther es war, der die weltliche Gewalt gegen seine theologischen Gegner, wie Karlstadt, die Wiedertäufer u. s. f. aufrief, und die Landesfürsten nicht nur zu Schirmern der von ihm aufgestellten neuen Lehre, sondern auch zu Richtern über die Reinheit der Lehre bestellte*)? Das schon von Luther seinen fürstlichen Anhängern zuerkannte und später allgemein angenommene jus reformandi zeigt deutlich, wie wenig die Reformation im Stande war, ihre Principien aufrecht zu erhalten. Nur zu bald sahen die Reformatoren selbst es ein, zu welchen Consequenzen ihr demokratisches Princip, strenge verfolgt, führe. Anfänglich hatten sie ganz dieselben kirchlichen Verfassungsgedanken, mit denen man sich in unseren Tagen als mit neuen Erfindungen trägt. Nicht nur wurde das Priesterthum als eigner Stand negirt, sondern es sollten die Geistlichen nur Diener und Beamte des Volkes oder der Laien seyn, blos um der Ordnung willen von der Gemeinde gewählt; wo aber dieses Organ schlecht wäre, da sollte der Laie nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, zu predigen u. s. w., wenn er anders Beruf dazu in sich fühle. Hutten schlug vor, man solle den Clerus mehr noch als decimiren, nämlich von hundert nur Einen lassen, und diese Reliquien sollten dann in keiner Weise mehr von den Laien sich unterscheiden, sie sollten gekleidet gehen, wie andere Laien auch, keine Privilegien mehr vor andern Bürgern voraus haben u. s. f. Ueber zwanzig

---

eignete, spricht Luther über Denk- und Glaubensfreiheit Grundsätze aus, an denen sich der Liberalismus unserer Tage nicht zu schämen hätte. Dagegen wird auch der strengste Katholik nichts einwenden, wenn Luther sagt: „So sprichst du abermal: Ja, weltliche Gewalt zwinget nicht zu glauben, sondern wehret nur äußerlich, daß man die Leute mit falscher Lehre nicht verführe. Wie könnte man sonst den Ketzern wehren? Antwort: das sollen die Bischöfe thun und nicht die Fürsten, denn denen ist solch Amt befohlen und nicht den Fürsten. S. Luther's Werke, Hall. Ausg. T. X, p. 428 — 479.

*) Man vergl. hierüber Planks Geschichte des protestant. Lehrbegriffs (Leipz. 1796), Bd. IV, Kap. II, S. 59 — 66.

Pfarrer sollte ein Bischof stehen, der mit ihnen in monatlichen Conferenzen die geistlichen Angelegenheiten behandelt. Da der Bischof weniger Arbeit habe, so solle er auch zwanzig Gulden weniger Besoldung haben, als ein Pfarrer, u. a. M. *) Mit dieser Umkehrung des frühern Verhältnisses zwischen Clerus und Laien gestaltete sich auch die Idee der Kirche ganz anders. Vor Allem wurde die Nothwendigkeit einer äußern Kirche, eines Instituts geläugnet. Sie sollte rein geistiger Natur, eine Versammlung wahrhaft Frommer seyn, die aber durch kein äußeres Band verbunden sind, sondern blos durch Glauben und Liebe. Weil man nun aber doch einmal eine Art Gemeinschaft haben mußte, um die bisher von der katholischen Kirche innegehabten Befugnisse zu üben, so fand man diese in der Constituirung von Nationals- und Landeskirchen. Auch von einem jährlich abzuhaltenden Nationalconcil war die Rede, welches die oberste Kirchenbehörde für Deutschland seyn sollte. Dieses ungefähr waren die kirchlich-theologischen Ansichten, die im ersten Stadium der Reformation geltend gemacht wurden. Wie ganz anders lauteten sie, als über das Gesammtgebiet der Neuerungen und ihre Consequenzen der Ueberblick sich erweiterte! Luther selbst war mit seinem Beispiel denen vorangegangen, welche in maßlosem Feuereifer die Fahne des Radikalismus, des Aufruhrs gegen die geistliche wie weltliche Obrigkeit aufpflanzten **); als er aber die Empörung allenthalben

---

*) Man vergl. hierüber die lehrreiche und interessante Schrift: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter ꝛc. Von Dr. Karl Hagen. Erlangen 1841 — 44. 3 Bde.

**) Man lese nur in seiner Schrift wider den falsch genannten Stand der Geistlichen die Worte: „Sagen sie aber, es sei zu fürchten ein Aufruhr wider die geistliche Obrigkeit, antworte ich: Soll darum Gottes Wort noch bleiben und alle Welt verderben? Ist's billig, daß alle Seelen ermordet werden ewiglich, auf daß dieser Lärven zeitlich Prangen ewig bleibe? Es wäre besser, daß alle Bischöfe ermordet, alle Klöster ausgewurzelt würden, denn daß Eine Seele verderben sollt. — — — Wenn sie aber nicht hören wollen Gott

in vollen Flammen sah, und bemerkte, wie dadurch die Feinde seiner Reformation nur neue Ursache, sie zu hassen, neuen Vorwand, sie zu verlästern, und neue Gründe, sie zu fürchten, bekamen, da war er auf einmal seiner momentan liberalen Gesinnung quitt und ledig. Gehörte Sickingens mißlungenes Unternehmen, mit Hülfe des fränkischen, schwäbischen und rheinischen Adels eine totale Umkehr in der Reichsverfassung herbeizuführen, gehörten Karlstadt's Bilderstürmerei, Münzer's Tollheiten und die Aufstände der Bauern in Franken und Schwaben zu den Früchten des von ihm verkündigten neuen Evangeliums, so waren dieselben Extravaganzen zugleich die Ursache seiner Umkehr und seines Abfalls vom demokratisch-liberalen Princip. Wirklich datirt sich dieser von 1525. Von nun an trat Luther mit dem Satze von dem unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit auf, ein Grundsatz, der wenigstens mit der bisherigen Praxis und wohl auch, wie Hagen meint, mit dem germanischen Leben in Widerspruch stand. Aber eben diese Theorie, nach welcher der Fürst der unumschränkte Herr seiner Unterthanen ist, verbunden mit Aussicht auf die aus der Einziehung der Kirchen- und Klostergüter zu gewinnenden Reichthümer war es, welche gleich nach dem Bauernkriege so viele deutsche Fürsten und Reichsstädte bestimmte, sich für die Reformation zu erklären. Dadurch änderte sich aber zugleich der ganze Charakter der letzteren. „Bisher hatte sie einen volksgemäßen, demokratischen Charakter, seit dem sich aber", sagt Hagen, „die Fürsten zu Vertretern und Beschützern der neuen Lehre aufwarfen, hört dieß auf. Die Fürsten haben ihre eigenen Zwecke, die sie nie vergessen, die sie unter allen Ver-

---

tes Wort, sondern wüthen und toben mit Bannen, Brennen, Morden und allem Uebel, was begegnet ihnen billiger, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte." In diesem Tone, welcher den Radikalen in Aargau Ehre machen würde, geht es fort, und mit Recht ruft Hagen dabei aus: „Welchen Eindruck mußten solche Worte auf die ohnehin schon aufgeregte Menge machen!"

hältnissen befolgen. Die Reformation mußte daher eben i fürstlichen Zwecken dienen, wie sie vorher volksthümlichen, na tonalen gedient hatte. War die reformatorische Bewegung bis her gegen die übermäßige Fürstengewalt, für die Einheit des Reichs, für die Erhöhung der kaiserlichen Gewalt gewesen, i benützten die Fürsten sie jetzt gerade für die entgegengesetzten Zwecke, für die Erhöhung der Fürstengewalt, gegen die Ein heit des Reichs, gegen die Macht des Kaisers. Die Einhei der Nation in ihren Tendenzen war ein für alle Mal verlo ren." — Dieser Abfall des Protestantismus von seinem Prin cip gab jenem orthodoxen Lutherthum, jener traurigen Hofthco logie ihren Ursprung, welche, während sie auf das gemeine Volk wegen der leichtesten Vergehen von der Kanzel herabdon nert, die ärgsten Gewaltthaten und Verbrechen der Mächtigen mit dem Mantel christlicher Liebe zudeckt und sich allerunter thänigst vor ihnen in den Staub wirft. Von ihm datirt sich jene Verknechtung des protestantischen Kirchenwesens, über wel che man aus dem Munde der Protestanten selbst so viele Kla gen hört, von ihm jenes steife, aristokratische Consistorialregi ment, von welchem sie versichern, daß es alle freie Bewegung des kirchlichen Lebens hemme. Der Fürst setzte fortan alle Kir chendiener ein und ab; der Fürst sprach das Recht an (und Niemand bestritt es ihm), bei Streitigkeiten über die Lehre und den Glauben einzuschreiten und nach seinem Gutachten zu ent scheiden, selbst Normen und Regulative des Glaubens aufzu stellen und Solche, die sich nicht genau daran hielten, zu be strafen. Um die Folgen aus diesen Grundsätzen kümmerten sich die lutherischen Theologen wenig, da sie um so unduldsamer gegen fremde Meinungen geworden waren, je sicherer sie sich im Besitze der Gewalt wußten. Natürlich wünschten sie, sich nun auch innerlich eine auctoritative Stellung in den Gewissen der Gläubigen zu sichern, und wenn im Anfange der Refor mation jeder Unterschied zwischen Laien und Priestern geläug net und ein allgemeines Priesterthum gepredigt worden war, so suchten sie jetzt wieder einen speciellen priesterlichen Charakter

zu vindiciren. — So ist der Protestantismus aus Schrecken über die Consequenzen seines eigenen Princips, eben diesem (demokratischen) Princip, das heißt, sich selbst untreu geworden; so hat er, anstatt es in allmähliger Entwicklung zu einer ihm angemessenen, freien Verfassung zu bringen, sich dazu bequemen müssen, in den Dienst der weltlichen Gewalt zu treten, und sich von ihr eine Quasiverfassung aufnöthigen zu lassen, welche von einer selbstständigen, der freien Entwicklung des kirchlichen Geistes und Lebens günstigen Verfassung das gerade Gegentheil ist. Wird er mit seinem gegenwärtigen neuen Anlauf und Versuch, sich eine seinem demokratischen Princip angemessene, seinem wahren Charakter entsprechende Verfassung zu geben, glücklicher seyn? Wir zweifeln.

Wohl ist an einigen Orten, wie in der Rheinisch-Westphälischen Kirchenprovinz, in der Rheinpfalz u. s. f. die so vielfach ersehnte Repräsentativ- oder Synodalverfassung bereits in die Wirklichkeit getreten, wir haben aber von einem sonderlichen Einflusse derselben auf die Förderung des kirchlichen Sinnes und Lebens in jenen Provinzen noch nichts gehört. Da wir jedoch gestehen müssen, daß uns die dortigen kirchlich-religiösen Verhältnisse aus eigener Anschauung nicht näher bekannt sind, so enthalten wir uns gerne einer Bezugnahme auf sie, und eines Urtheils über sie. Wir haben hier überhaupt nur den Protestantismus im Ganzen und Großen, die protestantische Glaubensgenossenschaft als eine kirchliche Totalität im Auge, und wollen das vorhin ausgesprochene Urtheil nur auf sie als eine solche bezogen wissen. Wir sprechen vom Protestantismus, in sofern er eine Kirche, nämlich Eine Kirche seyn oder werden will, und behaupten, daß er es zu dem, was zum Begriff einer Kirche gehört, um so weniger bringen wird, je strenger er an seinem demokratischen Principe festhalten, je consequenter er es in seiner Verfassung durchführen wird. Schon in den Repräsentationen der einzelnen Gemeinden oder Lokalkirchen werden in der Regel die verschiedenartigsten kirchlich-religiösen Elemente in Widerstreit gegen einander liegen,

und über jede tiefer eingreifende Frage in Kampf gerathen: Vernunft- und strenge Bibelgläubige, Rationalisten und Symbolgläubige, Indifferentisten und Pietisten finden sich wohl schon in jeder Einzelgemeinde beisammen. Da nun in Sachen des Glaubens und Gewissens sich niemals eine Minorität freiwillig dazu verstehen wird, sich dem Willen der Majorität zu unterwerfen, so wird, wenn über irgend eine mit einer kirchlich-religiösen Principienfrage näher zusammenhängende Angelegenheit ein Beschluß gefaßt werden soll, die Minorität entweder den Beitritt verweigern, oder zum Beitritt gezwungen werden müssen, also entweder die zuvor nur innerliche Spaltung nun auch eine äußerliche und faktische werden, oder von dem rein demokratischen Princip abzugehen und eine zwingende Autorität zu constituiren seyn. Diese Autorität kann, da es eben von Seite der Minorität an der inneren Bestimmung fehlt, nur eine äußerlich zwingende seyn, eine solche aber vermag über die innere Ueberzeugung nichts, vielmehr spornt sie diese, besonders in religiösen Dingen, noch mehr zum Widerstand, macht also den Riß und die Spaltung in der Gemeinde jedenfalls noch größer, und hindert also gerade das, was sie fördern soll, nämlich die wahre Eintracht und das gedeihliche Zusammenwirken der Gemeindeglieder. Wenn schon bei Beschlußfassungen der Lokalkirchen-Repräsentation, wenn sie irgend eine wichtigere kirchliche Frage berühren, ein solcher Mißstand sich in der Regel ergeben wird, so wird derselbe in noch viel höherem Grade auf den durch die Abgeordneten der Einzelgemeinden gebildeten Provincial- und Landessynoden eintreten. Denn wenn die Berathungen der ersteren sich mehr nur über Gegenstände von untergeordnetem Interesse, über Lokalangelegenheiten der Gemeinde, über Sachen der äußeren Kirchenverwaltung und Kirchenpolizei sich erstrecken werden, so werden die der letzteren schon weit mehr über die eigentlichen Lebensfragen der Kirche sich verbreiten müssen. Ueber die wichtigsten Fragen des kirchlichen Seyns und Lebens ist nun aber im Protestantismus der Widerstreit der Ansichten gerade am

größten, die Einigung am schwersten: man wird daher auf diesen Synoden über die wichtigsten inneren Lebensfragen, die etwa von Einzelnen in Anregung gebracht werden, zur Tagesordnung übergehen müssen, wenn der innere Riß nicht auch zu einem äußeren, die Spaltung der Ansichten nicht auch zu einer Spaltung in entgegengesetzte Secten werden soll. Auf die Synode ihrer Provinz werden die einzelnen Gemeinden, je nachdem in ihrer Kirchenrepräsentation die Offenbarungs- oder die Vernunftgläubigkeit, der Rationalismus oder Pietismus überwiegend ist, die Eifrigsten, die Entschiedensten des einen oder des andern Standpunkts zu ihrer Vertretung senden, eben so werden wieder die einzelnen Provincialsynoden die Eifrigsten und Entschiedensten derjenigen Ansicht, welche das Uebergewicht in ihnen hat, zur Landessynode delegiren: wie kann es da über irgend eine wichtigere kirchliche Frage zu irgend einem auch nur einiger Maßen einmüthigen Beschluß kommen? Müssen nicht, wenn aus dem Zusammenstoß so ganz heterogener Elemente, wie sie im Protestantismus auf und abwogen, nicht ein vollständiger Bruch entstehen soll, gerade die für die Gegenwart und Zukunft desselben bedeutungsvollsten Fragen außer Berathung gelassen werden? Und können solche Fragen, wie z. B. die nach der Stellung, welche der Protestantismus der deutsch-katholischen Afterkirche gegenüber einzunehmen hat, die Symbolfrage und die Kirchenrepräsentationsfrage selbst, können solche in's kirchliche und selbst politische Leben der Gegenwart so tief eingreifende, eine definitive Lösung so laut und dringend fordernde Fragen noch lange unerledigt bleiben? Oder will die protestantische Glaubensgenossenschaft, welche doch auf den Namen einer „Kirche", eines selbstständigen und selbstbewußten Ganzen Anspruch macht, durch Vertagung derselben in's Unbestimmte sich selbst ein testimonium paupertatis et impotentiae ausstellen? Soll die so vielfach ersehnte Repräsentativ- oder Synodalverfassung derselben wirklich einen Werth haben, und nicht ein bloßes chinesisches Schattenspiel seyn, so können und dürfen Fragen von dieser Wichtigkeit nicht umgangen werden,

sobald aber auf einer solchen demokratisch constituirten Synode ernstlich auf eine derselben eingegangen wird, kann es sich nicht fehlen, daß aus dem Zusammenstossen der unversöhnbarsten Gegensätze ein Schisma entsteht, welches jede definitive Lösung derselben unmöglich macht, allen Beschlüssen, die etwa von einer Majorität gefaßt werden sollten, zum voraus ihre wirkende Kraft nimmt, und überhaupt allen wohlthätigen Einfluß, den man sich von einer solchen Verfassung für das kirchliche Leben des Protestantismus verspricht, paralysirt und annullirt. Sollen die Berathungen und Beschlußnahmen der Provincial- und Landessynoden für das kirchliche Seyn und Leben wirklich praktischen Werth und Bedeutung haben, so muß die Minorität den Ansichten der Majorität beizupflichten und ihren Beschlüssen beizutreten gezwungen werden; was auf der Landessynode beschlossen worden ist, das muß in der Provinzialkirche, was von dieser, daß muß in der Lokalkirche Gültigkeit haben, und gegen etwaigen Widerspruch mit Gewalt durchgesetzt werden. Es muß also, da die Kirche selbst keine äußerlichen Zwangsmittel hat, die weltliche Macht in's Mittel treten, um ihren Beschlüssen Kraft und Wirksamkeit zu verleihen. Es muß also der Protestantismus, auch bei einer auf das demokratische Princip gebauten Kirchenverfassung, wie in seinen Anfängen, so noch heute, wenn er sich vor Auflösung und Anarchie bewahren will, die Intercession der Staatsgewalt selbst verlangen, sich selbst unter deren Schutz und Schirm stellen. Es muß also, wie zu Luther's Zeiten, so noch jetzt vor dem rein demokratischen Princip des Protestantismus in praxi abgegangen werden, wenn derselbe auch nur einen Schein von kirchlicher Einheit bewahren soll. Sein demokratisches, gegen jede kirchliche Autorität negatives Princip, streng in der Wirklichkeit durchgeführt, wäre seine Auflösung, sein Tod.

Ganz anders verhält es sich in der katholischen Kirche, und kein Wunder, daß die Protestanten im Gefühl ihrer kirchlichen Hülfsbedürftigkeit so versteckte Blicke heimlicher Sehnsucht auf sie werfen, kein Wunder, daß der Protestantismus,

welcher sich der Gnade des Staates hingegeben, in praxi ihr gegenüber immer und überall den Kürzeren zieht. Sie, die Kirche κατ' ἐξοχήν hat zu ihrem Principe nicht den schwankenden und widerspruchsvollen Gesammtwillen der Einzelnen, sondern den ewigen und unwandelbaren Willen Gottes, sie, die allein den Namen „Kirche" verdient, hat eben darum auch nicht nöthig, von der Gnade des Staats zu leben, und sich zur Fristung ihrer Existenz der weltlichen Macht in die Arme zu werfen, sondern sie lebt und waltet in ewiger Herrlichkeit von Gottes Gnaden. Sie braucht nicht, um sich vor Auflösung zu retten, ihrem eigenen Principe untreu zu werden, wie ihre Gegner, die nach Verwerfung der höhern göttlichen Autorität einer gemeinen menschlichen sich zu unterwerfen genöthigt sind; im Gegentheil, in der consequenten Durchführung und allseitigen Entwicklung ihres Princips besteht gerade die Freiheit ihrer Verfassung und ihre höhere Selbstständigkeit. Ihr Haupt, der Mittelpunkt, um welchen sich alles Einzelne wesentlich reiht, — Christus ist nach seinem dreifachen Hauptamt als König, Lehrer und Hoheprieſter der Grund- und Eckstein ihrer Verfassung. Er ist nicht nur ihr Gründer, so daß er sie fortan sich selbst überlassen hätte, sondern er ist es, der unsterblich in ihr fortlebt, sie trägt und leitet. In Petrus, dem Fürsten der Apostel, hat er ihr bei seinem Hingang einen sichtbaren Stellvertreter hinterlassen mit denselben Vollmachten des Hohenpriesterthums, des prophetischen Lehramts und des Königthums, die er auf Erden ausübte. Die Bischöfe von Rom als rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten, haben eben darum auch dieselben Vollmachten, wie er, und die übrigen Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, dieselben, wie diese. In geordneter Abstufung erstreckt sich von ihrer obersten Spitze, die in den römischen Primat ausläuft, die Hierarchie der Kirche bis hinab zu ihrer breiten Unterlage im gläubigen Volke, sie construirt sich aber nicht atomistisch aus dieser, nicht von unten, sondern vielmehr dynamisch aus der Spitze, von oben. Gleichwie alle Punkte der Pyramide in dynamischer Beziehung

zu der Spitze derselben stehen, so stehen auch alle Theile und Glieder der hierarchischen Ordnung, alle Personen, Sachen und Handlungen der Kirche in wesentlicher Beziehung zu deren Gipfel, dem römischen Episcopat. Vom Papst, als dem rechtmäßigen Nachfolger Petri, erhält der übrige Episcopat, und von diesem wieder die Priesterschaft ihre Sendung, Weihe und Vollmacht, von der Priesterschaft aber das Volk (die Laien) seinen Glauben und seinen dadurch bedingten Antheil an den Segnungen der Kirche. Dieses ist, wie schon oben bemerkt worden, die naturgemäße Ordnung, dieses ist zugleich auch die allein geschichtsgemäße, denn von jeher war der Erzieher und Lehrer vor und über dem Zögling und Schüler. Weil der Protestantismus dieses natürliche Verhältniß umgekehrt und von der höhern göttlichen Autorität sich losgemacht hat, ist er in ein unnatürliches Verhältniß hineingerathen, und hat nun die Wahl nur zwischen zwei Dingen, weltlicher Knechtschaft oder Auflösung, — tertium non datur, — während die katholische Kirche auf dem Felsen, den der Gottmensch gelegt hat, in selbstständiger, autonomischer Verfassung unerschütterlich ruht. Wenn das oben angeführte Zeitungsblatt, der würtembergische „Beobachter", von einem Zwiespalt spricht, welcher zwischen hoher und niederer Geistlichkeit in der katholischen Kirche stattfinde, so weiß diese Kirche und ihre Geistlichkeit, unwesentliche Irrungen abgerechnet, selbst davon nicht das Geringste, und es ist dieses eben auch wieder eines von jenen selbstgeschaffenen Gespenstern, die der moderne Liberalismus am hellen Tage zu sehen pflegt. Nein, vom Gipfel der kirchlichen Hierarchie bis zu den untersten Gliederungen derselben, bis hinab zu den Laien greift Alles harmonisch in einander, waltet Ein Geist und Eine Seele, gleichwie auch der Leib nur Einer ist. Ist sie nach oben rein monarchisch, so schließt sie doch weder das aristokratische, noch das demokratische Element von sich aus, denn in ihren geistlichen Würdeträgern hat sie jene Aristokratie, zwar jetzt nicht mehr der Geburt, wohl aber des Geistes, der Frömmigkeit und Tugend (ἄριστοι), und das

demokratische Princip trägt sie veredelt und geläutert dadurch in sich, daß sie auch die Geringsten im Volk zur priesterlichen, bischöflichen und selbst päpstlichen Würde emporsteigen läßt.

Wenn also Manche auf die Einführung einer demokratischen Verfassung in das protestantische Kirchenwesen alle Hoffnung einer gedeihlichen Entwicklung des letzteren bauen, und, wie der mehrgenannte „Beobachter", die gegenwärtige Erbärmlichkeit und Unfruchtbarkeit desselben dem Umstande zuschreiben, daß den Laien und der niederen Geistlichkeit zu wenig Theilnahme daran gestattet, zu wenig kirchliche Selbstständigkeit eingeräumt sei, so ist unsere wohlbegründete Ueberzeugung die, daß allerdings eine solche demokratische Verfassung, als dem Ursprung und Princip des Protestantismus durchaus entsprechend, mehr Bewegung und Rührigkeit in denselben bringen würde, aber nur eine negative zur Auflösung, daß dagegen eine wirkliche, positive Entwicklung des kirchlichen Lebens um so weniger für ihn zu hoffen ist, je mehr die Laien an der Ordnung der kirchlich-religiösen Angelegenheiten selbstständigen Antheil erhalten, das heißt eben, je demokratischer seine Verfassung eingerichtet wird. In demselben Verhältniß nämlich wird die innerlich bereits vorhandene Zerrissenheit des protestantischen Bewußtseyns auch äußerlich mehr hervortreten und sich in Thatsachen fixiren. Soll aber dieses und die unvermeidlich daraus erfolgende völlige Lockerung und Auflösung der jetzt noch vorhandenen Scheinkirche nicht eintreten, so müssen, wie von der letzten Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins geschehen ist, alle jene tiefeingreifenden Kirchenfragen, die in nächster Zukunft einer definitiven Lösung entgegensehen, unberücksichtigt und somit auch, so weit die „protestantische Kirche" dabei betheiligt ist, unerledigt bleiben, und sie kann sich in ihren Synoden und sonstigen Versammlungen, gerade wie letzthin in Stuttgart, nur mit leeren Formalitäten beschäftigen, wenigstens nur über solche mit sich selbst in's Reine und zu einem definiven Beschluß kommen. Daß aber eine solche rein passive Rolle

gegenüber von den Lebensfragen der Gegenwart eine wenig beneidenswerthe ist, liegt am Tage.

Allerdings haben die Versammlungen des Gustav Adolf-Vereins eben so wenig einen offiziellen kirchlichen Charakter, als dieser Verein die „protestantische Kirche" selbst ist. Es ist aber, so zu sagen, ein Surrogat derselben, ein Versuch, das protestantische Bewußtseyn der verschiedenen Landeskirchen aus seiner Zersplitterung und Zerstreuung zu sammeln und ihm Eine gemeinsame Richtung zu geben. Welches ist denn nun diese Richtung? Man sagt: die Unterstützung hülfsbedürftiger protestantischer Gemeinden. Was auch in näherem Sinne der Glaube dieser Gemeinden sei, ob vernunft- oder bibelmäßig, ob rationalistisch oder pietistisch, gleichviel, wenn sie nur protestantisch, das heißt, gegen die katholische Kirche protestirend sind. Ihre gegen die katholische Kirche negative Stellung ist es bei Vielen allein, für die man sich interessirt, die sie der Unterstützung werth macht. Ueberhaupt ist dieselbe Kraft, die den Protestantismus allein noch erhält, auch in diesem Vereine thätig. Es ist, um es kurz zu sagen, der protestantische Wille. Man kann von der protestantischen sogenannten Kirche, die weder einen gemeinsamen Glauben, noch eine gemeinsame Verfassung, noch irgend ein gemeinsames Bewußtseyn hat, recht eigentlich sagen, daß sie hauptsächlich auf dem Willen ihrer Mitglieder beruhe, indem der Wille derselben, protestantisch zu seyn, gerade ihr einzig gemeinsamer positiver Inhalt ist. Oder sagt es etwas Anderes, wenn Tittmann in seiner Zusammenstellung der protestantischen Zustände von 1530 bis 1830 das Wesen der „protestantischen Kirche" darein setzt, daß die Einheit derselben nicht erkannt werde „an Einheit des Glaubens, an irgend einem menschlichen Bekenntniß oder an Einigkeit in den Vorstellungen, in welchen der Verstand des Menschen die göttlichen Wahrheiten in sich auffaßt und außer sich darstellt, sondern in der Einheit des Geistes, der in der Schrift allein die Wahrheit sucht, und darin forschet, sie zu finden?" Ist hier nicht die „protestantische Kirche" als eine solche gesetzt, welche

zum Fundamente nicht die gefundene Wahrheit, sondern den Willen der Mitglieder, sie zu finden, hat, und deßhalb, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, immer verneinen muß, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei? Dieser protestantische Wille ist es, welcher, trotz des Mißlingens so vieler Versuche, immer wieder Schriftsteller mit Muth und Hoffnung ausrüstet, um zwischen der Scylla des Katholicismus und der Charybdis der Unkirchlichkeit die Durchfahrt zu versuchen. Dieser protestantische Wille ist es auch, welcher den Gustav Adolf-Verein gegründet hat, dessen Tendenzen über den nächsten, angeblich alleinigen Zweck weit hinausreichen, übrigens bei der Bedeutungslosigkeit der erzielten Resultate für die Kirche, gegen die sie gerichtet sind, wenig Gefährliches haben.

XLVI.

Rom und seine Stellung in der Weltgeschichte.

Wie der Baum in der Erde aus seinem Kerne gewachsen, so aus Adam das ganze Menschengeschlecht. In dieser Verbindung ist ein Tag die Prophezie des andern, und die Völker sind wie die Stämme eines Baumes. Die Idee der Menschheit und ihr Zweck sind gleichsam die Weltseele, die alle Geschlechter in soweit durchdringt, als sie in ihre Bestimmung eingegangen und an ihr festhalten. Kein Volk trägt daher sein Leben und seinen Bestand in sich selbst, sondern empfängt Beides aus seiner Anschließung an den Lebensbaum und seiner Verbindung mit dem Zwecke der Menschheit. So lehrt es die Geschichte. Die Völker kommen und gehen, grünen und verdorren wie die Zweige am Baume, der unwandelbar stehen bleibt; kein fruchttragender wird abgehauen, und auch kein

Digitized by Google

unfruchtbarer, so lange er noch Leben hat; nur die dürren Zweige schneidet man aus. — So schnitt auch der Herr schon manches Volk vom großen Lebensbaum hinweg, weil es gänzlich erstorben war; andere duldet er noch, auch wenn sie unfruchtbar sind und Böses thun, weil sie deswegen noch nicht immer zugleich unnütz geworden; denn sie dienen gar oft wie das Dorngehäge um den Weinberg herum, oder wie ein böser Knecht, der das Gold seines Herren auf die Wechselbank trägt. Wie die Natur Kanäle gebildet, in welchen sie die Wässer durch Berge und Thäler leitet, allen Landen es zuführt, und jede Gegend befeuchtet, so hat Gott einzelne Menschen, Städte und Völker bestimmt, daß sie Träger und Fortpflanzer des höhern Lebens seien. Auch die Menschheit ist wie ein organisches Gebilde, wie der Leib des Menschen selbst. Einen solch erhabenen Beruf für das ganze Menschengeschlecht hatte die bis zur Stunde noch berühmteste Stadt, die alte Roma. In jener denkwürdigen Zeit, als Josua das Reich Israel in Chanaan gründete, und der Sonne gebot, stille zu stehen, wo er dann an jenem längsten Tage fünf Könige erschlug, wurde das trojanische Reich gegründet, und später Troja gebaut. Nach beinahe dreihundertjährigem Bestande hat die geraubte Helena den Sturz dieser Stadt und des Reiches herbeigeführt, und Aeneas, der Sohn der Venus, verließ jetzt sein Vaterland, kam nach Italien, nach Latium, und wurde hier der Stammvater der Römer; denn damals, als der Prophet Isaias zum Könige Achaz sprach: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emanuel nennen", zogen zwei Brüder die Pflugschar an dem Ufer der Tiber, um den Umfang einer neuen Stadt zu bestimmen; es waren Romulus und Remus, die Nachkommen des Aeneas. Und wie am Anfange das Menschengeschlecht durch den Brudermord in die Welt eingetreten, so auch hier; Romulus erschlug den Remus, und gab der Stadt und dem Volke seinen Namen. Wie Jakob im alten Bunde mit seinen Söhnen durch besondere Fügung Gottes nach Aegypten, in das Land der

Weisheit der alten Welt hinabgezogen, um zum Volke herangebildet zu werden; so zog der Jakob des neuen Bundes, Petrus und seine Söhne, nach Italien, nach Rom, um hier in neuer Gestalt, als Christen, zum Volke des ganzen Erdkreises zu werden. Wie Aegypten an Israel den Dienst der Säugamme versehen, und ihm später noch öfters als Mutter zur Seite gestanden, bis es selbst zur römischen Provinz geworden, so sollte Rom die zeitliche Mutter für das Christenthum werden, und seine Weltherrschaft an den abtreten, der durch Gott den Segen für alle Völker und die Weisheit des Heils in sich trug. Wenn wir seitdem den Apostelfürsten Petrus schon achtzehnhundert Jahre in völlig ruhigem Besitze seines erhabenen Stuhles sehen, so wird uns das nicht befremden, falls wir uns daran erinnern, daß er der stellvertretende Nachfolger dessen ist, der da gesagt hat: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden." — „Petrus! du bist ein Felsenmann, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen"; — dir will ich mein Reich übergeben. — So hat noch kein sterbender König zu seinem Nachfolger gesprochen. Es ist also jenes Wort, das die Welt geschaffen, welches auch den heil. Stuhl in Rom errichtet, daher kein Wunder weiter, wenn er so feststeht als die Pfeiler der Erde, und nur mit ihr zusammenstürzt. Wenn die Gegner des heil. Stuhles in den so klaren Zeugnissen der beiden Apostel, Matth. 16, 18, 19. Joh. 21, 15 — 18., den Primat des Papstes nicht finden, so befremdet uns dieses um so weniger, als diese Leute auch Christum im Evangelium nicht mehr finden. — Noch mehr aber als die Bibel bezeugt die Kirche selbst den Primat des Papstes; denn schon in den ersten Zeiten brachten sogar die orientalischen Bischöfe ihre Streitigkeiten an den römischen Stuhl, und niemals hat jene Partei, gegen die entschieden wurde, geläugnet, daß Rom zur Entscheidung nicht das Recht und die Macht gehabt, und es jetzt keine weitere Berufung mehr gebe. — Dieses Benehmen ist um so auffallender, als die orientalischen Bischöfe selbst auf den Stühlen der berühmtesten Apostel saßen, da in Jeru-

salem Jakobus, der Bruder des Herrn; zu Ephesus der besondere Liebling des Meisters, der heil. Johannes, die Hirten der Gemeinde gewesen; dann, was noch weit mehr ist, lebte der der große, von der ganzen Kirche so hoch verehrte Apostel Johannes noch vierzig Jahre nach dem Hingange des heiligen Petrus, und war somit lange Zeit, nach dem Tode aller Apostel, der Patriarch sämmtlicher Kirchen des Orients, und bei ihm befand sich die Mutter des Herrn, gleichsam als Lehrerin der Kirche, und erhöhte das Ansehen des Apostels um Vieles. Diese Stellung hätte ihm und seinem Sitze das höchste Ansehen in der Kirche verschaffen müssen, wäre nicht schon damals der Primat in Rom anerkannt gewesen; mindestens fanden gewiß hierin die orientalischen Bischöfe keinen Grund, Roms Autorität auch über sie schon jetzt anzuerkennen, zumal in der politischen Stellung Kleinasiens gegen Rom Gründe genug lagen, im eigenen Lande die höchste kirchliche Behörde zu wünschen; je mehr aber die Kirche eines Oberhauptes bedurfte, desto mehr tritt seine Bedeutung und seine Macht hervor, wie die Geschichte durch alle Jahrhunderte bezeugt.

Wer den Primat des römischen Reiches läugnet, dem müssen wir Geschichtskunde und ihr Verständniß gänzlich absprechen.

Schon in dem Verhältnisse der christlichen Religion zum Judenthum liegt die göttliche Anordnung des Primates unserer Kirche nothwendig mit ausgesprochen und gegeben, denn das Judenthum hatte nach göttlicher Anordnung einen Primat im Hohenpriester; das Christenthum, als etwas dem Judenthum nicht Entgegengesetztes, sondern als die Vollendung desselben, mußte diesen Hohenpriester mit sich auf jene Stufe stellen, auf der es selbst steht, der Synagoge gegenüber. Ja, zum Schrecken unserer Gegner behaupten wir sogar: der Papst ist noch weit mehr als bloß das Oberhaupt der katholischen Kirche, von Gott bestellt, er ist in der neuen Welt das Centrum der ganzen Weltgeschichte, und Rom, als Sitz des Papstes, die Königin aller Städte der Erde, wenn uns diese Welt etwas anderes ist, als ein gro-

ßer Acker, uns zu ernähren, und eine große Werkstätte uns zu kleiden. Hat die Menschheit einen bestimmten Zweck ihres Daseyns, der höher liegt, als diese Welt, und ist der Sohn Gottes wahrhaft Mensch geworden, und hat Er mit seiner Kirche und durch dieselbe ein göttliches Weltreich gegründet, dann bewegt sich, wie um Christus und um das Kreuz, so auch um den Papst in Rom die ganze Weltgeschichte; denn er ist der rechtmäßige Nachfolger auf den Thron dieses Gottesreiches, das bestimmt ist, alle Reiche der Welt in sich aufzunehmen, und ihre Zwecke mit den seinigen auf das innigste zu verbinden, so daß alle anderen nur um dieser Verbindung willen Bestand haben. Diese erhabene Idee von dem römischen Primate bestätiget auch die Geschichte durch alle Jahrhunderte seines Bestehens.

Es gewährt einen großartigen Anblick, sich auf die Hügel der Weltstadt zu begeben, und von dort aus die Völker der Erde und ihre Schicksale zu überschauen.

Kaum hat sich der Apostelfürst Petrus auf seinen erhabenen Stuhl in Rom niedergelassen, und schon tritt das Reich Gottes mit dem Reiche der Römer in gewaltigen Kampf, bis endlich Konstantin der Große nur mehr der Beschützer des apostolischen Stuhles seyn will, und deßwegen seine Kaiserstadt dem Apostelfürsten überläßt, obwohl unbewußt, was er thut, und sich als neue Reichsstadt Konstantinopel erbaut; als aber sein Nachfolger in Rom die Kirche Gottes nicht mehr zu schützen vermochte, nahm ihm Gott auch dieses Amt ab, und übertrug es dem Apostelfürsten selbst auf so lange, bis wieder Ordnung in der Welt war, wo es dann Papst Leo III. Karl dem Großen anvertraut, und ihn hiezu zum römischen Kaiser gekrönt hat. In dieser wie in aller Zeit war der apostolische Stuhl wahrhaft ein Fels in wogender See. Alle Völker in ganz Asien sind im Aufstande, und alles gestaltet sich neu; sie stoßen auf die europäischen Nationen, und diese Bewegung theilt sich dem ganzen römischen Reiche mit. Sie aber in ihrem Herzen, in Rom angekommen, vermag keine Rückwirkung

mehr hervorzubringen, und verkündet so allen Gliedern, daß die Lebensverbindung gerissen sei. Ganz Europa ist auf der Wanderung und durch alle Länder ist Krieg; nur der Papst in Rom, als der große Friedensfürst, sitzt ruhig auf seinem Throne; die Völker toben um ihn her, die Barbaren schwingen ihre Schwerter vor seinen Augen, und warfen ihre Brandfackel sogar bis in die geheiligte Stadt; da steht er vom Throne auf und gebietet diesen wilden Horden, und sie gehorchen ihm, denn übermenschliche Majestät umgibt diesen Fürsten, und seine Rede, voll Weisheit und Kraft, macht lenksam selbst das Gemüth eines zürnenden Attila. Größeres hat die Welt noch nie gesehen, als den Papst in Mitte der Völkerwanderung. Wie einst Josua dem Volke Israel seine Plätze angewiesen, doch mit dem Schwerte in der Hand, so ordnete der römische Bischof in dieser Zeit gänzlicher Verwirrung bloß durch sein Ansehen und sein väterliches Wort die Staatsverhältnisse von Europa; wahrte auch in dieser Zeit Wissenschaft und Rechtspflege, Wahrheit und Tugend, und wurde so zum Vater der Völker wie noch Keiner, so lange diese Welt steht. — Soll es uns befremden, wenn wir sehen, wie die Römer diesem Manne einige Schuh Boden zum Geschenke machen, und andere kleine Provinzen sich freiwillig seiner Hoheit unterwerfen. Es ist lächerliche Unwissenheit in der Geschichte, wenn man das gegenwärtige Besitzthum des heil. Stuhls dem Ehrgeize der Päpste zuschreibt, oder gar von Ungerechtigkeit redet; man hätte so etwas einem Fürsten nie vorwerfen sollen, der Herzogthümer, Königreiche und Kaiserkronen an Andere vergibt, für sich aber nur ein Paar Hufen Landes behält. — Ein großer Gegensatz zu dem, was Roms Beherrscher früher gethan. Es ist Gottes Fügung, daß der Papst in Rom ein eigenes Reich besitzt; denn das Römerreich hatte bereits die Kirche groß gezogen, sein Tagwerk war vollbracht, und alt geworden starb es dann; die Familiengüter fielen dem Papste zu, der damals noch allein wie ein Fürst in Italien war. — Nur Päpste von solcher Größe, wie in jener Zeit der heil. Stuhl

sie gesehen, konnten der Welt ein Beispiel von so großer Macht des Geistes und solcher Mäßigung der Gewalt und edelsten Absicht hinstellen, wie es damals geschah, wodurch das Glück aller Völker Europas gegründet wurde. Auch dafür sollten die Päpste nicht geschmäht werden, daß sie im Mittelalter über weltliche Fürsten eine große Macht ausgeübt. Diese Macht haben ihnen die damaligen Verhältnisse in die Hand gegeben. Die damaligen Gesetze machten solches Verfahren ihnen zur Pflicht; die religiöse Anschauung der Völker verlangte dieß, und die Fürsten selbst, außer dem, der gerade mit Rom in Feindschaft stand, billigten es. Wohl ist nicht zu läugnen, daß jene Gesetzgebung zunächst ihren Grund in den Gesetzen der Kirche gehabt, und zwar in der Bußdisciplin. War schon vor der Taufe eine Prüfung dessen nothwendig, der in die Kirche aufgenommen werden wollte, um sich seines rechten Glaubens und seines guten Wandels zu versichern, so mußten jene, die nach der Taufe in große Sünden gefallen, das der Gemeinde gegebene Aergerniß wieder gut gemacht, und gegnügende Beweise ihrer Bekehrung gegeben haben, bevor sie die Wiederversöhnung der Kirche erlangen konnten. — Natürlich stand es nur der Kirche zu, die Bedingungen festzusetzen, unter denen sie die Sünder wieder zur Gemeinschaft und zum Tische des Herrn zulassen wollte. Die Bischöfe setzten damals allein diese Bedingungen fest, und wachten über ihre Erfüllung. Als aber später die Zahl der Büßer zu groß wurde, und der Bischof für dieses Geschäft nicht mehr ausreichte, so stellte er einen eigenen Priester dafür auf, und damit dieser genau nach dem Willen seines Bischofs verfahre, ertheilte er ihm eine bestimmte Bußinstruction, und so entstand die Bußdisciplin, die schon in der ersten Zeit die Büßer in mehrere Classen eingetheilt. Diese Kirchenstrafen waren aber vielfach keine geheimen bloß, sondern öffentliche, indem man den Büßenden in der Kirche verschiedene Plätze angewiesen, und bestimmte religiöse Uebungen vorgeschrieben hat. Sonach war die Kirchenbuße schon in den Tagen der heidnischen Für-

sten zugleich auch eine Art politische Strafe, die dann nach der Richtung der spätern Zeit, in soweit die Politik damals selbst eine christliche und katholische war, sich immer mehr ausbildete, und zuletzt durch bestimmte Gesetze ausgesprochen wurde, welche auch die Staaten gleichfalls in ihre Gesetzbücher aufnahmen, und von ihrem Standpunkte aus als Zwangsmaaßregel über den verhängten, der ihr schuldig geworden. Diese Verhältnisse der ersten Kirche gingen in das Mittelalter über, und die Päpste fanden die Norm ihres Handelns schon vorgezeichnet. Als später die Kirchendisciplin, vorzüglich durch häufigen Mißbrauch des Ablasses erschlaffte, konnten auch die Päpste gegen strafbare Fürsten nicht mehr mit jener Strenge verfahren, wie sie früher gethan, und jene Gewalt, die ihnen vorher nur die Ehrfurcht und das Vertrauen der Fürsten und Völker eingeräumt, wurde ihnen wieder um so mehr entzogen, als das Band um die Kirche sich lockerte, und höheres Interesse mehr in den Hintergrund trat, wozu damals Rom selbst gar vielfach beigetragen. Dann beweisen die christlichen Fürsten selbst durch ihren Titel, da sie sich nennen „von Gottes Gnaden", daß sie zu ihrem Reiche in einem ganz andern Verhältnisse stehen, als zu ihrem Privateigenthum, und daß jener Mann, der auf Erden der Stellvertreter Gottes ist, zu den katholischen Fürsten gleichfalls in einem andern Verhältnisse steht, als früher zu einem heidnisch-römischen Kaiser; — darum stehen die Macht des Papstes und die der Könige sich einander nicht feindlich gegenüber, da sie Beide von Gott sind, und es ihre Pflicht ist, nur in anderer Weise denselben Endzwecken zu dienen. Beide Mächte wandern neben einander und miteinander, nur mit dem Unterschiede, daß das Amt der Kirche die von aufwärts nach abwärts gerichtete, das des Staates ihre von abwärts nach aufwärts gewendete Seite der Menschheit darstellt; denn, um nur an Eines zu erinnern: ist nicht in jedem christlichen Lande die ganze Erziehung mehr oder weniger in die Hände der Priester gelegt? Und hat nicht der Herr zu diesem Stande gesagt: Ihr

seid das Licht der Welt? Und dadurch allein schon ist es dem Staate zur heiligsten Pflicht gemacht, von seiner Seite Alles aufzubieten, einen recht tüchtigen Clerus zu haben, denn er ist die Leuchte des Staates, soll es doch seyn; wie auch die Kirche Alles thut in ihren Vorschriften, gute Priester den Völkern zu geben, die im Stande sind, das Erlösungswerk in seiner ganzen Gnadenfülle bei ihren Untergebenen fortzusetzen; und damit sie erhaben seien über das, was der Welt ist, wie ihr Meister, der gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und ihr Interesse mit dem des Staates nicht in Collission komme, sie auch nicht mit den Laien an einem Joche ziehen, sondern jungfräulich dastehen, wie es die Wahrheit, die Kirche selbst ist: so verpflichtet sie ihr Stand zum Cölibat, und dieß auch deßwegen, weil der Priesterstand der Welt gegenüber wie ein streitendes Kriegsheer ist, und der Gesandte des Himmels seine Sendung entheiligen und das Wort seiner Botschaft entkräften würde, wenn er nicht das Zeichen Dessen an sich trüge, der ihn gesandt hat; auch folgt hierin die Kirche nur dem Beispiele des Staates, dessen Kriegsheere gleichfalls Männer ohne Frauen sind; doch der Hauptgrund des Cölibats ist das heiligste Opfer, das Priesterthum des Clerikers; denn dieses ist ein Opfer der Versöhnung durch den Tod des Heiligsten, daher ein Opfer der Buße und Abtödtung; es ist wie das Leben des Geistes, so auch das Gericht des Fleisches; es ist die Wiederhingabe der Welt an Gott durch den Tod, und der Priester ist hier das Symbol der wiedergeheiligten, gereinigten, jungfräulichen Schöpfung, die sich in ihm ihrem Schöpfer wieder zurückgibt, um bei ihm zu bleiben, und ihr Sehnen am wiedergefundenen Vaterherzen zu befriedigen. Wohl sind diese Dinge der Welt vielfach eine Thorheit, und es ist gut, daß sie dieses ihr sind. — Wer den Zweck des menschlichen Daseyns noch nie recht begriffen, der weiß auch nicht, wozu der Papst in Rom und die Priester, und warum sie gerade so und nicht anders sind; er haßt sie vielleicht wie der Thor die Sonne, weil der Mittag durch sie so schwül gewor-

den, und er keinen Schaden zu finden weiß: er würde aber nicht schreiben, verstände er, daß Gott im Himmel mit den Menschen unaussprechlich liebende Absichten hat, und sie zu einem ganz erhabenen Ziele führen möchte: daß Er den Papst in Rom und die Priester dazu erwählt hat, durch sie diesen Plan auszuführen: daß es nicht allein die Fürsten sind und die Klugheit ihrer Rathgeber, was eigentlich die Welt regiert, sondern Christus Jesus durch seinen Auftrag an die Apostel und ihre Nachfolger: „Gehet hin und lehret alle Völker." — Der Geist ist es auch hier, der die Welt beherrscht, und besonders ist es der Geist, der gegenwärtig Deutschland regiert, denn wir kämpfen einen Principienkampf. Möchte nur dies nur auch recht verstanden werden! Jener Fürst, der sich für die positive Wahrheit entscheidet, und sich an die Spitze der konservativen Strömung der deutschen Geister stellt, er hat die Absicht des Allerhöchsten zu der seinigen gemacht: er hat sich an das Vorwärts der ganzen Menschheit gestellt, und ist so ein Mann des Fortschritts für ihre eigentliche Aufgabe geworden; er nur könnte in diesem Kampfe untergehen, niemals aber seine Sache, so lange die Menschen sich des Zweckes ihres Daseyns bewußt sind. Glücklich die Völker, die seinen Namen einst nennen werden, und noch glücklicher Du, den Gott auserwählt, der größte Monarch des neunzehnten Jahrhunderts in Europa zu seyn! — Denn so viel mag wohl Jeder erkennen, daß diese Bewegungen durch alle Gauen unseres Landes, wie vereinzeltere Glieder sich allmählig zu einem ganzen Leibe zusammenfügen, der dann sicherlich auch sein Haupt verlangt, und geben ihm dieses die Fürsten nicht zur Vollziehung der Absichten Gottes, dann möchte leicht die Gegenpartei, die Schaar des verneinenden Geistes, sich ein Haupt aus ihrer Mitte geben, das es dann halten wird, wie es in Zeiten mancher Monarch bei der Krönung mit der Krone gemacht, und sich diese selbst aufgesetzt, was aber noch niemals ein gutes Ende genommen.

Die Menschheit ist ein Baum; der Stamm bleibt stehen, nur einzelne Aeste und Zweige nimmt der Gärtner hinweg. Welche? — Frage die Geschichte, sie sagt dir, wie er es früher gehalten.

Diese Dinge und noch andere bespricht die Schrift: „Der heilige Stuhl und der römisch-katholische Clerus gegenüber den Angriffen seiner Gegner. Von A. Künzer, Caplan bei St. Dorothea. Breslau, Verlag bei Leuckart, 1845", wie schon die Aufschrift ihres Inhalts bezeugt. Sie zerfällt in zwei Theile: Papst und Clerus. Der erste Theil behandelt die Lehre vom Primat, spricht von seiner Macht im Mittelalter, und von den Segnungen, die durch den Papst der Menschheit zugekommen; der zweite enthält die Lehre vom Priesterthum, und kommt dann auf die Gegner des Priesterthums und der Priester zu reden, und rechtfertiget den Cölibat des Priesterstandes. Der erste Theil wird als historisches Referat den Leser befriedigen, weniger genügend erscheint der zweite, da dieser bei der Wichtigkeit seines Gegenstandes wohl noch eine gründlichere Behandlung verdiente. Die Schrift ist für die lesende Volksklasse geschrieben, und verdient dieser ihrer tüchtigen Gesinnung wegen empfohlen zu werden, besonders denen, die auf Rom nicht gar gut zu sprechen sind. Wer ein gutes Herz und edlen Charakter hat, dem ist es darum zu thun, eine, vielleicht von ihm selbst vielfach geschmähten Sache, besonders wenn sie von Wichtigkeit wäre, besser kennen zu lernen, falls er Gelegenheit hat. Den römischen Stuhl besser kennen zu lernen, bietet diese Schrift eine bequeme Gelegenheit, und Jeder, der sie mit redlichem Herzen gelesen, wird sich mit Vielem versöhnen, was ihm vielleicht bisher in der Kirche ein Anstoß gewesen. Möchte noch öfters und tiefer in die Sache eingehend im Interesse unserer getrennten Brüder das besprochen werden, was Deutschland dem heiligen Stuhl verdankt.

XLVII.

Literatur.

Die Cäsaren. Geschichte der Cäsaren bis auf Nero. Aus dem Französischen des Grafen Franz v. Champagny. Von Albin Bischoff. Erster Band. Wien 1845. Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

Wir haben öfters Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern den Namen Champagny zu nennen; die Leser kennen daher seine Gesinnung, und werden sich mit uns darüber freuen, daß wir ihnen nun den ersten Band einer deutschen Uebersetzung seines Werkes über die Cäsaren ankündigen können, über welches bereits Band XIII, Seite 467 ihnen Bericht erstattet wurde.

Dieser Band behandelt die drei ersten aus der Kaiserreihe: den Julius Cäsar, Augustus und Tiberius. In einer Zeit, wo der alte heidnische Unglaube mit einer züggellosen Unsittlichkeit im Bunde wieder mächtig auftaucht; wo so viele, im Dienste des Geistes der Zerstörung, mit giftigem Zahne und höllischem Ingrimme an den Bändern menschlicher und göttlicher Ordnung nagen und reißen; wo die Frechheit den Mantel der Freiheit umwirft; wo der Atheismus Kanzel und Catheder besteigt, und die servile Erschlaffung, die Feigheit, die Selbstvergessenheit, die Indolenz und Charakterlosigkeit der Einen mit der bübischen Zuchtlosigkeit, der egoistischen Demagogie und Volksschmeichelei, der maaß- und zielosen Wühlerei der Andern wetteifert, in einer solchen Zeit mag es nicht leicht eine heilsamere und passendere Lectüre geben, als die Betrachtung jener Zeiten, in welchen der gnadenreiche Stern

Bethlehems im Osten erschien, und die Sonne der verderbten Roma im Abendlande, trotz allem bezaubernden Glanze, dem Untergange sich zuneigte. Mögen die Einen oder die Anderen sich jene Zeiten zur Warnung und Belehrung dienen lassen, und das entsetzliche Unglück der römischen Welt als eine gerechte Strafe ihrer Verderbniß und gränzenlosen Niederträchtigkeit ansehen; mögen sie daraus erkennen, daß blutige, wollusttrunkene Tyrannei mit feigem Sclavensinne immer Hand in Hand geht, und beide sich wechselweise bedingen; mögen sie vor Allem aber sich zu der rettenden Hand, die ihnen von oben geboten wird, hingezogen fühlen.

Ein neuerer, tiefsinniger Dichter, der aber nach Weise des Tacitus seine Perlen in eine rauhe, stachelumpanzerte Schale zu bergen liebt, hat diese Empfindung in einem seiner vierhundert und fünfzig Sonette geschildert, es ist der Ausruf eines edlen, zornerglühten, tieffühlenden Herzens, der eben sowohl für uns gilt, wie ein christlicher Römer jener gräuelvollen Cäsarenzeit ihn seinem unglücklichen Vaterlande hätte zurufen können:

Ach, unsers Volkes Tugenden, sie flohen,
Des Lebens Reiz und Anmuth sind dahin!
Wo blieb der weise, kräftig inn'ge Sinn
Der Männer, unsres Vaterland's Heroen?

Und Todesschlünd' und Wetter es umdrohen.
Schwach und verkehrt! was bringt uns noch Gewinn?
O nur ein Ausweg ist uns noch verliehn;
Heran auf ihn, ihr Muth'gen, Hoffnungsfrohen!

Ein Kleinod nur ist in dem grausen, trüben
Gewirr der Zeit noch unverletzt geblieben;
In Majestät unsichtbar auf dem Thron

Herrscht ewig jung noch die Religion;
Dran hängt eu'r ganzes Hoffen, Streben, Lieben,
Sie einzig noch zollt großer Mühe Lohn.*)

*) Welt und Glauben. Münster 1844. Verlag von J. H. Deiters.

XLVIII.

Nachruf an Clemens August.

Zur Gedächtnißfeier des zwanzigsten Novembers.

Wer den Charakter des katholischen Volkes, wie er durch alle Länder und Völker, in Uebereinstimmung mit sich selbst, und doch immer verschieden von den andern Mitbewohnern des Landes überall hervortritt, sich genügend erklären will, der lerne vorerst seine Religion kennen, und alles Uebrige wird ihm dann verständlich seyn. Der Katholik glaubt nicht bloß, sondern ist dessen gewiß, daß seine Religion die wahre, daß ihre Lehrsumme in sich abgeschlossen und unveränderlich sei, und daß diese Religion fortdauere bis an's Ende der Welt. Die Gewißheit dieser Ueberzeugung macht ihn ruhig und friedfertig; denn wer schon alles hat, was er braucht und will, läßt jeden Andern ruhig seinen Weg ziehen, und ist völlig unbekümmert um sein Rennen und Laufen, so lange nicht dem eigenen Besitzthum Gefahr droht. Allein dieser selige Besitz, der noch die Verheißung der ewigen Dauer für sich hat, führt die Menschen, wie sie sind, gar leicht zu jenem dolce far niente der Italiener, was der Religion durch alle Jahrhunderte so unaussprechlich vielen Schaden zugefügt hat. Gott aber, der die Welt zunächst durch die Religion regiert, wußte immer Mittel zu finden, diesen Tod des höhern Lebens abzuwenden. Das gewöhnlichste, das Er schon im alten Bunde bei den Kindern

Israels so oft angewendet, bestand darin, daß Er ihnen Feinde ihrer Religion im eigenen Lande ließ; sie öfters mitten unter ihre Feinde in die Gefangenschaft führte, und es sogar duldete, daß dem Tempel in Jerusalem die Anbetung auf Garizim entgegengestellt wurde, um das Reich Juda fortwährend zu reizen, unbeugsam bei den Satzungen der Väter, und bei der wahren Religion Jehovas zu verharren. Wie es der Herr hiemit im alten Bunde gehalten, so geschah es im neuen wieder. Hat Er ja doch selbst gesagt, daß Aergernisse kommen müssen, und sein Apostel versichert die Korinther: „Spaltungen müssen unter euch seyn, damit die Bewährten offenbar werden unter euch." — Stehendes Wasser geht in Fäulniß über; alles Leben ist an die Bewegung gebunden. Die Katholiken bedürfen auch einer Anregung, damit sie nicht vom Schlaf übermannt werden, und dann kein Oel in der Lampe haben, wenn der Bräutigam kommt. Aus diesem Grunde ließ es Gott geschehen, daß die wahre Kirche schon vom Anfange an mit vielen Feinden zu kämpfen hatte, und ihr die Häresien mehr zu schaffen machten, als der Zorn der heidnischen Kaiser. So ist auch der Protestantismus uns zum Heile entstanden, und wir tragen kein Bedenken, auf ihn die Worte des Apostels anzuwenden: Um uns in der wahren Religion zu erhalten, wurden sie dem Irrthume hingegeben. Haben wir uns in der Wahrheit und Tugend der Väter gefestigt, dann ist ein Grund ihrer Hinwegführung in die Gefangenschaft gefallen, und sind sie an den Flüssen Babylons zu besserer Einsicht gekommen, dann ist der zweite Grund gehoben, und Israel wird wiederum ein Volk seyn.

Wann solches geschieht, wissen wir nicht; wir können nur beten, daß der Herr die Tage auch dieser Trübsale abkürzen möge; — doch soll dem Gebete die nöthige That zum Zwecke nicht fehlen, daß es aber geschieht, dürfen wir gläubig hoffen; denn nach Allem, was Gott in diesen Tagen gethan, scheint Er uns helfen zu wollen, und ein neuer Beweis hiefür ist, daß Er uns den Erzbischof Clemens August gegeben.

Dieser Mann war ein Liebling Gottes von Jugend auf, und weil ihn unsere eitle und flache Zeit nicht verstanden, so sagt sie von ihm, er habe einen ganz eigenthümlichen Charakter besessen. Wer seinem Gott näher steht, findet sich dadurch mitten in's Leben der Schöpfung hingestellt; alles lebt in ihm, und er lebt für Alles. So stand Clemens August in der Welt. Er war ein großer Freund der Natur als des Bildes seines Schöpfers, und seine Liebe hiefür sprach sich in den Bildern aus, die sein Pinsel gemalt; trat aber seine Seele in den unmittelbaren Verkehr mit Gott, dann wurde seine Sprache Poesie und sein Wort zum Liede; er nahm, wie David gethan, die Harfe zur Hand, und sang das Lob des Herrn in der Freude seines Herzens. Zart war sein Gemüth auch im vollen Mannesalter, denn das Salböl der Liebe träufelte fortwährend in alle Falten seines Herzens, und Gutesthun war der Grundcharakter seines ganzen Wesens. Er verstand die hohe Sendung eines Priesters auch hierin, und hielt sich vorzüglich für den Stellvertreter Gottes den Armen, den Kranken und den Verlassenen gegenüber; selbst die armen Vögelein, die man auf den Markt gebracht, fanden an ihm einen Erlöser; er kaufte sie, nahm sie nach Haus, bewirthete sie noch recht gastfreundlich, und sah dann mit kindlichem Vergnügen, wie die kleinen Gäste so lustig durch die Lüfte dahinzogen, froh ihrer Freiheit. Doch war ihm das Leben kein Spiel, und die Tage schienen ihm nicht gegeben zum Zeitvertreib. Den ganzen Ernst seines Daseyns erfassend, war er mit Eifer dem Studium ergeben, und verstand deßwegen mehrere ältere und neuere Sprachen; wie gesund und entschieden sein Urtheil geworden, beweisen seine Schriften; sein wichtiges Amt als Generalvicar und Weihbischof von Münster durch so viele Jahre und unter so schwierigen Verhältnissen bezeugt seinen praktischen und klugen Verstand; und seine Charakterfestigkeit verehrt die ganze Kirche, und nach Jahrhunderten wird sie Deutschland noch rühmen. Dieser Mann verstand es, mit der lieblichen Einfalt und Kindlichkeit seines Wesens, da, wo es noth thut

und das wußte er genau, auch hohen Ernst zu verbinden, und weil es etwas schwer ist, hierin solche Meisterschaft zu erringen, wie er sie besaß, so müssen wir davon noch ein Wort weiter reden. Der große Erzbischof war seinem Charakter nach schlicht, freundlich und herablassend; er sprach mit dem Niedrigsten im Volke wie mit Seinesgleichen, und behandelte den letzten Hilfspriester, als wäre er blos sein Pfarrer und älterer Freund; man konnte versucht seyn, zu glauben, er habe gänzlich vergessen, daß er Erzbischof sei, ohne daß seinem Benehmen die hohe Würde seines Standes gefehlt hätte; dagegen fanden schon damals, wo er noch im Amte war, öfters Leute von Stand und Ansehen bei ihm entweder gar keinen Zutritt, oder wurden ohne viele Umstände, nachdem das blos Nöthige gesprochen war, mit wenigen und ernsten Worten entlassen. Dieses oft so verschiedene Benehmen war nicht Sache der Laune, sondern seiner Grundsätze. Er wußte klar, was er wollte, und kannte die Menschen weit besser, als man so glauben möchte. Erhaben über Persönlichkeiten, und sollten sie auch noch so glänzend seyn, war es ihm nur um die Sache zu thun. Darum schien es der Welt, die nicht selten mit klug einstudirter Rolle sein Zimmer betrat, er wäre nicht recht klug; denn er hörte ihre Lockpfeife, ohne eine Miene zu verziehen, und ihre Klaglieder, ohne einzustimmen. Zu diesem Benehmen erzogen ihn schon seine Jugendbildung, noch mehr aber die Erfahrungen seines bewegten Lebens, und besonders sein häufiger Umgang mit Gott. Ueber das, was Sache seines Amtes und der kirchlichen Verhältnisse war, dachte er viel nach, redete aber wenig, und nur mit seinen Vertrauten; durch klare Anschauung seiner Verhältnisse im hohen Grade selbstständig, besaß er eine solch große Liebe zu Gott und zu seiner Kirche, daß er eher in den Tod gegangen, als seiner Pflicht auch nur das Mindeste vergeben hätte, wie eine Aeußerung von ihm über seine Wegführung nach Minden beweist: „Hätte ich ihnen auch nur Nagelschwarz nachgegeben, sie hätten mich im Amte gelassen, aber ich habe es nicht gethan." So geartet,

wurde er Erzbiſchof von Cöln, nicht ohne beſondere höhere Fügung Gottes. Wir wiſſen Alle, wie lang er es geblieben; welche Umſtände ihn von ſeinem Stuhle entfernt, und wie es zuletzt mit ihm geendet hat.

Ein anderer großer Mann ſchloß einſt ſein thatenreiches Leben mit den Worten: „Ich habe das Recht geliebt, das Unrecht gehaßt, darum ſterbe ich im Exil.“ Gregor VII. kämpfte mit nie geſehener Kraft, um die Kirche aus der Knechtſchaft der Fürſten wieder zu befreien, und den Clerus zu größerer Heiligkeit des Lebens zurückzuführen; an dem Erzbiſchof Hanno von Cöln fand er für Deutſchland einen rüſtigen Mitkämpfer. Gregor XVI. die Knechtſchaft der Kirche in Deutſchland gar wohl erkennend, in welche ſie die Miſchehen ſchon gebracht, und die ihr noch gefährlicher zu werden drohten, erhob ſeine Stimme beſonders nach dieſem Lande hin; und da war es wieder der Erzbiſchof von Cöln, Clemens Auguſt, an dem er einen Mann im Kampfe für die Kirchenfreiheit vorgefunden, würdig der erſten Jahrhunderte der Kirche; der das Oberhaupt der Chriſtenheit mit der eifrigſten Ergebung verehrte, und das Wort des heiligen Vaters höher anſchlug, als ſeinen Erzbiſchofſtuhl, ſeine Freiheit und ſein Leben. Denn was ihm begegnet, iſt ihm nicht von ungefähr überkommen, und nicht irgend ein Verſehen, oder die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters iſt die Urſache deſſen, was mit ihm geworden. Er kannte ſeine ganze Stellung, und ſeine ganze Umgebung bis in die weiteſten Kreiſe, wie nur ſelten ein Kirchenfürſt bei ſo dickem Herbſtnebel, wie am 20. Nov. 1837 gelegen, ſein Terrain erkannt hat, und deßwegen vermochte er ſeinen Vertrauteſten ſchon voraus zu ſagen, was man in Berlin thun, und was noch weit mehr iſt, in welcher Form zuletzt der heilige Stuhl die Sache beizulegen, und der Kirche am Rheine den Frieden wiederzugeben bemüht ſeyn werde. Hier am Grabe des Erzbiſchofs dürfte der Ort ſeyn, einige Worte über jenen Friedensſchluß zu ſagen, in Folge deſſen er nicht wieder auf

den erzbischöflichen Stuhl zurückkehrte, und nun, statt in dem Dom von Cöln, in dem von Münster begraben liegt.

Wie am Rhein und in Westphalen die Sage verlautete, so willigte er nur widerstrebend und mit schwerem und besorgten Herzen in die Bedingungen dieses Friedens ein. Ist dieß, was wir nicht verbürgen können, da er selbst sich darüber nicht öffentlich ausgesprochen, wirklich der Fall gewesen, so theilte er hierin die Gesinnung gar mancher ihrer Kirche treu ergebenen Katholiken. Gewiß aber war alsdann nicht das persönliche Opfer, welches von ihm gefordert wurde, der Grund seiner Sorge und seines Widerstrebens; denn sein ganzes Leben zeugt dafür, daß sein persönliches Interesse die letzte Rücksicht war, an die er dachte, immer bereit, sich selbst und all das Seine seinem Gotte darzubringen. Es waren vielmehr die Besorgnisse, wie die Feinde der Kirche dieß zum Besten des Friedens von ihm freiwillig gebrachte Opfer, künftig als ein Präcedens zur Knechtung der Kirche in Anwendung bringen könnten. Denn er hatte nichts gethan, als was er seinem Amte und seiner Kirche schuldig war, und wozu ihn die dieser Kirche in Deutschland gewährleistete Freiheit berechtigte; und doch sollte er als eine der Regierung persona ingrata nicht mehr auf den Stuhl zurückkehren, von welchem ihn die Staatsgewalt einseitig entfernt hatte. Daß er in ein solches Vorkommniß nur mit besorgtem Herzen einwilligte, ist daher wohl erklärlich, und daß die Besorgnisse der Katholiken in dieser Beziehung keineswegs ungegründet waren, das hat der Erfolg gezeigt; indem die Staatsgewalt bemüht war, das, was ihr von Rom als freiwilliges Opfer zum Besten des Friedens hier in dem einzelnen Falle nachgegeben war, nun für die Zukunft in ein Zwangsgesetz umzuwandeln; welches, wenn es zur Ausführung gelangte, die Kirche und ihre Diener der Willkühr des Staates völlig preisgeben würde. Das beweiset der Entwurf des preußischen Strafgesetzbuches, der in seinem §. 621 über die Verbrechen der Geistlichen Folgendes bestimmt: „Geistliche, welche den landesgesetzlichen Vorschriften oder landesherrlichen Anordnungen, oder

verläugnung genug besaß, um den Feinden der Kirche nicht den Triumph zu bereiten, als wäre ein Wort der Anklage oder des Murrens aus seinem Munde entschlüpft. Rom hatte das Opfer gefordert und er es schweigend dargebracht, und alle Katholiken mit ihm, aus deren Mitte nicht minder kein Laut der Klage oder Anklage die Friedensfeier gestört hat.

So schuf das Cölner Ereigniß auch das Gute, daß Deutschland mit Rom in eine engere kirchliche Verbindung trat, obwohl der deutsche Episcopat noch lange nicht mit Rom so befreundet ist, wie der französische, ungeachtet seiner gallikanischen Artikel, was wir von ganzer Seele bedauern. Denn es liegt in der Natur der Sache, je inniger die Bischöfe einer Nation mit dem Papste in Verbindung stehen, desto lebenskräftiger ist dann auch ihre Verbindung unter einander, desto größer ihr Ansehen, desto kräftiger ihr Wirken. Wie oft ist in Frankreich der Hirtenbrief eines Bischofes eine wahre Thatsache für's ganze Land. Der deutsche Charakter spricht sich auch nach dieser Richtung hin aus; wir sind zu selbstgenügsam und abgeschlossen; haben vielleicht auch zu viel kirchliches Selbstgefühl, und Einzelne der Unsrigen überschätzen oft sich und uns Rom gegenüber. Wir wissen aber nur zu gut, daß wir die Kirche nicht sind, und sie auch ohne uns gar wohl bestehen kann. Die Kirche als solche ist an kein Land, und an keinen Bischof ausschließend, sondern nur an den Papst allein gebunden. Der Papst trägt und hält die Kirche im Namen Gottes. Sind wir aber auch nicht die Kirche, und nicht einmal ein nothwendiger Theil derselben; so sind wir doch Millionen Katholiken, und vor dem, der uns die Kirche gegeben, gilt ein Einziger an sich so viel, als Alle. Wir sagen dieses, weil wir gar sehr wünschen, Rom möchte vorzüglich in diesen Tagen der Glaubensgährung ein ganz besonderes Interesse an Deutschland nehmen; nicht bloß sich mit einer allgemeinen Einsicht und Kenntniß der deutschen Zustände durch seine Legaten begnügen, sondern in aller Weise einen innigern Lebensverkehr herzustellen bemüht seyn. Man darf diesen Verkehr nicht mit einem

Digitized by Google

Gesinnung ist nicht kirchlich genug, und man will deßwegen nicht viel vom Papste wissen; dann sind es die Fürsten, die es meist gern sehen, wenn die Landesbischöfe, so viel als nur möglich, selbstständig dastehen, wie man sagt; und endlich ist es die menschliche Schwäche im speciellen Fall, die sich lieber von einem Fremden etwas sagen läßt, als von dem Eigener des Hauses, warum oft Bischöfe lieber das schwere Joch der Regierung, als die leichte Bürde des heiligen Stuhls ertragen wollen.

Diese Dinge sind auch die Quelle der gallikanischen Artikel und der Emser-Punktation gewesen. Was Rom betrifft, müssen wir gerecht seyn, und anerkennen, daß seine Macht über die Bischöfe nicht Herrschsucht und Anmaßung ist, sondern theils von dem Herren, theils durch die Geschichte dem heiligen Stuhl übertragen wurde. Es liegt in der Natur der Sache, daß allgemeine kirchliche Verordnungen von dem einzelnen Bischofe nicht willkührlich wieder geändert werden dürfen, und daß dadurch jedes Concilium die Macht des Papstes vermehrt hat, wie dieses auch dadurch geschah, daß einzelne Bischöfe ihre Pflicht oft nicht erfüllen konnten oder nicht wollten, was das Einschreiten des heiligen Stuhles wiederholt nothwendig machte, und zuletzt ein Recht des Papstes wurde. Es handelt sich hier natürlich nicht von der absoluten Macht des Papstes, die er im gesetzlichen Nothfall überall und über Alle hat, sondern von seiner relativen Gewalt gegen die Bischöfe außer dem römischen Staate im normalen Zustande ihres Wirkens. Die absolute Gewalt Roms würde die Bischöfe in die entgegengesetzte Richtung führen, den Fürsten in die Arme, und die Kirche solchen Landes in die Knechtschaft, wie die Geschichte lehrt, und sollte schon deßwillen niemals als Grundsatz aufgestellt worden seyn. Kam es auf dem Concilium zu Trient, als die Frage de residentia episcoporum jure divino aufgeworfen wurde, zu keiner Verhandlung, weil Rom nicht gewollt, daß darüber verhandelt werde, so wurde doch bestimmt: „daß die Bi-

Ich Isaac von Heinrich Bauli, Burger zu Bern, thun kund mit dem Brief, als ich Ursula Hagenbuchin, Hansen Hagenbuchs, Burgers zu Bern, Tochter, zu der Ehe genommen und gehabt hab, und sie mir mit Tod abgangen ist, und wir beide Kinder miteinander gehabt haben, nämlich Heinrich und Bendicht, und sie mir über die Kinder beschaffen hat, wie sie mir und ihnen gut dünkt, und ich ihr auch, wie ich ihr gut dünkt, und wir uns beide darüber gegen einander verschrieben haben, wie solches in unsern Briefen, so wir darüber gegeben haben, eigentlich begriffen ist, so ist mir, als ich mir, und sie mir, als sie ihr, und wir beide den Kindern, als wir uns beide, und sie uns, als wir ihnen gut dünkt, und wir uns beide gegen einander verschrieben haben, wie solches in unsern Briefen, so wir darüber gegeben haben, eigentlich begriffen ist, von den Vormündern, so wir darüber gesetzt haben, nämlich Hans Hagenbuch, Burger zu Bern, und Hans Bendicht Bauli, Burger zu Bern, und Hans Bendichtsohn, so wir darüber gesetzt haben

Mit Recht hat ihm sein Nachfolger, im Geiste aller Katholiken, nachgerufen: „Wie viel Gutes seit dem 20. Mai 1836, als dem Tage, wo er den Stuhl der Cölnischen Metropolitankirche einnahm, wie viel Rechtes und Wahres er vor Gott seinem Herrn durch allgemeine Verbesserung der Verwaltung im Hause Gottes gewirkt, und welch großartiges Beispiel von Starkmuth und Duldsamkeit er gegeben, uns und der ganzen katholischen Welt, als von seinem Sitze er entfernt worden; dieß hat der heilige apostolische Stuhl lobend öffentlich anerkannt, und von den spätesten Nachkommen wird es in lautem Jubel gepriesen werden. Der katholischen Kirche Glanz und Zierde und als guter Hirt ragte er, wie neben ihm Keiner, über sein Zeitalter weit hinaus und wird künftigen Zeiten vorleuchten, als der würdigste Oberhirte, groß durch seinen Eifer, durch seine Frömmigkeit noch größer, aber am größten durch seine Geduld."

Möge, wie sein Nachfolger ihn in diesen Worten geehrt, auch der ganze deutsche Clerus ihn ehren, und durch diesen Mann belehrt, seiner Stellung sich doch ja recht klar bewußt werden! Seine Stärke in Gott wird durch festes und inniges Anschließen an die Bischöfe um gar Vieles vermehrt, wenn sie nicht selbst die Bedingung eines kräftigen Clerus wäre. Der Bischof ist das Herz der Diöcese; sein Leben theilt sich seinen Priestern mit, die in geistiger Beziehung die Glieder seines Leibes sind, und sein größtes Tagwerk besteht sicherlich darin, den Clerus zu sich hinaufzuziehen, wie ein Vater seine Kinder, damit Dieser fähig sei, von ihm Leben zu empfangen; denn wo die geistige

---

erkennung gewinnt, darauf bedacht seyn, in dem Kreise seiner Leser und Mitarbeiter die einzelnen Züge aus diesem segensreichen Leben zu sammeln, damit sie für einen künftigen Biographen aufbewahrt bleiben, und nicht, wie so Vieles aus unserer deutschen Geschichte, mit ihren Augenzeugen und ihren nächsten Erben in das Grab der Vergessenheit hinabsinken. Es wäre dieß eine verdienstvolle Aufgabe, von der wir sehr wünschen, daß ihre Lösung nicht hinausgeschoben werde, bis das Andenken seine Frische verloren hat.

XIII.

Zur Kenntniss der Zirconia-Mineralien.

Von

Rudolf Hermann

(Mittheilung aus dem Laboratorium des Prof. Rammelsberg in Berlin.)

Als Mineralien von der Formel ZrO_2 sind bekanntlich der Baddeleyit und der Zirkelith zu betrachten, ersterer, ein Fluorzirconium- und Eisenoxyd- oder Titansäure-haltiger Brookit, letzterer, ein Titansäure-haltiger Pyrochlor. Ausserdem ist noch ein Mineral bekannt, welches ebenfalls ZrO_2 enthält, das Zirkon, welches aber, wie schon oft nachgewiesen, ein Zirconsilicat ist. Ich habe nun in der Literatur noch ein Mineral gefunden, welches ebenfalls ZrO_2 enthalten soll, und zwar in grosser Menge, das Eudialyt. Ich habe mir nun die Aufgabe gestellt, diesen Eudialyt zu untersuchen, um zu sehen, ob er wirklich ZrO_2 enthält, und wenn ja, in welcher Menge. Ich habe mir zu diesem Zwecke eine grosse Menge Eudialyt von Grönland kommen lassen, und zwar durch die Güte des Herrn Prof. Rammelsberg, welcher mir auch das Material zu meiner Arbeit überliess, wofür ich ihm hier meinen besten Dank sage.

Lleuddynarth, Ll., 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70,

NOTE.

Real Estate Will Accumulate Value

The Location is the Secret of Success

For Prices Apply to

Or Address

Or Call at Office

Or Telephone

Or Telegraph

Or Write

Or Call at Office

Or Telephone

Or Telegraph

Or Write

Beschränkung, die Kapitalien und Arbeit in ihrer Bewegung erfahren, ist es, daß sie nicht ohne weiteres von einem Zweige der Produktion in einen andern übergehen können. Wenn z. B. die Nachfrage nach Kapital in einem Zweige der Produktion größer ist als in einem andern, so kann es nicht ohne weiteres aus dem letzteren in den ersteren übergehen, sondern es muß zuvor in Geld verwandelt werden, und dann erst kann es in den Zweig der Produktion eintreten, in welchem es größeren Gewinn abwirft. Ebenso ist es mit der Arbeit. Wenn z. B. die Nachfrage nach Arbeit in einem Zweige der Produktion größer ist als in einem andern, so kann sie nicht ohne weiteres aus dem letzteren in den ersteren übergehen, sondern sie muß zuvor in Geld verwandelt werden, und dann erst kann sie in den Zweig der Produktion eintreten, in welchem sie größeren Lohn abwirft. Diese Beschränkung ist es, welche die Ungleichheit des Gewinnes und des Lohnes in den verschiedenen Zweigen der Produktion hervorruft.

Abteilung, die zweite Richtung, wie schon erwähnt, durch Richard Muther, die dritte durch Julius Meier-Graefe vertreten. Ich will mich nicht darüber verbreiten, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Recht haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Unrecht haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Talent haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Geschmack haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Kenntnisse haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Stil haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Gedanken haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Phrasen machen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Ideen haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Bilder sehen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Bücher lesen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Menschen kennen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Leben haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Kunst haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Kritik haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Persönlichkeit haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe haben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe sind, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe sein wollen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe scheinen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe werden, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe bleiben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe sterben, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe auferstehen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe in den Himmel kommen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe in die Hölle kommen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe in das Fegefeuer kommen, ob Muther oder Meier-Graefe mehr Muther oder Meier-Graefe in den Limbus

nig schicken, als in die römisch-katholischen Schulen, über denen noch das Dunkel der Urnacht, die Finsterniß des Mittelalters schwebe. Und zwar müssen die Schullehrer der „deutsch-katholischen Kirche" so gut besoldet werden, wie die Pfarrer. An Geld dazu werde es nicht fehlen, das deutsche Volk habe Geld genug. Es habe 1812 bis 15 große Opfer gebracht und werde sie wieder bringen, denn die Reformation, seine Reformation sei nicht für eine Confession, sondern für die Menschheit. Nach Ronge spricht Heribert Rau aus Frankfurt über die Frage: Was sollen und was wollen wir? Und nachdem er gezeigt hat, was er freilich nicht will, daß er selbst nicht recht weiß, was er soll und will, ertönt ein Chorgesang. Hierauf besteigen nach einander Körner aus Elberfeld und Immand aus Crefeld die Rednerbühne, und sobald der Letzte geendet, springt Prädicant Kerbler mit dem Hute hinauf und thut eine Ansprache an die deutsch-katholische Mildthätigkeit. Während die Collecte vor sich geht, sucht Dr. Duller ein Bild des deutschen Volkes zu entwerfen, wie es durch diese zweite Reformation werden solle und werde. Satanisches Hohngelächter im Hintergrund. Dowiat tritt auf und entwickelt den Begriff der Religion nach Anleitung von Feuerbach's „Wesen des Christenthums", aber nicht in trockener philosophischer, sondern in so blumenreicher, sentimental-poetischer Sprache, daß mehrere der anwesenden Damen die Augen trocknen müssen, andere noch zartfühlendere sogar einer Ohnmacht nahe sind. Der Präsident hebt sofort die Versammlung auf, und begibt sich mit Ronge und den übrigen Vätern der „Kirche" in den Restaurationssaal, wohin sich auch Schreiber dieses vom Strudel fortreißen läßt, um mit eigenen Augen zu sehen, wie man bei Wein, Forellen und Rehbraten Weltgeschichte macht.

Dritter Aufzug. Der Schauplatz ist dießmal das Lokal der reformirten Gemeinde in Stuttgart. Gesang, sodann zwei Predigten, die eine von Ronge, die andere von Dowiat, jene von vulgär-rationalistischem, diese von speculativ-rationalistischem (junghegel'schen) Standpunkt. Hierauf noch eine

Rede von Ronge zur Ausdeutung des Abendmahls nach Zwinglischer Weise, mit Austheilung von Brod und Wein an die Gemeinde. Zum Schluß wieder Gesang. Hier fällt der Vorhang, denn das Stück ist aus.

Ja wohl, die Posse ist aus, denn dieses ist der Totaleindruck, den ich vom Ganzen davon trug. Eine Posse, eine gotteslästerliche Posse war dieses vielbesprochene, sogenannte deutsch-katholische Concil, eine Posse von Anfang bis zu Ende, im Ganzen wie im Einzelnen. Es liegt aber eine furchtbare Ironie darin. Nehmen wir zuerst den Hauptheldn, Johannes Ronge, so sehen wir in ihm einen Mann, der das gerade Gegentheil eines Reformators darstellt, ein gelecktes, ein geschniegeltes und gestriegeltes Männchen, einen wahren jeune amoureux für das Vaudeville. Selbst der Stuttgarter „Beobachter", in neuerer Zeit ein enthusiastischer Lobredner des Mannes, entdeckte nur in seinem Auge, nämlich in dem „stillen, sinnigen Glanz", in dem „stillen, sinnigen, auf die Oberfläche heraustretenden, gemüthlich schwärmerischen Feuer" desselben etwas Höheres, etwas Reformatorisches. „Hätte ich", gesteht er, „an Hrn. Ronge diesen Einen Zug nicht bemerkt, so würde ich durchaus gezweifelt haben, daß er den Beruf, welchen er in seinem äußerlichen Auftreten kund werden läßt (?), auch innerlich habe. Denn der leichte Gang dieses jungen Mannes, der elastische Schritt, die zierliche unter der mittleren stehende Größe, der schlanke Wuchs, der durch einen eng anschließenden, sehr eleganten Anzug sich sehr vortheilhaft hervorhebt, das leichte Wesen, wodurch er sich auszeichnet, der gesellige Ton, das Behagen, womit er seinen Wein trinkt, und Krebse schält und die süße Birne dazu ißt, lassen in ihm eher einen jener harmlosen, sinnigen Gesellschafter vermuthen, die man lieben muß, wenn man mit ihnen in Berührung kommt, als einen großen, welterschütternden Reformator (!)." Ja wohl sollte man, wenn man diesen Tanzmeister ansieht, Alles eher vermuthen, als das, daß ein solches Männchen sich für einen Reformator hält, und zwar

für einen „großen, welterschütternden Reformator"; noch weniger sollte man glauben, daß auch andere Leute, und nicht bloß die Hunderte des vivatbrüllenden Troßes, sondern auch solche, die in andern Dingen nicht ohne Verstand sind, ihn dafür halten. Aber das ist eben die Ironie der Sache. Man macht sich weiß, ein Reformator zu seyn, oder einen Reformator, einen Mann des Jahrhunderts vor sich zu haben, und glaubt es im Grunde selbst nicht. Und zwar hebt der Zufall aus Hunderttausenden gerade denjenigen zu dieser gemachten Reformatorsrolle empor, der, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will, am allerwenigsten dazu gemacht scheint. Ich spreche hier nicht sowohl von der unreformatorischen, heldenrollenwidrigen Figur des Mannes, — diese ist in unserer Zeit Nebensache, und die Formen sind überhaupt jetzt andere, als vor dreihundert Jahren, — als vielmehr von seinem bisherigen Auftreten überhaupt. In seinem offenen Brief an den Bischof Arnoldi, dieser schlechten Copie der 95 Thesen Luther's, hatte er die erste Probe seiner Ignoranz abgelegt, einer Ignoranz, welche sich hinter einer eben so großen Unverschämtheit nur schlecht verbirgt. Von diesem Brief wäre in weiteren Kreisen nie die Rede geworden, wäre der Schreiber nicht ein Priester gewesen, aber — ein Priester, ein katholischer Caplan und ein solcher Ton gegen einen Bischof — — — das war unerhört, das war neu, das war pikant! Alles, was er sonst bisher geschrieben hat, ist, wie seine eigenen Anhänger zugeben, völlig bedeutungslos. In seinen Reden und Predigten aber, welche von logischer Durcharbeitung nie die entfernteste Spur zeigen, wiederholen sich mit denselben Worten immer wieder dieselben Gedanken, oder vielmehr Gedankenlosigkeiten, dieselben stehenden Phrasen und Tiraden von „falschen und gefährlichen Satzungen Roms und der Hierarchie", von jener „finstern Nacht, welche Unwissenheit, Aberglauben und geistige Knechtschaft verbreitet habe", von der „herrschersüchtigen Priesterkaste, die der Gemeinde ihre Rechte genommen, die Vernunft für sich zum Monopol gemacht, und für alle übrigen Menschen für

Blendwerk des bösen Geistes erklärt habe", von der „schleichenden List des Jesuitismus, wodurch Rom und die Hierarchie die Völker in Banden gehalten habe" u. s. f. u. s. f. Den stehenden Gegensatz hiezu bilden sodann die schmeichelhaftesten Selbstlobpreisungen ob der großen Aufgabe, die ihm (dem Ronge) zu Theil geworden, da „das Wohl und Heil der Menschheit (von ihm und seinem Anhange) nicht für gestern und heute, sondern für Jahrhunderte und Jahrtausende zu erstreben sei", ob dem von ihm unternommenen großen „Kampf gegen die römische Tyrannei und Finsterniß, für die Ehre und Geistesfreiheit des Vaterlandes", überhaupt ob der großen That dieser „neuen, zweiten Reformation, für welche sich Millionen (!) schon erhoben haben, und in kurzer Zeit noch andere Millionen sich erheben werden *)." Dieses sind die immer wiederkehrenden Versicherungen und Lügen, durch die Ronge seine Anhänger in Athem erhält, dieses die bis zum Ekel wiedergekauten Trivialitäten seiner Oratorik. Es sind jene hochfahrenden Träume, in welche sich sein lichter Geist von Anfang an hineingeträumt und nun festgerannt hat. Daß er auch einen Begriff, eine klare Vorstellung, ein durchdachtes Bild von dem in sich trage, was er redet, davon hat er bei seiner Anwesenheit in Stuttgart so wenig einen Beweis geliefert, als vorher in seinen Schriften. Unwillkührlich mahnt sein ganzes Wesen an einen Trunkenen, an einen Schwärmenden, wie auch der „Beobachter" dieses als Hauptzug seines Auges hervorhebt. Was für ein Wein es aber sei, von dem er trunken ist, was für ein Feuer, in dem er schwärmt, das ist am deutlichsten in seinen biographischen Skizzen mit den Worten gesagt: „Der Jüngling mit vierundzwanzig Jahren war fertig mit sich und der Erde, zerrissen waren die schönsten Bande zwischen ihm und seiner Mitwelt." Diese Worte beziehen sich zwar nur auf die Zeit seines Aufenthalts im Seminar, sie geben aber so

*) Die hier citirten Ausdrücke sind der im Druck erschienenen Predigt vom 17. September entnommen.

recht eigentlich den Schlüssel zu seinem ganzen Wesen, besonders wenn man folgendes weitere Geständniß hinzunimmt: „Mein Zustand war oft ein verzweifelter, und in glühender Hitze durchwachte ich oft die Nacht und rang im Geiste: ist es möglich, so gehe der bittere Kelch vorüber. Ich mußte ihn trinken! Doch ein Blitz des ahnenden Gemüths leuchtete mir einst durch die Nacht, und er verhieß mir im Traume den Tag der Befreiung." Hier und im übrigen Contert sagt es uns Ronge selbst, daß er seit Jahren mit sich und seinem Gott zerfallen, mit seinem Berufe unzufrieden, des Betens überdrüßig gewesen sei, daß er, statt seine Zeit in nützlicher Thätigkeit anzuwenden, und sich mit Eifer auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten, sich vielmehr nur in dumpfem, schweigenden Schmerze verzehrt und von einem Tage dereinstiger Befreiung, von einer Zeit müßigen Umherreisens und wohlfeiler Triumphe für seine Eitelkeit geträumt habe. Je nun, der Tag der Befreiung ist erschienen, die Kirche hat den Meineidigen von dem Altare, dessen Priester er war, in die Wüste der subjectiven Willkühr, die er für Freiheit hält, hinausgestossen, jener Blitz des ahnenden Gemüthes, der ihm einst durch die Nacht leuchtete, hat ihn nicht getäuscht, sein Traum ist in Erfüllung gegangen, und so mag sich denn der ehemalige Hirtenknabe berechtigt glauben, gleich jenem gottbegeisterten Hirtenmädchen von Orleans, für einen Propheten und Gesandten Gottes sich zu halten, während er vielmehr ein Lügenprophet und Sendbote des Fürsten der Finsterniß ist.

Eines solchen Propheten und dessen, der ihn gesandt hat, vollkommen würdig ist das Gefolge, welches als Schweif hinter ihm herzieht. Selbst der „Beobachter" kann nicht umhin, hier die Achseln zu zucken, und seine Bedenken beim Anblick dieser Herren und beim Anhören ihres losen Geschwätzes zu äußern: „Die Wortmacherei", sagt er, „der wohlklingende Schwall der oft von Gedanken entblößten Reden, das hohläugige Pathos, bei dem es so freigebig mit Worten fließt, als gebe es dazu ein Toast- oder Complimentirbuch, hat mich um der

Handelsgut sind, dessen Erlöse jährlich 1 bis 2 Mill. Rbl. betragen. Die Ausfuhr von Eiern ist in den letzten Jahren stark gestiegen. Sie betrug 1911 1,5 Mill. Rbl., 1912 2,5 Mill. Rbl., 1913 3,5 Mill. Rbl. Die Ausfuhr von Geflügel ist ebenfalls gestiegen. Sie betrug 1911 1,5 Mill. Rbl., 1912 2,5 Mill. Rbl., 1913 3,5 Mill. Rbl. Die Ausfuhr von Fischen

wird vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht werde. Was haben Christus und Belial mit einander zu thun? Was haben Licht und Finsterniß mit einander zu schaffen? Seltsamer Kampf zwischen dem Gottessohn und dem Kind der ewigen Nacht! Es haben, geliebte Brüder und Schwestern, hochbegabte Dichter den gewaltigen Kampf, der da im Innern des Menschen zwischen dem Gottessohn und dem Kind der ewigen Nacht ausgefochten wird, zum Gegenstand dichterischer Schöpfungen gemacht. Viele gewaltige Denker und Dichter haben sich in unsterblichen Werken ergangen über diesen wunderbaren, zum freudigen und fröhlichen Ende geführten Kampf. Soll nun aber unter uns der Kampf, soll der Streit und die Zwietracht die Lösung des Lebens bleiben, soll es nie und nimmermehr Versöhnung, soll es keine Lösung des dunkeln Räthsels geben, das da Leben genannt wird? Nie und nimmermehr eine befriedigende und freudige Entscheidung zwischen Kampf und ewigem Kampf, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Christus und Belial? Es ist aber, meine geliebten Brüder und Schwestern, nothwendig, daß der Kampf, daß die Versuchung komme, auf daß erprobt werde, wer treu erfunden wird seinem Herrn. Es ist nothwendig, daß jeder Einzelne, der frei geworden ist, mit seinem eigenen Gott einen Kampf bestehe und mit ihm ringe. Es hat uns das alte Testament eine wunderbare Erzählung gegeben, deren Lösung und Deutung nur in dieser Art gefunden werden kann. Jakob zieht durch die Wüste. In der schaurigen Nacht, die über dieselbe heraufsteigt, tritt ein Mann zu ihm und ringt mit ihm. Es war dieß Jehova, und als der Morgen angebrochen, spricht er zu ihm: ich habe mit Dir gerungen, ich bin Jehova dein Gott; Du aber bist ein starker Kämpfer und sollst fortan Israel heißen, was bedeutet ein starker Kämpfer. Und ich sage euch, wer da die rechte Deutung des Lebens begreift, muß mit seinem Gott gerungen haben. Glaubt nicht, daß Gott vom Himmel herabsteigt, ohne gerufen zu seyn,

glaubt nicht, daß die Seele, wie sie vor ihm liegt, ihm recht ist. Es müssen Schmerzen, Leiden, Prüfungskämpfe und Sehnsucht über den Geist dahingegangen seyn, den er zu seiner Wohnung machen will. Ihr müßt euern Gott vom Himmel herabziehen in eure Seele, wenn ihr ihn haben wollt — — — ihr müßt durch Zweifel und Schrecken gehen, ihr müßt mit ihm kämpfen und ringen, dann wird er euer werden, und diese Gotteserrungenschaft, die ihr habt, dieser von euch und für euch vom Himmel herabgezogene Gott wird stark genug seyn, wie er Israel durch die Wüste geleitete, euch durch die Wüste dieses Lebens zu führen und zur Seite zu stehen." — — — — Wenn das Christenthum nach seinem ganzen Geist und Wesen, und nach den ausdrücklichen Aeußerungen und eindringlichen Ermahnungen seines Stifters und seiner ersten Sendboten als die erste und wesentlichste Erforderniß zur Seligkeit, als conditio sine qua non der Aneignung aller seiner Güter demüthige und glaubensvolle Unterwerfung unter Gott und seinen heiligen Willen bezeichnet, so wird hier als nothwendige Bedingung und Voraussetzung aller Gottesrungenschaft und alles höheren göttlichen Besitzthums das Ringen und Kämpfen mit Gott, das titanische Erstürmen des Himmels, also der größtmögliche Grad menschlicher Vermessenheit angegeben. Wenn die Schrift sagt: die Demüthigen und die Niedrigen erhöht Gott, die Hohen und Stolzen aber wirft er in den Staub, so sagt dagegen dieser deutsch-katholische Prediger, nur dem, der, frei geworden, mit seinem Gott sich zu messen wage, werde dieser als ein fester Schild und Hort zur Seite stehen. Wenn das Christenthum lehrt, daß aus freier göttlichen Gnade das Wort Fleisch geworden sei, und unter uns gewohnt habe voll Gnade und Wahrheit, so meint dagegen dieser Prediger einer neuen Lehre, Gott steige nicht aus freien Stücken vom Himmel herab, sondern er müsse mit Gewalt herabgezogen werden, und nur dieser mit Gewalt vom Himmel herabgezogene Gott sei stark genug, uns schützend durch die Wüste des Lebens zu füh-

ren. Wenn nach der Lehre der Schrift und des Christenthums die menschliche Natur und der menschliche Wille durch den Sündenfall der ersten Eltern in so tiefe Verderbniß gerathen sind, daß es des größten aller Wunder — der Menschwerdung Gottes selbst bedurfte, um dem Menschen die Wiederherstellung des durch die Sünde verlorenen göttlichen Ebenbildes möglich zu machen, so ruft dagegen dieser neologische Prediger pathetisch aus: „O glaubt mir, die Menschen sind nicht schlecht.“ Natürlich, denn wie dürften sie sich sonst unterstehen, sich im Kampfe mit Gott zu messen!

Hören wir doch den Prediger weiter an, denn das Beste kommt noch. „Es ist aber“, fährt Dowiat fort, „nicht genug, geliebte Brüder und Schwestern, daß ihr euch selbstständig euern Gott erringt. Vor Allem ist es nothwendig, daß ihr mit euch selbst ringt, mit jener dämonischen Kraft, die in jedem Einzelnen wohnt, auf daß der Gottessohn den Dämon besiege, und die Engel zu euch treten und euch dienen. Es steht im Evangelium die seltsame Zweiheit, die doch eins ist, sich gegenüber — der Gottessohn und der Sohn der Nacht, die beide nur eine einzige Erscheinung sind. Diese hat der Evangelist getrennt in zwei, und läßt sie in einen geistigen Kampf treten. So ist es in euerm Innern selbst. Das Himmelskind kämpft auch in euch mit dem Kind der Nacht. Es siegt aber im heutigen Evangelium jenes über dieses, und zwar in der ersten Person — Christus. Der Herr hat vierzig Tage und Nächte gefastet, er hat also das Nothwendigste entbehrt, und da tritt seine eigene dämonische Kraft zu ihm, der er sich selbst bewußt ist, jene großartige Kraft, die er im Busen fühlt, und von der er gewiß ist, daß sie im Stande sei, eine Welt zu erlösen, und spricht: Diese Steine sollen Brod werden, sorge zuerst für dein irdisches Bedürfniß. So ist es in eurer Seele.“ Die weitere nähere Auslegung können wir bei Seite lassen, und es ist genug, zu wissen, daß der Gottessohn und der Sohn der Nacht, wie sie im Evangelium einander gegenüber stehen, beide

nur eine einzige Erscheinung sind, daß der Kampf, den das Himmelskind gegen das Kind der Nacht bestand, nur ein Bild des Kampfes ist, der im Innern eines jeden Menschen vor sich geht und vor sich gehen soll, und daß die dämonische Kraft, durch welche Christus versucht wurde, keine andere war, als eben jene großartige, welterlösende Kraft, deren er sich bewußt war. Eine Theorie, wie diese, nach welcher der wahre Erlöser der Welt der Teufel wäre, braucht nicht erst von uns gerichtet zu werden, denn sie richtet genügend sich selbst als eine solche, die auf ganz und gar unchristlichen, rein heidnischen Anschauungen ruht. Wir wissen aber ja schon längst, daß jene Schule, zu welcher Dowiat sich bekennt, in den Thatsachen und Dogmen des Christenthums nichts weiter sieht, als mehr oder weniger geistreiche Mythen und Dichtungen, dichterische Produkte der durch die Gelüste des Herzens stimulirten Einbildungskraft, Selbstvorspiegelungen des menschlichen Gemüths und Reflexe seiner wie reinen so unreinen Neigungen und Wünsche. Wer Feuerbachs religionsphilosophische Schriften, vornehmlich sein „Wesen des Christenthums" gelesen hat, und nun diese Dowiat'sche Predigt liest, der wird die nahe, geistige Verwandtschaft beider auf den ersten Blick erkennen. Der ganze Unterschied ist der, daß Dowiat, seine Ideen an christliche Termini anknüpfend, sich den Schein gibt, als ob er das Christenthum als etwas Vernünftiges anerkenne, während Feuerbach die Vorstellungen desselben nur zu dem offen erklärten Zwecke in Betrachtung zieht, um sie als bloße psychologische Täuschungen und Produkte der Unvernunft zu erklären. Beide unterscheiden sich nur durch den größern oder geringern Grad der Offenheit, womit sie die positive christliche Religion verwerfen, und sich auf den Standpunkt der reinen Vernunft, des philosophisch ungläubigen Heidenthums stellen, in der Hauptsache selbst sind sie einig.

Wenn nun vor einigen Jahren ein Dr. David Friedrich Strauß, weil er in seinem „Leben Jesu" die historischen Thatsachen aus dem Leben des Erlösers unter ähnlichem Gesichts-

punkte dargestellt, und den wesentlichen Inhalt der Bibel für einen Mythus erklärt hatte, von der akademischen Lehrthätigkeit, die er als Privatdozent in Tübingen ausübte, ohne Gnade entfernt wurde; wenn ferner vor kaum drei Vierteljahren Dr. Friedrich Vischer, ernannter ordentlicher Professor der Aesthetik und deutschen Literatur in Tübingen, wegen seiner in einer akademischen Rede am 21. November vorigen Jahres offen ausgesprochenen Uebereinstimmung mit jener negativ-philosophischen Weltansicht, und seiner zugleich abgegebenen Kriegserklärung gegen den ihr entgegengesetzten positiv christlichen Standpunkt vorläufig auf zwei Jahre in seinen Vorlesungen suspendirt wurde; — wie kommt es, frage ich, daß ein Dowiat, der landfremde, vom fernen Norden hergelaufene Prädicant einer neuen Secte, in der Haupt- und Residenzstadt des Landes, unter den Augen der höchsten Regierungsbehörden, in öffentlichen, zum voraus angekündigten Versammlungen ganz dieselben Lehren vortragen durfte, um deren willen jenen Beiden ihre Hörsäle geschlossen wurden? Wie kommt es, daß in populärer Predigtform vor einem gemischten, zum bei Weitem größten Theil einer wissenschaftlichen Bildung und daher auch eines selbstständigen Urtheils ermangelnden Publikum Ansichten ausgesprochen und entwickelt werden dürfen, welche in streng wissenschaftlicher Weise vor einem wissenschaftlich gebildeten und jedenfalls wissenschaftlich zu bildenden Auditorium darzulegen und zu entwickeln nicht gestattet ist? Ist denn etwa die Gefahr der Verbreitung un- und antichristlicher Ideen unter der theils bildungslosen, theils halbgebildeten, jedenfalls jeden philosophischen Anhaltspunktes baaren Masse weniger groß, als unter den Studirenden einer Hochschule, die wenigstens in ihrer anderweitigen, sei es philosophischen, sei es positiv wissenschaftlichen Bildung ein Gegengewicht, und in den Vorträgen ihrer übrigen, auf anderem Standpunkt stehenden Lehrer ein Gegengewicht gegen solche destructive Ideen finden? Ist etwa der große Haufen der Stuttgarter Bürgerschaft, sind etwa die Kaufleute und Handwerker dieser Residenz eher im Stande,

über eine junghegel'sche Predigt sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden, und das Verhältniß, worin sie zum geoffenbarten Christenthum steht, richtig zu würdigen, als die akademischen Bürger der Universitätsstadt? Und wenn dieses wohl Niemand, der nicht selbst ein sogenannter „Gebildeter" aus der Spießbürgerschaft Stuttgarts ist, im Ernst wird behaupten wollen, wenn vielmehr jeder Vernünftige wird zugeben müssen, daß die Verbreitung unchristlicher Ansichten und destructiver Ideen unter der Masse des Volkes, und wenn auch nur unter der „gebildet" seyn wollenden Masse desselben (was es mit dieser sogenannten Bildung für eine Bewandtniß hat, wissen wir ja) weit gefährlicher ist, als der Vortrag derselben Ansichten und Ideen in wissenschaftlicher Form und vor wissenschaftlich gebildeten Leuten; wie kommt es, frage ich noch einmal, daß dasselbe Ministerium, welches die Vorlesungen und Reden der Universitäts-Professoren und Dozenten so sorgsam überwachen läßt und überwacht, um die öffentlichen Vorträge landfahrender Wanderprediger sich nichts bekümmert? — — — —

Man wird vielleicht sagen, die Regierung habe nicht zum voraus wissen können, was dieser Dowiat für einen Vortrag halten werde. Gut. Aber sie hat doch schon lange gewußt, oder sollte es wenigstens schon lange wissen, weß Geistes Kind diese neue Secte überhaupt ist. Sie sollte schon lange wissen, was Jeder, der auch nur die zwölf Artikel des Breslauer Bekenntnisses gelesen hat, weiß und wissen muß, daß diese Secte nicht allein von den „Satzungen Roms" und den von dort angeblich ausgehenden „Vorurtheilen und Irrthümern", sondern vom positiven Inhalte des Christenthums überhaupt nichts mehr will, daß sie, aller bestimmten Glaubensunterlage entbehrend, eine rein negative Tendenz hat, und somit für die Nichtstaatsgefährlichkeit ihres Treibens durchaus keine Garantieen gibt. In seiner Predigt vom 17. September hat Ronge es offen ausgesprochen, daß er von seinen Anhängern „keine Einigkeit im Glauben und in der Meinung, wie man es früher von ihnen verlangt habe", fordere, denn, sagt er, „eine Ei-

nigkeit im Glauben und in der Meinung sei nicht möglich, ja es wäre dieß sogar der geistige Tod." Und dasselbe, was der Häresiarch selbst in Stuttgart sagte, war schon früher von dem sogenannten Leipziger Concil als Princip aufgestellt worden in dem Beschluß, daß das von ihm adoptirte Symbol durchaus nicht allgemein bindend seyn solle, sondern daß jede einzelne Gemeinde, je nachdem und so oft es ihr belieben würde, es abändern kann, auch jeder Einzelne das Recht habe, es nach seinem Dafürhalten auszulegen. Die vage Unbestimmtheit, worin jenes sogenannte Symbol des deutsch-katholischen Glaubens oder vielmehr Unglaubens gehalten ist (ein Glaubenssymbol kann ein Bekenntniß, durch welches Niemand gebunden seyn soll, auch abgesehen vom Inhalt — sicher nicht genannt werden), macht es begreiflich, wie die verschiedenartigsten Ansichten und Standpunkte, die hausbackene, seichte Verständigkeit des alten Rationalismus und der absolute reine Begriff der Hegel'schen Schule, die moralisirende Fadheit eines Ronge und die speculirende Ungereimtheit eines Dowiat in dieser neuen „Kirche" friedlich neben einander wohnen können. Um würdig zu seyn, in ihre Hallen eintreten zu können, wird, wie Ronge bei jeder Gelegenheit wiederholt, nichts verlangt, als daß man sowohl gegen den römischen Katholicismus, welcher die ganze und volle christliche Wahrheit in sich trägt, als auch gegen den protestantischen Supernaturalismus und Pietismus, welcher den aus der Mutterkirche geretteten Rest derselben nicht fahren läßt, von Haß entflammt sei. Haß, glühender Haß gegen die positive christliche Wahrheit, sie möge sich finden, wo sie wolle, ist das einzige Einheitsband, wie überhaupt aller Häresieen unter einander, so auch dieser neuesten Secte innerhalb ihrer selbst. Möge Einer sonst glauben, was er wolle, viel oder wenig, etwas oder nichts, — gleichviel, wenn er nur kein Ultramontaner und kein Pietist ist, so ist er in der deutsch-katholischen Secte willkommen. Alle früheren Häresieen hatten wenigstens etwas charakteristisch Positives neben ihrer Negation; ihre Bekenner erkannten sich doch

noch an irgend einem positiven Glaubensunterschiede. Man erinnere sich z. B. nur der Zähigkeit, womit Luther an seiner Lehre von der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben und an seiner halbkatholischen Ansicht vom Abendmahl hing, und an die unerbittliche Strenge, womit er denselben Glauben von allen seinen Anhängern forderte. Dieser neuesten Häreste dagegen ist es vollkommen gleichgültig, wie Einer in diesem oder jenem Punkt denkt; sie hat und verlangt weder über das Ganze, noch über das Einzelne der christlichen Lehre von ihren Anhängern irgend eine genau formulirte, bestimmte Ansicht und Ueberzeugung, vielmehr ist ihr Charakter der vollständigste religiöse Indifferentismus, oder — kurz gesagt — die Charakterlosigkeit selbst. Dieses ist es, was die sogenannt deutsch-katholische Secte von allen früheren Secten unterscheidet, und was sie einestheils gefährlich, anderntheils aber auch wieder ungefährlich macht. Als gefährlich erscheint sie darum, weil sie allen Indifferentisten und Charakterlosen der Zeit, deren Zahl Legion ist, ein gemeinsames Banner entrollt, um welches sie sich aus ihrer bisherigen Zerstreutheit fortan sammeln können, als ungefährlich aber darum, weil bei vollständiger Gleichgültigkeit gegen allen Glauben, bei gänzlichem Mangel an irgend einer festen und bestimmten Ueberzeugung auch keine Thatkraft oder Energie des Handelns möglich ist. Haß, entschiedener und thatkräftiger Haß, welcher allerdings als eine destructive Kraft zu fürchten ist, ist nicht die Sache der Indifferentisten, und eben darum ist die große Masse des Ronge'schen Anhangs wenig gefährlich, aber es stehen Einige an der Spitze, oder vielmehr im Hintergrund, welche von entschiedenem, vollen Haß gegen die christliche Wahrheit beseelt, auch in Andern und in möglichst Vielen denselben Haß anzufachen und zu schüren bemüht sind. Diese sind es, welche den Ronge auf die Bühne vorgeschoben, und ihm das Banner des Aufruhrs in die Hand gegeben haben, denn Ronge selbst ist, wie ich schon bemerkt habe, nicht der Mann dazu, um einen Aufruhr, Andere sagen — eine Reformation anzufangen. Während er sich, ich

glaube es gern, zu großen Thaten bestimmt und fähig glaubt, auch sich an der Ehre, der Reformator des neunzehnten Jahrhunderts zu werden, zum voraus ergötzt, ist er nur die durch verborgene Drähte geleitete Puppe Anderer, ist er nur der Schauspieler, welchem versteckte Souffleurs seine Rolle in die Ohren blasen. Ob er aber seine Rolle selbstthätig spiele, oder nur als das Werkzeug Anderer, die Tendenz bleibt dieselbe. Haß gegen die positive christliche Wahrheit, wo sie sich auch finden möge, bei Katholiken oder bei Protestanten; Haß gegen alle kirchliche Autorität, wie sie auch heißen möge, Papst oder Consistorium, zu entflammen und zu schüren, ist der Zweck aller dieser Missionsreden und Reisepredigten, aller dieser Kirchenversammlungen und modernen Baalsfeste, aller dieser prahlerischen Triumphzüge und lärmenden Festgelage. Dem orthodoxen Protestantismus nicht weniger als dem orthodoxen Katholicismus, dem protestantischen Consistorialregiment nicht weniger als der katholischen Hierarchie und ihrem Gipfel — dem römischen Primate, gilt dieser Haß. Wie nahe aber der Haß gegen alle kirchliche Autorität mit dem Haß gegen die politische Autorität des Staates verwandt, und wie leicht der Uebergang von jenem zu diesem ist, weiß Jeder, der in der Geschichte mehr ist als ein Neuling. Von jeher hat das erfolgreiche Zerbrechen einer Autorität in der entfesselten Menge die Keckheit geweckt, solches auch bei jeder andern zu versuchen. Man erinnere sich nur z. B. der Secte der Katharer im dreizehnten Jahrhundert, welche, „nachdem sie erst im Widerstreben gegen das Ansehen der Kirche sich gefestigt hatte, dasselbe überhaupt auf alles in der Geschichte Hervorragende ausdehnte, daher den Adel haßte, ihren Widerwillen gegen die Vornehmen wendete, und auch die bürgerlichen Einrichtungen nach dem Gutfinden ihrer Verbrüderung ordnen zu können sich bestrebte“ *). Man erinnere sich ferner des unmittelbar durch Luther's Reformations- und christliche Freiheits-Predigt entzündeten Bauernkrieges. Man erinnere sich der eng-

*) Siehe Hurter's Innocenz III. Bd. II, S. 258.

lischen Revolution und ihres Ursprungs aus den von Genf nach Schottland und weiterhin nach England verpflanzten reformatorischen und zugleich revolutionären Ideen. Man erinnere sich endlich der in der französischen Revolution zugleich mit der Autorität des Altars umgestürzten Autorität des Thrones. Diese historischen Thatsachen alle sind eben so viele Warnungen und Erinnerungen für die Regierungen Deutschlands, der kirchlichen Anarchie schon um der politischen Ordnung willen nicht Raum zu geben.

Wie ich von der delikaten Rücksicht denke, welche bei Gelegenheit der Anwesenheit des Apostels des Nihilismus sowohl die Haupt- und Residenzstadt am Nesenbach, als auch die Kreishauptstadt an der Donau gegen die ein Drittheil der Staatsbürger in sich begreifende, staatsgrundgesetzlich garantirte katholische Kirche beobachtet hat, erhellt theils schon aus dem Vorhergehenden, theils gedenke ich diesen Punkt in einem zweiten Artikel, welcher die vielbesprochene Eßlinger Kirchenstreitsache behandeln wird, noch besonders zur Sprache zu bringen.

L.

Briefliche Mittheilungen aus Schlesien.

Seitdem Herr Ronge das Leben des Katholicismus in Schlesien nur höchstens noch sechs Jahre zu dulden erklärt hat, müssen wir dem Auslande doch dann und wann besondere Zeichen geben, daß es nicht etwa im Eifer für die armen katholischen Schlesier als für Verstorbene und Hingeschlachtete bete. Wir *leben* noch, ja noch mehr, wir *leben auf*, reiben uns den Schlaf aus den Augen, setzen uns den Helm auf, und greifen zum Schwerte des Glaubens. Und dieß Erwachen danken wir der Beamtenkaste und dem lichtfreundlichen Rongethum. Beide haben uns gutmüthige

Katholiken so lange gepufft, daß endlich auch die härteste Haut erweicht ist und sich wehrt.

Der Clerus ist dem bei weitem größten Theile nach als Kämpfer und Wächter auf seinem Posten thätig; die geistliche Behörde, an der Spitze der heiß geliebte Oberhirt Melchior, trat so kräftig auf, wie es in Schlesien noch nicht erhört worden ist, und das Volk schaart sich, vom besten Geiste beseelt, eifrig um seine Hirten; Kirchen und Beichtstühle sind gedrängt besetzt, und ein jugendlich kräftiger und frischer Geist erfüllt immer mehr die Diöcese, ein Beweis, daß er über die reinen, frischen Alpen hinüberstreift bis zum Mittelpunkte seiner Einheit. Doch ist noch Alles im Werden; die Katholiken müssen an dem Jerusalem ihres Glaubens mit der einen Hand bauen, in der andern aber die Waffe halten. Nicht bloß das Brevier, auch das geistige Schwert muß der Clerus allzeit tragen; und unsere Behörde darf sich nicht ruhig auf Rosen betten. Vor Allen stehen unserem hochwürdigen Bischofe nicht friedliche, durch Ruhe erquickende Tage bevor, sondern Tage heiligen Kampfes zur Ehre Gottes und zum Heile der Kirche. Er findet in der Diöcese einen, durch die neuesten Ereignisse gut umgepflügten, und Gott sei Dank! auch tüchtig gejäteten Boden; er aber muß nun pflanzen, und wachen, daß der Feind die Pflanze nicht zerstört; — das Gedeihen wird dann der Hirt dort oben schon gnädiglich geben.

Das katholische Leben oder vielmehr Kämpfen verdanken wir, wie oben gesagt, der Beamtenkaste und den Lästerungen der Sectirer. Wir müssen uns darüber deutlicher erklären.

Als der Prophet von Laurahütte auftrat, Johannes Ronge genannt, und mit wüthigem Geifer die katholische Kirche schmähte, da blickten die Katholiken, welche nahe die Hälfte der preußischen Bevölkerung ausmachen, vertrauend dorthin, von wo aus ihnen in der feierlichsten Stunde Schutz und Gerechtigkeit geschworen, und erst vor Kurzem wiederholt geschworen worden war. Sie konnten sich um so eher der Hoffnung, erhört zu werden, hingeben, als sie sich noch nie einer Ungesetzlichkeit gegen ihren Monarchen schuldig gemacht, stets als treue Unterthanen sich bewiesen und ihre Liebe zu dem angestammten Regentenhause allzeit mit Enthusiasmus an den Tag gelegt hatten. Zudem tönte noch das königliche Wort, bei Gelegenheit der Huldigung in Berlin zu der

Wettstein an Gerber.

Bern, 1. Februar 1875.

Mein lieber Gerber! Ich habe Dir schon lange nicht mehr geschrieben, weil ich Dir nichts Rechtes zu sagen wußte. Jetzt aber habe ich Dir eine Neuigkeit mitzutheilen, die Dich gewiß interessiren wird. Ich habe mich nämlich mit Fräulein Elisabeth Wettstein verlobt. Du kennst sie ja, und ich weiß, daß Du mir Glück wünschen wirst. Ich bin sehr glücklich, und ich hoffe, daß Du es auch sein wirst

um in den Städten zu predigen und lästern, den Eingang in seine Mauern verwehren wollte: da wurde es von diesen Behörden durch Gensd'armes und Soldaten auf empörende Weise auseinandergetrieben, mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft, und Ronge dennoch eingeführt. Magistraten, denen die Unbilligkeit dieser Rongebegünstigung einleuchtete, und die aus gerechter Besorgniß für die Ruhe der ihnen anvertrauten Stadt das Kommen des Wanderpredigers hintertreiben wollten, ward der drohende Befehl zugefertigt, sich wohl zu hüten, dem Herrn Pfarrer Ronge hinderlich zu seyn. — Unter den Augen der Censur erschienen die größten Schmähartikel gegen die katholische Kirche; jede, auch die bescheidenste Abwehr wurde von den Redactionen der Zeitungen, vom Censor, Gericht und Oberpräsidenten verweigert. Umsonst war alle Vorstellung; man war im Hasse gegen den Katholicismus taub und blind geworden.

Während man dieß Alles gestattete, und jedes Gesetz zu Gunsten der Sectirerei suspendirte, verlangte der Oberpräsident die Bestrafung von Geistlichen, die innerhalb ihrer priesterlichen Jurisdiction gegen die Staatsgesetze gesündigt hatten, wie z. B., daß Kinder protestantischer Väter ohne landesherrliche Genehmigung nicht getauft; Personen vor vierzehn Jahren, die nicht von katholischen Vätern sind, nicht das Abendmahl gespendet werden soll u. s. w. Ja, während man Ronge nie wegen seiner schreienden Ungesetzlichkeiten zur Rechenschaft zog, wurden katholische Priester wegen leichter Vergehen gegen unkirchliche Staatsgesetze zur Festungsstrafe verurtheilt; wurde der Administrator der Diöcese wegen eines kirchlichen Erlasses verklagt u. s. w.

Endlich erschien der ministerielle Erlaß gegen die Rongeaner zugleich mit einer Cabinetsorde des Königs. Ronge sollte sich nicht Pfarrer, seine Anhänger nicht Gemeinde, nicht katholisch nennen, und die Behörden wurden angewiesen, das Treiben Ronge's nicht zu unterstützen, auf die Beobachtungen der Gesetze zu halten, keine Trauungen durch die Geistlichen der sogenannten Dissidenten zu gestatten u. s. w. Doch dieß kam schon zu spät. Der ministerielle Erlaß wurde auch nicht im Entferntesten von den Behörden respectirt, und falls es dem Ministerium wirklich damit Ernst war, mußte dieses von seinen eigenen Unterbeamten sehen, wie seine Befehle für nichts galten. Ronge hieß nach wie vor

in all den unter gesetzlicher Censur stehenden Tagsblättern „Pfarrer", seine Anhänger „katholische Gemeinden", und die Unterstützung Seitens mancher Civil- und Militärbehörden dauert bis zur Stunde fort.

Bei solchen Verhältnissen sollte man nun glauben, mit der katholischen Kirche in Schlesien, denn die ist eigentlich die am meisten angefochtene, sei es aus, und außer dem Domcapitel, einigen hartnäckigen Geistlichen und alten Frauen gäbe es in Schlesien keine Katholiken; Alles sei rongisch geworden. Und wirklich hören wir zu unserem Erstaunen, daß man im Auslande der Meinung lebt, es seien nicht nur schon über hundert Geistliche zu Ronge übergetreten, sondern in Breslau allein seien über zehntausend Rongeaner. Nach schlesischen Zeitungsberichten, welche uns neulich die Nachricht brachten, es seien in Schlesien schon achtzig Tausend Rongianer in achtundvierzig Gemeinden, also in jeder beinahe zwanzig Tausend Seelen, ist jene Angabe allerdings in der Ordnung, doch sie ist die erbärmlichste Lüge in der Welt.

Bis jetzt sind nur fünf Priester abgefallen, und ihre Zahl dürfte in Zukunft bei uns selbst im schlimmsten Falle wohl schwerlich bis zu zehn emporsteigen. Diese fünf abgefallenen Priester aber haben durch ihren Uebertritt die Kirche von einer drückenden Last befreit, denn sie waren durchgängig Priester zum Aergernisse. Was nun aber die Gemeinden betrifft, so bemerken wir Folgendes: Breslau zählt an zweiunddreißig Tausend Katholiken; wären also zehn Tausend von ihnen bereits bei Ronge, so müßten wir den Abfall wirklich schon greifen. Nun können wir aber auf Ehre versichern, daß unsere Kirchen und Beichtstühle noch nie so gedrängt voll waren, wie jetzt; daß wir in ganz Breslau nicht von fünfzig Personen bestimmt wissen, sie wären katholisch gewesen und seien nun rongisch, wohl aber sind wir über Viele höchlichst erstaunt, die, seitdem sie zu Ronge übergegangen, urplötzlich uns sagen, sie seien katholisch gewesen. Wir hielten sie für Protestanten, da sie protestantisch getraut waren, ihre Kinder in die protestantischen Schulen schickten, und sich in unseren Kirchen nicht sehen ließen. Ueberhaupt ist es schwer, die Rongianer zu erkennen; bei ihrer früheren resp. katholischen Geistlichkeit wirklich als Abtrünnige der katholischen Kirche abgemeldet haben sich dem Wissen des Refe-

renten nach nur zwei Personen. Wir sind also außer Stand, die Zahl der Sectirer genau anzugeben. Außer von zwei Familienvätern, die ihre Kinder aus der katholischen Schule genommen, außer einigen andern Personen, die laut unserer Ueberzeugung sich zu Ronge halten und außer den abgefallenen fünf Priestern unserer Diöcese, Hrn. Regenbrecht nicht zu vergessen, sind uns namhafte Personen als Rongeaner nicht bekannt. Wahr ist es allerdings, daß die Kapelle der Sectirer stets voll ist; doch wissen wir auch, daß sehr viele Neugierige und Protestanten hiezu beitragen. Auf die Aufforderung des Magistrates hat der Vorstand der Sectirer selbst ihre Zahl auf 1710 Seelen in Summa angegeben. Unter diesen 1710 sind aber Alle begriffen, die einmal dem sogenannten Gottesdienste beigewohnt, und zu diesem Behufe sich eine Karte gelöst haben. Dieß sind aber, wie gesagt, viele Neugierige, welche gar nicht daran denken, rongisch zu werden, und die zum Theil falsche Namen angegeben haben. Daß Letzteres möglich sei und wirklich vorkomme, beweist eine authentische Nachricht der Breslauer Zeitung aus Berlin, zufolge welcher die dortigen Sectirer bei Einsammlung der unterzeichneten Geldsummen über hundert gezeichnete Personen nicht in ihren resp. Wohnungen trafen, folglich sich bei dem Unterschreiben falsche Namen gegeben hatten.

Schaden hat uns also die neue Sectirerei nicht gebracht, wenn sie uns auch wegen des ungerechten Benehmens der Behörden gekränkt hat. Wohl aber ist aus dieser Verfolgung der Kirche uns großer Segen erwachsen. Wir haben kennen gelernt, daß auch das bereitwilligste Entgegenkommen, die größte Nachgiebigkeit und Gefälligkeit gegen die Feinde der Kirche von katholischer Seite nichts nützt; sondern daß diese in Breslau wie in Stuttgart bei jeder Gelegenheit ihre Freude zu erkennen geben, wenn sie glauben, es könnte der Kirche irgend ein Schaden erwachsen; die Protestanten haben fast durchgängig das Rongethum vertheidigt, und gegen ihre katholischen Mitbrüder befördert. Nur Eßlingen machte hievon eine ehrenwerthe Ausnahme. Wir haben erkannt, daß die Kirche nur in der freien Unabhängigkeit vom Staate sich kräftig entfalten kann, und unser Streben wird fürder auf Realisirung gänzlicher Freiheit der Kirche gerichtet seyn; der Staat hat von der Kirche Nutzen gezogen, in der Gefahr aber hat er sie allein

gelassen. Wir haben erkannt, daß wir ohne die Vormundschaft des Staates in kirchlichen Dingen sehr gut leben können, und wir hoffen, diese Vormundschaft, welche uns nur Schmach bereitet hat, werde vollends aufhören. Der Staat hat den Rongeanern, die sich frech über jedes Gesetz gestellt haben, volle Freiheit gelassen; er muß nun auch die katholische Kirche, die in Deutschland in ihrem verfassungsmäßigen Rechte garantirt ist, frei gewähren lassen. — Wir haben uns das Wort Bunsens, des klugen Staatskirchlers, wohl gemerkt: „Will man eine Kirche verächtlich machen, so muß sich der Staat in ihre Angelegenheiten mischen." —

Der Regierung ist bereits die religiöse Bewegung über den Kopf gewachsen. Was der Kirche zum Heile gereichte, das wird sie noch bitter empfinden müssen. Es ist jetzt klar, daß die Freimaurer und Lichtfreunde den Ronge und seine Anhänger nur in das Vordertreffen gestellt haben. Sie wollten damit die Regierung ködern; sie hofften nächst der Befriedigung des Hasses gegen die Kirche, die Beamtenkaste werde aus Abneigung gegen den Katholicismus den Ronge begünstigen. Sie täuschten sich nicht; mit Heißgier wurde der Köder verschluckt. Nun aber ziehen die Anstifter des Rongespektakels die Masken ab, und fordern für ihre Tendenzen, die religiös- und politisch-radikal sind, dieselbe Freiheit, wie sie den sogenannten katholischen Dissidenten eingeräumt, und bereitwillig eingeräumt worden ist. Jetzt gehen der Regierung freilich etwas die Augen auf, da von einem Ende der Monarchie bis zum andern die Protestanten sich in Masse erheben, und ihr abtrotzen wollen, was in den Lichtfreund-Versammlungen beschlossen ist. Die katholische Kirche hat ein unbedeutendes Häufchen verloren, und dieser Verlust hat sie schöner, freier und kräftiger gemacht; die sogenannte evangelische Kirche aber sieht sich durch die Rongeaner auf's Aeußerste bedroht, und Gott weiß, was dieser Einsturz noch Alles mit sich reißen wird. Bereits wird der Regierung schon vielfach offen der Gehorsam aufgekündigt; die Magistraturen stehen allenthalben an der Spitze der Bewegung; der größte Theil der Behörden sympathisirt mit ihr, und das Militär wird bearbeitet. Wie in Preußen, so ist es in Sachsen, und Gott weiß, wie das Alles enden soll!

Clemens August, der heldenmüthige Bekenner der Kirche, der Erzbischof von Cöln, ist gestorben; hat dort in Münster seine Laufbahn geendet, wo er sie im Dienste der Kirche begonnen. Die Kunde davon fliegt von Land zu Land, und bringt Trauer und Freude hervor; Trauer, weil der ausgezeichnetste Kirchenfürst unserer Zeit verblichen ist; Freude, weil der edle Dulder und Kämpfer endlich den verdienten Lohn aus den Händen Desjenigen empfängt, Der ihn zum leuchtenden Beispiele auf den Leuchter der Kirche gestellt hatte. Ruhe seiner Asche!

Wohl wird es kein Land der Erde geben, in dem der Name Clemens August nicht mit Liebe genannt, und die Kunde seines Todes nicht den tiefsten Schmerz erzeugen wird; wohl ist die Kirche überall dem ausgezeichneten Kirchenfürsten zum Danke verpflichtet; nirgends aber wird dieß mehr der Fall seyn, als in unserem Schlesien.

Hier bei uns knüpft sich an den theuern Namen Clemens August das gesammte Erwachen des kirchlichen Lebens; hier werden ihm in den Herzen einer Million Katholiken die schönsten Denkmale der Dankbarkeit errichtet werden. — Schlesien lag in den Armen des schrecklichsten Indifferentismus eingewiegt, lag im tiefsten Schlafe, der immer mehr und mehr dem Tode ähnlich wurde; kein Mensch hat eine Ahnung, wie tief Schlesien im katholischen Bewußtseyn gesunken war. Mit Recht konnte die preußische Regierung auf unser Land als Muster im religiösen Gleichmuthe hinweisen; wir verdienten dieß traurige, unheimliche Lob. Priester und Volk waren am Abgrunde eingeschlafen; die einzelnen Blüthen verwelkten; noch kurze Zeit, und wir konnten den Katholicismus begraben. — Da gelangte die Kunde von der Abführung des Erzbischofs von Cöln des hochseligen Clemens August zu uns. Ein elektrischer Schlag durchzuckte uns. Warum wird der Erzbischof gefangen auf die Festung geschleppt? Weil er nicht so unkirchlich seyn will, als die Schlesier. — Und Scham und Reue überfiel uns; das Breve Pius V. wurde hervorgesucht, und die Allocution des heil. Vaters kam wie Donner an unser Ohr. Da wards besser, um Schlesien den Blick nach dem gefangenen Erzbischof gewandt, fingen wir an, katholisch zu werden. Und Schlesien, das unter allen Ländern in protestantischen Staaten am tiefsten gesunken war, es steht jetzt, was katholischen Eifer

und Leben und Kraft betrifft, vielleicht am höchsten. Der Dank dafür gebührt, nächst Gott, dem hochseligen Clemens August.

Darum Schlesien geh und trag' den Dank ab, den Du, Gott weiß es, dem verstorbenen Erzbischof schuldest; geh' und stelle Dich gleich neben Cöln, denn Du mußt zum wenigsten die zweite Leidträgerin seyn. So viel verdankt kein Land dem Verstorbenen, als Du. Falte die Hände und bete bei der Leiche Desjenigen, der Dir Leben gab. Richte Ihm ein Denkmal auf tief im Herzen; die späte Nachwelt noch muß es wissen, daß es Clemens August war, der das katholische Schlesien rettete.

LI.

Johann Michael Denis.

(Ein deutscher Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts.)

(Fortsetzung.)

Mit seinem Eintritte in das Theresianum, wo seine eigentlich gelehrte und schriftstellerische Laufbahn beginnt, bricht seine Autobiographie ab. Jedoch enthält sein Nachlaß einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Meine 25jährigen Beschäftigungen im Theresianum." Wir dürfen denselben unsern Lesern nicht vorenthalten, da er ein deutliches Bild des Geistes gewährt, in welchem die Gesellschaft Jesu und in ihr Denis an dieser, von der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1746 gestifteten und den Jesuiten anvertrauten Lehranstalt für den jungen Adel wirkte.

1760. Im October 1759 ward ich von Preßburg dahingeschickt. Ich übernahm die Aufsicht über eilf Jünglinge, die die Philosophie zu studiren anfingen, und mußte mit ihnen Logik und Metaphysik repetiren. In der heiligen Woche mußte ich den kleinen Zöglingen die geistlichen Uebungen vortragen, welche Arbeit

ich bis 1777 zu großem Vergnügen der Jugend fortgesetzt habe. Ich ließ mich von wohlmeinenden Freunden überreden, den ersten Theil der sogenannten poetischen Bilder herauszugeben. Immer etwas für Wien, wie es damals war, und fast der erste Schritt zu einem bessern Geschmacke. Im Junius ward mir für's künftige Jahr das Lehramt der schönen Wissenschaften angekündet, um mich vorzubereiten. Im September ließ ich im Namen des Hauses das Meisterstück der Vorsicht auf die Vermählung Josephs drucken.

1761 begann ich die Redekunst zu lehren, täglich durch drei und eine halbe Stunde. Dazu kamen wöchentlich zwei Wiederholungsstunden, zwo jährliche Prüfungen im Januar und September; vor der ersten gab ich durch vierzehn Tage, vor der zweiten durch einen Monat täglich eine außerordentliche Stunde Wiederholung, vor jeder Prüfung ließ ich die Zuhörer durch einen Schüler lateinisch oder deutsch, gebunden oder ungebunden haranguiren. Die Gegenstände der Prüfungen waren: Rhetorik, Poetik, Erklärung der Classiker, Geschichte, Geographie, griechische Sprache, Rechenkunst und Religion. An Sonn-, Feier- und Donnerstagen brachte ich zwei Abendstunden meist in den Zimmern meiner Schüler zu, um bald diesen, bald jenen in Verfertigung ihrer schriftlichen Aufsätze zu leiten, und so habe ich es durch dreizehn Jahre unermüdet gehalten. Dabei hatte ich zwei Predigten, monatlich die Jugend zur Beicht und Communion vorzubereiten. Ich gab den zweiten Theil der poetischen Bilder heraus. Als der Hochw. Erzbischof, Protector des Theresianums, den Cardinalshut erhielt, führte ich ihm mit meinen Schülern ein Hirtengedicht auf. Oft vertrat ich meine Freunde in verschiedenen Aufsichten über die Jugend, so daß ich manchmal viele Wochen nicht auf meinem Zimmer schlief, und dieß geschah auch in folgenden Jahren.

1762 hatte ich monatlich nur eine Predigt. Dafür bekam ich den Unterricht auswärtiger Jünglinge in der deutschen Sprache, jedes Schultages durch eine Stunde. Zum besten der Jugend gab ich eine Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands heraus, und schrieb für meine Classe eine kurzgefaßte Gedankenlehre in Latein. Für mich begann ich englisch zu lernen. Telemach war mein erstes und Milton

mein zweites Leſebuch. Den oben gedachten Unterricht im Deutſchen habe ich zehn Jahre fortgeſetzt.

1763 fing ich an, meine Schüler im Junius die jährlich von ihnen verfaßten Aufſätze öffentlich ableſen zu laſſen. Jedes Jahr wurde das Verzeichniß gedruckt ausgetheilt. Die Entwürfe dieſer akademiſchen Vorleſungen, ihre Ausbeſſerung und der Unterricht im Declamiren beſchäftigte mich jährlich beinahe zwei Monate. Ich fing auch an, einige Jünglinge in Ausgabe verſchiedener Kleinigkeiten zu leiten, und verſchiedenen Erwachſeneren, die ſpäter in die Akademie getreten waren, durch Privatunterricht in der beſſern deutſchen Schreibart, oder in der Aeſthetik nachzuhelfen. Und dieſes auch durch die folgenden Jahre.

1764 ließ ich im Namen der Akademie ein lateiniſches und deutſches Gedicht auf Joſephs Krönung drucken; begann auch am öſterreich. Patrioten mit zu arbeiten. Dieß dauerte drei Jahre.

1765 folgten Gedichte im Namen der Akademie auf des Monarchen zweite Vermählung. Für mich fing ich an, die Naturgeſchichte zu ſtudiren, und in Schiffermüller's Geſellſchaft Raupen zu ziehen und Inſecten zu ſammeln. Der Donnerstag wurde meiſt auf dem Lande zugebracht, und es iſt auf ein paar Stunden um Wien keine Gegend, wo wir nicht Entdeckungen gemacht hätten. Daher entſtand die herrliche Sammlung, deren Antheil ich meinem Freunde abtrat, als ich zur ſitzenden Bibliothekarspflicht kam, und wir durch ſeine Beförderung getrennt wurden. Unſere Beobachtungen theilten wir auch immer der wißbegierigen Jugend mit.

1766 ſchrieb ich für meine Schüler einen lateiniſchen Lehrbegriff von allen Gattungen der Poeſie, um ihnen die beſten Dichter aller Nationen bekannt zu machen. Dieſer Lehrbegriff ward künftig immer mit in die öffentlichen Prüfungen gezogen. Für ein Trauergedicht auf den Tod Dauns erhielt ich von der Monarchin die goldene Medaille.

1767 machte ich mich an Oſſian's Ueberſetzung, erſtlich zwar aus der italieniſchen des Ceſarotti, weil ich keine engliſche in Wien finden konnte. Als mir nachher der Hofrath v. Blank die ſeinige aus Prag kommen ließ, mußte ich alles bereits Fertige wegwerfen. Dabei ließ ich ein und anderes eigenes Lied drucken, und dieß geſchah jährlich bis 1780. Ich ſage es hier, um es nicht jährlich wiederholen zu dürfen.

1768 traten Ossian's erste zwei Theile ans Licht. Ueber diese Aufnahme will ich mich auf die Journale berufen, und hier nur anmerken, daß ich alle meine Druckschriften, um die Fehler zu vermeiden, selbst zweimal corrigirt habe. Jeder sieht den Zeitaufwand.

1769 schrieb ich für meine Classe eine deutsche Geschichte der Beredsamkeit bei allen Völkern, nebst einem Verzeichnisse aller vorzüglichen rhetorischen Werke. Sie wurden daraus öffentlich in Zukunft geprüft, und ich zeigte die Bücher vor, die sich zu diesem Zwecke auf der garellischen Bibliothek zahlreich vorfanden. Es folgte auch der dritte Theil Ossian's.

1770 erschien meine Bardenfeier am Tage Theresiens. Auf Empfehlung meines damaligen Vorstehers, jetzt würdigsten Bischofes von Neustadt, sah die Monarchin gnädig auf meine Bemühungen nieder, und verlieh mir einen jährlichen Gnadengehalt von dreihundert Gulden. In Deutschland fing man an, auf mich zu sehen. Unsere berühmtesten schönen Geister schrieben an mich, und ich kann durch Vorlegung ihrer Briefe darthun, daß ich keine literarische Bekanntschaft jemals erschlichen habe.

1771 erschienen verschiedene meiner neueren Poesien in den auswärtigen Musenalmanachen, Blumenlesen u. s. w. Ich wurde auch verschiedentlich darum angegangen.

1772 gab ich die gesammelten Lieder Sined's heraus. Diesen retrogradischen Bardennamen hat mir zum ersten Hr. Kretschmann, ein vortrefflicher Dichter in Zittau gegeben, und er ist nun im Bardenstaate gang und gebe. Ich ließ auch die erste Sammlung der besten akademischen Vorlesungen meiner Schüler und andere Privataufsätze unter dem Titel Jugendfrüchte drucken. Mein sel. College, Burkard, der rühmlich in Allem mit mir eiferte, gab eine zweite Sammlung. Ungünstige und Jünglinge, die ihr Unvermögen, etwas Aehnliches zu leisten, fühlten, ließen sich in spätern Jahren beigehen, alles dieses geradeweg für Professorarbeiten zu erklären. Ich kann das Gegentheil aus vielen Originalen darthun, und die meisten der Verfasser leben ja noch.

1773 ein schweres Jahr. Die Aufhebung meiner Gesellschaft, mein letztes Lehrjahr der schönen Wissenschaften, in welchen ich durch dreizehn Jahre hundert und neunundsechszig Jünglinge unterrichtet habe, und immer der Erste an dem Orte des

Unterrichts geweſen bin. Ehe ich dieſen ganz verlaſſe, will ich noch nachholen, daß ich bald in den erſten Jahren eine ziemliche Anzahl Muſter von deutſchen Briefen und Anreden für alle Fälle ausgearbeitet habe, die nachher von Hand zu Hand copirt wurden, und vielen Nutzen ſtifteten. Ich übernahm zugleich mit dem letzten Lehrjahre die Aufſicht der ſchönen garelliſchen Bibliothek, und ſann nun ernſtlich darauf, das Studium der Bibliographie und Literaturgeſchichte in unſern Gegenden einzuführen, und gleich das folgende Jahr ein Collegium zu eröffnen. Meine Plane wurden genehmigt, und die Lehrſchriften ausgearbeitet.

1774 fing ich zu lehren an, brachte Manches in der Bibliothek in bequemere Ordnung, beſſerte vielfältig an dem Kataloge, bezeichnete alle ſeltenen Bücher, machte ein eigenes Fach für die typographiſchen Alterthümer, hatte die Woche vier Lehrſtunden, und ſieben Leſeſtunden für die jungen Cavaliere, machte auch ſchon Anſtalten zu einem Materienkataloge für die Bibliothek.

1775 arbeitete ich an dem Kataloge, der 1778 zu Stande kam, und in unſeren Gegenden vielleicht ſeines Gleichen nicht hat. Ich ließ auch den dritten Theil der Jugendfrüchte drucken.

1776 gab ich mit Schiffermüller das Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend heraus. Der Fürſt Staatskanzler beſchenkte mich wegen des Gedichtes auf die Beleuchtung Wiens mit zwei goldenen Medaillen, für die ich mit einem andern Liede dankte. Einige meiner Poeſien erſchienen in den literariſchen Monaten, die damals eine kurze Zeit in Wien erſchienen.

1777 trat meine Bibliographie an's Licht. Die Urtheile hierüber ſtehen in verſchiedenen Journalen. Am angenehmſten waren mir wohl im deutſchen Merkur die Beinamen des beſcheidenſten und emſigſten.

1778 folgte der zweite Theil oder die Literaturgeſchichte, und der Materienkatalog für die Bibliothek wurde vollendet, in's Reine geſchrieben, und zum Vortheil der Beſuchenden in dem Leſezimmer aufgeſtellt. Auch begann ich an den Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu arbeiten.

1779, ſo wie in den folgenden, wurde ich ſehr beſchäftigt theils mit Verbeſſerung der alten, theils mit Verfertigung neuer geiſtlicher Lieder. Faſt von allen Kirchen und Bruderſchaften Wiens wandte man ſich an mich. Ich habe mich nicht entzogen.

Im October besuchte die höchst sel. Monarchin die Bibliothek, und nannte mich ganz unverhofft ihren Rath, ließ mir aber hierüber das Decret unentgeldlich ausfertigen.

1780 erschienen die Merkwürdigkeiten der garellischen Bibliothek, ich ward aber mit Anbruche des Frühlings von einer solchen Nervenerschlaffung befallen, daß ich bis in den Winter beinahe nichts arbeiten konnte. Indessen rief der Himmel meine unvergeßliche Wohlthäterin ab. Bei ihrem Grabe legte ich meine Harfe nieder, theils aus gerechtem Schmerze, theils weil ich seit diesem Jahre nur zu deutlich im Ohre höre *): Solve senescentem mature sanus equum, ne peccat ad extremum ridendus etc.

1781 arbeitete ich an der Buchdruckergeschichte Wiens, die mich in vielen Briefwechsel mit Bibliothekaren zog, und viele Gänge nach Bibliotheken nöthig machte.

1782 trat diese Buchdruckergeschichte Wiens an's Licht, und ich fing nun an, mich mehr auf die Supplemente der maittairischen Annalen zu verwenden, für die ich schon seit 1776 zu sammeln angefangen hatte.

1783 sammelte und durchbesserte ich meinen Ossian und meine Bardenlieder; ich durchsah auch noch einmal meine modernen Gedichte, die Hr. v. Retzer gesammelt hatte, und als eine Nachlese herausgeben wollte. Dabei ging die Arbeit an Maittairens Supplementen fort.

1784 erschien die letzte und vollständige Ausgabe meines Ossians und meiner Bardenlieder in fünf Theilen, zu denen die obengedachte Nachlese den sechsten abgeben kann. Bis dieses Jahr habe ich dreiundfünfzig Jünglinge in der Bücherkunde und Gelehrtengeschichte, und zwar einige Jahre in der savoyischen Akademie, unterwiesen, und jährlich öffentlich geprüft.

In diesen fünfundzwanzig Jahren habe ich alle deutschen, an den Hof bei allen Feierlichkeiten im Namen der Akademie gehaltenen Reden verfaßt, und die Redner im Vortrage unterrichtet, fast alle akademischen Anzeigen für die Zeitungen, und die meisten Bittschriften der Jünglinge an die Monarchen gemacht; so haben auch manche meiner Collegen vor Bekanntmachung ihrer Arbeiten

*) Spanne, wenn du klug bist, das alternde Pferd bei Zeiten aus, daß es nicht zuletzt strauchle und zum Gelächter werde.

mich um freundliche Durchsicht derselben angesprochen, die ich niemals versagt habe.

Im Jahre 1784 wurde das Theresianum aufgehoben, und Denis als zweiter Custos bei der kaiserlichen Hofbibliothek angestellt, der er fortan bis an das Ende seiner Tage seine ausgezeichneten bibliographischen Kenntnisse widmete. Noch heute wird seine „Einleitung in die Bücherkunde" (Wien 1795 und 1796) als eins der ausgezeichnetsten Werke in diesem Fache geschätzt. Doch ließ er in dieser Periode auch mehrere Schriften erbaulichen und theologischen Inhaltes erscheinen („Denkmale des christlichen Glaubens und Sittenlehre", „Beherzigungen für heilbegierige Christen", „Beschäftigungen mit Gott, schon im zwölften Jahrhunderte gesammelt"). Im Jahre 1791 ward er zum ersten Custos der Hofbibliothek befördert, und starb im Jahre 1800 an seinem Namenstage. Auf dem Kirchhofe zu Hütteldorf ist sein Grab, dessen Inschrift nach seiner letztwilligen Verordnung lautet:

Hic tumulum optavi Michael Denis extinctae S. J. Sacerdos a Consiliis et Bibliotheca Augg. natus Schaerdingae MDCCXXIX obiit Viennae MDCCC.

Wir haben in dem Bisherigen, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, den Lebensabriß des ehrwürdigen Denis im Zusammenhange mitgetheilt. In dem Nachfolgenden wollen wir davon einige Betrachtungen über seinen sittlichen, kirchlichen und schriftstellerischen Charakter knüpfen.

Wer sich näher mit Denis Schriften bekannt macht, wird nothwendig aus ihnen den Eindruck empfangen, daß der Verfasser eine treue, unverkrüppelte, überaus bescheidene, ächt deutsche Natur, ein in mehrfacher Hinsicht sehr bedeutendes Talent, ein vorurtheilsfreier, offener Kopf, vor Allem aber ein jedweder Verstellung und hinterhältischen Absichtlichkeit durchaus unfähiger Charakter gewesen seyn müsse. Es ist eine merkwürdige, aber durch unzählige Documente bewiesene Thatsache, daß Denis, der fromme Katholik, der begeisterte Anhänger seines Ordens, inmitten der Wiener Aufklärung der achtziger Jahre nicht nur persönlich völlig unangefochten blieb, sondern seiner Umgebung, wie seinen Zeitgenossen überhaupt, eine Ehrfurcht und Achtung gebietende Erscheinung war. „Die Grundsätze seines Charakters", sagt einer der dama-

sation in jener Zeit der Blüthe des Ordens (von der hier allein die Rede ist) sich weder bis zu einer absoluten Vernichtung aller und jeder Nationalität, noch bis zur Aufhebung und Verwischung jedweder kräftigen Individualität und Persönlichkeit erstreckt haben könne. Die Gesellschaft Jesu verstand ihre Einheit nicht als todte und geistlose Einförmigkeit. Sie war auf ihrer damaligen Entwicklungsstufe nicht universal in dem Sinne, daß sie jede nationale Anlage, jedes individuelle Talent in ein Prokrustesbett gelegt hätte, — sondern umgekehrt in der Bedeutung: daß sie beiden, innerhalb der von der Kirche gesteckten Gränzen, vollen Raum zur freien Bewegung in ihrem Innern gestattete. — Wenn in neuerer Zeit nicht bloß von ihren Feinden, sondern selbst von übereifrigen und kurzsichtigen Freunden das Gegentheil geglaubt, und je nach dem Standpunkte des Urtheilenden getadelt oder gepriesen worden ist, so tragen dergleichen Schilderungen meistentheils den Stempel der Uebertreibung oder der idealen Fiction. In der Wirklichkeit kann nicht verkannt werden, daß sich das Leben in jeder Ordensprovinz eigenthümlich gestaltet hatte, und daß namentlich die damalige Praxis der Gesellschaft in Oesterreich keineswegs darauf ausging, vollständig und absolut über jede Nationalität Herr zu werden, in sofern eine solche die natürlichen und erlaubten Gränzen einer christlichen Gesinnung nicht überschritt. Jene behauptete vielmehr fortwährend in einem weiten Umfange als Particularismus innerhalb der Allgemeinheit des Ordens ihr Recht und ihren freien Spielraum. In der österreichischen Provinz war dieß zu jener Zeit unstreitig zum Vortheile der Gesellschaft Jesu ausgeschlagen. Nachdem diese, unter den Nachfolgern Leopold's I. ihren politischen Einfluß eingebüßt, nachdem die innige Beziehung zur weltlichen Macht sich schon seit Joseph I. bedeutend gelockert, die frühere Staatsgunst zum Theil in ihren Gegensatz verwandelt hatte, fühlten die Leiter des Ordens, vom richtigen Tacte geleitet, mehr und mehr das Bedürfniß, sich in den kaiserlichen Erbstaaten zeitig der veränderten Lage der Dinge anzubequemen, und durch neue Mittel und vermehrte Kraftanstrengungen auf geistigem Gebiete das alte Ansehen zu retten. Jetzt galt es in diesen Ländern, nicht länger bloß vom Ruhme der Vorfahren zu zehren und auf früher geleistete Dienste zurückzuschauen, was noch im Beginne des Jahrhunderts mitunter zur

Ungebühr geschehen, und die Quelle des verderblichsten und gehässigsten Kampfes mit dem Weltclerus und andern Orden geworden war *). Talente schaffen konnte freilich dieser Orden so wenig, wie irgend eine andere Gesellschaft, wohl aber jedem in seiner Mitte sich heranbildenden Talente Pflege und Unterstützung schenken, und jene Freiheit der Entwickelung gewähren, ohne welche das Gedeihen eines geistigen Lebens überall unmöglich ist. So durfte also, wollte anders der Orden sich in Oesterreich, Ungarn und Böhmen als wissenschaftliche und literarische Potenz geltend machen, nicht die Rede davon seyn: ihn scientifisch und moralisch zu isoliren, strebsame und geisteskräftige Persönlichkeiten innerhalb der Gesellschaft durch Pedantismus zu paralysiren, nach außenhin aber jede literarische Erscheinung, die nicht vom Orden ausgegangen war, zu ignoriren oder zu bekämpfen, und somit sich von vornherein jedem, auch dem wahren, nothwendigen und heilsamen, wissenschaftlichen Fortschritte feindlich entgegenzustellen, wie dieß so oft aus dem Munde der Gegner der Gesellschaft Jesu gehört werden muß. — Daß die Jesuiten in den genannten Ländern auf jenem großen Wendepunkte ihres Schicksals mit richtigem Instincte alle diese Mißgriffe vermieden, daß sie thatsächlich sich auf den richtigen Standpunkt stellten, diesem weisen Verfahren verdankt dort die Gesellschaft gerade in den letzten vier bis fünf Jahrzehnten vor ihrer Aufhebung einen wissenschaftlichen Aufschwung und eine geistige Blüthe, welche sie in der genannten Provinz noch nicht erlebt hatte, und die es doppelt schmerzlich empfinden läßt, daß auch jene Provinz in den allgemeinen Sturz des Ordens verwickelt wurde. Wir nennen unter den, sämmtlich jener Periode angehörenden Schriftstellern desselben hier nur die (für ihre Zeit) ausgezeichneten Physiker Joseph Herbert, Joseph Walcher, Leopold Biwald: die Naturhistoriker Ludwig Mitterbacher von Mitterburg, Nicolaus Vode und Ignatz Schiffermüller; die tüchtigen Mathematiker Jos. Liesganig, Georg Ignatz Freiherr von Matz-

*) Einen langwierigen Streit solcher Art mit den Benedictinern veranlaßte insbesondere das tactlose Buch: **Cura salutis, sive de statu vitae mature ac prudenter deliberandi Methodus. Ex Bibliotheca catechetica Domus Probationis Societatis Jesu ad S. Annam. Viennae Austriae 1709.**

burg und Karl Scheeffer; die berühmten Aſtronomen Maximilian Hell und Anton Pilgram, den Vater der Numismatik Joſeph Eckſel, die Philologen Khell und Fröhlich, die auch heute noch hochgeſchätzten Geſchichtsforſcher Leonhard Erber, Georg Pray, Sigismund Calles, Leopold Fiſcher, Franz Pubiſſeſka, Stephan Kaprinai, und vor Allen Stephan Katona, den Verfaſſer der großen pragmatiſchen Geſchichte Ungarns; endlich jene Reihe tüchtiger Specialhiſtoriker, von deren Arbeiten mehrere den Werth von Quellen haben: Anton Steiner, Franz Wagner (Geſchichte Leopold's I. und Joſeph's I.), Inſprugger, Ernſt Apfalter, Anton Socher und Marcus Hanſitz (Verfaſſer der berühmten und verdienten Germania sacra).

Daß die Pflege der deutſchen Sprache von den Jeſuiten ſowohl in ihren pädagogiſchen, als in ihren literariſchen Beſtrebungen bis auf jene Zeit in eben dem Maaße vernachläſſigt worden war, als ihr lateiniſcher Unterricht vor dem heute in katholiſchen, wie in proteſtantiſchen Ländern ertheilten den Vorzug verdiente, iſt ein nicht zu läugnendes Factum. — Haben neuere Schriftſteller, wie z. B. Wolfgang Menzel, jene Verſäumung der Mutterſprache auch bis zur Ungerechtigkeit getadelt, ſo iſt dennoch die Thatſache ſelbſt eben ſo wenig in Abrede zu ſtellen, als es gerechtfertigt werden kann, daß auf dieſe Weiſe in der Bildung der katholiſchen Jugend Deutſchlands eine Lücke blieb, deren unglückliche Folgen ſich bis auf den heutigen Tag fühlbar machen. Allein, es darf bei der Rüge dieſes Uebelſtandes Zweierlei nicht vergeſſen werden. — Erſtens war es auch auf den proteſtantiſchen Fürſtenſchulen des nördlichen Deutſchlands, bis zum Erwachen unſerer Literatur im vorigen Jahrhundert, um den theoretiſchen, deutſchen Sprachunterricht nicht beſſer beſtellt, als in den Collegien der Jeſuiten. Zweitens iſt es eine fabelhafte Uebertreibung, wenn man, wie namentlich Menzel, den geringen Werth, den die letztern allerdings bis zu eben jener Periode auf dieſen ſo überaus wichtigen Gegenſtand legten, einem wohlerwogenen, ſchlau berechneten Plane, einem mit Bewußtſeyn ausgebildeten Syſteme des Ordens zur Vertilgung oder Untergrabung der deutſchen Nationalität beimißt. — Ein ſolches iſt wenigſtens den Jeſuiten der öſterreichiſchen Provinz in jener Periode, von der hier die Rede iſt, in dem Grade fremd geweſen, daß Denis, wie wir geſehen haben,

Le ménage Pelt retourne à la rue Gambetta. Jean-Marie y poursuit ses études au lycée Fabert, puis à la faculté des sciences de Metz. Il y obtient sa licence ès sciences naturelles en 1957. Il est alors nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Sarreguemines, où il enseigne de 1957 à 1959. Il y rencontre Jacqueline Lefèvre, professeur de mathématiques, qu'il épouse le 2 août 1958. Ils auront deux enfants, Marie-Monique, née en 1960, et Jean-Yves, né en 1962.

Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée Jean-Moulin à Forbach, où il enseigne de 1959 à 1962. Il y rencontre Jean-Jacques Rousseau, qui y enseigne la philosophie. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Rousseau, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée Fabert à Metz, où il enseigne de 1962 à 1964. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1964 à 1966. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1966 à 1968. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1968 à 1970. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1970 à 1972. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1972 à 1974. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1974 à 1976. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1976 à 1978. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1978 à 1980. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1980 à 1982. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1982 à 1984. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1984 à 1986. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1986 à 1988. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1988 à 1990. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1990 à 1992. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1992 à 1994. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1994 à 1996. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1996 à 1998. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 1998 à 2000. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2000 à 2002. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2002 à 2004. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2004 à 2006. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2006 à 2008. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2008 à 2010. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2010 à 2012. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2012 à 2014. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2014 à 2016. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2016 à 2018. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2018 à 2020. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2020 à 2022. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2022 à 2024. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2024 à 2026. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2026 à 2028. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2028 à 2030. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2030 à 2032. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2032 à 2034. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2034 à 2036. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2036 à 2038. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2038 à 2040. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2040 à 2042. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2042 à 2044. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2044 à 2046. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2046 à 2048. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2048 à 2050. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2050 à 2052. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2052 à 2054. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2054 à 2056. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2056 à 2058. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2058 à 2060. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2060 à 2062. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2062 à 2064. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2064 à 2066. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2066 à 2068. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2068 à 2070. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2070 à 2072. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2072 à 2074. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2074 à 2076. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2076 à 2078. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2078 à 2080. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2080 à 2082. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2082 à 2084. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2084 à 2086. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2086 à 2088. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2088 à 2090. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2090 à 2092. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2092 à 2094. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2094 à 2096. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2096 à 2098. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978. Jean-Marie Pelt est ensuite nommé professeur de sciences naturelles au lycée de Thionville, où il enseigne de 2098 à 2100. Il y rencontre Jean-Pierre Lefèvre, professeur de mathématiques, qui est le frère de Jacqueline Lefèvre. Ils deviennent amis et le restent jusqu'à la mort de Jean-Pierre Lefèvre, en 1978.

mit jener feurigen Empfindung zu erwidern, mit welcher ich Lebenslang verharre" u. ſ. w. Es ſoll weiter unten gezeigt werden, daß Denis, auch in ſeinen Bemühungen um die Hebung der deutſchen Sprache, nichts weniger als allein in der Geſellſchaft ſtand, und daß dieſe poetiſchen und literariſchen Beſtrebungen ſich mit einer Freiheit bewegen konnten, die Jedem, der die Jeſuiten jener Zeit nur aus den Schilderungen ihrer Gegner kennt, völlig fabelhaft vorkommen muß, und ſchwerlich Glauben finden würde, wenn nicht Denis Correſpondenz die urkundlichen Belege für unſere Behauptung böte.

Bei dieſer Geſinnung und dieſen glücklichen äußern Verhältniſſen mußte es Denis auf das Schmerzlichſte berühren, als ſein geliebter Orden aufgehoben wurde. Die Hoffnungen, welche ſich an den Aufſchwung knüpften, den derſelbe gerade damals in Oeſterreich genommen, waren jetzt auf einen Schlag zerſtört, die Tradition eines beſſern Geiſtes unterbrochen, die Fäden einer zeitgemäßen, dem proteſtantiſchen Norden imponirenden Bildung des katholiſchen Deutſchlands, — die Denis zum großen Theile ſelbſt angeknüpft hatte, rettungslos, auf unbeſtimmte Zeit hinaus, abgeſchnitten. Wer kann ihm ſeine Trauer verargen? Aber ſie ſpricht ſich in der würdigſten und edelſten Form aus. Weit entfernt, ſich in einem unkatholiſchen Separatismus zu verlieren, und das Schickſal der allgemeinen Kirche für abhängig von einem einzelnen Orden zu erklären, vergißt Denis, trotz ſeines Schmerzes, auch nicht einen Augenblick die Achtung und Ehrfurcht, die er dem Oberhaupte der Kirche ſchuldig iſt. In der That kann vom ächt katholiſchen Standpunkte aus das Recht Clemens XIV.: die Geſellſchaft Jeſu aufzuheben, eben ſo wenig in Zweifel gezogen werden, als die Befugniß Pius VII. ſie wieder herzuſtellen. Jener erwog, nachdem die Kaiſerin Maria Thereſia ſich dem Andringen der bourboniſchen Cabinete beigeſellt hatte, die nahe und in jenen Zeiten doppelt dringende Gefahr eines Schisma, die aus der, wider den Willen aller katholiſchen Höfe durchgeſetzten Aufrechthaltung der Jeſuiten entſtanden wäre, dieſer die Verdienſte der Geſellſchaft in den erſten zwei Jahrhunderten ihres Beſtehens, und die Hoffnung vieler Katholiken, die, als nach dem allgemeinen Frieden die Vorurtheile gegen die Geſellſchaft beſeitigt ſchienen, von den wieder hergeſtellten Jeſuiten ähnliche Leiſtungen, wie von

den frühern, erwarteten. Der Orden mußte dem Oberhaupte der Kirche als Mittel der Beförderung ihrer Interessen, nicht als Selbstzweck erscheinen. Daher konnte er auch, um größeres Unglück zu wenden, in einer traurigen und gefahrvollen Periode, ohne Gefährdung des Wesens der Kirche, aufgehoben werden, wenn die Noth der Zeiten es gebot, über deren Vorhanden- oder Nichtvorhandenseyn allein der heilige Stuhl zu entscheiden hatte. Eine leider eben so gewöhnliche, als unbillige und kurzsichtige Polemik gegen Clemens XIV., welche die Ehre des Pontificats Preis gibt, und die höchste Autorität in der Kirche untergräbt, vergißt vor Allem, daß der Papst selbst in den Händen der Vorsehung nur ein Organ zur Regierung der Kirche ist, dessen Aussprüchen sich der Katholik um Christi willen ohne Murren zu unterwerfen hat*). Es kann daher Alles, was von den Ränken,

---

*) Von der Grundidee des Papstthums geleitet, daß dem Zwecke der Erlösung der Menschheit jedes Privatrecht der Diener der Kirche weichen müsse, hat Pius VII., dem französischen Episcopat gegenüber, im Concordate von 1801 bei weitem ausgedehntere Befugnisse geübt als Clemens XIV. sie der Gesellschaft Jesu gegenüber jemals in Anspruch nahm. Allein so wie später eine **petite église** jenem Papste das Recht zu den von ihm ergriffenen, außerordentlichen Maaßregeln streitig machte, die freilich ohne Beispiel in der Kirchengeschichte waren, so traten auch der, durch das Oberhaupt der Kirche verhängten Aufhebung der Gesellschaft Jesu Bestrebungen entgegen, welchen eine unkatholische Verwechselung der Gesichtspunkte zum Grunde liegt, und deren unangenehmster Ausdruck die berüchtigte Streitschrift ist: **Memoria catolica da presentarsi a Sua Santità. Opera postuma Cosmopoli** 1780 (188 Folioseiten stark). Der Zweck derselben geht dahin, unter den gröbsten Lästerungen Clemens XIV. die Nichtigkeit des Aufhebungsbreves nachzuweisen, das rechtliche Fortbestehen der Gesellschaft Jesu in Rußland und Preußen zu behaupten, und die Hülfe und Unterstützung jener nichtkatholischen Mächte für diese schismatischen Bestrebungen in Anspruch zu nehmen. („Ich bewundere", sagt der Verfasser der **Memoria catolica** „die göttliche Vorsehung, welche zwar über die Gesellschaft eine grausame Verfolgung von falschen und ungerechten Katholiken hat kommen lassen, ihr aber wieder eine Stütze und Vertheidigung von fremden Fürsten **außer der Kirche** zu bereiten

bösen Absichten und unkirchlichen Zwecken der Gegner der Jesuiten berichtet wird, welche das Kirchenoberhaupt, trotz seines Widerstrebens, zur Aufhebung nöthigten, als begründet zugegeben,

---

gewußt hat. Welch eine Schande! Nicht für die Kirche, welche, wie ich bisher dargethan habe und noch weiter darthun werde, an diesem Mißbrauch und einer so offenbaren Ungerechtigkeit unschuldig ist, sondern für jene Gottlose, welche den Namen der Kirche so schändlich mißbraucht haben! Welch eine Schande, daß die Unschuld in Berlin und Petersburg besser erkannt und verehrt wird, als in Rom selbst!") Aus den, in diese Denkschrift verwebten Materialien geht so viel hervor, daß sich der Proceß (des in der Engelsburg streng verwahrten Generals der Gesellschaft Lorenzo Ricci) hauptsächlich um die Anschuldigung gedreht zu haben scheint: Er sei einem Versuche, den Orden wider den Willen des Papstes aufrecht zu erhalten, nicht fremd gewesen, und habe zu diesem Ende mit dem Könige von Preußen correspondirt. Nach seinem Tode bekannte sich die **Memoria catolica** offen zu eben diesen Absichten, welche aber Ricci beständig in Abrede stellte; kurzsichtige Freunde haben hier die Gesellschaft auf's gefährlichste compromittirt, die in der großen Mehrzahl ihrer Glieder ein rühmliches Beispiel der Unterwerfung auch unter das Härteste gegeben hat. — Papst Pius VI., welcher die strenge Bewachung des Gefangenen noch geschärft hatte, verdammte die genannte Schrift als beleidigend für den heil. Stuhl, aufrührerisch und der Ketzerei verdächtig, und ließ sie auf dem Campo di fiori von Henkershand verbrennen. (**Damnatio et prohibitio libri cui titulus: Memoria catolica etc. — — — Itaque motu proprio et ex certa scientia ac matura deliberatione nostra, aeque Apostolicae potestatis plenitudine Memoriam praefatam, ut continentem propositiones piarum aurium offensivas, scandalosas, temerarias, erroneas, injuriosas, seditiosas, de haeresi suspectas, et ad schisma tendentes, juxta nobis expositas theologorum censuras damnamus et reprobamus, ejusque divulgationem, lectionem, retentionem sub poena excommunicationis interdicimus ac prohibemus. Insuper eandem Memoriam tanquam libellum infamatorium cum huic S. Sedi, tum catholicis Principibus injuriosum in a cie Campi Florae per publicum justitiae ministrum flammis tradi decernimus ac jubemus.**) Daß übrigens der Geist, welcher aus dieser Denkschrift

es kann ſogar eingeräumt werden, daß die Faſſung des Breve, welches dieſelbe ausſpricht, nicht minder wie die Art und Weiſe ſeiner Vollſtreckung Härten gegen den aufgehobenen Orden enthält, die nicht nothwendig zur Sache gehörten. Nur darf, was die Maßregel ſelbſt betrifft, nicht in Abrede geſtellt werden, daß auch ſie eben ſowohl im Plane der Vorſehung, als im Umkreiſe der Befugniſſe des Papſtes lag, und demzufolge, von allen menſchlichen Abſichten und Leidenſchaften abgeſehen, ſowohl für die Kirche, als für die Geſellſchaft Jeſu ſelbſt das Beſte war, was unter den obwaltenden, hochgefährlichen Umſtänden geſchehen mußte. Die Ueberreſte der Geſellſchaft insbeſondere wurden durch die Aufhebung den bald hereinbrechenden Stürmen und Verſuchungen der Revolution entrückt. — Wer iſt verwegen genug, zu behaupten, es ſei unmöglich geweſen, daß der Orden dieſen erlegen wäre, oder wahrſcheinlich, daß er durch ſeinen Einfluß das Gewitter hätte beſchwören können? Unberührt von dieſem, fanden die Trümmer der Geſellſchaft im fernen Oſten ein Aſyl, und verdanken es hauptſächlich dieſem Umſtande, daß ſie den alten Geiſt ihrer Disciplin über die große Criſe hinaus ungeſchwächt bewahren und fortpflanzen konnten. Zugleich gab Gott den Jeſuiten, wie der geſammten katholiſchen Welt, durch eben dieſe Fügung die heilſame und gewiß auch nothwendige Lehre: daß er zur Erhaltung ſeiner Kirche auf Erden weder eines Menſchen, noch eines beſtimmten Ordens bedürfe. — Das Factum beweist, daß die Kirche, trotz der Verbannung der Jeſuiten nach Rußland, im Weſten von Europa nicht untergegangen iſt, ja daß in leiſen und unmerklichen Anfängen gerade während jenes ſtürmiſchen Zeitraumes in England, Deutſchland und Frankreich das Wiedererwachen

---

weht, nicht jener der Regel der Geſellſchaft Jeſu und des Stifters derſelben iſt, bedarf für den einigermaßen Unterrichteten der Erwähnung nicht. Der heil. Ignatius von Loyola, welcher die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes und den kindlichen Gehorſam gegen deſſen Stellvertreter auf Erden für die obere Richtſchnur erklärte, wurde einſt gefragt: was er thun würde, wenn ſeine Geſellſchaft vor ſeinen Augen zu Grunde ginge? Ich würde, antwortete er, eine Viertelſtunde dem Gebete und der Betrachtung widmen, — und dann ruhig ſeyn.

des katholiſchen Geiſtes ſich vorbereiten und beginnen konnte, der im achtzehnten Jahrhundert durch falſche Sicherheit und fleiſchliches Vertrauen auf menſchliche Klugheit und irdiſche Mittel im Bewußtſein der Völker in den Hintergrund getreten war.

Wie Denis überhaupt über ſeiner Zeit ſtand, ſo zeigt ſich auch mitten in ſeinen Klagen über den Untergang ſeines Ordens ſchon damals eine gerechte, tief religiöſe, ächt katholiſche, von der Aufregung der Zeit unabhängige Würdigung der Verhältniſſe, die jede Uebertreibung, jede unbillige Anklage ausſchließt. — Europa hat Gelegenheit gehabt, ſagt er in ſeiner berühmten Elegie auf die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu, die er im Beginne ſeines ſiebenzigſten Jahres (1799) niederſchrieb, zu erfahren, ob dieſer Act wirklich, wie man gehofft, die Aera eines neuen goldenen Zeitalters geweſen iſt. — Würde aber die Geſellſchaft, wenn ſie fortbeſtanden wäre, das grauenvolle Unheil der Revolution abgewendet oder gemildert, die Völker Europas zur Vernunft zurückgeführt haben? Andere mögen dieß glauben, er hege nicht ſolches Vertrauen zur Macht ſeines Ordens, ſondern verehre in Demuth den Richterſpruch des allmächtigen Gottes. Aber ſtets wolle er in Liebe die über den ganzen Erdkreis zerſtreuten Reliquien einer Geſellſchaft umfaſſen, von der eine gerechtere Nachwelt werde geſtehen müſſen, daß es ihres Gleichen nie gegeben habe, und nie geben werde *).

(Schluß folgt.)

---

*) Non ego sum Nemesin, qui coelo devocet, aut qui
Cuncta haec de nostro funere nata velit.
Sunt tamen averti, aut minui potuisse ruinam
Qui nostro incolumi corpore stante putent.
Signassemus enim praeclaram sanguine causam,
Aut populis nostra mens rediisset ope:
Haec alii. Mihi non tanta est fiducia nostri.
Supremi vereror Numinis arbitrium.
Quodque licet, tumulos obeo sparsasque per orbem
Complector fratrum pectore reliquias.

— — —

Posteritas, quae non odio, nec amore feretur,
Pensabit mei gesta Sodalitii,
Coetum hominum talem, dicet, nec prisea tulere,
Nec, conata licet, saecla futura ferent.

LII.

Literatur.

I.

Was ist die Bibel? Symbolische Briefe für die Gläubigen aller christlichen Confessionen, von Anton Eberhard, vormals Prediger in München. München, 1845. In Commission der literarisch-artistischen Anstalt. 198 S.

Referent hat sich seit längerer Zeit zur Regel gemacht, kein Buch zu lesen, dessen Titel eine Frage ist; bei der vorliegenden Schrift machte er aber eine Ausnahme, indem er von der ihm hinlänglich bekannten Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit des ehemaligen Predigers Eberhard nur Vorzügliches erwarten konnte. Sein Zweck ist, das protestantische Glaubensprincip zu widerlegen. Zu diesem Behufe schickt er eine Abhandlung über den Glauben und über Glaubensfreiheit voran, welche sich durch ihren eigenthümlichen Ideengang genug auszeichnet, um in ihren Hauptmomenten hier angeführt zu werden. „Der Glaube, der da selig macht, ist kein Dogmen-Glaube in dem Sinne, daß man nur eine bestimmte Anzahl von Lehren im Gedächtnisse haben und daran glauben müsse; daß es im Glauben zunächst nur auf eine gewisse numerische Größe der Lehrsumme ankömmt, nach welcher der Glaube gemessen wird .... Der Glaube ist zuerst eine Gnade, ein von Gott dem Geiste mitgetheiltes, höheres Licht, durch das der Mensch jede von Gott geoffenbarte Lehre als wahr annehmen und sich ihr hingeben kann; und so ist er die Hingabe des Geistes an bestimmte Lehren ohne Wanken und Zweifel..... Wie es unmöglich ist,

daß derjenige, der nicht blind ist, die rothe Farbe nicht als rothe Farbe erkenne und annehme; so ist es auch unmöglich, daß derjenige, der das Licht des Glaubens hat und es gebraucht, nicht jede geoffenbarte Lehre als solche annehme und bekenne, sobald sie seinem geistigen Auge vorgehalten wird. ....“ S. 9. Sehr einfach folgt aus diesem Begriff vom Glauben, daß, wer in Einem Punkte nicht glaubt, überhaupt gar nicht recht glaubt. „Es gibt keinen andern Grund, auch nur eine einzige Lehre der Offenbarung nicht anzunehmen, als den es gibt, gar keine Offenbarung anzunehmen. — Nehme ich also eine geoffenbarte Lehre nach ihrer Verkündigung gar nicht an, so fehlt mir die Glaubensgnade; und wenn ich jetzt auch jede andere Lehre glaube, so ist mein Glaube kein göttlicher mehr; ich glaube, weil ich so erzogen bin, oder aus andern menschlichen Gründen; aber ich glaube nicht mehr aus Gnade ..... Glaubte ich aus Gnade, so würde sich die Gnade in mir nicht widersprechen, und ich würde das nicht zurückweisen, was ..... die Gnade ..... anerkennen wird, falls ich nicht absichtlich meinem bessern Willen entgegen handle.“ ... S. 11. „Es verhält sich mit dem Glauben, wie mit der Liebe. Habe ich auch nur Ein Gebot übertreten, so habe ich die Liebe verloren, und dadurch Gott; habe ich auch nur Eine Glaubenslehre nicht angenommen, so habe ich Gott in seiner Wahrheit nicht angenommen, und dadurch Gott selbst verloren.“ S. 12. „Sicherlich macht mich nicht gerade das Glauben an eine bestimmte Zahl von Lehren selig, sondern selig macht mich nur Christus, wenn ich sein geworden bin und Er mein ..... Zu diesem Besitze des Herrn komme ich nur durch den Glauben, durch jene Gnade, die mich fähig macht, jedes Wort, das aus dem Munde Gottes kömmt, als Gottes Wort anzunehmen, und mich ihm unbedingt hinzugeben. Also nicht der Dogmenglaube macht selig, ja es gibt Fälle, wo der Dogmenglaube zur Seligkeit nicht einmal nothwendig ist, sondern es genügt die Glaubensgnade, die Gläubigkeit an Christus, wie bei den Martyrern, wo eine Belehrung über das einzelne Dogma nicht mehr möglich war. ..... Nur in so fern ist also der Glaube ein Dogmenglaube, als man kein Dogma, keinen positivgeoffenbarten Lehrsatz zurückweisen und verwerfen darf, ohne die Gnade des Glaubens und dadurch den Glauben selbst zu verlieren, der vor Gott gilt.“ S. 12. „Die

Lehrsumme des Christenthums ist in sich abgeschlossen und steht fest. Also kann einmal von einer Denk- und Lehrfreiheit der christlichen Religion in dem Sinne keine Rede seyn, daß es mir frei steht, was ich glaube und lehren will." S. 13. „Das Was der Lehre bestimme die Offenbarung für den Glauben", meint Hr. Eberhard, „das Wie der Lehre möge die freie Wissenschaft bestimmen für das Erkennen." S. 10. „Der Glaube der Katholiken ...., der aus Gott kommt, ist kein Zwang des Geistes, ... sondern eine freiwillige Hingabe an die erhaltene Lehre, eine freudige Annahme und eine höhere Lust der Seele, die das Gemüth erfüllt und den Willen stark macht, diesen Glauben zu vollbringen. — Die natürliche Erkenntniß, stammend aus dem Menschengeiste, weil aus dem Ebenbilde Gottes, erkennt durch die Glaubensgnade in den Lehren der Offenbarung ihre himmlischen Freundinnen, ihre Schwestern ..... und umarmt sie, wie nach langer Trennung in seliger Freude durch den Glauben." S. 23.

Nach dieser originellen und zugleich unwidersprechlichen Auseinandersetzung über den Glauben geht der Verfasser auf die eigentliche Beleuchtung des protestantischen Glaubensprincipes ein. „In einer positiven Religion, in der es eine Glaubenspflicht gibt, darf man nur Gott glauben; was sich nicht als Gottes Wort bewährt, das darf nicht geglaubt werden ..... Nun, mein Freund! woher wissen Sie denn, daß die heilige Schrift allein Quelle, Norm und Regel des Glaubens ist?" S. 30. Obwohl die Willkührlichkeit der Annahme des protestantischen Glaubensprincipes im Ganzen durch die bekannten Argumente bewiesen wird, so ist doch die frische, anschauliche Methode der Beweisführung Eberhard's eine wahre Förderung der polemischen Discussion. Es zeigt sich hier in der Behandlung von Themen, an denen sich im Wesentlichen nicht viel ändern läßt, welche Ueberzeugungskraft das aus innigem Erlebniß quellende, herzlich aufrichtige Wort habe.

Um die Behauptung, daß den Schriftstellern des neuen Bundes das protestantische Glaubensprincip fremd sei, läßt sich der Verfasser im vierten Briefe (S. 52 bis 107) ausführlich auf die schwierigen Fragen der Critik des neuen Testamentes ein. Dieser Abschnitt beweist, daß Hr. Eberhard das neue Testament in selbstständiger Betrachtung durchforscht, und von vielen Seiten mit

ſcharfem Auge angeſehen habe, ſo daß er mehrere Hypotheſen proteſtantiſcher Critiker gründlich widerlegen konnte.

Jedenfalls hat ſich Hr. Eberhard durch die ganze Unterſuchung einen feſten Grund für den fünften Brief gelegt, deſſen Inhalt in folgenden Worten ausgeſprochen iſt: „Die Annahme, daß die Bibel die ganze Lehrſumme des Herrn enthalte, iſt gegen die Abſicht der heiligen Schriftſteller.“ Dieſer Satz wird eben ſo überzeugend durchgeführt, wie die folgenden, gegen das proteſtantiſche Glaubensprincip gerichteten: „Die Bibel enthält nicht einmal alle Fundamentalartikel“; „die Bibel bezeugt ſelbſt, daß ſie nicht die ganze Lehrſumme enthalte“; „die Annahme, daß die Bibel die Regel und Norm des Glaubens ſei, widerſpricht dem ganzen Weſen der Kirche“; „es iſt nicht Zweck der Bibel, Regel und Norm des Glaubens zu ſeyn“; „auch das Zeugniß der Geſchichte widerlegt die Behauptung, daß die Bibel die Norm des Glaubens bilde.“

Die Begründung dieſer Sätze iſt ſchon auf verſchiedene Weiſe verſucht worden; Eberhard's Methode zeichnet ſich durch klare Eindringlichkeit der Sprache aus. Im Gefühle einer gründlichen Beweisführung ſchließt Hr. Eberhard mit Recht: „Ja, dieſes Princip iſt nur der Machtſpruch eines einſeitigen Verſtandes; eine Behauptung, von aller Wiſſenſchaft verlaſſen und von jeder Begründung, die das lebendige Leben in das Zwangshemd des todten Buchſtabens bannen will. Das haben auch die Lichtfreunde zu Cöthen in ihrer Verſammlung vom 15. Mai d. J. gar wohl erkannt; deßwegen die abſolute Autorität der Bibel geläugnet, und Ihnen dadurch die Ermahnung gegeben, daß auch Sie nicht ferner die Bibel als Norm und Regel des Glaubens gelten laſſen. Was werden Sie wohl thun? — Sonderbar! Sie ſtellen ein Princip auf, um durch ſelbes die Bibel ſo recht in Ihre Hand zu bekommen, und doch iſt es gerade dieſes Princip, das in ſeiner conſequenten Durchführung Jedem die Bibel gänzlich hinwegnimmt, indem es zu ihrer Verwerfung hintreibt.“

Was die vorliegende Schrift außer ihrer friſchen Ueberzeugungskraft noch beſonders auszeichnet, iſt der ruhige, wiſſenſchaftliche Ton, in welchem ſie ſich durchweg hält.

II.

Historica Russiae Monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. J. Turgenevio. 2 Bände. Petropoli.

Die Materialien zur ruſſiſchen Geſchichte, ſowohl der früheren Jahrhunderte als der gegenwärtigen Epoche, mehren ſich ſeit Kurzem auf eine Weiſe, daß nicht bloß der Geſchichtforſcher, ſondern auch derjenige, welcher auf geſchichtliche Kenntniſſe im Allgemeinen Anſpruch macht, ſich ihrer nähern Kenntnißnahme nicht mehr entſchlagen kann. Viele mögen zwar die Meinung hegen, ſeitdem ſie ſich mit Cüſtine's indiscreten Enthüllungen vertraut gemacht, hätten ſie ſich davon losgekauft. Bereits hätten ſie das Piquanteſte genoſſen, und das Uebrige gehöre den Männern von Fach, welchen ſie es nicht verwehren wollten, ihre Erudition mit den Thaten der Iwane, Waſſily's und Alexis zu vermehren. Für unſere Zeiten und die Behandlung der obſchwebenden Fragen könne unmöglich, was das Dunkel barbariſcher Zeiten in ſich ſchließe, von irgend einer Bedeutung ſeyn. Wäre es aber auch wirklich an dem, ſo würde doch die Gerechtigkeit das Bekenntniß erfordern, daß kein Volk es gründlicher verſtanden, die Unkenntniß, in welcher es ſelbſt von fremden Völkern gehalten wurde, zu ſeiner eigenen Conſolidirung und zur Schwächung ſeiner Nachbarſtaaten zu benützen, als das ruſſiſche, und daher ſchon des eigenen Vortheils wegen eine größere Rückſicht auf deſſen Geſchichte zu nehmen ſei. Ein Reich aber, das in einer Ausdehnung von zwei Tauſend geographiſchen Meilen, von Schweden bis China ſich hinzieht, hat der Nachbarn in großer Menge, und während dieſe alle Verſchiedenheit der Religion, Abſtammung, Sprache, Verfaſſung und Sitte, Entlegenheit des Himmelsſtriches und Getheiltheit des Intereſſes von einander ferne hält, hat das Eine Reich nur Ein Haupt, Einen Willen, Ein Intereſſe. Die Eiferſucht occidentaler Völker, der Kampf der Stände wie der Fürſten, der Hader der Gelehrten, die Streitigkeiten der Confeſſionen, alles, was nach den Begriffen der Abendländer das Leben zum Leben macht, hat ſeit Jahrhunderten hier aufgehört. Die nordiſchen Spartaner

kennen nur Eines, den Krieg, den sie theils mit Waffen, theils mit Unterhandlungen führen; dann im Gefolge des Krieges den Handel und die Eroberung. Als unter Peter dem Großen einige heiße Köpfe auf eigene Faust, auf abendländische Weise, den geistigen Fortschritt zu beleben gedachten, und deßhalb Fragen aufwarfen, welche in dem Ocean des Schweigens eine Bewegung hervorzurufen drohten, erließ der Czar, wie er selbst in Paris dem Marschall Tesse erzählte (Turgeniew II. S. 328) ein Edikt, welches den Galgen für jeden bestimmte, der für oder wider diese Dinge sich aussprach. Drei oder vier wagten es dennoch, sich darüber vernehmen zu lassen. Sie erlitten die gerechte Strafe und die Bewegung hörte auf — il rumore era cessato. Es wäre thöricht, anzunehmen, daß dieß nur eine vorübergehende Grille eines Kaisers war, dem der erleuchtete russische Senat den Beinamen Vater des Vaterlandes, das civilisirte Europa mit Voltaire an der Seite, das Epitheton des Großen gab. Ein Gegenstück aus neuerer Zeit hat erst unlängst Golowin bekannt gemacht. Daß in Rußland sich nichts verändert, ist auch ohne Turgeniew's Sammlung bekannt; oder braucht sie erst den Beweis zu liefern, daß das russische Volk seinem Czare die Macht zuschreibt, treuen Unterthanen die Pforte des Himmels zu öffnen? Was dem Volke zu wissen gut thut, weiß Niemand besser, als er und die Lehre der byzantinischen Juristen, an der Fähigkeit kaiserlicher Beamten zu zweifeln, sei mehr als Hochverrath, sei Sacrilegium, kann in dem Staate nicht befremden, wo die Infallibilität faktisch und rechtlich dem Staatsoberhaupte zugestanden werden muß. Jedweder Staat ist zwar mehr oder minder auf dieses Princip gegründet, und wenn der Engländer bekanntlich um dieselbe Zeit, wo seine Constitution ihre Ausbildung erhielt, seinem Könige, zur Entschädigung für die Einbusse an wirklicher Macht, den Titel infallibilis, omnipraesens und omnipotens gab, so hat er von seinem Standpunkte aus nichts anderes gethan, als was die modernen Constitutionen mit der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person des Monarchen ausdrückten. Im russischen Reiche aber nahm die Sache durch die Identificirung des geistlichen und weltlichen Princips und die Vereinigung der unvereinbarsten Gewalten in Einer Person einen mehr dogmatischen Charakter an. Wenn man daher in einem der interessantesten Berichte der Turgeniewi-

schen Sammlung (ritratto della Moscovia) liest, wie die Russen unfehlbar in das Paradies zu kommen glaubten, wenn sie in einem der blutdürstigen Kriege ihrer Czare im blinden Gehorsame gegen diese ihr Leben verloren, so begreift man erst den Umfang ihrer Gewalten, die in der Person des Czars vereinigt sind, so wie der unermeßlichen Folgen, welche sich an die Abschaffung des Patriarchates durch Peter I. anreihten, und an die Aufrichtung jener Staatsinquisition, welche man gewöhnlich mit dem Namen des heil. Synods belegt. Früh schon ist die gänzliche Verschiedenheit des russischen Staatsprincips von dem aller occidentalen Staaten, wenn auch nicht diesen, doch den trägen Türken aufgefallen. Der Vesir Mehmet unter Sultan Selim I. bemerkte richtig, daß von allen Fürsten nur der Czar und der Padischah ihre Völker vollständig in ihrer Gewalt hätten, und dadurch die mächtigsten Herrscher geworden seien. Wenn aber gleichsam als Commentar zu dieser Stelle Gerio in seinem Berichte über Rußland (Turgeniew I. S. 214) selbst zweifelt, ob der Sultan die Macht habe, wie der Czar (perche è tiranno grandissimo, à tal che temono più lui che Iddio), so darf man nicht vergessen, daß er von Iwan IV. spricht, von welchem selbst den Russen erlaubt ist, eine der geschichtlichen Wahrheit nahekommende Ansicht zu hegen. Auch ist es ganz begreiflich, daß in den heutigen liturgischen Büchern der Russen, mit welchen, wie bekannt, auf äußerst liberale Weise von Kiow aus auch die kaiserlich österreichischen Unterthanen griechischen Glaubens versehen wurden, mehr von dem Czar als von Gott die Rede ist. Denn einmal ist der Czar den russischen Begriffen nach näher und Gott ferner, und für's Zweite wird dem Czar von den gemeinen Russen, welche beiläufig gesagt fünfundsechszig Millionen Köpfe stark sind, die Allwissenheit in einem höheren Grade beigelegt, als es jene englischen Juristen im siebenzehnten Jahrhundert in Bezug auf ihren König thaten. Unser Großherr weiß Alles, war die gewöhnliche Antwort der Russen auf alle Fragen, die Possewin oder die deutschen Gesandten an sie richteten, und es ist kein Wunder, wenn bei solchen Eigenschaften diese das Urtheil fällten, das Volk sei noch mehr zur Sclaverei geboren, als erzogen (gens ad servitutem nata potius videtur quam facta).

Man kann es nicht anders, denn als eine besondere Fügung betrachten, daß im Anfange der neuern Geschichte, als

die großartigen Bewegungen des Mittelalters, die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, die Streitigkeiten zwischen Städten und so fort allmählig erloschen, gerade an der Schwelle von Asien und Europa zwei Staaten sich erhoben, welche, aller scheinbaren Verschiedenheit ungeachtet, dennoch ganz ähnliche Endzwecke verfolgten, auf gleichen politischen Grundlagen beruhten, und in der feindlichen Stellung gegen das civilisirte Europa einander theils ablösten, theils gegenseitig ergänzten, Rußland und die Pforte! Eine Vergleichung der innern Zustände Rußlands, der eigentlichen Grundlage der Czarenherrschaft mit der osmanischen würde zu den interessantesten Resultaten führen, und man könnte, ohne Gefahr des Paradoxismus beschuldigt zu werden, die erstarrte, russisch-orthodoxe Staatskirche den Islam innerhalb des Christenthums nennen; eine nähere Begründung dieses Satzes würde bei beiden Cultusarten eine gleiche Vereinigung des Unvereinbaren, heidnischer Sitte und gewisser, christlichen Dogmen ergeben. Natürlich ist es hiebei nicht unsere Absicht, den invinciblen Glauben des Einzelnen, der für sich ganz rein und selbst einer Begeisterung fähig seyn kann, anzutasten, sondern nur die thatsächliche Erscheinung dieser Kirche zu fixiren, welche sich, den heidnischen Stämmen gegenüber, eben so gleichgültig, oder wie man dieses auch nennt, tolerant, als den christlichen Völkern gegenüber fanatisch unduldsam erwies. Glaube man auch ja nicht, daß wir in Aufstellung solcher Sätze etwas Fremdartiges in die Geschichte hineintragen. Von einem Instincte geleitet, der, als aus der Anlage und den Einrichtungen Rußlands hervorgehend durchaus natürlich war, verband sich bereits im Jahre 1521 der Czar Wassily Iwanowitsch mit dem Sultan Soliman, als dieser die Besiegung „der fetten Ochsen" versuchte, mit welchem schmeichelhaften Titel Se. Hoheit die christlichen Könige officiel zu bezeichnen geruhte (Schreiben an K. Ludwig von Ungarn bei Buchholtz's Ferdinand I.). Und als nun Belgrad und Rhodus, die beiden Vormauern der Christenheit, gefallen waren, und, menschlicherweise zu reden, der Fall des Abendlandes bei den inneren Streitigkeiten der Deutschen, den Kämpfen der Habsburger und Franzosen um Italien entschieden schien, nannte Soliman, als er das Schwert der Vernichtung aus der Scheide zog, den Czar der Moskowiter seinen treuen Freund und guten Nachbarn; Wassily aber verband sich, wie uns

der Ruſſe Karamſin berichtet, jetzt auf das Innigſte mit dem Schlächter der Rhodiſer und der Ungarn. War es da nicht billig, daß, um ſolches Verdienſt noch an dem Sohne zu ehren, die moskowitiſchen Theologen erklärten, jetzt gehe allmählig die Weisſagung des Evangeliſten Johannes von der ſechsten Weltmonarchie (Czarſchaft) in Erfüllung. Iwan, gegen den bekanntlich Nero ein Lamm war, den aber der Patriarch von Conſtantinopel und ſechsunddreißig griechiſche Metropoliten und Biſchöfe als den legitimen Erben der byzantiniſchen Kirche erklärt hatten, nehme unter den Fürſten der Erde den höchſten Rang ein, ihm gehöre dieſe letzte Monarchie. Der Begründer einer neuen philoſophiſchen Aera, Hegel, hatte wohl hievon keine Ahnung; er würde ſonſt in der Anordnung der Zukunft Ehre dem erwieſen haben, dem ſie gebührt, dem hellſehenden Czare, der ſich bereits in ſeinem Schreiben an den Sultan „Kaiſer der Deutſchen“ nannte, und in väterlicher Fürſorge unter Anderm fünfhundert livländiſche Frauen und Mädchen in ſeiner Gegenwart ſeinen Soldaten vorwerfen, und ſie ſodann, nachdem geſchehen war, was geſchehen ſollte, durch dieſelben, die ſie geſchändet hatten, in Stücke hauen ließ. (Turgeniew II.)

Die Herausgabe der historica Russiae monumenta hat zwar den beſondern Endzweck, die Welt von den Invaſionsplänen zu überzeugen, welche durch den ganzen Lauf der Geſchichte erſt die Päpſte, dann die Engländer gegen Rußland gehegt haben ſollen, und als Material der Beweisführung müſſen die Actenſtücke dienen, welche die päpſtliche Regierung Hrn. v. Turgeniew aus dem vaticaniſchen Archive zum Zwecke hiſtoriſcher Unterſuchungen durch den gegenwärtigen Archivar, Monſ. Marino Marini, zuſtellen ließ. Unterſucht man aber vorerſt die commerciellen Invaſionspläne der Engländer, wie ſie aus den Monumenten hervorgehen ſollen, ſo erfordert die Billigkeit einzuräumen, daß aus ihnen auch nicht der zehnte Theil jenes Monopoles hervorgeht, das z. B. die deutſche Hanſe über die nördlichen Nationen zu erlangen gewußt hat. Und während die Ruſſen mit dem bekannten Blutbade von Nowgorod und durch die Hinterliſt und Gewalt, die ſie gegen Pskow anwandten, das Handelsübergewicht der Hanſeaten brachen, ſuchten ſie ſelbſt ſorgfältig ein gutes Einvernehmen mit England zu bewahren. Der Grund lag ſehr nahe. Damals hatte der helden-

müthige Stephan Bathory, König von Polen, die bekannte Epistel geschrieben, welche Turgeniew mittheilt und in der „er den Henker des russischen Volkes, der sich den Beherrscher des Orientes und Occidentes nennen, aber auch sich den Titel des Teufels hinzufügen könne", Iwan IV. aufforderte, den Psalm Miserere zu beten, da sein letztes Stündlein gekommen sei. Und daß dieses keine leere Prahlerei gewesen, geht eben daraus hervor, daß die Correspondenz Iwan's mit der Königin Elisabeth von England sich darauf bezieht, ihm und den Seinigen ein Asyl in England für den Fall zu gewähren, daß er Rußland verlassen müßte. Was dann das Verhältniß Rußlands zu den Päpsten betrifft, so gebührt diesen das unläugbare Verdienst, sehr früh und zuerst die Gefahr bemerkt zu haben, welche dem civilisirten Europa von der offenen oder lakirten Barbarei Rußlands drohe. Eben deßhalb setzten sie auch alle Mittel der Ueberredung und Unterhandlung, in allen Jahrhunderten, in Bewegung, um die Scheidewand niederzureißen, welche Rußland von dem christlichen Abendlande und dessen Bildung ferne hielt, d. h. dem kirchlichen Schisma ein Ende zu machen. Diesen Charakter der Aussöhnung Rußlands mit der Kirche tragen die frühesten und die spätesten Documente, und von den Hunderten, die in beiden Bänden Turgeniew's abgedruckt sind, ist auch nicht Eines, das denselben nicht hätte. Haben damit die Päpste ihrer Pflicht getreu und im allgemeinen Interesse Europas gehandelt, so haben sie zugleich auch das wirkliche Interesse Rußlands im Auge gehabt. Nicht blos deshalb, weil, wie Leo X. den Großfürsten Wassily versicherte, dann Rußland sein natürliches Erbe, das byzantinische Reich, und damit den ersten Rang unter den europäischen Staaten erlangen würde, sondern auch weil, wie Spittler so treffend bemerkt, Rußland nur durch die Institutionen der abendländischen Kirche zu einer natürlichen und freien Entwicklung gelangen konnte, und der Mangel an dem canonischen Rechte allein schon es aus seiner Hörigkeit und Sclaverei nicht heraustreten ließ. Es wäre auch an der Hand der historica Russiae monumenta kein schwieriges Unternehmen, zu erweisen, daß Rußland in dem Maße sich den geistigen Anlagen des Islam näherte, als es sich von den bezeichneten Institutionen ausschloß. Ferner, daß, alles Eigendünkels ungeachtet, der das sicherste Kennzeichen innerer Barbarei ist, der Bestand Rußlands mehr als ein-

mal durch die Päpste allein gesichert wurde *), wie denn Stephan Bathory in Mitten seiner Siegeslaufbahn inne hielt, als auf die demüthigen Bitten Iwan's IV. P. Gregor XIII. den berühmten Jesuiten Possewin, dessen Schriften über Rußland, beiläufig gesagt, noch immer das Beste sind, was wir über Rußland haben, absandte, den Frieden zu ermitteln, und K. Stephan, obwohl ungerne und Iwan's trügerische List voraussehend, wirklich seine Hand dazu bot. Nicht minder, daß regelmäßig in allen Unterhandlungen mit Rußland die Päpste den Kürzern zogen, indem sie zwar die verlangten Verbindungen erfüllten, als es aber auf Gegenseitigkeit ankam, man sich russischer Seits begnügte, das erreicht zu haben, was man wollte. Und es wäre nicht schwer, diesen Satz nicht bloß aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte zu erweisen. So weit die vorliegenden Documente reichen, ist die Geschichte der russischen Unterhandlungen mit Rom nur eine fortgesetzte Reihe trügerischer Hoffnungen, unerfüllter Versprechungen, erlaubter oder nicht erlaubter Täuschungen.

Der alte Satz, daß kein Studium lehrreicher — auch schwerer sei, als das von Urkunden, bewährt sich auch hier. Die geheimen Beziehungen der Cabinete und Völker zu einander werden offenkundig. Einst vereinigte diese das Land, das jetzt die glückliche Ruhe eines Leichenackers genießt und ein bleibendes Denkmal der Weisheit und Moralität europäischer Cabinete ist, Polen. Es war der Angelpunkt aller politischen Beziehungen im Nordosten von Europa. Unabläßig von den Päpsten vertheidigt, und im Innern von Parteien zerfressen, sehen wir es im zweiten Bande den Intriguen Bethlen Gabors ausgesetzt, der von der calvinistischen Partei, nach Ermordung „des Polenkönigs und seines Sohnes", auf den Thron erhoben werden sollte. Verbindet es sich mit Oesterreich gegen die Osmanen, so sieht man Rußland mit den Tartaren und Türken Traktate gegen die Polen schließen. Beinahe in

*) Auf ähnliche Weise verdankt Rußland die Wiederanknüpfung seiner Handelsverbindungen mit China im verflossenen Jahrhunderte, wo sie eine zeitlang ganz aufgehört hatten — den Jesuiten, deren Sturz in Rußland dann durch denselben Erzbischof erfolgte, den die Regierung, so lange sie den Jesuiten hold war, bei Nacht und Nebel aus seinem Palais jagte, um jenen, sie mochten wollen oder nicht, dasselbe einzuräumen, eine Gunst, die sie dann der erbitterte Greis mit ihrer Existenz bezahlen ließ.

jedem Jahrzehent von Ruſſen, Osmanen und Schweden angegriffen, und ſelbſt voll Abneigung gegen Oeſterreich, das allein zur Stütze hätte dienen können, iſt es eher ein Wunder zu nennen, daß es nicht früher unterging — man könnte von Polen ſagen, was heute von der Schweiz gilt, divina providentia et humana confusione regitur; vielleicht wird man dereinſt auch in anderer Beziehung von der Schweiz wie von Polen ſprechen! — als daß es ſo lange beſtand und unterging, wie Iwan IV. es bereits im erſten Einladungsſchreiben zur Theilung Polens an Kaiſer Maximilian II. (bei Karamſin) vorhergeſagt hatte. So viel aber ſteht feſt, daß den Ruſſen zu ihrer Größe nichts ſo ſehr verholfen habe, als die religiöſen Streitigkeiten, welche ſich aus dem Schooße Deutſchlands nach Schweden und Polen zogen, als die Trennung des Hauſes Waſa in eine katholiſche und lutheriſche Linie, und der unſinnige Bund der Schweden gegen Polen, eine Politik, die an die Fabel von dem Pferde erinnert, das, um ſich an dem Hirſche zu rächen, den Menſchen zum Reiter nahm. Eine dauernde Verbindung Schwedens mit Polen hätte Europa vor der ruſſiſchen Civiliſation retten können. Ihre Entzweiung hat Polen den Untergang, Schweden vorderhand den Verluſt ſeiner ſchönſten Provinzen gebracht, ohne welche es freilich noch immer ſo viel iſt, als die hohe Pforte ſeit dem Vertrage von Hunkiar Skeleſſi.

Auch ſonſt wird man in Turgeniew noch viele Angaben zerſtreut finden, welche für die Politik früherer Jahrhunderte großen Aufſchluß gewähren, ſo z. B. über die frühe Verbindung Oeſterreichs mit den Perſern. Sonderbar laſſen die Herausgeber der Monumenta den deutſchen Kaiſer ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert nur als Kaiſer von Oeſterreich gelten! Wollen ſie etwa die Velleitäten Iwan's IV. erneuen? Auch die Bündniſſe der frommen Königin von Navarra, der Freundin Coligny's und der Holländer, die als Verräther der Chriſtenheit geſtempelt werden (II. S. 40), mit den Osmanen, des Kaiſers und der Spanier mit den Tartaren (1621), endlich ein Verſuch, Griechenland von England aus zu calviniſiren (II. S. 425) werden in den Documenten wiederholt beſprochen. Nicht minder tritt der falſche Demetrius in mannigfache neue Beleuchtung, und was wir uns nicht entſinnen, bei Andern geleſen zu haben, erhellt hier: er entſprach den Erwartungen nicht, die ſeine Beſchützer von ihm in Bezug auf eine Ausſöhnung Rußlands mit dem chriſtlichen Abendlande hegten.

LIII.

Professor Gehringer und die Exegese.

Auf die Erwiderung im dritten Hefte des sechszehnten Bandes Nr. XII. erkläre ich, daß ich darum auf die ersten Artikel nicht geantwortet habe und auf die künftigen nicht antworten werde, weil man, wie ich schon in meinem Schreiben am 14. April der verehrlichen Redaction erklärt habe, mit Männern, welche unter dem Schutze der Anonymität sich nicht nur Entstellungen, sondern sogar auch eigentliche Lügen erlauben, nicht fertig werden kann. Daß auch der Einsender der zwei ersten Artikel, welcher der Verfasser der Erwiderung ist, ein solcher Mann sei, wird sich zeigen, wenn wir die zwei nächsten besten Sätze betrachten. Seite 201 bis 202 heißt es: „Zuerst sagt man, es gebe viele Gegenden, wo kein Wein wachse und wo man auch keinen haben könne. Allein da ist die Sache einfach die, daß man es eben bleiben läßt — nämlich die Sache mit dem Weine — wo man keinen hat (Lachen)." Hier ist eine Entstellung und eine Lüge, denn es ist etwas ausgelassen, und das Lachen bezieht sich auf das, was der Verfasser der Erwiderung ausgelassen hat. Ich habe nämlich gesagt: in Ländern, in welchen kein Wein wachse, könne man den Wein für die Laien daher kommen lassen, woher der Wein für die Priester komme. Darauf führte ich einen andern Grund an: man sage, es gebe Viele, welche den Geschmack und den Geruch des Weines durchaus nicht ertragen können. Dazu bemerkte ich: ich glaube nicht, daß es einen gesunden Menschen gebe, welcher krank würde, wenn er auch unter der Gestalt des Weines communicirte; wenn aber Jemand eine Idiosynkrasie gegen den Wein hätte, so könnte er die Communion unter der Gestalt des Weines unterlassen, wie der Kranke, welcher durchaus keine Hostie empfangen kann, auch die Communion unter der Gestalt des Brodes unterlassen muß. Die Worte, „daß man es eben bleiben läßt", beziehen sich daher

nicht auf die Gegenden, in welchen kein Wein wächst, sondern auf die Menschen, welche eine Abneigung gegen den Wein haben; das Lachen aber erfolgte, als ich sagte, ich glaube nicht, daß es viele Menschen gebe, welche den Wein nicht ertragen können. Seite 202 steht: „Diesen letzten Passus trug der gelehrte Herr mit beißender Ironie vor, wie er denn diesen Sommer überhaupt sehr gegen den Hochmuth und die Eitelkeit der Kirche eifert.“ Den letzten Passus habe ich ohne Ironie, und nicht so, wie ihn der Verfasser der Erwiderung gefaßt hat, sondern genau nach den Acten des Concils von Trient vorgetragen. Zwar habe ich auch ironisch gesprochen, aber bei einem andern Passus, bei welchem der Verfasser der Erwiderung das ausgelassen hat, was ich mit Ironie vertrug, nämlich das, was ich über diejenigen gesagt habe, welche sich aus Hochmuth und Eitelkeit einen Ekel einbilden, wenn sie sich vorstellten, sie müßten mit den Armen aus Einem Kelche trinken. Gegen einen Hochmuth und eine Eitelkeit der Kirche habe ich nie geeifert, wohl aber gegen den Hochmuth und die Eitelkeit einiger Glieder der Kirche. So findet sich beinahe in jedem Satze eine größere oder kleinere Entstellung. Dieses mein letztes Wort gegen diejenigen, welche mich anonym verleumden.

Hochachtungsvoll ꝛc. ꝛc.

Prof. **Gehringer**.

Herr Professor Gehringer nimmt mit obigem Briefe von seinem Gegner Abschied, und thut Recht daran; denn es wäre durch Fortsetzung der Fehde auf beiden Seiten nichts mehr zu gewinnen; Klage und Gegenklage wurden gehört, und Hr. Gehringer selbst hat durch die Weise seiner Vertheidigung diesen Handel spruchreif gemacht, und das Urtheil lautet: In Tübingen muß es um die Exegese traurig bestellt seyn. Wir bedauern dieß, und wünschen, Hr. Gehringer möchte die Anforderungen seiner Kirche, die sie an einen Professor dieses Faches machen muß, allen Ernstes bedenken; denn ein Exeget spricht zunächst im Namen der Kirche; dann auch im Namen der Wissenschaft; aber auch in letzterer Beziehung möchte Hr. Gehringer noch Manches zu wünschen übrig lassen. Der hohe Beruf eines Exegeten scheint ihm nicht klar geworden zu seyn, und wir halten es daher dem Interesse der Sache angemessen, ihn auf Einiges aufmerksam zu machen.

Die Aufgabe der katholischen Wissenschaft war zu jeder Zeit eine höchst wichtige, und ist in unsern Tagen noch eine besonders schwierige, da der einseitig vorwaltende protestantische Geist in den letzten Jahrhunderten alle Zweige derselben bis in das Mark des Baumes durchdrungen hat; ja, sein kritisch negirendes Gesicht schon aus den Kinderschriften und ABC-Büchern hervorstreckt. So ward das katholische Bewußtseyn allenthalben mehr oder weniger getrübt und getödtet. Es war die höchste Zeit, die Wissenschaft in all ihren Gebieten von diesem Geiste zu reinigen. In der Geschichte hat man mit Erfolg diese Reformation begonnen, wie auch Einige in der letzten Zeit diesen Weg in der Exegese betreten haben, und es sehr zu wünschen ist, daß die Umkehr zum allgemeinen Bewußtseyn erhoben werde, ohne welche der Exeget den Anforderungen unserer Kirche nicht genügen wird, da es für sie gegenwärtig erste Pflicht ist, denjenigen im Geiste wahrer Wissenschaft die Hand zu reichen, welche die verkehrte Anschauung des Protestantismus bis ins äußerste Extrem getrieben, und die nun nothwendig, wenn sie nicht das Heidenthum überbieten wollen, an den Pforten der verlassenen Kirche anlangen müssen.

Im alten Bunde waren eigentlich die Propheten die Erklärer der heiligen Schrift, im neuen aber ist es die Kirche selbst, die dieß Amt versieht; denn ihr komme es zu, über den wahren Sinn und über die Erklärungen der heiligen Schrift das Urtheil zu sprechen, so hat sie auf dem Concilium zu Trient gelehrt. Wie der Prophet im alten Bunde dem Volke Israel die Aussprüche der heiligen Schrift gedeutet, so der Exeget, als Gesandter der Kirche, seinen Zuhörern; und seine Würde ist um so größer, als er eine unfehlbare Kirche vertritt, und die Geheimnisse des Christenthums über die Lehren der Propheten weit erhabener sind. Daher ist es aber auch erste Pflicht des Exegeten, den Geist und die Wissenschaft der Kirche zu besitzen, deren Organ er geworden. Der Geist der Kirche ist der Geist der Salbung, der Geist göttlicher Kraft

und heiligender Liebe. Soll die Exegese dem Theologen Liebe und Eifer für die Wissenschaft überhaupt, und für dieses Fach insbesondere erzeugen, so genügt selbst eine ausgezeichnet wissenschaftliche Bildung für den Professor nicht, denn er ist hier noch etwas mehr als Professor, er ist wie ein Prophet, und soll ein Mann eines vertrauten Umgangs mit Gott seyn, damit seiner Person eine höhere Weihe, wie eine Prophetenwürde, mitgetheilt werde, und das göttliche Feuer in seiner Seele brenne, das in seinem Vortrage als anziehende und belebende Kraft sich offenbart. Nur inneres, wahres Leben erzeugt wieder Leben, was die gelehrte Form allein, auch mit allen Eigenschaften eines guten Vortrages, nimmermehr vermag; deßwegen gar oft die Theologen dem exegetischen Vortrage diejenige Aufmerksamkeit nicht schenken, welche er in jeder Weise verdient; weil das Gesagte etwas Eingelerntes und nichts Durchlebtes ist; es ist gleich Wasser im Eimer, aber nicht wie die lebendige Quelle. Dieser Mangel des innern, productiven Lebens im Vortrage ist ein Hauptgrund, warum ein großer Theil der Theologen es nie dahin bringt, ein wahres Interesse an Kenntniß der heiligen Schrift zu haben, und jedes tiefere Eingehen in dieselbe vermeidet.

Hat der Exeget der einen Anforderung der Kirche Genüge geleistet, daß ihr Geist in ihm lebt und schafft und aus ihm spricht, so muß er auch der andern genügen: daß er ein würdiger Repräsentant ihrer Wissenschaft ist. Die Wissenschaft der Kirche geht aber in Sachen des Glaubens bis zur Unfehlbarkeit ihrer Lehre, wie bewußt, so unbewußt. Diese Klarheit der gläubigen Anschauung muß auch der Exeget nach Möglichkeit in sich aufnehmen. Nun ist aber das Christenthum eine Thatsache und kein Philosophem; die Lehre der Kirche eine Geschichte und kein Raisonnement; der Glaube eine gegebene und vollendete Lehrsumme und keine Speculation; dieser Glaube strömt als lebendiges Wasser durch die ganze Kirche in dem übereinstimmenden, lebendigen Worte derselben; ne-

ben diesem lebendigen Strome gehen noch zwei Kanäle, zur einen Seite die Bibel, zur andern die Tradition, und diese beiden vereint, bilden wieder den mittlern Strom. Wie es sich von selbst versteht, daß der Exeget alle Zweige der kirchlichen Wissenschaft zu einem schönen Baume in sich vereinigen soll; so ist auch klar, daß es sich niemals darum handelt, wie er diese oder jene Stelle versteht, sondern darum, wie die Kirche sie versteht, und um dieses zu wissen, muß er die ganze Tradition genau kennen. Wer nicht zuerst alle Kirchenväter, so weit sie sich auf die Exegese beziehen, gelesen hat, ehe er die heilige Schrift zu erklären anfängt, der kennt seine Aufgabe wahrlich gar wenig. — Es kommt alsdann nur zu oft vor, daß man sich irgend einen Abschnitt in der Bibel auswählt, die vorhandene Literatur sich dazu verschafft und auch die einschlägigen Kirchenväter, aber von dem, was vor oder nach diesem Abschnitte sich befindet, keine genauere Kenntniß hat. Auch kann man es nicht unbedeutenden Bibelwerken häufig ansehen, daß ihre Verfasser wohl einen großen Theil ihrer Zeit und Mühe auf das Nachschlagen in andern Büchern verwendet, aber sich nicht zugleich auch die gehörige Muße gegönnt, daß sie ihr gesammeltes Material dazu benutzt hätten, einen allgemein höhern Standpunkt der Schriftkenntniß zu gewinnen; hier gilt dann, daß man ob der Menge der Bäume den Wald nicht sieht. Aus Mangel an eigenem kirchlichen Urtheil gibt man sich dem Urtheile Anderer hin, folgt ihrer Richtung, und wird dadurch meist unfähig, zu einer wahrhaft kirchlichen, allgemeinen Wissenschaft der heiligen Schrift sich zu erheben. — Soll also der Professor dem Theologen, und besonders dem künftigen Seelsorger Liebe für die Exegese, oder doch wenigstens Liebe zur Bibellesung beibringen, so muß er zuerst selbst ein für die Kirche warmes Gemüth haben, die heilige Schrift in ihrem ganzen Umfange in seiner Gewalt besitzen, und dadurch im Stande seyn, seine Zuhörer über die fragmentare Kenntniß erklärter oder zu erklärender Abschnitte hinwegzuheben und zu

sich hinaufzuziehen; denn so lange Jene nur Bruchstücke der Bibel kennen, können sie keine Freude am Ganzen gewinnen, weil erst durch das Verständniß des Ganzen sich Liebe für das Einzelne ergibt. Zwar ist diese Anforderung eine mit großer Mühe verbundene, aber der Dank des auf dem Lande oft wie verwaisten Clerus würde nicht weniger groß seyn, da ein bedeutender Theil desselben, hier mehr, dort weniger, oft der Art verkommt, daß er allen bessern Anstand, alle wissenschaftliche Haltung verliert, sich zu Hause entweder langweilt, oder die Zeit im Wirthshaus tödtet; das ganze Jahr kein ernstes, besonders kein wissenschaftliches Buch mehr liest; sondern irgend eine armselige, geschriebene Zeitung, oder ein Kirchenblatt seine ganze Lectüre ausmacht, wodurch seine Seelsorge ohne Geist und Leben geworden ist. An diesem traurigen Zustande trägt, nebst andern Ursachen, auch einen großen Theil der Schuld die Exegese, die nicht im Stande war, ihm Liebe zum theologischen Studium überhaupt, und insbesondere zur Lesung der heiligen Schrift beizubringen, weil der Exeget die Bibel behandelte, wie der Philolog einen Klassiker.

LIV.

Betrachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Civilrechtspflege *).

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege ist seit fast drei Decennien — lebhafter als je in gegenwärtiger Zeit, die Loosung der Wortführer des Tages geworden.

Von ihr allein wird alles Heil für unsere Justiz erwartet; und dabei, wie sich von selbst versteht, über unser dermaliges Proceßverfahren unbarmherzig der Stab gebrochen.

Und es sind — diese Wahrnehmung wird sich jedem Beobachter aufdringen — nicht immer, ja nicht einmal in der Mehr-

---

*) Die Frage über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege ist bekanntlich eine solche, über welche Männer von anerkannter Tüchtigkeit und wissenschaftlicher und praktischer Bildung sehr getheilt sind; die Redaction dieser Blätter sieht dieselbe als eine offene an, zu deren freier Discussion sie stimmberechtigten Beurtheilern gern ihre Spalten öffnet; hat sie im verflossenen Jahre einem ihrer Correspondenten aus Schlesien gestattet, die Vortheile der Oeffentlichkeit des Rechtes für die dortigen Zustände in's Licht zu setzen, so sieht sie es nicht minder als ihre Pflicht an, auch der gegenwärtigen Beurtheilung, die nur in beschränkterem Grade diesem Principe huldigt, die Schranken zu öffnen zur öffentlichen Vertretung ihrer Meinung.

Die Redaction.

zahl Männer vom Fache, — gefeierte Rechtslehrer, erfahrene Richter oder gediegene Anwälte, — welche in die Lobespoſaune der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit blaſen. — Die Stimmen, welche ſich hiefür in unſern Tagesblättern vernehmen laſſen, — rühren ſie nicht gar zu oft entweder von belletriſtiſchen Literaten her, welche, wenn ſie von geheimer Juſtiz hören, phantaſiereich, wie ſie ſind, ſofort an Fehmgerichte und Inquiſitionsproceſſe denken; — oder von Zeitungsſchreibern, welche ſich von der Oeffentlichkeit der Rechtspflege eine reiche Ausbeute für die leeren Spalten ihrer Blätter, namentlich hie und da anziehende Scandale, erwarten; — oder endlich von jenen Induſtrierittern, welche an der tables d'hôtes unſerer Gaſthöfe das große Wort zu führen pflegen! — Meiſtens iſt es das bloße Beiſpiel anderer Länder, das von dieſen Coryphäen der öffentlichen Meinung geltend gemacht wird, ſelten Gründe der Wiſſenſchaft und der Erfahrung. In eine tiefere Betrachtung über die Durchführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nach der Organiſation eines beſtimmten Staates, nach der Bildungsſtufe ſeiner Bürger u. ſ. w. läßt man ſich natürlich nicht ein; man beſchränkt ſich darauf, ſie als oberſte Principien hinzuſtellen, nach denen der Werth jeder neuen Geſetzgebung zu bemeſſen ſei. Aber gerade der Umſtand, daß man ſich im gegenwärtigen Zeitpunkte in mehrern deutſchen Ländern mit der Reform der Rechtspflege, insbeſondere mit der Abfaſſung neuer Geſetzbücher beſchäftigt, läßt es als höchſt wichtig erſcheinen, daß der Werth und die Bedeutung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des proceſſualiſchen Verfahrens auf dem Felde der Wiſſenſchaft allſeitig und gründlich beleuchtet, und die öffentliche Meinung hierüber genügend aufgeklärt werde, damit es nicht den Wortführern der Journaliſtik gelinge, ein neuerſcheinendes Geſetzbuch, das etwa nicht unbedingt jenen Principien huldigt, deßhalb allein ſchon von vornherein zu verdächtigen und zu discreditiren; was beſonders in jenen Ländern von Einfluß wäre, in welchen die neuen Geſetzbücher die Feuer- und Waſſerprobe landſtändiſcher Berathungen und Abſtimmungen zu be-

stehen haben. — In diesen Erwägungen dürfte Jeder, der sich nur einigermaßen berufen fühlt, über diesen hochwichtigen Gegenstand zu sprechen, eine Aufforderung erblicken, das Seinige zur allseitigen Beleuchtung desselben beizutragen. Diese Betrachtungen haben die nachstehenden Erörterungen hervorgerufen, welche der Verfasser auch Jenen zu einer unbefangenen Beurtheilung empfiehlt, deren Ansichten zu den seinigen in einer principiellen Opposition stehen. — Will über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens überhaupt ein gründliches Urtheil gewonnen werden, so dünkt uns als das erste und nothwendigste, daß hiebei zwischen Civil- und Criminal-Justiz sorgfältig unterschieden werde. — Beide divergiren in vielfacher Hinsicht, besonders aber bezüglich ihres Objectes so sehr von einander, daß wohl nichts einleuchtender ist, als daß dasjenige Verfahren, welches sich etwa hinsichtlich des einen Processes als zweckmäßig darstellt, es nicht auch nothwendig für den andern seyn müsse. Das Strafrecht bildet (hierüber ist man wohl in der Theorie gegenwärtig so ziemlich allgemein einverstanden) einen Theil des öffentlichen Rechtes, und formirt sohin schon in sofern einen Gegensatz zum Privatrechte. Eine weitere wesentliche Differenz zwischen beiden Processen besteht darin, daß, während beim Criminalverfahren in der Regel die Entscheidung der faktischen Fragen die Hauptaufgabe des Processes bildet, und die Rechtsfrage gewöhnlich viel einfacher und untergeordneter ist, — in der Praxis des ungleich verwickeltern Civilrechtes meistentheils das Gegentheil stattfindet. Daß in dem strafrechtlichen Verfahren Oeffentlichkeit mit gewissen Beschränkungen, und Mündlichkeit des Verhöres des Angeschuldigten und der Hauptzeugen in Gegenwart der erkennenden Richter sehr mächtige Gründe für sich habe, — daß namentlich in der letztern Institution eine Garantie für sichere Rechtsprechung, namentlich für den Angeschuldigten liege, für welche man sich im schriftlichen Inquisitionsverfahren vergeblich nach einem Aequivalente umsieht; — dieses wollen wir gerne anerkennen. Im Civilprocesse da-

gegen kann das Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in dem Sinne, in welchem sie gewöhnlich verstanden werden, nimmermehr als begründet anerkannt werden.

I.

Handeln wir zuerst von der Oeffentlichkeit, welche darin bestehen soll, daß zu den gerichtlichen Verhandlungen Jedermann, so weit es die räumlichen Verhältnisse des Gerichtslokals gestatten, der Zutritt erlaubt ist. — Oeffentlichkeit der Privat-Rechtspflege! Liegt nicht schon in den Worten ein Widerspruch, der schlagend das Unpassende jenes Verlangens darthut? Wie kann man dazu kommen, Privatangelegenheiten der Bürger vor die Oeffentlichkeit ziehen zu wollen?! Während im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens in der Regel Niemand dritten, unberufenen Personen eine Einsicht in seine häuslichen und finanziellen Verhältnisse gestattet: weßhalb sollte gerade derjenige, welcher das Unglück hat, in einen Civilproceß verwickelt zu werden, gezwungen werden dürfen, seine häusliche oder pecuniäre Lage dem neugierigen Publikum Preis zu geben?! Fehlt es hier dem letztern, den jeweiligen Parteien in einem Processe gegenüber, nicht offenbar an jeder Berechtigung, den betreffenden Verhandlungen anzuwohnen? Das Gewicht dieses Einwandes wohl fühlend, bringen die Vertheidiger der Oeffentlichkeit des Civilproceßverfahrens vor: a) „Sie diene dazu, das geltende Privatrecht zur Kenntniß des Volkes zu bringen, und diese in ihm lebendig zu erhalten; b) ferner liege in derselben eine Controlle für unparteiische Rechtspflege gegenüber den Gerichten; endlich c) sei sie ein mächtiges Mittel zur Abschneidung und Unterdrückung von schlechten, frivolen Processen, und sohin zur Beförderung der Moralität dienlich.“ — Allein diese Einwürfe zu Gunsten eines öffentlichen Civilproceß-Verfahrens lassen sich wohl unschwer beseitigen. — Der erste derselben hat, vom idealen Standpunkte aufgefaßt, unstreitig einen guten Klang. — Bildet ja gerade das den schwersten Vorwurf, den man dem gemeinen, in specie dem römischen

Rechte macht, daß es dem Volke fremd und unbekannt sei, und stets bleiben werde; — erwartet man ja als die schönste Frucht einer neuen Civilgesetzgebung, daß sie ein dem Volke verständliches, in seinen Lebenssaft übergehendes bürgerliches Recht zu Tage fördern werde. — Durch welches Mittel sollte aber das Volk besser in dieses Recht eingeweiht werden können, als gerade durch dessen öffentliche Handhabung? — Allein welcher der Sache nur einigermaßen Kundige wird sich, einerseits in Hinblick auf die Verwicklung unserer heutigen Verkehrs- und die Mannigfaltigkeit unserer Lebensverhältnisse, — andererseits bei Betrachtung der hohen Ausbildung, welche die Wissenschaft des bürgerlichen Rechtes auf der Grundlage der römischen Jurisprudenz, — dieser raison ecrite, wie sie ein geistreicher Franzose nennt, — wer, sage ich, wird sich wohl der Hoffnung auf die Möglichkeit hingeben wollen, ein bürgerliches Gesetzbuch in so einfacher, bündiger Weise abzufassen, daß es Jedermann nicht nur verstehen, sondern in jedem vorkommenden Falle selbst anwenden, oder doch dessen Anwendung beurtheilen könnte! Eine Gesetzgebung, soll sie nicht in eine doch nicht zu erschöpfende Casuistik verfallen, wie das preußische Landrecht (das kaum mehr als Muster zu einer neuen Gesetzesschöpfung dienen dürfte), kann und darf nur leitende Principien aufstellen, deren Anwendung auf die gegebenen Fälle den Richtern überlassend. Daß aber diese Anwendung eine höhere Rechtsbildung voraussetze und erheische, ist wohl nicht zu bestreiten, und es wird, die Gesetzgebung mag noch so klar und verständlich seyn, dennoch jeder Vernünftige in vorkommenden wichtigern Fällen sich des Beistandes eines Rechtsverständigen bedienen, — wie unter andern das Beispiel unserer Nachbarn jenseits des Rheines beweisen dürfte, welche doch uns Deutschen an Selbstvertrauen und Sicherheit des Handelns zuverläßig nicht nachstehen. Hieraus folgt nun aber, daß das Resultat, welches man von der Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen für die Verbreitung einer Kenntniß des Civilrechtes unter das Volk erwartet, jedenfalls ein sehr unvollkommenes, halbes seyn dürf-

te; — abgesehen davon, daß wohl die wenigsten Bürger von ihren Berufsgeschäften so viel Muße zur Beiwohnung der öffentlichen Verhandlungen erübrigen können, als zur Erlangung eines nur einigermaßen gründlichen Gesetzverständnisses erforderlich wäre. — Daß dem zweiten der oben angeführten Einwürfe in Staaten mit republikanischer Verfassung einiges Gewicht zukomme, will nicht widersprochen werden. Er verliert aber gewiß alle Geltung in monarchischen Staaten. — Denn in diesen liegt die Souverainität nicht beim Volke, sondern in den Händen des Monarchen. — Wie von ihm alle Gerichtsbarkeit im Staate als ausgehend, und in seinem Namen als ausübend betrachtet wird, so kann auch nur ihm das Recht, die Gerichte, bezüglich der ihnen von ihm übertragenen Funktionen, zu controlliren, zugestanden werden. Das Volk, — das Publikum, — hat hiezu gewiß kein Recht. — Es fehlt ihm hiezu aber auch, wenigstens in seiner Mehrzahl, die Befähigung. Denn daß die amtlichen Funktionen rechtsverständiger Richter, aus denen die Rechtspflege besteht, eben wieder nur von Rechtsverständigen richtig beurtheilt und gewürdigt werden können, — wird wohl jeder Unbefangene zugeben müssen. Oder soll die Civilrechtspflege für so gar leicht und einfach gehalten werden, daß Jeder, der auch nicht das mindeste Vorstudium darin sich eigen gemacht, ein Urtheil über sie sich sollte gestatten dürfen; — daß hier gleichsam Jeder aus dem Volke als Sachverständiger zu betrachten wäre?! Wer nur immer einige Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache besitzt, kann unmöglich diese Frage bejahen. — Fehlt es aber dem größeren Theile des Publikums an der Befähigung zur Controllirung der Civilrechtspflege der Gerichte, so kann und wird seine Anwesenheit begreiflich auch nicht zur Ausübung einer Controlle dienen. Anlangend aber die dritte von den obigen Einwendungen, so muß dieser zuvörderst entgegengehalten werden, daß die Rechtspflege sich selbst Zweck ist, und daß sie deßhalb nicht die unmittelbare Bestimmung haben kann, andern Zwecken des Staatslebens zu dienen; sie ist vielmehr diese nur so weit

zu fördern berufen, als es die Erfüllung ihrer Aufgabe ohnehin mit sich bringt. Es will nun zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß manche muthwillige und faule Proceßführung aus Scheu vor dem öffentlichen Urtheile, aus Furcht der Betheiligten vor dem Verluste der öffentlichen Achtung unterlassen werden würde, welche beim geheimen Verfahren im Dunkel der schriftlichen Verhandlung und im Vertrauen auf die (freilich nicht immer ganz unverbrüchliche!) Amtsverschwiegenheit der Richter, Gerichtsbediensteten und Anwälte Jahrzehnte lang ungescheut hingeschleppt wird; — hierin liegt unverkennbar eine Lichtseite des öffentlichen Civiljustizverfahrens. — Allein, stellt man diesem Gewinne der Oeffentlichkeit der Proceduren die Nachtheile gegenüber, welche andererseits aus denselben für die Ehre, den häuslichen Frieden, den Credit und Wohlstand der Betheiligten entstehen, so wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß letztere den erstern bei weitem überwiegen. Wir wollen absehen von skandalösen Ehebruchs- und Paternitätsprocessen, welche selbst nach dem der Oeffentlichkeit huldigenden Code Napoleon bei verschlossenen Thüren verhandelt werden müssen, — eine Vorschrift, welche zwar aus sittlichen Gründen als gerechtfertigt, gleichwohl aber immerhin als ein inconsequentes Verlassen des Principes erscheint. Allein, selbst gewöhnliche Schuldklagen — welch unermeßlichen Einfluß können sie, namentlich bei Handelsleuten, auf die Vernichtung des Credits derselben, auf die Beschleunigung ihres außerdem vielleicht noch abwendbaren financiellen Ruines äußern, wenn sie öffentlich verhandelt werden?! — Betrachten wir die in unserer Zeit so häufigen Injurienhändel. Trägt es wohl zur Wiederherstellung der, sei es wirklich oder nur vermeintlich gekränkten Ehre des Klägers bei, daß die ursprünglich vielleicht nur wenigen Personen bekannte Beleidigung vor dem versammelten Publikum discutirt, daß eine öffentliche Analyse, in wieferne in derselben wirklich eine Ehrenkränkung enthalten sei, gepflogen wird ꝛc.? — Blicken wir ferner auf Erbschafts- und andere das Familienleben berührende Streitigkeiten; — wie manche Verhältnisse pri-

vativſter Art, wie manche für die Betheiligten höchſt zarte und theure Beziehungen werden hier ans Tagslicht der Oeffentlichkeit gezogen werden müſſen, die nie und nimmer vor dieſe gehören?! Wie ſehr wird hiedurch die Erbitterung der Parteien erhöht werden, wie viel mehr wird ihre Leidenſchaftlichkeit an Heftigkeit zunehmen!? Quod ad singulos pertinet, caeteros non tangit, ſagt ein römiſcher Juriſt ſehr richtig, und auf unſere Frage ſehr anwendbar. Je angemeſſener ein Mittel dem Zwecke iſt, den es erreichen ſoll, deſto beſſer iſt es. Dieſer Satz kann wohl als in der allgemeinen menſchlichen Vernunft begründet erachtet werden. Nun iſt aber jedes proceſſualiſche Verfahren nichts weiter, als ein Mittel, um zur richtigen (gerechten) — Entſcheidung eines Rechtes zu gelangen. Dieſes Verfahren wird ſich daher auch ſtets nach der Natur des Rechtes zu richten haben, über welches durch es ein Urtheil gefunden werden ſoll. Widerſtreitet es nun nicht auch von dieſem Geſichtspunkte aus der Natur der Sache, daß, um zwiſchen zwei Perſonen einen nur ſie betreffenden Streit zu ſchlichten, auch dritte ganz unbetheiligte und unberufene als müßige Zuhörer zugelaſſen werden? Der Geſetzgeber wird daher keinen gerechten Grund auffinden können, der ihn zu beſtimmen vermöchte, diejenigen, welche bei den Gerichten des Staates Recht ſuchen, zu nöthigen, die Verhandlung dieſes ihres Privat-Rechtes der öffentlichen Neugierde Preis zu geben. — Man wende nicht entgegenſtehende Beiſpiele aus der altdeutſchen Geſchichte ein, wornach die Könige unter den Thoren ihrer Palläſte Jedem Recht ſprachen; oder aus der griechiſchen, römiſchen oder franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung. Denn Beiſpiele ſind keine Gründe; und was bei ganz anderer Staats-Verfaſſung, in andern Zeiten, bei andern Völkern, unter total verſchiedenen Lebensverhältniſſen als angemeſſen und weiſe erſchien, ſoll es dieſes deßhalb nothwendig auch für unſere Zuſtände ſeyn? Dieß werden wohl wenigſtens Diejenigen nicht zu behaupten ſich getrauen, die ſonſt jeglichem hiſtoriſchen Rechte die Fehde erklären.

Wenn wir uns nun gegen die Oeffentlichkeit des Civil-Proceßverfahrens in dem Sinne, in welchem sie gewöhnlich begehrt wird, entschieden erklären zu sollen glauben, so sind wir deßhalb weit entfernt, einem geheimen Verfahren das Wort zu reden. Es sei öffentlich! — aber nur für Jene, die es angeht, — nämlich für die jeweiligen Parteien. Für sie muß die unbedingteste Oeffentlichkeit vindicirt werden bezüglich dessen, was im Processe vorgeht und auf die Entscheidung Einfluß hat. — Dieses Princip erheischt, daß die Erkenntnisse aller Instanzen mit erschöpfenden Entscheidungsgründen versehen werden, dann daß den Parteien gestattet sei, allen gerichtlichen Verhandlungen, insbesondere den Zeugenverhören beizuwohnen. In letzterer Beziehung hat sich die gesetzliche Bestimmung, welche die Anwesenheit der Parteien und ihrer Vertreter gestattet, wie solche z. B. in Bayern durch das Proceßgesetz vom 15. November 1837 gegeben wurde, — in der Praxis als sehr wohlthätig bewährt. Wenn auch hiedurch einerseits oft das richterliche Ansehen zur Aufrechthaltung der Ordnung in Anspruch genommen wird, so wurde andererseits die Benützung der fraglichen Befugniß allenthalben von den Zeugenvernehmungen der so häufige richterliche Schlendrian verbannt, und dieselben mit einer Umsicht und Gründlichkeit, dann einer Autenticität der Protocollirung der Aussagen umgeben, welche früher gewiß nur als Ausnahme bei einzelnen Gerichten vorkamen. — Es ist hier noch die Frage zu berühren, ob nicht die Parteien oder deren Vertreter auch zur Urtheilsschöpfung zugelassen werden sollen? Im Principe ließe sich gegen dieses Postulat mit Grund schwerlich etwas erinnern, und es ist unbedenklich ausführbar, so oft ein einzelner Richter sofort nach geschlossener Instruction das Urtheil fällt. Bei der allgemeinen Durchführung desselben in der Praxis erheben sich aber hiegegen so mancherlei Anstände, Bedenken und sachliche Schwierigkeiten, daß selbst jene Proceßordnungen, welche der Oeffentlichkeit des Verfahrens im ausgedehntesten Sinne huldigen, wie z. B. der Cod. civil. (art. 116), die geheime Ab-

stimmung gestatten zu sollen glaubten, so oft es das Gericht für gut findet.

II.

Uebergehend nun von der Beurtheilung der Oeffentlichkeit der Civilrechtspflege zur Mündlichkeit derselben, werden wir uns vor allem über den Begriff, vielmehr das Maß derselben zu verständigen haben. Eine unbeschränkte, ausschließliche Mündlichkeit, i. e. die gänzliche Verbannung aller Schrift aus demselben, wird wohl kein Sachkundiger verlangen oder vertheidigen wollen. Das Urtheil mindestens muß niedergeschrieben werden, soll die Rechtspflege nicht aller Sicherheit und Nachhaltigkeit entbehren. Aber auch die Vorträge der Parteien, sofern diese nur mündlich geschehen, werden mindestens ihrem wesentlichen Inhalte nach in allen jenen Fällen aufgezeichnet werden müssen, in welchen der Proceß an eine höhere Instanz gelangen kann. — Nur in Streitsachen, deren Entscheidung gesetzlich auf eine Instanz beschränkt ist, kann eine Niederschreibung der Parteivorträge entbehrt werden. Eine mit Schriftlichkeit vermischte Mündlichkeit des Verfahrens im Civilproceſſe ist nun in zweifacher Weise denkbar, nämlich entweder so, daß die Parteien (resp. deren Anwälte) ihre Vorträge zu Protocoll dictiren, oder in der Art, daß sie zwar Anfangs Schriftsätze dem Gerichte überreichen, später aber auch zu einem mündlichen Vortrage gelassen werden. Die erstere Form des Verfahrens ist durch mehrere deutsche Proceßgesetzgebungen (z. B. in Bayern durch die Proceßnovelle vom 22. Juli 1819) als die gewöhnliche für den ordentlichen Proceß festgestellt worden, — die letztere ist das durch den Code Napoleon vorgezeichnete Verfahren*); doch gestattet diese Gesetzgebung ausnahmsweise auch eine ausschließlich schriftliche Verhandlung in wechselseitigen Schriftsätzen, — welch letztere Proceßform, beiläufig gesagt,

*) Ihm huldigte auch der Entwurf einer Civilproceßordnung der kgl. bayer. Gesetzgebungscommission vom Jahre 1825.

unläugbar für manche Streitſachen, z. B. für Rechnungsproceſſe, dann bei Klagehäufungen, — und in manchen Fällen, namentlich wenn der Kläger weit vom Sitze des Proceßgerichtes entfernt wohnt, und an letzterem kein Anwalt angeſtellt iſt, — entweder faſt abſolut unentbehrlich, oder mindeſtens die zweckmäßigſte und am wenigſten koſtſpielige iſt. — Fragt man nun, welche von den oben bezeichneten Verfahrungsarten mit gemiſchter Mündlichkeit den Vorzug verdiene, ſo pflegt die letztere (die franzöſiſche) vor Allem deßhalb geprieſen zu werden, weil hiedurch den Parteien die Möglichkeit verſchafft werde, ihre Anſprüche und Einreden in Gegenwart des erkennenden Richters ſelbſt darzulegen und zu begründen, — und weil hiedurch alle die Nachtheile und Gefahren beſeitigt würden, welche von der ſchriftlichen Referirmethode, der Erfahrung gemäß, zu befürchten ſeien. Daß dieſes Lob auf eine mündliche Discuſſion in Gegenwart des erkennenden Richtercollegiums ganz ohne Grund ſei, kann und will nicht behauptet werden. Die Vortheile derſelben ſpringen ſo ſehr in die Augen, daß ſie keiner weitern Ausführung bedürfen. Uebrigens iſt die deutſche Referirmethode aus geſchloſſenen Acten an und für ſich denn doch nicht ſo unzweckmäßig und bedenklich, wie ſie häufig dargeſtellt wird; oder wie ſie etwa nach unpaſſenden Verordnungen oder Gerichtsgebräuchen da oder dort vorkommt. Hier kann aber durch Verbeſſerungen geholfen werden, und unter dieſen dürfte als eine vorzügliche Garantie der Sicherheit einer auf erſtattete ſchriftliche Vorträge gebauten Urtheilsſchöpfung die Einrichtung aufzuführen ſeyn, wornach den Votanten die Einſicht der an einem Sitzungstage zur Berathung kommenden Vorträge und Acten Tags vorher zu geſtatten wäre.

Als ein Hauptbedenken gegen das franzöſiſche Verfahren tritt aber jedenfalls der Umſtand hervor, daß daſſelbe mit ſehr beträchtlichen Koſten verknüpft iſt. Nur wenige Parteien können oder wollen, wie die Erfahrung lehrt, ihre Rechtsvertheidigung bei Gericht perſönlich führen. In den meiſten Fällen wird die Vertretung öffentlichen Rechtsanwälten übertragen.

Diese werden es nun in der Regel ihrer Pflicht, die sie dem Vertrauen ihrer Clienten schulden, angemessen erachten, die Vertheidigung derselben bei dem jeweiligen Proceßgerichte persönlich, und nicht etwa, so fern sie nicht am Sitze des letztern wohnen, durch Substitution eines an diesem domicilirenden Anwaltes zu führen, da ja gerade in dem mündlichen Vortrage, welcher der Erkenntnißfassung vorangeht, die wichtigste Handlung des Anwaltes liegt. Noch entscheidender als in der ersten, ist dieser Vortrag natürlich in der zweiten, und, — sofern das Gesetz eine solche zuläßt, — in der dritten Instanz. — Daß nun aber hiedurch vielfache und weite Reisen der Anwälte, und durch diese enorme Kosten für die Parteien verursacht werden müßten, liegt in der Natur der Sache. Allein ganz abgesehen hievon kann wohl nicht bestritten werden, daß, wenn die bei uns übliche Referirmethode ihre Nachtheile und Gefahren für sichere Rechtssprechung hat, solche bei der mündlichen Discussion nicht minder im Bereiche der Möglichkeit liegen. Man kann denn doch nicht läugnen, daß eine schriftliche Darstellung eine festere Grundlage zur Entscheidung eines Rechtsfalles bilde, als eine mündliche. Das leichte Wort verfliegt mit dem Momente, in welchem es ausgesprochen ward; die Schrift bleibt, und kann bei der Erkenntnißfassung von jedem Votanten wiederholt zur Hand genommen werden, während die Auffassung des mündlichen Vortrages, namentlich in umfassendern, verwickeltern Rechtssachen wesentlich durch die Gedächtnißstärke und die nicht bei Allen und zu jeder Zeit gleiche geistige Sammlung bedingt ist. Pflegt man ja selbst im gewöhnlichen Geschäftsleben, namentlich in der merkantilischen Welt, Sachen von besonderer Wichtigkeit nicht mündlich, auch wo dieß geschehen könnte, sondern auf dem Wege der Correspondenz abzuthun. — Hiezu kommt noch, daß die größere oder geringere Redefertigkeit und Darstellungsgabe der Anwälte einen schwer zu beseitigenden und nicht unbedeutenden Einfluß auf die Auffassung und Beurtheilung des Streitverhältnisses auszuüben pflegt, was bei schriftlicher Darstellung ungleich we-

niger der Fall ist. Auch muß als ein Nachtheil der mündlichen Discussion bezeichnet werden, daß mit derselben eine consequente Durchführung der Verhandlungsmaxime, welche denn doch nach Theorie und Erfahrung als die vorzüglichere, dem Civilprocesse angemessenere betrachtet werden muß, schwer zu vereinbaren ist. Wollte man den Parteien vorschreiben, in den mündlichen Vorträgen nur Dasjenige zu wiederholen, was sie in den vorher eingereichten Schriften gesagt haben, und wollte man dem Richter verbieten, von denselben Erläuterungen und Aufschlüsse frageweise zu erholen, dann wäre eigentlich nicht einzusehen, welch wesentlicher Zweck durch die mündliche Discussion erreicht würde? Von der Gestattung des richterlichen Fragerechtes ist aber nur noch ein Schritt zur Einführung der Untersuchungsmaxime. — Als ein Vorzug der mündlichen — der Erkenntnißschöpfung vorausgehenden Verhandlung wird aber weiters noch geltend gemacht, daß hiedurch eine namhafte Beschleunigung des Processes herbeigeführt werde. Allein diese Annahme beruht wohl unstreitig auf einem Irrthume und einer Verwechslung. Es ist denn doch einleuchtend, daß die Vorschrift einer Proceßordnung, wornach eine Streitsache in zweifacher Weise, nämlich zuerst schriftlich und dann noch mündlich verhandelt werden muß, eben nicht geeignet seyn könne, gerade auf die Beschleunigung des Processes förderlich zu wirken.

Wenn es nun gleichwohl unläugbare Thatsache ist, daß die Civilprocesse in Frankreich und in jenen Territorien, wo französisches Recht gilt, binnen ungleich kürzerer Zeit erledigt zu werden pflegen, als dieß in den Ländern der Fall ist, wo der gemeinrechtliche Proceß oder partikuläre, diesem nachgebildete Proceßordnungen zur Anwendung kommen, — so liegt hievon der Grund in ganz andern Umständen, und zwar erstlich in dem Mangel einer dritten Instanz; sodann vornehmlich darin, daß nach der französischen Proceßordnung der Kläger verbunden ist, den Beweis seiner Klage, — und eben so der Beklagte den seiner Einreden, — in und mit dieser (Klage, be-

ziehungsweise Einrede) anzutreten. In der von dem gemeinen Rechte und von den diesem nachgebildeten deutschen Proceßordnungen vorgeschriebenen Nothwendigkeit der Beweisinterlocute bei widersprochener Klags- ꝛc. Geschichte — dürfte wohl die hauptsächlichste Ursache der Langwierigkeit unserer Processe zu finden seyn *). Zwar ist dem Verfasser dieses nicht unbekannt, was zu Gunsten dieser processualischen Institution vorgebracht werden kann. In vielen Fällen ist es, wenigstens nach dem gemeinen Rechte und nach den auf Grundlage desselben verfaßten Particular-Civilgesetzgebungen (ob nicht gerade in diesem Punkte durch eine neue Civilgesetzgebung dem Processe wesentliche Erleichterungen geboten werden können, — dieß ist eine wohl schwerlich zu verneinende Frage), — controvers oder schwierig zu entscheiden, welche Partei der Beweis treffe, oder was zu beweisen sei? — Jeder Praktiker wird zugeben, daß eine treffende, präcise Normirung des Beweisthemas keineswegs zu den leichtesten Aufgaben des Richteramtes gehöre. — Wie häufig, — kann man hieraus folgern, werden die Parteien, wenn ihnen das thema probandum vom Richter nicht mehr vorgesteckt wird, das Ziel ihrer Beweisführung verfehlen? Und wird nicht hiedurch, wofern man nicht schreiende materielle Rechtsverletzungen begehen will, häufig dennoch ein richterlicher Zwischenbescheid auf Nachbringung eines bessern Beweises nöthig werden? Daß diese Einwürfe zu Gunsten der Beibehaltung der Beweisinterlocute in vielen Fällen sehr begründet seien, läßt sich nicht läugnen. — Aber eben so gewiß ist, daß es doch immer nur die eminente Minderzahl der in der Praxis vorkommenden und eine Beweisführung veranlassenden Streitfälle ist, auf welche jene Einwürfe volle Anwendung finden. Bei weitem die Mehrzahl der Processe, welche heutzutage vor unsern

*) Eine Bestätigung und umfassende Erörterung dieser Ansicht findet man in Gönners: Entwurf eines Gesetzbuches über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen. Erlangen 1815. Bd. II. S. 301 u. folg.

Gerichten verhandelt werden, ist so beschaffen, daß für die Parteien sowohl darüber, wer beweisen, als über die Frage, was bewiesen werden müsse, nicht wohl ein gegründeter Zweifel bestehen kann. — Dieß gilt insbesondere von den meisten Schuldklagen (im weitesten Sinne des Wortes), die fast bei allen Gerichten die Mehrzahl der laufenden Processe bilden. Gerade bei diesen Processen pflegt aber die durch die gesetzliche Nothwendigkeit eines Beweisinterlocutes bewirkte, und von chikanösen Schuldnern durch Appellationen dagegen noch mehr ausgebeutete Verzögerung der definitiven Entscheidung vom Kläger am empfindlichsten gefühlt zu werden, und für denselben mit besonders nachtheiligen Folgen verbunden zu seyn. Eine Proceßgesetzgebung, welche die Erlassung von Beweisinterlocuten in allen Streitfällen des ordentlichen Processes, bei welchen ein Beweis zu führen ist, vorschreibt, verstößt hiernach offenbar gegen die Maxime, daß Gesetze nicht nach den seltenen, sondern nach den gewöhnlichen vorkommenden Fällen zu geben seien. (Frag. 4, Dig. de legibus etc.)

Will nun eine neue Gesetzgebung die Erlassung von Beweisinterlocuten nicht ganz aufgeben, so dürfte ein aus der Erfahrung geschöpfter Vorschlag einige Berücksichtigung verdienen, welcher dahin geht, die Erlassung von Vorbescheiden über den zu führenden Beweis nur mehr bei dinglichen Klagen zu gestatten, — bei welchen die oben besprochenen Controversen und Schwierigkeiten am häufigsten vorzukommen pflegen, bei allen persönlichen Klagen aber die Antretung des Beweises mit der Klage anzubefehlen. — Vorstehende Abschweifung von dem eigentlichen Thema der Erörterung erschien als nothwendig, um zu zeigen, daß die kürzere Dauer der Processe in Frankreich und in jenen Ländern, in welchen französisches Recht gilt, — durch ganz andere Mittel erreicht werde, als durch Gestattung einer mündlichen Discussion nach dem Muster des Code Napoleon.

Durch die vorstehende Erörterung dürfte nun der Nachweis geliefert seyn, daß, wenn den mündlichen Discussionen

im Civilproceſſe eigenthümliche und erhebliche Vorzüge nicht abzuſprechen ſind, denſelben gleichwohl auch nicht minder beachtenswerthe Bedenken entgegenſtehen. — Wenn daher eine neue Geſetzgebung dem mündlichen Verfahren, wie es der franzöſiſche Proceß kennt, entweder gar nicht, oder mindeſtens nur mit weſentlichen Beſchränkungen huldigen zu ſollen glaubt, ſo hat ſie gewiß gute Gründe für ſich. Auch wird ſich, wie in allen übrigen geiſtigen Beſtrebungen, ſo in der Geſetzgebung, die Verſchiedenheit des franzöſiſchen und deutſchen Nationalcharakters zu allen Zeiten bewähren, und es wird auch darin der Deutſche ſeiner Sinnesart treu bleiben, den Glanz der Formen und die Leichtigkeit und Flüchtigkeit der Behandlung der Rechtsſachen dem Nachbar jenſeits des Rheines überlaſſend, ſein Streben aber vornehmlich auf den höchſtmöglichen Grad von Gründlichkeit und Sicherheit der Rechtspflege richtend. Daß aber zur Erreichung dieſer beiden Hauptpoſtulate eines proceſſualiſchen Verfahrens, im Civilproceſſe wenigſtens, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Proceduren in dem Sinne, in welchem ſie gewöhnlich verſtanden und begehrt werden, keine weſentlichen Vorbedingungen ſeien, glaube ich durch vorſtehende Erörterung gezeigt zu haben.

LV.

Johann Michael Denis.

(Ein deutſcher Jeſuit des achtzehnten Jahrhunderts.)

(Schluß.)

Derſelbe ruhige und klare Blick in die Zeitverhältniſſe beſtimmt auch ſein Verhältniß zur deutſchen Poeſie, welche um die Mitte des Jahrhunderts ein großes Stufenjahr zurücklegte. — Wie oben bereits erwähnt, konnte ſich Denis ſchon als junger Cleriker nicht darüber täuſchen, daß in der Bildung der katholiſchen Hälfte unſeres Volkes eine große Lücke vorhanden war. Wenn die Literatur des proteſtantiſchen Deutſchlands um jene Zeit einen früher kaum geahnten Aufſchwung nahm, ſo konnten jetzt die Leiter des geiſtigen Lebens im katholiſchen Deutſchlande eine doppelte Stellung zu dieſem neuen Streben nehmen. — Sie konnten ſich feindſelig gegen den literariſchen Fortſchritt abſchließen, ſich beharrlich außerhalb der neuen geiſtigen Strömung ſtellen, das katholiſche Volk, und vor Allem die Jugend, von jeder näheren Bekanntſchaft mit der neuen, vaterländiſchen Poeſie gefliſſentlich fern halten, den Gebrauch der deutſchen Sprache bei den Ihrigen nach Kräften unterdrücken, den Verſuch machen: der lateiniſchen ihre ausſchließliche Geltung im Gedankenverkehr der Katholiken auch ferner zu ſichern. Oder ſie konnten, wenn ihnen dieſer Weg, wie es wirklich war, gefährlich und verderblich ſchien, ſich der Bewegung anſchließen, um einen Einfluß auf dieſelbe zu gewinnen.

In dieſem Falle mußten ſie mit allen Kräften dahin trachten, die neue Waffe der Mutterſprache mit derſelben Gewandtheit und Leichtigkeit zu führen, wie ihre Gegner, den Geſchmack und das literariſche Urtheil der deutſchen Katholiken auch auf dieſem Gebiete zu bilden, das Gute der neuern poetiſchen Richtung auch bei den Gegnern des andern Glaubens frei und ohne Rückhalt anzuerkennen, um das Schlechte und Verfehlte mit Erfolg bekämpfen zu können. Sollte dieß geſchehen, ſo galt es vor Allem eine, den Gegnern Achtung gebietende Stellung ſowohl in der Critik, als auf dem Felde der poetiſchen Production zu gewinnen. — Der erſtere, rein negative Weg war ohne Zweifel der bequemſte, dagegen der letztgenannte der, welcher allein zum Ziele führen und einen ſchimpflichen Ruin der katholiſchen Literatur in unſerm Vaterlande, mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen verhindern konnte. — Denis guter Genius führte ihn bereits in der erſten Periode ſeiner Laufbahn als Jugendlehrer auf den rechten Weg, und es gereicht, wie oben bereits angedeutet, den damaligen öſterreichiſchen Jeſuiten zum unvergänglichen Ruhme, daß ſie ſeinen Beſtrebungen nicht nur niemals das geringſte Hinderniß in den Weg legten, ſondern daß er unter ſeinen Altersgenoſſen und Freunden im Orden ſelbſt verwandte Geiſter finden konnte, die ſich freudig und nicht ohne Erfolg in dieſelbe Richtung warfen. Zu dieſen gehört Joſeph Burkard (Lehrer am Thereſianum), der außer vielen, recht wackern, deutſchen Gelegenheitsgedichten die „Lieder der Kirche aus den römiſchen Tagzeiten und dem Meßbuche überſetzt. Wien 1775. 8.“ herausgab. — Denis vieljähriger vertrauter Freund Maſtalier ließ einen Band (ſehr guter) „Gedichte nebſt Oden aus dem Horaz, Wien 1774“, erſcheinen. Von Chriſtoph Regelsberger finden ſich viele zerſtreute Gedichte im öſterreichiſchen Patrioten. (1764, 65 und 66.) Ignaz Wurz wirkte für deutſche Kanzelberedſamkeit, und der gelehrte Tiroler, Carl Joſ. Michaeler, ſtellte damals ſchon Forſchungen auf dem Gebiete der ältern deutſchen Sprachkunde und der Dialecte an *). Fand doch Popowitſch, der in den fünfziger Jahren zuerſt an der Wiener Uni-

*) Tabulae parallelae Teutonicae linguae dialectorum etc. ex priscis monumentis collectae, Oeniponti 1776. 8.

versität das Studium der deutschen Sprache anregte *), gegen die Verfolgung der verknöcherten Anhänger Gottsched's allein bei den Jesuiten Schutz und Trost! Dieß Alles paßt schlecht zu dem Phantasiegemälde, welches neuere Schriftsteller von den planmäßigen, antinationalen Bestrebungen und dem Obscurantismus der Gesellschaft Jesu in Deutschland entwerfen. Aber eben deshalb scheint es endlich doch an der Zeit, einem historischen Romane, der durch Verjährung die Rechte der Wahrheit usurpiren will, das wirkliche Leben gegenüber zu stellen. Die Geschichte darf die Schwächen des berühmten Ordens eben so wenig, wie dessen rühmliche und glänzende Seiten verschweigen. Aus deren Vergleichung ergibt sich aber das Resultat, daß es ein großer Irrthum ist, die Gesellschaft Jesu auf der Entwicklungsstufe, welche sie kurz vor ihrer Aufhebung in Deutschland einnahm, des Fortschritts und des Eingehens auf die Interessen der Zeit für unzugänglich oder unfähig zu halten.

Denis angebornes poetisches Talent war zuerst durch Utz, Hagedorn und Gellert geweckt, und hat sich, wie seine Vorbilder, in seinen ersten Versuchen nicht über das Mittelmäßige erhoben. — Was er bis zum Jahre 1761 geleistet hat, bewegt sich in den Fesseln, welche damals noch die deutsche Dichtung überall gefangen hielten. — Diese erste Periode in seinem Dichterleben bezeichnen hinlänglich die „poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahre 1756. (Zweite Auflage.) Wien 1760 und 61." Um den Abstand von seinen späteren Leistungen hervorzuheben, theilen wir hier folgendes Bruchstück als Probe mit.

Auf die Uebersteigung der Festung Schweidnitz den 1. November 1761.

Die Feinde sind mir nah. Man nimmt von meinen Thürmen
Die spähenden Kroaten wahr;
Hier zeigt sich ein Kosack, dort flattert ein Hussar.
Jedoch mein Adler wacht, und strecket, mich zu schirmen,

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß auch viele Ueberreste alter czechischer Sprachdenkmale allein dem Jesuiten Balbie, der um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts blühte, ihre Erhaltung verdanken.

Die ſtarken Flügel aus. Die Ruſſen ſind dahin.
Laudon erkühnt ſich nicht allein an mich zu ſetzen;
Und wäre dieſes auch ſein Sinn,
Er würde den Gebrauch der Völker nicht verletzen.
Er würde mich ganz eng umſchließen,
Er würde graben, ſtürmen, ſchießen,
Mich aufzufordern Boten ſenden,
Zeit, Geld und Menſchenblut verſchwenden.
Indeſſen käme Friederich
Und ſchlüge ihn, und befreite mich.
Erbaut durch dieſen Abendſegen
Schloß Schweidnitz jüngſt den Tageslauf.
Allein der Himmel war entgegen,
Wer preußiſch ſchlafen ging, ſtand öſterreichiſch auf.
U. ſ. w. u. ſ. w.

Der geneigte Leſer merkt, ohne unſer Erinnern, daß der Flug dieſer, noch durch Zopf und Reifrock gehemmten Poeſie ſich kaum über das brandenburgiſche Niveau eines Liscow, Beſſer und Canitz erhebt. Allein aus demſelben Jahre (1761) iſt ein anderes, einem engliſchen Original in Gentlemann's Magazine nachgebildetes Gedicht deſſelben Verfaſſers aufbewahrt, welches beweiſt, daß Denis ſchon durch die erſte Bekanntſchaft mit den engliſchen Dichtern, welche er um eben jene Zeit machte, plötzlich eine freiere Bewegung gewonnen hat, und in ein neues, von dem frühern himmelweit verſchiedenes Stadium ſeiner dichteriſchen Laufbahn getreten iſt. Wir theilen dieſes kleine Gedicht, deſſen Schwung und Ausdruck wenigſtens weit über die gereimte Proſa des ehrlichen Gellert hinausgeht, hier mit, obgleich es heutzutage ſeinem poetiſchen Werthe nach für ſehr gewöhnlich gelten würde. Aber zu jener Zeit, die erſt im Begriffe war, ſich mühſam von den Feſſeln des Alexandriners loszuringen, gehörte es unſtreitig ſchon zu den glücklichen Zeichen, die der deutſchen Poeſie eine neue Morgenröthe verkündigten.

Zu dir, o Schöpfer, weis und gut!
Mein ſteigend Lied erwacht;
Da jede Schönheit der Natur
Mich zu begeiſtern lacht.

Am Morgen, Mittag, Abend hold,
Erweckt ſie mich zur Luſt.
Von immer neuen Freuden pocht
Auf jeden Blick die Bruſt.

Du ſtrahlſt im Sterne, deſſen Gold
Der Nächte Dunkel bricht.
Aurorens Roſenantlitz ziert
Durch dich ein blitzend Licht.

Der Waldſtrich und die Wieſe glänzt
In ungeſehner Pracht;
Der öde Forſt, der Schatten Graun
Verkündet Gottes Macht.

Der helle Bach, der murmelnd ſtrömt,
Nennt murmelnd nichts, als ihn;
Er wäſcht des Randes weiches Moos,
Und glitſcht, ihn preiſend, hin.

Von Zweig zu Zweig ſchallt unermüdt
Des Federvolks Geſchwirr;
Dir jede frohe Kehle ſchwillt,
Und danket trillernd dir.

Laß dieſen Anblick mein Geſchäft
In ernſten Stunden ſeyn!
Laß, Gott! dem Buche der Natur
Mich mein Entzücken weihn!

Dann überſteigt mein frohes Lied
Der Morgenlerche Schall,
Und ſingt mit dir den Abenddank,
O ſpäte Nachtigall!

Ueberhaupt wurde für Denis der Geſchmack an engliſcher Poeſie ein wichtiges, über ſeine ſpätere, dichteriſche Richtung entſcheidendes Moment. Im Jahre 1762 lernte er Miltons verlornes Paradies in der Urſprache kennen. Das, was er hierüber in ſeinen „Leſefrüchten“ ſagt, liefert eine Probe, wie fern ihm, ſobald es ſich um die Würdigung fremder poetiſcher Verdienſte handelte, jede Anwandlung von beſchränktem Religionshaß und engherzigem Obſcurantismus war, den die Gegner der Kirche katholiſchen Schriftſtellern eben ſo oft vorwarfen, als er bei ihnen

ſelbſt der Hebel iſt, der ihre Critik in Bewegung ſetzt. „Das verlorne Paradies dieſes ſeculariſchen Genius“, ſagt er a. a. O., „halte ich für eins der herrlichſten Producte menſchlichen Geiſtes. Oft betrachte ich ihn und Klopſtock als zwei Herkulesſäulen, an die ich ſchreiben möchte: Non plus ultra. Oft nenne ich ſie die Dichter der beiden Teſtamente, oft den Homer und Virgil der Nachzeit. — — — Ich geſtehe, daß einer meiner Hauptantriebe die engliſche Sprache zu lernen war, das verlorne Paradies an der Quelle zu ſtudieren. Ich will hier eine Reihe Bemerkungen, die ich gemacht habe, nach den Büchern mittheilen. Vielleicht, daß ſie einige Leſer auf manches nicht genug Bemerkte führen.“ Nun folgt eine Reihe von Randnoten, die als Muſter und Vorbild für Alle dienen können, welche berufen ſind, die katholiſche Jugend in dergleichen Dichterwerke einzuführen. Statt ihr ſolche Stellen, welche direct oder indirect gegen den katholiſchen Glauben ſtreiten, mittelſt kaſtrirter Ausgaben unterſchlagen und verheimlichen zu wollen, macht er, wo es nöthig iſt, kritiſche Bemerkungen, die den katholiſchen Leſer auf den richtigen Standpunkt ſtellen, und ihm die Berichtigung an die Hand geben. (Z. B. zu V. 440, Buch III. „Das Paradise of fools iſt der wahre Auswuchs des vortrefflichſten Gedichts. Wie konnte auch der ſtrenge Puritaner ſich entblöden, von den Jeruſalemfahrern V. 476 zu fabeln: That stray'd so far to seek in Golgatha him dead, who lives in Heaven!“) Die freie und rückſichtsloſe Anerkennung des Schönen und Herrlichen in dem Meiſterwerke Milton's gibt ſeinen Worten Credit, wenn er das Verfehlte, Schiefe, Proteſtantiſche einzelner Stellen mit wenigen leidenſchaftsloſen Worten als ſolches charakteriſirt und den katholiſchen Leſer orientirt, wenn dieſer es noch nicht ſeyn ſollte. — Ein ſolches Verfahren iſt jedenfalls erſprießlicher, als ein durch ſeine Lächerlichkeit gefährlicher, und jedenfalls fruchtloſer Verſuch: der katholiſchen Welt einen purgirten Milton ſtatt des wirklichen und ächten unterzuſchieben, jemals hätte werden können.

Noch wichtiger als Milton war für Denis die Bekanntſchaft mit Macpherſon-Oſſian, der ihn wie ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen begeiſterte und zur Nachahmung einlud, und mit Klopſtock, den er für den Homer und Virgil der Neuern erklärte. Daß ſich Denis unter dem Einfluſſe dieſer Vorbilder zu einem der beſſern

Dichter seiner Zeit ausbildete, zeigen seine poetischen Productionen seit diesem Wendepunkte. Allein, er blieb hiebei nicht stehen. — In dem vor den „Liedern Sined's des Barden" stehenden „Vorbericht von der alten vaterländischen Dichtkunst" entwickelt der wackere Mann, in seinem Innern entrüstet über den entnervenden Einfluß der Wieland'schen Muse, ein mit gründlichen Studien und lehrreichen Hindeutungen auf die Anfänge der deutschen Dichtung durchwebtes System, dessen Hauptzweck dahin gerichtet ist: der lüsternen französischen Afterantike eine ursprünglich deutsche, an unsere eigene Sagenwelt sich anlehnende Poesie entgegenzustellen. — Denis spricht diesen Vorsatz in seinem Gedichte an „Ossian's Geist" aus.

„Im schweigenden Thale des Mondes,
Umgränzt von heiligen Eichen,
Da walten die Geister der Barden,
Wenn Schlummer unrühmliche Menschen begräbt."

„Sie schweben auf Silbergewölken
Den thauigten Abhang herunter,
Und wandeln am Rande der Quelle
Die mitten im Thale durch Blumen sich schleicht."
— — —

Da war es Erzeugter von Fingal!
Daß Sined in Mitte der Barden
Von ferne dein Antlitz entdeckte,
Dein Silbergelocke vom Monde bestralt.
— —

Wie war mir! Von welchen Gefühlen
Erbebte mein Busen! Wie brannte
Die Wange! Wie schwellten die Zähren
Der süßesten Wehmuth mein starrendes Aug.
— —

Noch Knabe vergaß ich des Spieles
Bei Füßen der Barden, und horchte;
Doch niemal, o Kehle von Morven!
Empfand ich so feurig, wie dießmal bei dir.

Da schwur ich, (das schweigende Mondthal
Die Wipfel der heiligen Eichen,

Die mooſigten Trümmer, auf welche
Die Linke ſich ſtützte, vernahmen den Schwur)

Da ſchwur ich, Dich Lehrer zu nennen,
Die Saiten der Donau nach Deinem
Geſange zu ſtimmen, zum Herzen,
Zum Herzen die Wege zu ſuchen, wie Du.

Die Zeiten der Ahnen, die Zeiten
Der Vaterlandsliebe, der Tugend,
Des Muthes, der Ruhmgier und Einfalt
Im Liede zurücke zu führen, wie Du.

Du hörteſt mich ſchwören, und blickteſt
Mit Lächeln auf Deinen Geſchwornen,
Und ſchienſt mir die Harfe zu reichen,
Und leiſe zu ſagen, verſuche den Griff!

Seit dieſem Geſichte bewohn ich
Die Vorwelt, und lerne die Weiſen
Der Barden und rette der Töne
Zurück in mein Alter, ſo viel ich vermag.

Zwar haben mich Viele verlaſſen,
Die vormal mir horchten. Sie klagen!
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüden, wer wollte ſie wandeln mit ihm!

Doch Seelen, dem Liede geſchaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und ſind ſie ſchon wenig,
Die ſchließen bei meinen Geſängen ſich auf.

Es kann nur ein wehmüthiges Lächeln erregen, wenn man die bündigen Beweiſe heutiger Critiker, daß die Jeſuiten planmäßig und ex instituto den deutſchen Nationalgeiſt zu unterdrücken getrachtet hätten, mit den (wohl gemerkt: vor der Aufhebung des Ordens geſchriebenen!) authentiſchen Aeußerungen des Jeſuiten Denis vergleicht, der, wie man vermuthen ſollte, von jenem Vorhaben mindeſtens eben ſo gut und beſſer hätte unterrichtet ſeyn müſſen, als es Wolfgang Menzel irgend ſeyn kann! „Ich will nun", ſagt Denis, „mit wenigen Gedanken über die Bardenpoeſie ſchließen. Daß man bisher in den meiſten Gegen-

den Deutschlands so tief in der griechischen und lateinischen Erudition steckte, als wenn gar keine vaterländische da wäre, ist meines Erachtens unläugbar. Dieß war vorzüglich dort merkbar, wo die römischen Waffen hingekommen waren. Nachher trug die italienische Politik, die allenthalben lateinische Literatur unterschob, nicht wenig bei, die Nationalkunden aus dem Andenken zu entfernen, durch welche, und besonders durch den Gesang, der Charakter der Nation und die Liebe zur Freiheit ungemein genährt wurde *). — — — Würde die Bardenpoesie allgemeiner, dann wäre auch Hoffnung, mehr Nationalstücke auf unsern Theatern zu sehen. Sollten diese nicht einen größern Eindruck auf unsere Landsleute machen, als die abgenützten, griechischen und römischen Halbgötter und Helden, die man auf das Wort auswärtiger Schriftsteller, die nur Einheimisches groß machen, so bewundert, als wenn die vaterländische Geschichte kaum einen Charakter besässe, der der Nachkunft zum Beispiele aufgestellt werden könnte? Wir brauchen in unsern Gedichten griechische und römische Mythologie. Sollten wir, wenn nun schon Mythologie da seyn muß, nicht lieber die vaterländische brauchen, die freilich noch nicht so bearbeitet ist, wie jene, die es aber durch die Dichter werden kann, wie es jene durch die Dichter worden ist *)?"

---

*) Denis macht hierzu folgende Note: „In welchem Ansehen noch jetzt unsere Poesie bei den Italienern steht, hat unlängst Bettinelli in seinem Gedicht: **le Raccolte Canto I.** geäußert, wo er einen schlechten Dichter **Il più tedesco rimator** nennt. Wie viel muß der Mann selbst bei dem bescheidenen Theile seiner Landsleute verlieren, wenn sie erwägen, wie er von einem Dinge spricht, von welchem er, wie man mich gewiß versichert hat, kein Wort versteht. — Vaterland! singt Klopstock

Nie war gegen das Ausland
Ein andres Land gerecht wie Du!
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist!"

**) Hierzu die Note: „Einer unserer besten Barden soll den Vorsatz gehabt haben, über unsere Götterlehre in der Art der ovidianischen Metamorphosen zu schreiben, o daß er ihn nicht aufgäbe."

Daß Denis mit dieser Gesinnung unbedenklich Vorsteher des Göttinger Hainbundes hätte werden können, leidet eben so wenig einen gegründeten Zweifel, als andererseits die Evidenz des Factums es bezeugt, daß die damalige Gesellschaft Jesu Raum genug in ihrem Schooße auch für die Bestrebungen der Bardenpoesie hatte. Denis durfte die oben ausgesprochenen Gesinnungen nicht nur hegen, sondern sie drucken lassen, sie auf die seiner Führung anvertraute Blüthe des jungen österreichischen Adels übertragen, in der deutschen Literatur Schule machen, mit allen protestantischen Notabilitäten der damaligen deutschen Dichterwelt in einem wahrhaft zärtlichen Briefwechsel stehen, — ohne daß sich auch nur die leiseste Spur eines Widerspruches von Seiten seines Ordens dagegen hervorgethan hätte! —

Uebrigens soll das Einseitige, das relativ Verfehlte, das Unhistorische jenes Bardenthums hier im Geringsten nicht in Abrede gestellt werden. Seiner vermeintlich geschichtlichen Grundlage nach beruht es auf einer Verwechselung des celtischen und germanischen Alterthums, aus welchen beiden jene Schule sich ein Ideal geformt hatte, dem in der geschichtlichen Wirklichkeit eben so wenig jemals ein lebendiges Leben entsprochen hatte, als der Geßnerischen Schäferwelt in einer andern Sphäre. Nur darf, auf der andern Seite, die gute Absicht und das unbestreitbare Talent Derer nicht verkannt werden, welche gegen die, auch damals schon vorhandenen, zucht- und gottlosen Elemente in der deutschen Poesie durch die Einführung des Bardenwesens ein Gegengewicht zu schaffen sich bemühten. Dieß letztere war die Absicht des Hainbundes, dieß das unausgesetzte Bestreben Klopstocks, und diesem Zwecke reichte, ohne sich durch die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses irgend stören zu lassen, ein Jesuit aus Oesterreich die Hand.

Uebrigens wurde Denis auf die schwachen Seiten der Bardenpoesie auch schon von manchen seiner damaligen literarischen Freunde aufmerksam gemacht; so namentlich von Weiße in Leipzig, dessen Brief (vom 20. Febr. 1772) zugleich als Beweis dienen kann, welch ein freimüthiger, offener, ernster und doch liebevoller Ton in diesem Kreise von damaligen „Literaten" herrschte. „Daß Sie, liebster Freund", schreibt Weiße, „einen Theil der ältern Edda uns übersetzt zu liefern gedenken, freuet mich unge-

mein. Nur eine solche Bemühung kann uns mit der Bardensprache bekannt machen, oder vielmehr damit aussöhnen: denn ganz gewiß fehlt uns eine solche Vorbereitung, wenn wir sie ganz verstehen oder schmecken sollen. Ich bin gar nicht dawider; aber alsdann habe ich große Bedenklichkeiten, wenn wir ein neues Subject in die Sprache jener Zeit einkleiden wollen. Ich habe dieselbe auch bei Gelegenheit einer Recension in dem jetzigen Stücke der Bibl. über Ihre Theresienfeier zu äußern gewagt. Ich habe es mit einer Freimüthigkeit und Offenherzigkeit gethan, die ich nur bei meinen liebsten Freunden wagen konnte. Wird mir dieselbe mein bester Denis vergeben können? Ich hoffe es eben so gewiß, als Sie, mein Freund, überzeugt seyn können, daß ich öffentlich den Widerruf thun werde, wenn ich geirrt habe. Es läßt sich immer schwerlich in Briefen ein solcher Streit ausführen, da man nicht allezeit die Beantwortung der Zweifel voraussieht, und jede immer wieder andere Antwort veranlaßt. Im Grunde glaube ich, daß wir einig sind. Ich verwerfe nicht ein kleines Bardenlied, wo ein Dichter seiner Fiction den alten Bardenton und das ganze Costume geben kann: aber bei einem schon längern Gedichte glaube ich, daß ein Dichter viele der besten Ideen, die die alte Farbe nicht annehmen wollen, weil das Subject modern ist, aufgeben muß. Das Reich der Sitten hat sich, so wie das Reich der Natur durch die Cultur unendlich erweitert. Wie viel muß ein Dichter Dinge übergehen, die in seiner Einbildungskraft die schönsten Ausbildungen veranlassen würden, sobald er sich in jenem engen Gesichtskreis unserer alten Vorfahren einschließt! Ossian verdient allerd'ngs unsere höchste Bewunderung. Würde er aber nicht bei der seltenen Wärme seiner Imagination ein weit größerer Dichter seyn, wenn er das weite Feld der Künste und Wissenschaften, wenn er die Natur verschiedener Welttheile vor sich gehabt hätte? Man sieht dieß hauptsächlich aus seinen Gleichnissen. Die Veränderungen der Witterung und eines rauhen Erdbodens sind die einzigen Dinge, wo er sich herumdreben muß. Sie sehen wohl, liebster Freund, daß ich dadurch nicht die hohe poetische Sprache verwerfe, welche immer in philosophischen Zeiten verloren zu gehen pflegt, sondern bloß die Erdichtung, wenn ich unter der Verkleidung eines alten Barden ein neues Subject will besingen lassen."

Der beschriebene Denis war inzwischen selbst keineswegs geneigt, den Werth solcher Erinnerungen zu verkennen, oder seine deutschpatriotische Richtung in der Poesie auf die Spitze zu treiben, und sie mit Ausschließung jedes andern Genies für die allein der Herrschaft würdige zu erklären. — Wie es überhaupt in diesem Charakter lag, Maaß zu halten, so hat er auch in seinen dichterischen und gelehrten Bestrebungen sich niemals einem Extreme in die Arme geworfen. Während er im katholischen Deutschland an der Spitze Derer stand, welche auf bessere Kenntniß und gewandtere Handhabung der Muttersprache drangen, ist es es zugleich, der die Vernachlässigung des Lateinsprechens und Schreibens kräftig abwehrt. „Was gewinnt man dadurch", sagt er in seinen Lesefrüchten, „daß man es so sehr verfallen läßt, daß man ganz vom Sprechen und Schreiben abgeht? Was gewänne der Reisende, der vor sich hin alle Brücken abbrechen ließe? Die lateinische Sprache war eine wahre Brücke, über welche man zu allen Völkern gelangen konnte, denn fast in jedem Dorfe war wenigstens ein Geistlicher, der zur Noth Latein sprach. Sie war ein Band, das alle Gelehrten Europas unter sich knüpfte. Wird man künftig Jedem in seiner Muttersprache zuschreiben? Allein was für Latein sprach man! Küchenlatein, Reiterlatein, wie Kaiser Maximilian I. sagte, oder Jesuitenlatein, wie Einige sagen, die vermuthlich in wenige Jesuitenlateiner geblicket haben. Ich frage: Sprechen wir immer Bücherdeutsch? Und weil wir nicht immer Bücherdeutsch sprechen, folget wohl daraus, daß wir auch kein Bücherdeutsch schreiben können? Ich frage weiter? Wird der, welcher Küchenlatein sprechen kann, Classiker und andere gut geschriebene lateinische Bücher schwerer verstehen, als jener, der es nicht kann? — Allein wir vernachlässigten überm Latein unsere Muttersprache. Sagte nicht schon Opitz:

> Wir sprechen gut Latein,
> Und keiner wollte mehr für deutsch gescholten seyn.

Ich bin froh, daß ich dieses nicht zuerst aufdeckte; denn ich würde mich vor anderen Nationen, und besonders vor den Italienern, die schon seit dreihundert Jahren das Studium der lateinischen und ihrer Muttersprache so glücklich vereinbaren, schämen, daß für den hochgerühmten deutschen Fleiß zwei Sprächen auf einmal zu bearbeiten zu viel seyn sollte." Er schließt diese Erörte-

rung mit einer Aeußerung, die davon zeugt, daß ihm die in Deutschland obwaltenden Beziehungen zwischen der Literatur und dem confessionellen Kampfe keineswegs neu sind. „Bekannt ist, wie enge die literarische Sprache mit unserm ganzen Religionswesen in den verschiedensten Rücksichten zusammenhängt. Wie, wenn es nun durch ihre Vernachlässigung in die Flanke der Religion gehen sollte?".

Von demselben Takte geleitet, urtheilt er auch über den Roman und den Werth dieses Zweiges der modernen Poesie. Jene unglückliche Prüderie, welche statt die Ordnung Gottes: daß es zwei Geschlechter gibt, als unabänderlich und bekannt vorauszusetzen, sich fruchtlos abmüht, jedwede Hindeutung auf dieses Verhältniß aus der Literatur zu verbannen, — war seiner gesunden Natur um so fremder, als er überzeugt seyn mußte, daß diese, wie jede Uebertretung insbesondere in der Erziehung namenloses Unheil stiftet, indem sie den Keim der Unwahrheit und Heuchelei in die jugendlichen Herzen legt. — Mit einer Unbefangenheit, deren nur ein reines Gemüth fähig ist, macht er zu V. 510, B. VIII. des verlornen Paradieses die Bemerkung: „Bei der ersten ehelichen Zusammenkunft Adam's und Eva's erinnert man sich Virgils: Speluncam Dido, Dux et Trojanus eandem" etc., eine Hinweisung auf eine classische Parallelstelle, die großen, pädagogischen Tact bekundet. Weit entfernt also, mit pedantischem Rigorismus das Kind mit dem Bade zu verschütten und etwa wie unkluge Eiferer zu thun, welche das ganze Genre des Romans in Bausch und Bogen für Teufelswerk erklären, darüber aber die Bildung des Geschmacks und die Schärfung des eignen, sittlich-literarischen Urtheils ihrer Zöglinge außer Acht lassen (ein Verfahren, welches die Jugend in der Regel gerade der allerschlechtesten Lectüre am sichersten in die Arme wirft!) — weit entfernt von diesem großen Mißgriffe, gibt er in dem Artikel „Roman" in seinen Lesefrüchten Winke, die von eben so großer Mäßigung als Klugheit und Kenntniß des menschlichen Herzens zeugen. „Ich bin", sagt er, „keineswegs wider die ganze Gattung. Man müßte sonst auch wider die Epopöe und wider das Drama seyn. Ein gut angelegter Roman, der in seinen Verwickelungen nirgends die Wahrscheinlichkeit verletzt, nirgends die Regeln der Sittlichkeit außer Acht läßt, uns einen treuen Spiegel des menschlichen Le-

bens vorhält, Tugend und Laster nach ihrem Werthe behandelt, und in einer gemäßigten, historischen Schreibart abgefaßt ist, kann Niemanden zuwider seyn." — Nach dieser allgemeinen, von jeder unpraktischen Ueberspanntheit weit entfernten Regel hat er um so größeres Recht, die Auswüchse und Mißgriffe auf dem Felde der Romanenliteratur zu bezeichnen und vor ihnen zu warnen. Insbesondere verdient Das, was er über den historischen Roman sagt, auch heute noch ernste Beherzigung. „Historische Halbromane, die eine Begebenheit irgends aus einer Chronik oder Geschichte aufhaschen, die der Verfasser dann nach seinen Absichten mit Dichtungen verflicht und aufstutzet, und mit Dialogen zwischen Personen, von denen manchmal kaum mehr als der Name in der Geschichte steht, belebt, können schädlich werden. Denn erstens nehmen unerfahrne Leser und Leserinnen Alles für wahr und geschehen an, weil keine Linie zwischen Factum und Fictum gezogen, sondern Alles künstlich verwebt ist, und der Verfasser sie also äffet und zum Besten hat. Zweitens arbeitet ein Verfasser zuweilen aus Auftrag und absichtlich dahin, durch seine Hinzudichtungen gewisse Meinungen einzupflanzen oder zu benehmen. So findet sich in Vertheilung der Rollen, daß die gehäßigsten zum meisten auf Bischöfe, Aebte, Mönche u. s. w. fallen." Er schließt mit dem sehr natürlichen, und für jeden Bildner der Jugend ungemein nahe liegenden Wunsche: „daß selbst die guten Romane nicht zahlreicher würden", weil es unglaublich sei, wie viel Leser sie der „wahren Geschichte" entfremden.

Ohne daß der einfache und bescheidene Mann es gesucht oder darauf gerechnet hätte, fanden seine poetischen Leistungen im nördlichen Deutschlande eine Anerkennung, die uns Jetztlebenden, die wir die Rabies der jungen Literatur gegen Alles und Jedes vor Augen haben, was katholischen Ursprungs ist, mährchenhaft und beinahe unglaublich klingen muß. — Alles ihm gespendete Lob nimmt er aber mit der rührendsten Demuth auf. „Ich bin zufrieden", schreibt er (am 8. Christmonat 1769) an Klotz in Halle, „wenn man einst sagen soll: Unter denen, die unsere Nationalgenies fühlten, die sie der Jugend anprieſen, die das lateinische und französische Vorurtheil an der Donau heben halfen, war ein gewisser Denis. — Werden große Männer auf diese meine pflichtmäßigen Bemühungen aufmerksam, äußern sie Zufrie-

denheit, äußern sie Neigung gegen mich, welche Wonne! Meine Hausgenossen wissen, wie ich erfreut war, als ich Klopstock's, als ich Ihr erstes Schreiben empfing, als mir Weißen's und Lessing's Gruß kam, — und ein unvermuthetes, allerliebstes Briefchen Ihres Gleims."

In der That liefert sein literarischer Nachlaß*) den Beweis, daß er mit den meisten Notabilitäten der damaligen Literatur ohne Unterschied der Confession in einem freundschaftlichen und vertrauten Briefwechsel stand. Dort finden sich Zuschriften außer den bereits genannten auch von Bodmer, Geßner, Gleim, Ramler, Göckingl, der Karschin, Schmid aus Gießen, Eschenburg, Boie (dem Freunde Stolberg's und Voßen's), Beckman, Lavater u. A. Kaum können wir uns heute noch in eine Zeit zurückdenken, in welcher es möglich war, daß Klopstock (am 22. November 1766) an den Jesuiten Denis schrieb: „Die Herausgabe des Gesangbuchs, von dem Ihnen Hr. Faber geschrieben hat, ist zwar noch ziemlich entfernt; denn ich muß erst eine viel größere Anzahl guter Lieder besitzen, als ich jetzt noch habe, ehe ich daran denken kann. Unterdeß habe ich doch die Sache gern ein wenig von ferne zubereiten wollen. Ich weiß nicht, ob Gellert's und meine Lieder nach Wien gekommen sind. Sollten sie es seyn, so können Sie aus diesen sehen, wie die andern seyn werden: protestantische Lieder, in denen nichts gegen die katholische Kirche vorkömmt. Ich bin überzeugt, daß Se. Eminenz der Erzbischof nichts gegen solche Lieder zu erinnern haben werde; und glaube daher, daß sie die Censur nicht verurtheilen wird."

In einem Briefe desselben vom 6. Jänner 1767 heißt es: „Bethlehems göttlicher Knabe sei auch mit Ihnen! Ich erinnere mich dabei (ich erzähle die kleinen Umstände, die mich angehen, nur selten; und wenn ich es thue, so ist es allzeit ein Beweis meiner Freundschaft), wie sehr ich einst auf meiner Reise nach der Schweiz auf fast ähnliche Art gerührt wurde. Wir waren an einem schönen Tage ausgestiegen und gingen. Ich war ein wenig von der Gesellschaft zurückgeblieben. Einige gute Schwaben begegneten mir, und Jeder von ihnen sagte zu mir: „„Gelobt sei

*) Herausgegeben von Joseph v. Retzer. Wien 1801 und 1802.

[illegible] Mann mir [illegible]. Ich versichere Sie, daß man [illegible] in meinen Gegenden nur einen Denkungsart, wie Sie es [illegible]! Mein Gemeindeverhältniß hindert [illegible] machen kann und kann thun, was man vernünftig findet."

„Ich bitte Ihnen von meinem verehrungsvollen Freunde [illegible] Herr Oberpfarrer seine Meinung des Sakraments [illegible] der, wenn ich nicht befürchten müßte, daß diese Schrift Ihnen [illegible] Ehrfurcht nicht [illegible], und als doch nicht in Ihre Hände kommen möchte. Sollten aber nicht vermittelnde Ihnen als Freiheit zum Ostensorium [illegible] Bücher erlaubt sein?" Diese Frage ist [illegible], denn ich trete eben über einen Platzregen bei einem erhaltenen Kasten, die aber recht schwerlich für die Hand des Ehrwürdigen Verfassers mit nehmen werden. Ich würde doch wünschen, daß sie nur die Freiheit gewähren möchte. Sagen Sie mir die Wahrheit an, wie es mit diesen [illegible] kann."

Nach dieser patriarchalischen Anmerkung des Verfassers [illegible] eine lange Pause in diesem Briefwechsel ein. Dann folgen [illegible] mehreren Schreiben aus den zwanziger Jahren bedeutungslose Meinungen, aus denen sich vermuthen läßt, daß damals noch der Rationalismus, wenigstens theoretisch, den Katholiken das Recht nicht streitig machte, über das, was deren Glauben und Kirche betrifft, katholisch zu denken und zu urtheilen.

4. Mai 1792.

„Ich habe mich gewundert gefreut, in der Herrlichkeit unserer Reichsdeputationen viel wider einen Orden zu eifern, wo von einer meiner besten Freunde ein Mitglied ist. Ich empfinde wie delikat diese Lage ist, aber ich schätze die Wahrheit auch jede positive, so wie ich sie erkenne, über alles. Sie, mein theurer Freund, thun von Ihrer Seite eben das. Da unsere Lage in der Welt gar so sehr verschieden ist, so werden wir über viele Materien immer sehr verschieden bleiben. Aber es bleiben doch einige und wichtige Wahrheiten, in denen gewiß wir übereinstimmen. Ich hoffe also auch ferner bei Verschiedenheit unserer Meinungen [illegible] auf Ihre Hochachtung und liebe Anspruch machen zu können, von meiner Seite werde ich immer die vollkommene Hochachtung und die aufrichtige Freundschaft gegen Sie hegen, die Sie so sehr verdienen."

Digitized by Google

18. Mai 1783.

„Ich schmeichle mir, daß verständige Leute, wie Sie, mein theurer Freund, wie Schmid, wie Stoll, wie Heß und Retzer mit dem Tone meiner Reise, ja mit meiner Beurtheilung im Allgemeinen zufrieden seyn werden. Aber ich mache mich freilich gefaßt, daß auch unter diesen Männern manche in manchen Sachen nicht meiner Meinung seyn werden, und seyn können. Ich schätze deshalb diese vortrefflichen Männer nicht weniger, und ich hoffe auch von Ihrer Seite, daß ich der Hochachtung derselben deshalb nicht ganz unwürdig bin, weil ich in vielen Dingen nicht so denken kann, wie Sie. Ich bin ein Protestant und ein freimüthiger Protestant, und zeige mich als ein solcher. Ich verlange nicht, daß Katholische schlechterdings meiner Meinung seyn sollen. Wenn ich Nachdenken über wichtige Wahrheiten errege, die man vernachläßigt hat, wenn ich manche Sache aus Augenpunkten zeige, die man verkannt hat, so ist es mir genug. Das Nachdenken über Wahrheit und Unwahrheit selbst, ist schon Gewinnst."

„Auch Ihre Indulgenz gegen mich, mein theurer Freund, muß ich auffordern, und zwar, ich gestehe es, in einem sehr delikaten Punkte. Die Natur der Sache hat erfordert, daß ich mich mehrmals über den Orden, dem Sie einverleibt sind, habe erklären müssen. Ich gestehe es, ich habe das Ganze desselben nie geliebt, und werde es nie lieben, weil ich es dem menschlichen Geschlechte für schädlich halte. — Ich sage dieß offenherzig, aber meine Abneigung vor dem Orden hindert nicht, daß ich nicht jedes Mitglied desselben, das es verdient, lieben und schätzen sollte. Sie, mein theurer Freund, stehen unter den Personen, die ich im 2. Theile S. 642 nenne, oben an. — Ich werde dieß noch mehr zeigen, wenn ich im folgenden Theil von den Gelehrten, die ich in Wien gesehen habe, reden werde. Ich werde daselbst mit warmem Herzen sagen, wie sehr ich Sie verehre. Daß Sie in dieser und vermuthlich in mehreren Materien meiner Meinung nicht seyn können, ist ganz natürlich, aber ich hoffe, Sie werden mir Ihre Freundschaft und Hochachtung nicht entziehen. Verständige und ehrliche Leute gehören zusammen, ohne Rücksicht auf Stand, auf Religion und auf andere Nebensachen."

4. Oct. 1784.

„Ihr Schreiben vom 25. August, mein theuerster Freund,

ist mir erst vor ein paar Tagen durch Hrn. Alxinger übergeben worden. Ich versichere Ihnen, daß es mir aufrichtig Freude verursacht hat. Ich hielt mich verbunden, freimüthig herauszusagen was ich für Wahrheit hielt, und zwar für nützliche Wahrheit. Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen einzelnen Mann habe beleidigen wollen, am wenigsten Sie, mein theurer Freund, den so aus so vielen Ursachen beständig hochschätzen werde. Ihre Bemerkung, daß wir nicht alles aus einerlei Gesichtspunkt ansehen können, ist sehr richtig und menschenfreundlich. Ich verlange es wahrlich nicht. Indessen will ich Ihnen aufrichtig gestehen, es sei, nach meiner Art zu denken, für das Wohl des menschlichen Geschlechts schon sehr viel gewonnen, wenn die einzelnen Glieder der Gesellschaft kennen lernen, auf welche Art verständige Männer außer derselben manche Dinge ansehen, und ernsthaft darüber in Rücksicht auf das Wohl des menschlichen Geschlechts nachdenken. Mehr verlange ich nicht. Principien so viel möglich berichtigen, indem man sie mit allen andern richtig erkannten Wahrheiten vergleicht, und alsdann seiner Ueberzeugung gemäß zu handeln, ist es, was ein verständiger Mann thun soll. Irrt er nachher, so ist er meines Erachtens für Gott und Menschen gerechtfertiget. Wenn jeder zum allgemeinen Besten der menschlichen Gesellschaft so viel thut, als er nach seiner Lage, sollte sie auch die eingeschränkteste seyn, thun kann, so ist er ein verehrungswürdiger Menschenfreund. Wir setzen uns nicht selbst in die Lage, in der wir sind, sondern wir werden von der Vorsehung in dieselbe gesetzt und zu sehr weisen Zwecken. Dies ist mein Glaubensbekenntniß."

9. Mai 1786.

„Ihr Schreiben vom 28. April hat mir wahre Freude verursacht, da Sie mich darin die Fortsetzung Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen sehen lassen. Ich versichere Sie dagegen auch, daß sie von meiner Seite ungeachtet aller Verschiedenheit, die sonst in unsern Meinungen seyn mag, aufrichtig erwiedert. Wir beide sind von der Vorsehung in sehr verschiedenen Lagen in die Welt gesetzt: wenn wir bemüht sind, jeder so viel Gutes zu stiften, als aus unsrer Lage möglich ist, so haben wir unsre Bestimmung, obgleich auf sehr verschiedenen Wegen, erfüllt."

Es ist nicht anders möglich, als daß viele unsrer Leser,

sonen, welche außerhalb der Kirche stehen, verbunden werde. Nur so lassen sich die beiden Abgründe eines zeitgeistigen Indifferentismus auf der einen, und eines engherzigen, dumpfsinnigen Obscurantismus auf der andern Seite vermeiden. — Denis ist ein Beispiel, wie ein Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts dem letztern entgegenzuwirken wußte, ohne dem erstern zu verfallen. Dieß ist die Moral, welche wir aus der Geschichte seines Lebens und Wirkens ziehen.

LVI.

Würtembergische und Badische Zustände.

Es ist jedermänniglich bekannt, daß die Erzdiöcese Freiburg und die Diöcese Rottenburg, zu einer Kirchenprovinz gehörig, bisher so ziemlich auch dieselben Schicksale gehabt haben. Auf einen und denselben illusorischen Grund, die Frankfurter Pragmatik, aufgebaut, hatten sie lange im Großen und Ganzen dem Ideal der deutschen Nationalkirche nachgestrebt, und waren auf dem Wege zum Schisma mit anerkennenswerthem Eifer vorgedrungen, wobei sie die übrigen, die oberrheinische Kirchenprovinz constituirenden Bisthümer entschieden hinter sich gelassen. Da erfolgte der, die ganze deutsche Kirche so heilsam erschütternde Schlag von Cöln, den auf wissenschaftlichem Gebiete Möhler's Symbolik so schön vorbereitet hatte, und war stark genug, seine mächtigen Schwingungen sogar auf das durch die Polizei sonst so wohl verschanzte Gebiet der beiden genannten Diöcesen zu erstrecken. Neue Hoffnung konnte jetzt die Katholiken Deutschlands beseelen, daß die beiden Schwestern, die so lange einträchtig zweifelhafte Wege gewandelt waren, nun auch einträchtig, die eine die andere bestärkend und ermuthigend, den gleichen Weg der

Rückkehr zum Bessern wandeln würden. Wirklich war man bisher auch berechtigt, diese Hoffnung als eine theilweise bereits erfüllte anzusehen, so zahlreich waren die in beiden Diöcesen, und namentlich in der Diöcese Rottenburg sich kund gebenden Symptome des Bessern. Freiburg ist von Anfang an nicht unberührt geblieben durch das Sturmeswehen vom Rheine her; aber es ist bis jetzt langsamer gegangen als Rottenburg, das bereits nahe daran ist, mit seinen Kämpfen und Anstrengungen für das Bessere überall auch im Auslande Anerkennung zu finden.

Dieses Verhältniß hat, so viel wir wissen, noch in der neuesten Zeit stattgefunden, in welcher so manche jedes katholische Herz traurig ansprechende Erscheinungen den Beweis geliefert haben, daß die alte Krankheit des Liberalismus in Baden noch keineswegs verschwunden ist, vielmehr noch tief im Herzen sowohl des Clerus, als des Volkes wuchert. Aber ob dieses Verhältniß beider Diöcesen noch lange so fortdauern, ob Rottenburg noch lange so vorauseilen werde in dem edlen und aller Beachtung würdigen Wettkampfe, das ist die Frage, die dem Einsender dieß schwer auf dem Herzen liegt. Niemand wird wohl vermuthen, es sei hier leidige Eifersucht im Spiel, wenn wir im Tone der Befürchtung den Satz aussprechen, es könne bald der Zeitpunkt eintreten, in welchem das oben angedeutete Verhältniß der beiden Schwesterdiöcesen zu Gunsten der bis jetzt zurückgestandenen Erzdiöcese sich umkehren dürfte. Daß wir es deutlicher sagen, es scheint uns, als ob die kirchlichen Constellationen sich allmählig so gestaltet haben, oder wenigstens im Begriffe seien, sich so zu gestalten, daß sie für das katholische Baden eine schönere Zukunft versprechen, dem katholischen Würtemberg aber ein Heruntersinken von der schon erreichten Höhe in drohende Aussicht stellen.

Fragt man uns nach der Begründung unsers Urtheils, so gestehen wir offen, daß wir sie keineswegs in einer Vergleichung des beiderseitigen niedern Clerus finden können. Wir geben gerne zu, daß auch in Baden ein tüchtiger Aufschwung

des Clerus stattgefunden habe; wir wissen, daß auf der Universität und im Convictorium die Zöglinge des Priesterstandes gegenwärtig doch mit einer ganz andern geistigen Kost genährt werden, als früher; es entgeht uns namentlich nicht, daß das Priesterseminar in gutem Sinne geleitet wird; wir übersehen nicht, welcher Fortschritt zum Bessern in der Gründung der süddeutschen Kirchenzeitung liegt u. s. w. Aber im Großen und Ganzen hat denn doch der badische Clerus noch weit hin, bis er sich in facie ecclesiae zeigen kann. Wie viele ganz und gar verkommene Subjecte hat er zur ächten Grundsuppe aller sectirerischen Liederlichkeit, dem Deutschkatholicismus, geliefert! Welch gemeiner, unwissenschaftlicher, verderblicher Ton klingt durch die Tendenzen hindurch, welche sogar ganze Land-Capitel ohne Scheu und Scham offenbaren! Wie zahlreich sind in den letzten Jahren nur die Fälle gewesen, in welchen niedere Geistliche gegen die offenbar mit aller kirchlichen Legitimation auftretende Oberbehörde sich unbotmäßig erwiesen! Uebrigens, wenn nichts wäre, als der ungeheure Priestermangel in Baden, welcher dem in Würtemberg stattfindenden Zudrange zum Studium der katholischen Theologie so grell gegenübertritt, so bildete diese einzige Thatsache Beweis genug für den daselbst noch herrschenden Mangel an kirchlichem Bewußtseyn; denn wo immer die Kirche ein kräftiges Leben lebt, wird man es sich zur Ehre rechnen, unter die Zahl ihrer Priester zu gehören.

Daß nun der niedere Clerus von Würtemberg im Großen und Ganzen ein erfreulicheres Bild darstelle, als der von Baden, scheint uns nicht angestritten werden zu können. In der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen wirken schon seit Jahren drei Männer mit Segen und Erfolg, von denen ein angesehener Kirchenhistoriker sagt, daß sie „in den verschiedensten Sphären die geistigen Tiefen des Katholicismus enthüllen", als würdige Fortsetzer dessen, was ein Möhler zum Segen für ganz Deutschland begonnen. Ihr College war einst Mack, der im Sinne des „non est sacerdotale non dicere,

quod quis sentiat" nicht nur gehandelt, sondern auch Schüler sich gezogen. Was hier zu Lande die Presse auch nur halbweg Tüchtiges geleistet, ist im katholischen Sinne geschrieben, dient also zur Befestigung und Bekräftigung des gutgesinnten Clerus. Im Seminar gibt man sich alle Mühe, zu der Theorie eine entsprechende Praxis zu fügen, und die Candidaten des geistlichen Standes in das kirchliche Leben einzuführen. Die bischöfliche Motion, so sehr auch ihr eigentlicher Erfolg in der Wirklichkeit bisher ein Null gewesen, hat doch jedenfalls die nachhaltigsten moralischen Wirkungen gehabt, und muß wenigstens in so fern immer als ein epochenmachendes Ereigniß angesehen werden. Zwar ist der laute Ruf nach Wiederherstellung der kirchlichen Autonomie so Manchem, der sich in das System der Bureaukratie schon so lange zu seinem materiellen Vortheile eingewohnt hatte, ein widerlicher, greller Schrei gewesen, der ihn aus süßen Träumen wecken zu wollen schien; aber er hatte doch nicht mehr den Muth, gegen den neu erwachten Geist mit den gerosteten Klingen aus der Rumpelkammer des Liberalismus zu Felde zu ziehen. So konnten die Kirchlichgesinnten wenigstens bis zur Stunde, vorzüglich auf die Ueberzeugungskraft der guten Sache und die Ueberlegenheit in geistigen Waffen bauend, die Zukunft als die ihrige bezeichnen. Ob sie dieß aber noch lange zu thun im Stande seyn werden? ob wirklich die Zukunft ihnen gehören wird?

Der Bischof Johann Baptist ist gestorben, also derjenige nicht mehr, der in der letztern Zeit einmal kräftig, mit der ganzen Bedeutung der Auctorität, für die Kirche sich erhoben. Mag er auch, wie man sich da und dort in die Ohren flüstert, in neuester Zeit einem gewissen Schaukelsysteme gehuldigt haben, — officiell hat er doch den Schritt der Motion nicht widerrufen, und so hatten die Gutgesinnten an der bischöflichen Auctorität immerhin noch eine, wenn auch gleich etwas leicht gearbeitete Aegide. Diese ist jetzt weggefallen; das bekannte Domcapitel, mit Hrn. v. Jaumann als Bisthumsverweser an der Spitze, sitzt, wie es scheint, von Niemanden

angetastet, am Steuerruder, und steuert mit vollen Segeln dem alten Ziele zu. Was braucht man jetzt noch Punctationen und andere „Pacificationsinstrumente"! der Friede ist schon ratificirt; wenn sich auch der Kirchenrath beigehen läßt, Trauergottesdienste im Lande auszuschreiben, das Ordinariat läßt sich in seiner alterprobten Freundschaft nicht beirren. Daß gewiß kein casus belli eintreten wird unter der Administration des Hrn. v. Jaumann, dafür ist schon bestens gesorgt. Und was haben wir denn für Aussichten in Beziehung auf den künftigen Bischof? Alle anderen, als daß ein jüngerer, rüstiger, entschiedener Mann werde erhoben werden. Das also haben wir, menschlich gerechnet, zu erwarten, daß das überall sonst in ganz Deutschland geächtete System des Liberalismus, oder wie man es nennen will, neue Befestigung von oben herab erhalten werde.

Und was werden die Folgen seyn? Um es mit einem Worte zu sagen, wir fürchten, der von nun an in Aussicht stehende, consequente Druck von oben herab werde allmählig die noch so junge, grüne Saat des Bessern ersticken. Mag der Clerus im Ganzen immerhin noch eine gute Haltung haben; aber wie viele werden seyn, welche aushalten? Bekanntlich ist das donum perseverantiae da, wo von oben herab ohne Unterlaß gleichmäßig gedrückt wird, nur Sache Weniger. Dort oben schmeichelt man sich wohl, da die Temporalien, also fette Pfründen, Ehrenstellen und Auszeichnungen, der Kirchenrath in Händen hat, diese Lockungen würden nie aufhören, ihre Wirkung auf den großen Haufen zu üben. Das Convictorium in Tübingen wird von einem Oberkirchenrathe als Director in einer Weise geleitet, daß für den Geist des clericalischen Nachwuchses viel, sehr viel zu befürchten steht. Zwar wird die Veränderung zum Schlimmen nur allmählig geschehen; Einer nach dem Andern wird einschlafen, und — doch was folgen sollte, bleibt besser ungeschrieben.

Ganz andere Aussichten dagegen bereiten sich für Baden vor. Den Erzbischof Hermann hat die Milde seines Naturells

und Geschichte der Philosophie. Prof. Dr. Bauch: Einführung in die Philosophie. Prof. Dr. Schmidt: Einführung in die Philosophie. Prof. Dr. Bauch: Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Prof. Dr. Schmidt: Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Prof. Dr. Bauch: Geschichte der Philosophie der Neuzeit. Prof. Dr. Schmidt: Geschichte der Philosophie der Neuzeit

Unter den der Geſchichte aufbewahrten Ausſprüchen Napoleons findet ſich einer, der mutandis mutatis hier angezogen werden mag. Ich ziehe, ſprach er, jene Armee, deren Führer ein Löwe iſt, die Soldaten aber Haaſen ſind, jener bei weitem vor, die aus Löwen beſteht, aber von einem Haaſen befehligt wird. Die Anwendung auf das Verhältniß von Würtemberg und Baden in kirchlicher Hinſicht dürfte ſich nach dem Geſagten leicht ergeben.

LVII.

Das Pönitentiärſyſtem und die chriſtliche Miſſion.

Kürzlich berichteten die katholiſchen Blätter für Tirol, daß die P. P. Redemtoriſten in dem Strafarbeitshauſe zu Innsbruck eine Reihe geiſtlicher Uebungen gehalten haben. Dem Eifer der beſagten Ordensmänner kam die Einſicht des ordentlichen Seelſorgers und die chriſtliche Geſinnung der Verwaltung der Anſtalt entgegen. So ging die Miſſion vom 10. bis 24. October d. J. zum großen Segen für Alle vor ſich, die ihr beiwohnten, und die Gefangenen dankten am Schluß der Andacht, unter Thränen der Rührung, ſowohl dem Redemtoriſten, als denen, welche ſie gerufen hatten, für die ihnen erwieſene, unſchätzbare Wohlthat. Die Früchte derſelben übertreffen jede Erwartung. Seit jenen Uebungen gleicht die Anſtalt eher einem wohlgeordneten Kloſter, als einem Zuchthauſe, und es hat ſeitdem nicht einmal eines Verweiſes für einen der Sträflinge bedurft. Die Lehre des Heils fand, glaubwürdigen Berichten zufolge, bei dieſen den fruchtbarſten Boden, und von Vielen wurden Aeußerungen vernommen, die eben ſo erbaulich waren,

als ſie zu ähnlichen Bemühungen um jene verlornen Kinder der menſchlichen Geſellſchaft auffordern müſſen. Die Erklärung ſehr Vieler derſelben: ſie wollten fortan ihre Haft und ihre Feſſeln als eine ihnen von Gott auferlegte Buße mit Freude tragen, hatte im Munde dieſer Ausgeſtoßenen etwas ungemein Tröſtliches und Verſöhnendes. Als ſie, wie es bei dergleichen Miſſionen Sitte iſt, von dem Prediger gefragt wurden: ob ſie Gott nicht ferner beleidigen, fremdes Gut nicht verletzen, ihren Feinden vergeben, Unlauterkeit meiden wollten? konnte die Mehrzahl vor Rührung und Schluchzen kaum antworten. In den täglich wiederkehrenden Ermahnungen war den Sträflingen ein praktiſcher Curſus chriſtlicher Wahrheiten vorgetragen, wie er gerade auf ihren Zuſtand paßte. Es ward zu ihnen von Sünde, Tod und Gericht, aber auch von der Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder, vom Gebet, vom Nutzen des Leidens, vom verlornen Sohn, von der Fürbitte der Mutter der Barmherzigkeit, von der Beichte und von der himmliſchen Herrlichkeit geſprochen. Für die italieniſchen Gefangenen hatte die Congregation auf ihre Koſten einen Prediger aus Modena kommen laſſen. Alle gingen zur Beichte, ſelbſt ſolche, von denen es Niemand erwartet hatte; Manche, wenn ſie etwas vergeſſen hatten, zwei bis drei Mal. Viele äußerten, daß ſie während dieſer Miſſionszeit gar nicht daran gedacht hätten, daß ſie Gefangene ſeien.

Wir können bei dieſer Gelegenheit einige Bemerkungen allgemeinern Inhalts nicht unterdrücken, die wir dem Nachdenken und der Beherzigung unſerer Leſer empfehlen.

Seitdem die Gefängniſſe aller Orten zu klein geworden ſind, und in allen modernen Staaten jener Theil der Bevölkerung fortwährend im Wachſen begriffen iſt, welcher, ſelbſt dem Verbrechen verfallen, immer neue Generationen von Verbrechern erzeugt, ſeitdem iſt die Beſchäftigung mit dieſer ſchmachvollen Seite unſerer ſocialen Zuſtände eine Pflicht und eine Nothwendigkeit geworden.

Die Aufgabe iſt keine andere, als die Strafgefangenen zu

beſſern, in ſoweit dieß möglich iſt, mindeſtens zu verhindern, daß die Haft ihren ſittlichen Untergang herbeiführe.

Für dieſen Zweck iſt die Philantropie und Humanität dieſes Jahrhunderts in die Schranken getreten. Sie hat das Pönitentiärſyſtem erfunden, noch mehr, ſie hat in der That große Opfer gebracht, es zu verwirklichen. Unglaubliche Summen ſind an den Bau neuer, zweckmäßig eingerichteter Strafanſtalten gewendet. Doch ſind heute noch die Stimmen über die beſte jener Beſſerungsmethoden getheilt, und während unſere humanitären Vereinsmänner nach der Sitte der heutigen Deutſchen für die einſame Strafhaft, auf welche zuletzt doch alle jene Syſteme hinauslaufen, ſchwärmen, weil ſie recht weit her und ſogar transatlantiſch iſt, ſo laſſen Andere ſich bereits vernehmen, daß eben jene Form der Einſperrung die grauſamſte Strafe ſei, weil ſie den Gefangenen wehrlos dem Wahnſinne preisgebe.

Unſere Anſicht über dieſe Frage des Tages iſt in wenigen Worten folgende:

Die Philantropie allein und für ſich kann den allerdings löblichen und heilſamen Zweck, den ſie verfolgt, nicht erreichen. Es iſt ein an's Lächerliche ſtreifender Irrthum, wenn man durch die Bauart der Gefängniſſe der Sünde in der Bruſt des Verbrechers Herr werden zu können wähnt, und von der kreis- oder ſternförmigen Geſtalt der Zuchthäuſer das zeitliche und ewige Heil der Gefangenen abhängig glaubt.

Aber auf der andern Seite iſt jenes Streben an ſich eben ſo wenig unbeſehen zu verachten, wie die gewählten Mittel. — Alles dieß wird aber erſt die rechten Früchte bringen, wenn es mit den leitenden Ideen des Chriſtenthums Hand in Hand geht, und gerade für dieſen Zweck haben die Redemptoriſten in dem oben erzählten Falle mit ſo glänzendem Erfolge gearbeitet. Die Philantropie mag die äußern Mittel zur materiellen Verbeſſerung des Gefängnißweſens herbeiſchaffen; der chriſtliche Prieſter allein kann und wird dem Körper die Seele leihen. Hierzu ſind geiſtliche Orden vorzugsweiſe befähigt, und einen

beſondern Beruf: ſich mit den Gefangenen zu beſchäftigen, ſcheint uns gerade die einfache, beſcheidene Congregation des allerheiligſten Erlöſers zu haben, deren Miſſion es iſt, den Armen das Evangelium zu predigen.

Dieß vorausgeſetzt, faſſen wir die Frage auf: was von der einſamen Einſperrung und der damit verbundenen Gefahr des Wahnſinns zu halten ſei?

Einſame Haft kann ein vortreffliches, durch Nichts zu erſetzendes Mittel, wahrer, tüchtiger, gründlicher Beſſerung ſeyn, wenn deſſen Anwendung mit chriſtkatholiſcher Seelſorge eng verbunden zuſammen geht. — Wenn der Prieſter den Gefangenen beſucht, tröſtet, belehrt, ermuntert, ſeine Beichte hört, ſeine Seelenangſt lindert, ihm, wo es nothwendig wird, Geſellſchaft beiordnen darf; wenn er ihn überhaupt wie ein kundiger Seelenarzt leitet, beobachtet und überwacht, ſo iſt die abgeſonderte Einſperrung eine augenſcheinliche Beſſerung der Strafjuſtiz; und Strafanſtalten, deren Bauart eine ſolche möglich macht, ſind ohne Frage ein Fortſchritt der Zeit.

Wenn dagegen der Gefangene mit den Schrecken ſeines Gewiſſens allein gelaſſen wird, ohne daß ihm zugleich das Heil der Erlöſung geſpendet, der Troſt der Losſprechung gewährt werden kann, wenn man ihn dazu noch gar pietiſtiſcher oder methodiſtiſcher Einwirkung preisgibt, wenn, mit einem Worte, der Blinde den Lahmen leiten ſoll, — dann iſt freilich der Wahnſinn nicht nur ein muthmaßlicher, ſondern ſogar ein wahrſcheinlicher und natürlicher Ausgang ſolcher Experimente. Die einſame Haft erſcheint dann als ein eigentlicher Seelenmord, und Deutſchland würde durch die Einführung dieſer amerikaniſchen Methode wenig gebeſſert ſeyn.

Glücklicherweiſe iſt in katholiſchen Ländern den Regierungen die Möglichkeit gewährt, ſich mit leichter Mühe die Vortheile jener verſchiedenen amerikaniſchen Syſteme anzueignen und die Nachtheile derſelben zu beſeitigen. Es iſt auch kein Hinderniß, mehrere ſolcher neuern und ältern Methoden oder

Modifikationen derſelben in einer und derſelben Anſtalt, je nach Umſtänden und Bedürfniß, mit einander zu combiniren. Inzwiſchen iſt das, was in Innsbruck ſich zugetragen hat, geeignet, denen, die ſehen wollen, einen lehrreichen Wink zu geben, worauf es in allen dieſen Fragen weſentlich und hauptſächlich ankömmt.

LVIII.

Actenſtücke, die weſtphäliſche Schulfrage betreffend.

Am Schluße dieſes Heftes werden uns die folgenden Actenſtücke mitgetheilt. Die Frage des Unterrichtes, oder die Frage über die Betheiligung der Kirche und des Staates bei der Erziehung der Jugend, die in Frankreich bereits ſeit einer Reihe von Jahren das öffentliche Intereſſe ſo ſehr in Anſpruch nimmt, iſt ohne Zweifel eine der wichtigſten unſerer Zeit, von deren Entſcheidung guten Theils das Schickſal der Zukunft abhängt. Kein Zweifel, dieſelbe wird auch über kurz oder lang in anderen Ländern, namentlich in ſolchen, wo der Staat ſich zum einzigen Erzieher gemacht hat, zur Sprache kommen. Die Irrungen in Münſter werden einerſeits der geiſtlichen Behörde, andererſeits der Regierung die Gelegenheit darbieten, ihre gegenſeitigen Rechte und Anſprüche zur Sprache zu bringen, und ſich über das Maß ihrer beiderſeitigen Mitwirkung zu einigen. Mit geſpanntem Intereſſe werden wir der Entwickelung dieſer Lebensfrage für die katholiſche Kirche in Deutſchland folgen, und darum in einem folgenden Hefte darauf zurückkommen, für dießmal werden die Leſer die folgenden Actenſtücke als Grundlage künftiger Discuſſionen und Vorbedingniß der Beurtheilung weiterer Schritte leſen.

I. Bischöflicher Erlaß.

Auf die Anfrage einiger der Herren Landdechanten und Stadtpfarrer eröffnen wir denselben folgendes: 1) Neue Schulbücher, nämlich solche, welche den Kindern in die Hände gegeben werden, dürfen ohne unsere vorherige Genehmigung in katholischen Schulen nicht eingeführt werden. Auch sind die im Gebrauche befindlichen ohne unsere Genehmigung nicht abzuschaffen. 2) Wesentliche Veränderungen im Lectionsplane der Schulen, wodurch die für den Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte bestimmte Zeit ungebührlich beschränkt werden möchte, haben die Herren Pfarrer nicht zu gestatten. 3) Veränderungen in der Abgränzung der Schulbezirke, wodurch Kinder etwa in die Schule einer fremden Pfarrei oder von der Hauptschule in die Nebenschule verwiesen, und so der nähern Aufsicht der Pfarrgeistlichen entzogen werden möchten, sind ohne unsere Genehmigung nicht einzuführen. 4) Die Herren Pfarrer werden innerhalb sechs Wochen ein Verzeichniß der in den Schulen ihrer Pfarrei gebräuchlichen Schulbücher den Herren Landdechanten, welche gegenwärtige Verordnung circuliren lassen, einsenden, und dabei angeben, wie viele wöchentliche Lehrstunden in den verschiedenen Klassen für den Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte bestimmt sind.

Von den Herren Landdechanten wollen wir die Einsendung dieser Nachweisen im Anfange des Monats August c. erwarten.

Münster, den 28. April 1845. Der Bischof von Münster. gez. Caspar Max. Bischöfliches Rundschreiben an die Herren Pfarrer der Diöcese Münster.

II. Erlaß der königl. preußischen Regierung.

Durch das königliche Oberpräsidium von Westphalen ist uns abschriftlich mitgetheilt worden: 1) Die an das königliche Staatsministerium erlassene allerhöchste Ordre vom 10. Juni v. J., durch welche genehmigt wird, daß das von uns in Beziehung auf die Anstellung katholischer Elementarschullehrer bisher beobachtete Verfahren, nach welchem wir diese Lehrer den Landesgesetzen gemäß auch in den Fällen, in denen die Stellen vor dem Jahre 1803 von dem Generalvicariate oder den Archidiaconen besetzt worden

sind, berufen und ernannt, und in den Fällen, in denen die Stellen dem Patronate einer Gemeinde oder Privatperson unterworfen sind, bestätigt haben, fortbestehen bleibe, und befohlen wird, daß das hiermit unvereinbare Verfahren des Herrn Bischofs von Münster, welcher sich die von uns vollzogenen Bestallungen der Lehrer zur Bestätigung hat vorlegen lassen, für die Folge abgestellt werde; 2) die Verfügung des Herrn geheimen Ministers Eichhorn an den hiesigen Herrn Bischof, daß der obigen Allerhöchsten Entscheidung gemäß bei der Anstellung der katholischen Elementarlehrer innerhalb unsers Bezirks eben so verfahren werden soll, wie in andern Regierungsbezirken der Provinz Westphalen und in der ganzen Rheinprovinz stets verfahren ist, wonach in allen Fällen, in welchen das Berufungsrecht des Schullehrers nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen nicht einer Privatperson oder der Gemeinde zusteht, wir den Schullehrer berufen und ernennen, in denjenigen Fällen aber, in welchen das Berufungsrecht uns nicht zusteht, den Berufenen bestätigen und die desfallsige Bestätigungsurkunde ausfertigen, wobei es jedoch der bisherigen Observanz gemäß dabei, daß wir vor der Ernennung und Bestätigung der Lehrer die Aeußerung des Herrn Bischofs über die Würdigkeit des in Aussicht genommenen Candidaten in kirchlicher Beziehung erfordern, auch ferner bewenden soll, so, daß mit der von uns bewirkten Ausfertigung der Ernennungs- resp. Bestätigungs-Urkunde der ganze Act der Anstellung der Schullehrer in gleicher Weise, wie dieß in den oben bezeichneten Landestheilen geschieht, beendigt ist, und alsdann zur Einführung derselben geschritten wird.

Ew. Hochwürden werden von diesen Bestimmungen zur Kenntnißnahme und Beachtung in Kenntniß gesetzt.

Münster, den 7. Mai 1845. Königliche Regierung.

III. Bischöflicher Erlaß.

Den Herren Pfarrern ist ohne Zweifel unsere an die Herren Schulinspectoren erlassene Circularverfügung vom 15. Sept. 1840 mitgetheilt worden, nach welcher Schullehrer und Schullehrerinnen erst dann zur Verwaltung des Schulamts zugelassen werden dürfen, wenn sie dazu unserer Seits die canonische Mission erhalten haben. Dagegen ist eine frühere Circularverfügung vom

26. Juni 1838, nach welcher auch Hülfslehrer und Substituten ohne unsere vorherige Genehmigung zur Ertheilung des Unterrichts in den Schulen nicht zugelassen werden sollen, nicht zur Kenntniß der sämmtlichen Herren Pfarrer gelangt. Indem wir denselben die genaue Beobachtung dieser Verordnungen widerholt aufgeben, — fordern wir Sie zugleich auf, von jeder eintretenden Erledigung einer Schulstelle ohne Verzug uns Anzeige zu machen, mit dem Bemerken, ob etwa die Schulstelle mit Küster- oder Organisten-Stelle dauernd oder vorübergehend verbunden ist, und ob jemanden und wem ein Präsentationsrecht zu der erledigten Stelle zustehe. Dieser Anzeige ist außer dem Anstellungs-Documente des abgegangenen Besitzers der Stelle ein specificirtes Revenuen-Verzeichniß derselben respective der verschiedenen Stellen beizufügen, worin auch anzugeben ist, ob eine freie Wohnung damit verbunden ist, eventuell, zu welcher Stelle sie gehört. Etwaige Wünsche wegen Wiederbesetzung der Stellen können in die Anzeige über Erledigung aufgenommen werden.

Bei Patronatstellen sind die Präsentations-Documente demnächst hierher einzusenden. Da neuerdings über unsere Befugniß, die katholischen Schullehrer anzustellen, Zweifel und Erörterungen entstanden sind, so theilen wir den Herren Pfarrern ein diesen Gegenstand betreffendes Promemoria mit, in Bezug auf welches wir die Gerechtsame des bischöflichen Stuhls durch eine Immediatvorstellung an Seine Majestät unsern allergnädigsten König aufs Neue verwahrt haben.

Es sind Fälle vorgekommen, daß bei Vereidung neu eintretender Schullehrer und Schullehrerinnen ein anderes als das hier beigefügte früher vorgeschriebene Formular zu Grunde gelegt worden ist. Künftig ist die Vereidung nur nach diesem Formulare vorzunehmen.

Münster, den 30. Mai 1845. Der Bischof von Münster, Caspar Max. An sämmtliche Herren Pfarrer im Regierungsbezirke Münster Nr. 1866.

IV.

Ich . . . . . schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß, nachdem ich . . . . . zum . . . . . zu . . . . . bestellt worden, Seiner Königlichen Majestät von Preußen, mei-

nen allergnädigsten Herrn, ich unterthänig, treu und gehorsam seyn, und alle mir vermöge meines Amtes obliegenden Pflichten nach meinem besten Wissen und Gewissen genau erfüllen will. Insbesondere gelobe ich meinen weltlichen und geistlichen Obern willig Folge zu leisten, der mir anvertrauten Jugend den Unterricht in der katholischen Religion treu und gewissenhaft zu ertheilen, sie zu gottesfürchtigen katholischen Christen zu erziehen, ihr mit einem christlichen, erbaulichen Wandel voranzugehen, und mich überall so zu betragen, wie es einem rechtschaffenen, katholischen Schullehrer geziemt, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.

V. Promemoria, die Besetzung der katholischen Schullehrerstellen im Fürstenthum Münster betreffend.

Die Gründe, welche für die Allerhöchste Entscheidung vom 10. Juni vorigen Jahres, „daß das von der Königlichen Regierung zu Münster in Beziehung auf die Anstellung katholischer Elementar-Schullehrer bisher beobachtete Verfahren, nach welchem die Regierung den Landesgesetzen gemäß auch in den Fällen, in denen die Schullehrerstellen vor dem Jahre 1803 von dem Generalvicariate oder den Archidiaconen besetzt worden sind, berufen und ernannt, und in den Fällen, in denen die Schulen dem Patronate einer Gemeinde oder Privatpersonen unterworfen sind, bestätigt hat, fortbestehen bleibe, und das hiermit unvereinbare Verfahren des Bischofs, welcher sich die von der Regierung vollzogenen Bestallungen der Lehrer nachträglich zur Bestätigung habe vorlegen lassen, abzustellen sei", in dem Schreiben des Herrn Ministers der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten, Dr. Eichhorn, vom 2. v. Mts. angeführt worden sind, und deren Beleuchtung die Aufgabe des gegenwärtigen Promemoria ist, sind folgende:

1. Es habe sich ergeben, daß bereits in den Jahren 1804 bis 1806 die hiesige Kriegs- und Domainen-Kammer die Ernennung, respective Bestätigung der Schullehrer auch zu den bis dahin von den Archidiaconen vergebenen Stellen, als zu den landesherrlichen Gerechtsamen gehörig, in Anspruch genommen, und durch Verfügung des Westphälischen Departements des Generaldirectorii d. d. Berlin den 25. Juli 1805 ihr in allen Fällen, wo keine Privatpatrone einträten, ausdrücklich zugewiesen,

und hiernach demnächst verfahren sei, wie in gleicher Weise die Fürsten, welche das Münsterland mit der Krone Preußens theilten, ihre landesherrlichen Gerechtsame auf das Schulwesen geltend machten, und die Schullehrer durch besondere Schulcommissionen bestellen ließen.

Was zunächst den Umstand betrifft, daß die Kriegs- und Domainenkammer die Ernennung, resp. Bestätigung der Schullehrer in den Jahren 1804 bis 1806 in Anspruch genommen hat, so erscheint derselbe ganz unerheblich, da es lediglich darauf ankommen kann, mit welchem Rechte die Kammer diese Befugniß in Anspruch genommen hat, oder in wie fern ihr dieselbe durch die competente Behörde förmlich eingeräumt worden ist.

Als zu den landesherrlichen Gerechtsamen gehörend, konnte diese Einwirkung auf das katholische Schulwesen nicht betrachtet werden, da der Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803, §. 63 die Kirchen und Schulen als Religionsangelegenheit unter die alleinige Obhut der eigenen Religionspartei gestellt, und die desfallsige, durch den Westphälischen Frieden eingeführte Verfassung ausdrücklich bestätigt, dem Landesherrn hingegen daselbst nur das Recht eingeräumt hatte, andere Religionsverwandte zu dulden, und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte einzuräumen; hiergegen konnte auch die Verfügung des Westphälischen Departements vom 25. Juli 1805 rechtskräftig nichts verordnen, ja selbst dem Allgemeinen Landrechte gegenüber konnte sie keine Gültigkeit erlangen, da dieses nach Art. VIII. des Publikationspatents vom 5. Februar 1794 alle wohl erworbenen Rechte geschützt wissen, und nach §. 21 der Einleitung die Provinzialrechte aufrecht erhalten wollte. Um auch nun den landrechtlichen Bestimmungen zu derogiren, hätte jene Verordnung als förmliches Gesetz publicirt werden müssen. Dieß ist aber nicht geschehen, sie ist nicht einmal, so viel aus den dießseitigen Acten constirt, den Archidiaconen und dem Generalvicariate, welche sie zunächst anging, bei ihrem Erscheinen mitgetheilt worden. Dem Generalvicariate wurde dieselbe erst durch die mit der Prüfung der Schullehrer damals beauftragte Landschulen-Commission bekannt, der die Kriegs- und Domainenkammer den Inhalt am 6. Mai 1806 bei Gelegenheit, als der Archidiacon von Sendenhorst die dortige Schullehrerstelle besetzen wollte, mitgetheilt hatte, worauf das Ge-

neralvicariat am 3. Sept. 1806 in der abschriftlich beigefügten Eingabe ausführlich dagegen remonstrirte. Wenn nun in dem Schreiben des Herrn Ministers vom 2. v. Mts. bemerkt wird, daß nach jener Verordnung demnächst verfahren worden sei, so ist dagegen zu erinnern, daß sich ein Verfahren unter der rechtmäßigen Regierung nicht mehr feststellen konnte, da einen Monat nach jener Remonstration die Fremdherrschaft eintrat, und die Centralbehörde in Berlin hinderte, die in derselben niedergelegten, durchaus entscheidenden Gründe, auf welche hier Bezug genommen wird, zu prüfen, und eine Remedur eintreten zu lassen, wie von ihrer Gerechtigkeit zu erwarten war.

Diese letzte Voraussetzung wird noch insbesondere durch den Umstand gerechtfertigt, daß unmittelbar nach der Restauration und dann fortwährend das hier in Rede stehende Recht des bischöflichen Stuhls von den höhern Staatsbehörden und von des Königs Majestät Allerhöchstselbst ohne alles Bedenken förmlich anerkannt worden ist, so daß bloß die hiesige königliche Regierung der Ausübung jenes Rechts Hinderniß in den Weg gelegt hat. Es muß in Bezug auf die frühere Epoche noch bemerkt werden, daß die Kriegs- und Domainenkammer und selbst die fremdherrliche Gewalt die Besetzung der Schulstellen niemals so unbedingt in Anspruch genommen haben, als später die hiesige königl. Regierung. Die Schulstellen wurden nämlich in den Jahren 1803 bis 1810 in der Regel in Folge eines öffentlichen Concurses besetzt, den die Landschulencommission abhalten ließ. Von dieser Commission, deren Präses der Generalvicar war, gingen die Vorschläge zur Besetzung der Lehrstellen aus, die von den weltlichen Behörden, sofern sie ein Bestätigungsrecht für sich in Anspruch nahmen, auch während der Fremdherrschaft berücksichtigt wurden, so daß dadurch das kirchlich-religiöse Interesse materiell gewissermaßen gewahrt war. Erst in den letzten Jahren der Fremdherrschaft sind diese Concurse unterblieben.

Was die Fürsten betrifft, welche das Münsterland mit der Krone Preußen theilten, so gilt von deren landesherrlichen Gerechtsamen in Beziehung auf das Schulwesen dasselbe, was oben über die Ansprüche der Kriegs- und Domainenkammer bemerkt worden, daß sich diese Gerechtsame nämlich nicht auf eine solche Einwirkung auf das katholische Schulwesen ausdehnten. Anlan-

gend dagegen das factische Verfahren dieser Fürsten, so ist bei den ältern Bewohnern des Münsterlandes noch im lebhaften Andenken, welche Willkühr und sogar Gewaltthätigkeit sich die Administrationsbehörden jener Fürsten erlaubten, und wie sie dadurch zahllose Processe beim Rechtskammergerichte hervorriefen, die freilich bei der kurzen Dauer dieser ephemeren Herrschaften ihr Ende nicht erreichen konnten. Dagegen haben die Regierungen von Hannover und Oldenburg, welche gegenwärtig noch Theile des ehemaligen Münsterlandes besitzen, das Recht der geistlichen Obern auf die Besetzung der Schulstellen anerkannt. Im hannöverschen Antheil vergibt der Bischof von Osnabrück selbstständig alle Schulstellen. Zu den Schulstellen im Oldenburgischen werden die Anzustellenden von dem bischöflichen Official zu Vechte theils der landesherrlichen Commission zur Bestätigung vorgeschlagen, theils selbstständig angesetzt.

2. „Es müßte (so heißt es in dem Ministerialschreiben vom 2. v. Mts. weiter) ferner anerkannt werden, daß durch die von der Fremdherrschaft erlassenen gesetzlichen Bestimmungen nicht allein das Ernennungs- und Bestätigungsrecht in Beziehung auf die Schullehrer der weltlichen Behörde zugewiesen, sondern auch jeder Einfluß der geistlichen Behörde auf das Elementarschulwesen ausgeschlossen war. Es konnte hiernach keinem Zweifel unterworfen seyn, daß bei der Wiedervereinigung des Münsterlandes mit dem preußischen Staate der Besitzstand der landesherrlichen Behörden in Beziehung auf die Verwaltung der Schulangelegenheiten und die Ernennung der Schullehrer vollkommen begründet war, der Bischof dagegen keinen vom Gesetze anerkannten Einfluß auf dieselben übte, weßhalb dann auch die königliche Regierung dem Verlangen der bischöflichen Behörde, daß auf die bischöflichen Rechte vor 1803 zurückgegangen werden möge, bei den entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts nicht entsprechen konnte und durfte, auch die Regierungsinstruction vom 23. October 1817 nur von dem gesetz- und verfassungsmäßigen Einflusse der Bischöfe auf die katholische Unterrichtsangelegenheiten redet."

Einige kurze Bemerkungen werden hinreichen, um den aus der fremdherrlichen Gesetzgebung und Verwaltung hergenommenen ersten Theil dieses Arguments zu beleuchten.

a. Angenommen auch, daß fremdherrliche Gesetze, wie die angedeuteten, aber nicht näher bezeichneten, existiren und hier publicirt seyn möchten, was nicht constirt, so ist doch überall anerkannt, daß die fremdherrliche Gesetzgebung in Verfassungsangelegenheiten einen rechtmäßigen Besitzstand nicht begründen kann.

b. Auch faktisch war ein solcher Besitzstand durch die Fremdherrschaft nicht herbeigeführt. Die Kirchenobern haben die in ihrer göttlichen Sendung beruhende Pflicht, unter jeder Regierung die Gerechtsame der Kirche thatsächlich zu handhaben, und die Interessen derselben unter allen Umständen nach Kräften zu fördern. So hat auch die hiesige bischöfliche Behörde zur Zeit der Fremdherrschaft sich der Verwaltung der Schulangelegenheiten, deren Pflege damals mehr als je den Pfarrern und Geistlichen überhaupt überlassen war, keineswegs entzogen. Was insbesondere die Besetzung der Schulstellen angeht, so läßt sich zwar, da die Archidiaconalacten nicht gesammelt und geordnet sind, nicht ermitteln, in wie fern sich die Archidiaconen in der Ausübung ihres Verleihungsrechts jene Zeitperiode hindurch erhalten haben; indeß hat das Generalvicariat an denjenigen Orten, wo dasselbe die Archidiaconalbefugnisse auszuüben hatte, den Besitzstand gewahrt, wie die in den Acten befindlichen Anstellungsdocumente nachweisen.

c. Seit dem Anfange des Jahres 1812 war das hiesige Domcapitel faktisch aufgelöset, und von den Archidiaconen nicht zu erwarten, daß sie ihre Obliegenheiten und Gerechtsame gehörig wahrnehmen würden. Da erkannte der damalige Bisthums-Administrator, der nachherige Erzbischof von Cöln, Graf Spiegel, die Nothwendigkeit, seinerseits die Schulangelegenheiten, und insbesondere die Wiederbesetzung vacanter Schullehrerstellen zu ordnen, forderte den damaligen Normallehrer Overberg am 23. October 1813 zu gutachtlichen Vorschlägen auf, und trat, als dieser sich für die Wiederabhaltung von Concursen aussprach, dieserhalb in Communication mit dem Präfecten des Lippedepartements Grafen Du Saillant. Als indeß mittlerweile die Reoccupation des Landes durch die alliirten Truppen erfolgt war, ließ der Bisthumsadministrator nach vorheriger Rücksprache mit dem damaligen General-Civilcommissarius, nachherigen Oberpräsidenten Freiherrn von Vinke, welcher in seinem Antwortsschreiben vom 30.

November 1813 ausdrücklich sagt, daß die Schullehrer nach Maßgabe der abzuhaltenden Concurse von dem Bisthumsadministrator einzusetzen seien, in Nr. 2 des Münsterschen Intelligenzblattes vom 14. Januar 1814 einen öffentlichen Concurs um die erledigte Schullehrerstelle in Darup ankündigen, und verlieh in Folge dieses Concurses am 16. Febr. 1814 diese Schullehrerstelle dem Schullehrer Damm und die Schullehrerstelle in Holthausen dem Schullehrer Boock. Von diesem Zeitpunkt an war die bischöfliche Behörde auch bei denjenigen Schulstellen, welche früher von den Archidiaconen verliehen worden waren, im Besitze des Anstellungsrechts, und übte es aus, wenn die Archidiaconen, deren Function gesetzlich erst durch die Bulle de Salute animarum aufgehoben wurde, es nicht selbst in Anspruch nahmen. Der weltlichen Behörde gegenüber stand ihnen dabei freilich kein fremdherrliches Gesetz (ein solches kann in dem betreffenden Passus des Ministerialrescripts nur gemeint seyn) zur Seite, auch hätten sie sich schwerlich auf ein solches berufen mögen, wohl aber schützte sie der Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803, dessen fortwährend bindende Kraft die legitime Landesregierung um so weniger in Zweifel ziehen durfte, als anerkannt die Krone Preußen auf Grund dieses Reichsgesetzes das Fürstenthum Münster besitzt. Hiernach war schon lange vor der am 3. Aug. 1816 erfolgten Einsetzung der hiesigen königlichen Regierung sowohl faktisch als rechtlich der Besitzstand für die bischöfliche Behörde verwahrt, und somit hierin kein Grund zu suchen, weshalb derselben die Anstellung der Schullehrer von der königlichen Regierung hätte streitig gemacht werden können.

Einer besondern Beleuchtung bedarf indeß

3. der Einwand, daß die königliche Regierung jenes Recht wegen der entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen des allgemeinen Landrechts der bischöflichen Behörde nicht hätte einräumen können und dürfen, da auch die Regierungsinstruction vom 23. Oct. 1817 nur von dem gesetz- und verfassungsmäßigen Einfluße der Bischöfe auf die katholischen Unterrichtsangelegenheiten rede.

Vorbehaltlich muß hier zunächst bemerkt werden, daß kein Reichsfürst durch Landesgesetze Reichsfundamentalgesetze modificiren konnte, daß mithin, wenn auch im Allgemeinen Landrecht Bestimmungen, wie die hier in Rede stehenden, sich befänden, diese doch auf die im

westphälischen Frieden und im Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 garantirten Rechte der katholischen Kirche keine Anwendung haben würden. Die gesetzlichen Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts, welche dem bischöflichen Anspruche entgegenstehen sollen, sind in dem Schreiben des Herrn Ministers Eichhorn vom 2. v. Mts. nicht näher bezeichnet, es läßt sich mithin aus diesem Rescripte allein nicht entnehmen, welche Gesetzstellen hier gemeint sind, indeß hat die hiesige königliche Regierung am 25. Juli 1840 Abschrift eines von demselben Herrn Minister unter dem 12. Mai ejusdem an den Herrn Bischof von Paderborn in derselben Angelegenheit erlassenen Rescripts mitgetheilt, in welchem, was die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts angeht, lediglich auf den §. 1 des 12ten Titels im II. Theile Bezug genommen wird, in welchem Schulen für Anstalten des Staats erklärt werden. Es ist nun aber allgemein anerkannt, daß dergleichen Definitionen in das Allgemeine Landrecht nicht aufgenommen worden sind, um dadurch die rechtliche Natur einer ganzen Classe historisch überlieferter Institute auf einmal umzustempeln. So wird, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, im Eingange des unmittelbar vorhergehenden 11ten Titels angenommen, daß Kirchengesellschaften durch eine Art freiwilliger Vereinbarung constituirt worden sind, eine Unterstellung, die namentlich zu der Verfassung der katholischen Kirche noch viel weniger paßt, als der Begriff eines nackten Socialvertrages auf die bestehenden Staatsverfassungen. Daß übrigens im §. 1, Th. II, Tit. 12 des Allgemeinen Landrechts nicht hat ausgesprochen werden sollen, daß alle Schulen Anstalten des Staates seien, und daß es keine andere geben könne, geht schon daraus hervor, daß gleich nachher §§. 3 und 4 daselbst von Privatschul- und Erziehungsanstalten die Rede ist. Die katholischen Pfarrschulen sind nun einmal nicht Anstalten des Staates, sondern Anstalten der Kirche, und als solche in Deutschland durch Friedensschlüsse und Reichsgrundgesetze garantirt. Hiernach könnten, wenn man die Sache auch nur von dem privatrechtlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, Folgerungen aus §. 1, Th. II, Tit. 12 auf diese Schulen keine Anwendung finden. Daß aber, was das Recht, die Schullehrer anzustellen, betrifft, aus §. 1 des 12ten Titels überhaupt keine Folgerungen gezogen werden können, geht daraus hervor, daß nach §. 22 desselben Titels die Bestellung der

Schullehrer in der Regel der Gerichtsobrigkeit zukommt, worunter nach der Verfassung der alten Provinzen die Gutsherrschaft zu verstehen ist.

Daß ferner das Allgemeine Landrecht die Befugniß der katholischen Bischöfe, die katholischen Schullehrer anzustellen, nicht hat berühren wollen, wird schließlich noch durch den Umstand bestätigt, daß die Fürstbischöfe von Breslau und Ermland auch nach der Publication des Allgemeinen Landrechts ungestört im Besitze jenes Rechts geblieben sind. Hiernach gehört selbst auf den Grund des Allgemeinen Landrechts (Einleitung §. 21) die Anstellung der Schullehrer jedenfalls zu demjenigen Einflusse, welcher den Bischöfen auf das katholische Schulwesen gesetz- und verfassungsmäßig zusteht, und welchen die königlichen Regierungen nach §. 18 ihrer Instruction vom 23. Oct. 1817 stets gehörig berücksichtigen sollen. Dieser Rechtszustand ist nun auch nach Wiedereinführung des Landrechts und nach Publication der Regierungsinstruction vom 23. Oct. 1817 von den hohen Staatsbehörden und von des hochseligen Königs Majestät selbst fortwährend ausdrücklich anerkannt worden. Namentlich ist dieß durch die Verordnung geschehen, welche zur Hebung der frühern Differenzen zwischen der hiesigen königlichen Regierung und dem Generalvicariate im Jahre 1821 erlassen, und meinem Vorgänger seligen Andenkens am 23. Juni desselben Jahees von dem damaligen Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten, Freiherrn von Altenstein, mitgetheilt worden, und von welcher Abschrift in der Anlage B hier beigefügt ist. In dieser Verordnung ist an drei Stellen von den Schullehrern und dem Schulwesen überhaupt die Rede. Es wird nämlich §. 3 die Disciplinargewalt des Bischofs über die Schullehrer in gleicher Art, wie über die Geistlichen anerkannt. §. 5 wird zu den Schulstellen ganz in gleicher Art, wie zu den Geistlichen- und Küster-Stellen, dem Staate ein Patronatrecht in dem Falle zugesprochen, wenn dieselben früher von aufgelösten Stiftern und Klöstern vergeben wurden; dagegen werden dem Bischofe die von den Fürstbischöfen, seinen Vorfahren und von den Archidiaconen als ursprünglich bischöflichen Stellvertretern verliehenen Stellen obiger Art zur canonischen Verleihung und Verfügung überlassen. §. 6 wird schließlich noch, den Einfluß des Bischofs auf das katholische Schulwesen überhaupt anbelangend, bestimmt,

daß vorläufig die Vorschriften befolgt werden sollen, welche der Entwurf des allgemeinen Schulgesetzes enthält. In der ersten Stelle des §. 3 werden die Schullehrer zu den Kirchenbeamten gezählt, was sie verfassungsmäßig sind, und in der zweiten Stelle §. 5 werden die Schulstellen als res ecclesiasticae anerkannt, welche der Regel nach (Patronate sind Ausnahmen) der freien canonischen Verleihung und Verfügung der Bischöfe unterliegen.

Zur Entkräftung dieses ausdrücklichen Anerkenntnisses wird in dem oft erwähnten Schreiben des Herrn Ministers vom 2. v. Mts. Folgendes angeführt: „Ferner ergab sich aus den actenmäßigen Verhandlungen, daß bei der Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls im Jahre 1821 eine Verfügung von dem verstorbenen Fürsten Staatskanzler ergangen, und unter dem 23. Juni 1821 den dortigen Behörden mitgetheilt worden war, welche auch jene Differenz berührt, und theils über die Besetzung der früher von den Archidiaconen besetzten Schulstellen sich aussprach, theils hinsichtlich des bischöflichen Einflusses auf das katholische Schulwesen im Allgemeinen bestimmte, daß vorläufig die Grundsätze befolgt werden möchten, welche der Entwurf des allgemeinen Schulgesetzes für die preußischen Staaten enthalte."

„Da solche Bestimmungen eine ausdrückliche Aufhebung der bestehenden Gesetze voraussetzen, mithin nur von dem Landesherrn selbst ausgehen konnten, jener Entwurf aber später weder die Königliche Genehmigung erhalten, noch auch überhaupt ein anderes allgemeines Schulgesetz erlassen worden ist, so mußte die fortdauernde Anwendbarkeit jener das Schulwesen betreffenden Bestimmungen in der Verfügung vom 23. Juni 1821 um so mehr in Frage gestellt werden, als sich ergab, daß dieselben niemals ausgeführt worden sind, und der damalige Fürstbischof von Münster eben so wenig als sein Provicar und nachmaliger Generalvicar Zur Mühlen die eigene Besetzung von Schulstellen in Anspruch genommen, sondern sich auf die Theilnahme an den Prüfungen der Lehrer beschränkt hat."

Was in diesem Passus dem bischöflichen Verleihungsrechte in Bezug auf die Schulstellen entgegengesetzt wird, reducirt sich auf die beiden folgenden hier unter Nr. 4 und 5 zur Erörterung kommenden Punkte.

4. Die Bestimmungen über das Schulwesen in der Verord-

nung vom 23. Juni 1821 haben, da dieselben eine ausdrückliche Aufhebung der bestehenden Gesetze voraussetzen, nur von dem Landesherrn selbst ausgehen können: der Entwurf des allgemeinen Schulgesetzes habe aber später die Königliche Genehmigung nicht erhalten, noch sei überhaupt ein allgemeines Schulgesetz erlassen worden. Es ist hierbei zu bemerken:

a. daß in der Verordnung vom 23. Juni 1821 §. 5 über das Verleihungsrecht in Bezug auf die katholischen Schulstellen ganz unabhängig von dem zu erlassenden allgemeinen Schulgesetze definitiv entschieden, und

b. daß die Entscheidung von dem Landesherrn selbst ausgegangen ist. In dem Schreiben des Herrn Ministers Freiherrn von Altenstein vom 23. Juni 1821, durch welches die hier in Rede stehende Verordnung dem Herrn Fürstbischofe von Corvey und Bischofe von Münster mitgetheilt worden, heißt es ausdrücklich, daß die Differenzpunkte Seiner Majestät vorgetragen, und die Entscheidung nach dem in den älteren Provinzen bestehenden, durch die Erfahrung bewährten Rechte erfolgt sei. Abschrift dieses Schreibens ist in der Anlage C hier beigefügt. Hätte nun auch diese Entscheidung mit älteren Gesetzen in Widerspruch gestanden, so würde durch die Autorität des Landesherrn eine Ausnahme von jenen Gesetzen begründet worden seyn.

c. Die Entscheidung bedurfte indeß, so weit sie die Anstellung der Schullehrer betrifft, der landesherrlichen Sanction nicht, weil sie, wie vorhin gezeigt ist, mit den bestehenden Gesetzen, als namentlich mit dem Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803, welcher als Grundgesetz für das Fürstenthum Münster unter Preußischer Herrschaft zu betrachten ist, und mit dem Allgemeinen Landrecht nicht allein nicht in Widerspruch steht, sondern in diesen Gesetzen selbst schon ausgesprochen ist. Auch wurde durch jene Entscheidung in der bestehenden Praxis nichts geändert, da das bischöfliche Verleihungsrecht in Bezug auf die Schulstellen, seit der Reoccupation des Landes ausgeübt, gerade damals in der frischesten Observanz war. Die Bestallungen der in den vorhergehenden Jahren angestellten Schullehrer befinden sich sämmtlich in den Acten des Generalvicariats.

5. Als weiterer Grund, weßhalb die fortwährende Anwendbarkeit jener Entscheidung vom Jahre 1821 zweifelhaft seyn soll,

wird angeführt, daß dieselbe niemals ausgeführt worden, und der damalige Fürstbischof von Corvey und Bischof von Münster so wenig, als sein Provicar und nachmaliger Generalvicar Zur Mühlen, die eigene Besetzung von Schullehrerstellen in Anspruch genommen habe. Diese Behauptung ist eben so auffallend, als mehrere andere, die im Vorhergehenden schon zur Erörterung gekommen sind. Der Herr Fürstbischof Freiherr von Lüning, und in seinem Namen der Provicar und nachheriger Generalvicar Zur Mühlen haben die eigene Besetzung der katholischen Schullehrerstellen nicht allein jederzeit in Anspruch genommen, sondern diese Stellen wirklich besetzt, wie die bischöflichen Acten nachweisen. Zum Belege habe ich vierzig solcher Fälle aus den verschiedenen Jahren dieser Verwaltungsperiode nach den in den betreffenden Specialacten befindlichen Anstellungsurkunden verzeichnen, und in einer Nachweise zusammenstellen lassen, welche ich in der Anlage D hier beifüge. Die Nachweise enthält, außer dem Namen des Angestellten und der Bezeichnung der Schule, das Datum der Anstellung und die Nummern des Journals, unter welchen die Bestallungen ausgefertigt sind. Die Form dieser Documente ist im Wesentlichen überall gleich, nur erfolgten einige Anstellungen zuerst provisorisch, andere gleich definitiv. Zur Veranschaulichung der Anstellungsform werden zwei Bestallungen in Abschrift hier beigefügt.

Der Fürstbischof Freiherr von Lüning und sein Provicar Zur Mühlen fanden bei ihrem Amtsantritte die geistliche Behörde im Besitze des Anstellungsrechts in Bezug auf die Schullehrer. Es wäre sehr zu verwundern gewesen, wenn sie dieses Recht nicht in jedem vorkommenden Falle in Ausübung gebracht hätten, nachdem dasselbe durch die Verfügung vom 23. Juni 1821 noch so ausdrückliche Bestätigung gefunden hatte. Eben so wenig konnte ich bei meinem am 4. April 1826 erfolgten Antritte der bischöflichen Würde daran denken, daß mir die Ausübung eines in frischer Observanz befindlichen Rechts hätte streitig gemacht werden wollen. Dennoch geschah dieses schon in demselben Jahre und im Anfange des Jahres 1827, namentlich bei den Schulstellen in Holthausen und in Vinnum, Kirchspiels Olfen, von der hiesigen königlichen Regierung. Ich remonstrirte dagegen, und die königliche Regierung schien sich dabei zu beruhigen, trat indeß in an-

dern Fällen mit ihren Ansprüchen wieder hervor. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß dieselbe schon früher katholische Schullehrer angestellt habe und noch anstelle. Ich wandte mich dieserhalb an den Herrn Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke unter dem 2. Juni 1826, und als ich von demselben eines Erinnerungsschreibens vom 2. August desselben Jahrs ungeachtet keine Antwort erhielt, unter dem 26. October 1826 und 18. April 1827 an den Herrn Minister Freiherrn von Altenstein, ohne auch hierauf eine Rückäußerung zu erhalten. Inzwischen hatte durch eine von demselben Herrn Minister am 22. März 1827 an sämmtliche Provincialbehörden der Monarchie erlassene Circular-Verfügung, von welcher Abschrift unter Anlage F beigefügt ist, mein Anstellungsrecht im Wesentlichsten auf's Neue Anerkennung und Bestätigung gefunden, nur mit der Einschränkung, daß die Bischöfe, denen observanzmäßig die Anstellung der katholischen Schullehrer zusteht, gehalten seyn sollen, von jeder provisorischen Anstellung der betreffenden königlichen Regierung Anzeige zu machen, und die definitive Anstellung nur unter vorheriger Genehmigung und Bestätigung der Regierung zu verfügen.

Auch diese wiederholte Entscheidung ließ die hiesige königliche Regierung unbeachtet, sie hinderte vielmehr wiederholt die von mir angestellten Lehrer durch die Polizeigewalt an der Besitzergreifung der ihnen verliehenen Stellen, und setzte andere Individuen in dieselben ein. Auf meine desfallsigen Beschwerden bei dem Herrn Minister von Altenstein vom 25. April 1828 und 28. April 1829 erfolgte keine Rückäußerung. Ich konnte natürlich mein Recht weder aufgeben, noch die Ausübung desselben einstellen, während die Regierung ihrerseits im Widerspruche mit sämmtlichen höhern Weisungen zu handeln fortfuhr. Ein solcher Zustand konnte nur die Folge haben, daß das Vertrauen zu den vorgesetzten Behörden untergraben, und Verwirrung und Anarchie vorbereitet wurde. Mir hatte es jederzeit sehr am Herzen gelegen, bei Verwaltung der Schulangelegenheiten im freundlichen Einverständnisse mit der königlichen Regierung zu handeln, da ich mir im Innersten bewußt war, eben so sehr im Interesse des Staats als der Kirche das Unterrichtswesen, dem von jeher meine Neigung zugewendet war, zu fördern. Deshalb hatte ich auch, was früher von meinem Vorgänger und dem Generalvicar Zur Mühlen nicht

Digitized by Google

geschehen, auch nicht vorgeschrieben war, der königlichen Regierung jederzeit von den meinerseits verfügten Anstellungen von Schullehrern Nachricht gegeben. Bei dieser Gesinnung und um die fortdauernde Verwirrung in den Gemeinden zu heben, war es mir angenehm, daß die königliche Regierung am 29. Januar 1831 sich erbot, bei der Anstellung der Schullehrer ein gemeinschaftliches Verfahren eintreten zu lassen, welches dahin verabredet wurde, daß über die anzustellenden Personen im Voraus eine Einigung getroffen, und dieselben dann unter Concurrenz beider Behörden ins Amt gesetzt werden sollten. Die königliche Regierung befragte mich zwar von nun an um meine Zustimmung in Bezug auf die anzustellenden Personen, fertigte aber dann ohne weitere Concurrenz von meiner Seite Bestallungsdocumente für die Schullehrer aus, weßhalb ich die Schulinspectoren anwies, mir diese Documente, ehe sie den Angestellten eingehändigt wurden, zur Bestätigung einzureichen, welches mir die kürzeste und einfachste Form zu seyn schien. Eine solche Bestätigung oder die Ausfertigung einer besondern Bestallung war nothwendig, nicht allein zur Bewahrung meines Rechts, sondern auch damit die katholischen Schullehrer in den rechtmäßigen Besitz ihrer Stellen gelangten, und die Einkünfte derselben ruhigen Gewissens genießen konnten. Als indeß die königliche Regierung am 30. August 1839 die Form der Bestätigung als unangemessen bezeichnete, und das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ihr hierin beistimmte, habe ich sofort davon Abstand genommen, und die hergebrachte Form wieder eintreten lassen, nach welcher den Schullehrern meinerseits besondere Anstellungsdocumente ausgefertigt werden. Um die frühern Collisionen nicht wieder hervorzurufen, habe ich diese Anstellungsdocumente bisher nur dann ausgefertigt, wenn eine Vereinigung mit der königlichen Regierung über die anzustellenden Personen erfolgt war, und der Regierung dabei auch die Initiative überlassen.

Aus den im Vorhergehenden erörterten Gründen, wie sie gegenwärtig meiner Anstellungsbefugniß entgegengestellt werden, geht indeß hervor, wie leicht ein sonst unbestrittenes Recht bloß deßhalb angefochten werden mag, weil man, sei es auch nur aus Liebe zum Frieden, nicht den vollen, uneingeschränkten Gebrauch von demselben macht. Ich muß darin die dringendste Aufforderung erkennen, die Gerechtsame des bischöflichen Stuhls auch durch die ungeschmälerte Ausübung derselben meinen Nachfolgern zu sichern, so wie sie mir von meinen Vorgängern überliefert sind.

Münster, den 30. Mai 1845. Der Bischof von Münster, Caspar Max. Steinbicker, Secrt. An den Freiherrn von Wendt als Patron der Schule zu Diestette Hochwohlgeborn in Crapenstein. Im bischöflichen Auftrage. Beckum den 2. Juli 1845. Der Landdechant Hagemann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google